Karl Weissenfeld.

Ein Lesebuch
für Mütter, angehende Erzieher
und junge Leute.

Erster Theil.

Mit Kupfern.

Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung.
1778.

[Stroth, Friedrich Andreas]
V/

Bey der unübersehbaren Menge der Romane, weis ich doch nicht ob die Zahl derer sehr groß sey, die man allen jungen Leuten ohne Bedenken in die Hände geben kann. Jungen Leuten? — Warum nicht? werden manche sagen: Jungen Leuten? — Die müssen gar keine Romanen lesen; sagen andre. Mir scheinen unsre Moralisten, wohin ich einen Theil der Verfasser von Romanen mit rechne, über diesen Punkt theils ein zu weites, theils ein zu enges Gewissen zu haben. Wenn ich das als richtig voraussetzen darf, [redacted] Wegner in dem Briefe an seine Schwester S. 259. u. f. hievon sagt; [redacted] der Mühe überhoben seyn, den erstern zu antworten. Ich muß gestehn, daß ich mich noch nicht genug überzeugen kann, daß ein Roman, dessen Hauptgegenstand Liebe, und alles das, was dieselbe interessant macht, ist, jungen Leuten überhaupt genommen nützlich, oder auch nur für einen grossen Theil derselben, zumal für die Karl Weissenfelde unschädlich sey; wenn wir anders die jungen Leute nehmen, wie sie sind, und nicht wie sie seyn sollten. Eben dies Letztere müßten aber auch diejenigen thun, welche be-

haupten, daß junge Leute gar keine Romane lesen sollten; wären sie, wie sie seyn sollten, so würde ich selbst dieser Meynung seyn, und dem, der mich früge, was er lesen sollte? nicht dies Buch, (das denn auch vielleicht sein Daseyn nicht erhalten hätte) sondern Spaldings Bestimmung des Menschen, Basedows praktische Philosophie, Gellerts Moral, Robertsons Geschichte von Amerika oder ein anderes gutes historisches oder geographisches Buch vorschlagen. Allein da bey der jetzt herrschenden Denkungsart dieser Rath von vielen nicht dürfte befolgt werden, da die meisten gegen starke und nährende Speisen, und noch mehr gegen Arzneyen einen zu starken Ekel bey sich empfinden, und nichts als Confitüren wollen, so muß man sich wohl etwas in die Leute schicken, und den Strom, den man nicht aufhalten kann, nur dahin zu leiten suchen, wo er am wenigsten Schaden thut. Man bediene sich der Neigung der Leute, man brauche Confitüren zu einem Vehikel, worunter ihnen nährende und stärkende Sachen, und verschiedene Heilmittel beygebracht werden, und stelle sie unter ihr übriges Naschwerk, vielleicht greift mancher von ohngefähr darnach, und kurirt wider seine Absicht einigermaßen seinen Magen. Dieser Gedanke brachte mich zu dem Entschluß, das vorliegende

Buch zu schreiben, und in demselben die unglücklichen Folgen einer schlechten, fehlerhaften Erziehung und eines unmoralischen Verhaltens, nebst dem Gegentheil so anschauend als möglich darzustellen, und so viel möglich allerley nützliche, besonders pädagogische Kenntnisse und Regeln mit unterzustreuen, zugleich aber alles zu vermeiden, was auch nur verdorbnen Herzen Gelegenheit zur Erhitzung und Ausschweifung ihrer Imagination geben könnte; kurz, so viel möglich den Plan zu befolgen, den der Kammerrath Wegner vorgezeichnet hat. Ich sehe es voraus, daß manchen ein Roman, dessen Hauptgegenstand keine ausführlich entwickelte Liebesgeschichte ist, todt und öde zu seyn scheinen wird, und daß es andern verdrießlich seyn wird, eine so lange Geschichte von Kinderjahren zu lesen, die für sie, weil sie dem Alter nach über dieselben weg sind, wenig anziehendes hat: allein für beyde Gattungen ist dies Buch nicht geschrieben; und da beyde ohnehin Bücher genug haben, die nach ihrem Geschmack seyn werden, so werden sie es mir weder verdenken, noch für einen Fehler anrechnen können, daß ich für sie nicht geschrieben habe: irgend ein Recensent wird ihnen dies wohl voraus sagen, und so behalten sie ihr Geld, kaufen und lesen das Buch nicht, und wir bleiben gute Freunde. Auf blendenden Witz, muntre Laune und

drollichte Einfälle habe ich von Kindesbeinen an Verzicht gethan, und thue es hier noch einmal öffentlich; ich hoffe auch dergleichen nicht affektirt zu haben, da ich weis, welchen jämmerlichen Anblick es macht, wenn man etwas seyn will, was man nicht ist. Wer also mein Buch zur Hand nimmt, um sein Zwerchfell zu erschüttern, dem rathe ich, es den Augenblick wieder wegzulegen; weil er sich sonst in seiner Erwartung betrogen finden würde.

Verständige Leute werden nicht bey dem Vehikel stehn bleiben, sondern auf die Sache sehn, die darunter mitgetheilt wird; nicht fragen, schmeckt das Zuckerbrod so gut als Anders, das weiter nichts seyn soll als Zuckerbrod? sondern wird ein gutes nährendes Mittel darunter gegeben, und ist so viel Zucker hinzugethan, daß es damit hinlänglich überzogen worden? Sie werden diesen Roman nicht mit solchen, die bloß zur Unterhaltung dienen, und weiter nichts seyn sollen als Roman, zu seinem Nachtheil vergleichen, sondern vielmehr bey ihrer Beurtheilung die Gattung von Lesern mit in Betrachtung ziehn, für die er bestimmt ist.

Geschrieben an meinem Namenstage
1778.

Karl Weissenfeld.

Erster Band.

Karl Weiſſenfeld wurde im September des Jahrs 1740, auf einem Dorfe unweit Magdeburg, das ſeinem Vater zugehörte, geboren. Sein Vater, der Hofrath Elias Weiſſenfeld wurde für den reichſten und zugleich für den ſonderbarſten Mann im ganzen Herzogthum gehalten, und ſeine Mutter für die eitelſte und ſtolzeſte Frau. Man wird das letztere ſehr begreiflich finden, wenn man weiß, daß ſie die Tochter eines Handſchuhmachers geweſen, verſchiedene Jahre lang eine deutſche Franzöſinn vorgeſtellt, und auf einmal durch ihren Mann, den ſie durch ihre Lebhaftigkeit, aufgeräumtes Weſen, und ausgebreitete Beleſenheit, verbunden mit einigen nicht ganz unbeträchtlichen Reizen des Geſichts und Wuchſes gefeſſelt hatte, Frau Hofräthin, und Beſitzerin eines anſehnlichen Vermögens wurde. Um ſich einigermaſſen dafür ſchadlos zu halten, daß ihr Mann ſelbſt nicht von Adel war, ließ ſie ſich von den Bauern auf den Gütern ihres Mannes, gnädige Frau nennen, entzog ſich allen bürgerlichen

Gesellschaften, und drängte sich zu den Kränzchen und Piqueniques der Adelichen, die bey allem heimlichen Spott, sie doch gerne unter sich litten, und äusserlich hervorzogen, weil sie sich die Ehre ausgebeten, daß das Kränzchen immer eine Woche um die andre in ihrem Hause gehalten würde, und sich erbotten hatte, zu den Piqueniques allemal zwo Schüsseln, das Gebackene und den Wein zu geben. Bey dieser anscheinenden Verschwendung, dem Opfer, das sie ihrem Stolz brachte, war sie doch nichts weniger als freygebig oder in Ansehung des Geldes edeldenkend; vielmehr bezahlte sie allen Pöbel, wie sie ohne Unterschied alle Bürgerliche, die nicht so viel Geld als sie, und keinen Umgang mit dem Adel hatten, zu nennen pflegte, sehr schlecht. Mit dem Arzt wurde allemal gehandelt, wie mit einem Juden, und wenn seine Rechnung zwanzig Thaler betrug, wurden ihm anfänglich vier Dukaten, dann fünfe geboten, und zulezt erhielt er mit genauer Noth sechse: etwas aber muste er allemal fallen lassen. Die Musikanten und andre Leute, die uns für Geld ein glückliches Jahr wünschen, bekamen niemals über zwey Groschen, und der Prediger nie über acht Groschen zum Beichtpfennig. Ueberhaupt hatte oder affektirte sie Haß und Verachtung gegen den geistlichen Stand; theils weil sie glaubte, daß dies mit zur vornehmen Lebensart gehörte, theils weil sie aus der Lectüre ver-

schrebener neuerer Schriften, deistische Grundsätze eingesogen hatte, und es sich zur Ehre rechnete, dieselbe bey aller Gelegenheit äussern zu können. Sie war ferner nicht allein karg bey allen rechtmässigen und schuldigen Ausgaben, sondern sie war auch geizig genug um auf allerley niederträchtige Art etwas zu erobern. Die ausserordentliche Güte ihres Bruders, des Kammerrath Wegners in Stralsund, der sich durch seinen thätigen Fleiß, Geschicklichkeit und Verdienste, Ehre und ein ansehnliches Vermögen erworben hatte, suchte sie auf allerley Art zu benutzen, und, so wenig sie es auch nöthig hatte, von ihm von Zeit zu Zeit etwas zu erhalten. Der folgende Brief, den ich nebst seiner Antwort beyfüge, mag ein Beweis davon seyn.

An Herrn Kammerrath Wegner.

Magdeburg den 4. August.

Lieber Bruder,

Du wirst mir hoffentlich verzeihen, daß ich Deinen lezten lieben Brief so lange unbeantwortet gelassen, und mir gewiß glauben, daß nicht Mangel der Zärtlichkeit gegen Dich mich vom Schreiben abgehalten. Ich weiß, wie drückend Deine Geschäfte sind, und würde mir ein Gewissen daraus machen, Dich öfter als ich thue, darin zu stören, und Dich zu nöthigen, mehr Zeit, als Du denselben entziehen

kannst, auf Briefe an mich zu verwenden; so lieb mir auch jede Zeile von Deiner Hand ist. Ueberdem, wenn man doch einmal das Porto daran wendet, so muß man auch etwas Wichtiges sich zu schreiben haben, und daran hat es mir bis jezt gefehlt. Was das Porto für eine verdrießliche Ausgabe sey, wißt ihr Mannsleute so nicht; ihr schreibt die Briefe, und die Frau muß dann den Beutel ziehn, das Porto zu bezahlen. Mein Mann hat ohnehin eine so starke Korrespondenz, daß ich keine Woche mit zwey Louisd'or reiche. Ich merke dies zwar Gottlob bey unsern guten Umständen nicht; indessen wirft man doch nicht gerne Geld weg, wenn man so wenig Vortheil davon hat, als beym Briefschreiben ist. Da sich aber jezt die gute Gelegenheit ereignet, daß der Herr General von L *, ein vertrauter Freund meines Mannes, der uns beständig an den glänzendsten Gesellschaften, die er in seinem Hause hält, Theil nehmen läßt, und mich vor allen Adelichen distinguirt, seinen Bedienten nach der Insel Rügen schickt, um ihm von dorther einige Pferde zu holen, so habe ich sie nicht vorbey lassen können, ohne an Dich, bester Bruder, ein paar Worte mitzugeben, und mich nach Deinem Befinden zu erkundigen.

Wir sind hier alle heiter und vergnügt, besonders Dein kleiner Pathe, unser lieber englischer Karl, der nun bald ein Jahr alt ist, und uns von

Tag zu Tage mehr Freude macht. Ich weiß nicht, womit ich es um Gott verdient habe, daß er mich erstlich so glücklich gemacht, mir einen Sohn zu geben, und keine Tochter. Ich bedaure immer die Leute recht herzlich, denen diese unglückseligen Geschöpfe geboren werden. Es glückt nicht allen so, wie es mir und meiner Schwester geglückt ist; und was soll denn so ein armes Mädchen hernach anfangen, wenn es sitzen bleibt, und ein Spott der Mannspersonen wird? Ich kenne fast keine lächerlichere Kreatur, als eine alte Jungfer. Fürs andre hat mich Gott so glücklich gemacht, mir so einen lieben, schönen und artigen Sohn zu geben, auf dessen Gesicht schon die weiche Seele recht abgemahlt ist; und dessen Augen mir es schon sagen, daß er sich recht gut wird ziehn lassen. Gottlob! daß er kein Starrkopf ist, wie unser Julius, über den ich mich beständig ärgere; der wird so recht, wie seine verstorbene Mutter war. Ich werde ihn aber unterzuhalten suchen, und dahin sehn, daß ihm sein böser Wille nicht geschehe. Er darf schon jezt in meiner Gegenwart nicht mukſen; und ich freue mich, daß mein lieber Mann so vernünftig ist, und mir treulich beysteht. Manche Väter würden das nicht thun, sondern lieber die Kinder erster Ehe gegen die Frau in Schutz nehmen. Welch ein Glück für mich, daß mein Mann eine bessere Denkungsart hat! Es ist auch mein täglicher Wunsch, daß mein

lieber Karl einmal eben so werden möge: ich kenne kein vollkommner Muster, als er ist. Wenn Du uns doch einmal so glücklich machtest, uns zu besuchen! Du würdest Deine Herzensfreude über den kleinen allerliebsten Jungen haben, wenn Du ihn sähest so artig sitzen und mit dem goldnen Schaupfennig spielen, den Du ihm zum Pathengeschenk überschickt hast. Dies scheint ihm das angenehmste zu seyn, was im ganzen Hause ist, und wenn er mit nichts stille zu machen ist, gleich wird das Goldstück von dem lieben Onkle gebracht, so hört er den Augenblick zu weinen auf. Ich werde ihn auch, sobald er es verstehn kann, mit dem gütigen Mann bekannt machen, von dem es herrührt, und ihm die zärtlichste Liebe gegen denselben einflössen. Er soll dich noch einmal im Alter pflegen, und Sohns Stelle bey Dir vertreten, wenn Du bey Deinem Weiberhaß bleibst, und selbst keine Familie bekömmst.

Eben jezt kommt der Bediente und will den Brief abholen; ich werde ganz gewiß durch ihn wieder einige Zeilen von Deiner lieben Hand erwarten. Erzeige mir die Gefälligkeit, mir durch ihn ein paar geräucherte pommerische Gänse zu überschicken; er wird das Geld dafür wohl auslegen. Ich würde es ihm mitgegeben haben, wenn

ich wüßte, wie viel sie kosteten. Lebe wohl, bester Bruder! und vergiß nicht

Deine Dich zärtlich liebende Schwester
Karoline Weissenfeldin
geborne Wegnerin.

*

An Frau Hofräthin Weissenfeld.

Stralsund den 16ten August.

Liebe Schwester,

Wenn doch der Hr. General von L* sich recht oft Pferde von Rügen kommen liesse, so hätt' ich doch noch dann und wann das Vergnügen einen Brief von Dir zu lesen. Meine Geschäfte sind nicht so ausgebreitet, daß sie mir nicht zu meiner angenehmsten Erholung, zum Briefelesen Zeit genug übrig lassen sollten. Und was das Porto betrift, so ist das ja so eine Kleinigkeit, daß es mich Wunder nahm, dessen von Dir erwähnt zu sehn. Freylich zwey Louisd'or wöchentlich für Porto ist schon ansehnlich, aber so muß sich auch Deines Mannes Korrespondenz seit zwey Jahren, da ich ihn zum leztenmal sprach, gewaltig vermehrt haben. Indessen, liebe Schwester, wenn Dir die Ausgabe des Porto zu schwer wird, so schicke Deine Briefe nur getrost unfrankirt an mich; Du sollst dennoch die meinigen Franko haben; ob ich gleich meine Briefe selbst bezahle, und keine Frau

habe, die es für mich thut. So viel ich aber weiß, thust Du es ja auch aus Deines Mannes Kasse, der allein für die Anfüllung derselben sorgt. Aufrichtig zu sagen, in dieser Art von Klagen, die viele Frauen gerne zu führen pflegen, daß sie für die Männer bezahlen müssen, da sie doch, richtiger zu reden, wenn sie die Kasse des Hauses führen, nur auszahlen, und diese Auszahlung mit Vergnügen an den Galanteriehändler oder Juwelier verrichten, siehst Du Eine der neun und neunzig Ursachen, die mich bisher vom Heyrathen abgehalten haben.

Die Nachrichten von dem Wohlbefinden Deines Hauses, und Deines Sohns insbesondere habe ich mit ausserordentlichem Vergnügen gelesen. Aber, liebe Schwester, ich muß Dir auch offenherzig gestehn, daß mir manche darunter gemischte Gedanken gar nicht gefallen haben. Z. E. Du wüßtest nicht, womit Du es um Gott verdient hättest, daß er Dir einen Sohn gegeben. Man stellt sich bey solchen Gedanken den Unendlichen ziemlich menschlich vor, und glaubt, man thue ihm durch dies oder jenes einen Gefallen, dafür er uns denn wieder Etwas gebe; und man mag es nun aus affektirter Demuth bloß sagen, oder wirklich nichts bey sich finden, das einer solchen Bezahlung werth gewesen, so ist man doch eigenliebig genug heimlich bey sich zu denken: Gott thut das doch nicht ohne

Ursache, er muß doch wohl wissen, daß ich es werth sey, und ich muß in seinen Augen wohl besser seyn, als ich selbst glaube. Es ist ein Vorurtheil, wenn man glaubt, Gott gebe uns um unsertwillen Kinder, und wenn man den Bekinderten überhaupt für glücklicher hält, als den Kinderlosen. Es ist ein häßliches Vorurtheil, wenn man nur dann glaubt Gutes von Gott empfangen zu haben, ihm nur dann Dank schuldig zu seyn, wenn seine Fügungen gerade mit unsern Planen übereinstimmen. Gott läßt die Menschen um der Welt, und seiner grossen Absichten willen, die er durch sie in der Welt ausführen will, geboren werden, und ihre Existenz ist, wie alle seine Fügungen ein Gutes; nur dann wird es auch für uns ein Gutes, wenn wir es dafür erkennen, und uns deswegen glücklich schätzen. Kein äusserlicher Zustand in der Welt ist, an sich betrachtet, glücklicher als der andere, der Unterschied erwächst aus dem verschiednen Maaß von Zufriedenheit, und Disposition sich nicht selbst ein Ideal äusserlicher Glückseligkeit vorzuzeichnen, sondern in dem jedesmaligen Zustande, worin man sich befindet, das Gute, was derselbe wirklich hat, aufzusuchen und seine Betrachtung damit zu beschäftigen, hingegen das Unangenehme, was man darin zu finden glaubt, so viel möglich vor sich selbst zu verheelen. Wenn wir das Wahre von dem Blendenden unterscheiden, so ist der zufriedne Bettler

unendlich glücklicher als der unzufriedne Fürst. Wenn Du Dich also, meine gute Schwester, in dem Besitz eines Sohns glücklich findest, so ist es ein Glück für Dich, nur hast Du gar nicht Ursache, die Leute zu bedauern, welchen Gott Töchter geschenkt hat, am wenigsten dieselben unglückseelige Geschöpfe zu nennen; ein Ausdruck, der Dir wohl nur aus Uebereilung entwischt ist. Vielleicht wärst Du nicht in diese, vielleicht wohl gar in die entgegengesezte Uebereilung gerathen, wenn Du statt eines Sohns, eine Tochter geboren hättest. Du weißt, daß ich kein Freund Deines Geschlechts bin, aber dennoch bin ich überzeugt, daß es zum Glück der Welt eben so wesentlich nothwendig sey, als das unsrige. Ich weiß gewiß, daß Du eine Apologie Deines Geschlechts von mir gerne lesen würdest, selbst wenn ich die alten Jungfern in Schutz nähme, aber ich will Dich jezt nicht damit aufhalten, da ich, mit Deiner Erlaubniß, Dir noch verschiedne Dinge, die Erziehung Deines Sohns betreffend, zu sagen habe. Erziehung? — wirst Du voll Verwundrung fragen, wenn ich Dich anders recht kenne; was ist denn an einem Kinde, das noch nicht ein Jahr alt ist, zu erziehn? — ja wohl, liebe Schwester, ist daran zu erziehn, wenn Dir anders die nach einigen Jahren anzufangende Erziehung nicht mißlingen, oder unendlich saurer werden soll. Der halbjährige, noch sprachlose Säug-

ling, fängt es schon an zu merken, ob er über die Eltern, oder diese über ihn herrschen; und wehe! wenn er, wie gewöhnlich, das erstere merkt: wenn er, auf jedes Geschrey, alles, wornach er greift, erhält, und alles, was er nicht leiden kann, bey Seite geschaft wird; wenn ihm, so oft er will, zugeredet und vorgesungen wird. Er mag so weich seyn als er will, und so leicht gute als böse Eindrücke annehmen, so werden doch die leztern um nichts weniger schlimme Folgen haben. Ich kann Dir überhaupt darin nicht beypflichten, daß Du Dich aus dem Grunde glücklich schätzest, weil Dein Sohn, wie Du glaubst, ein weiches und lenkbares Herz hat; und daß Du die festern Seelen, oder Starrköpfe, wie Dich, Deinen Stiefsohn zu nennen, beliebt, so geradezu verurtheilst. Es kommt wirklich bey beyden auf die Erziehung, und hienächst bey dem erstern noch auf die ganze Reihe von Situationen an, worin er sich in den ersten fünf und zwanzig Jahren seines Lebens befindet, ob die allgemeinere Grundlage seines Charakters ihn zum guten glücklichen Mann macht, oder nicht. Ich glaube auch, daß bey gleicher Fähigkeit und Geschicklichkeit eines Erziehers, er mit mehrerer Leichtigkeit und Zuverlässigkeit aus dem sogenannten Starrkopf, einen guten, brauchbaren und glücklichen Mann machen wird, als aus dem Weichling.

Freylich läßt sich, dem Ansehn nach, mit diesem bey der Erziehung viel leichter und besser umgehn; man hat nicht viel Mühe, ihn dahin zu bringen, daß er das thut, was wir wollen; seine Denkungsart nimmt bald die Form der unsrigen an, und weil wir so gar gerne das Muster der Vollkommenheit an uns selbst zu nehmen pflegen, so glauben wir dann treflich viel ausgerichtet zu haben, wenn wir das liebe Kind uns so ähnlich, und unsern Grundsätzen so gemäß denken sehn. Er ist aber nicht sobald aus unsern Händen in die Hände des Verführers gefallen, so nimmt er dessen Handlungsart eben so leicht an, als die unsrige, und alle gute Grundsätze, die wir ihm beygebracht, verlöschen eben so bald, als er sie angenommen. Bey der Bildung eines unbiegsamern Charakters treffen wir freylich unzählige Schwierigkeiten mehr an, und müssen unendlich mehr Mühe und Behutsamkeit anwenden, weil die bösen Eindrücke, die auf denselben gemacht werden, nicht leicht wieder auszulöschen sind; gelingt es uns dagegen aber auch, ihn früh genug, gute Grundsätze nicht mechanisch lernen, sondern begreifen und denken zu lassen, so können wir hernach auch desto sicherer davon seyn, daß sie Früchte bey ihm tragen, und er sie so leicht nicht wieder ablegen wird.

Wie soll man es denn aber mit einem weichen Herzen machen, wirst Du vielleicht fragen, um dasselbe vor den übeln Folgen der Anlage seines Charakters zu bewahren? Ich glaube, daß hier die körperliche Erziehung das meiste und das beste thun müsse. Gieb Deinem Sohn die Brust nicht zu reichlich; laß ihn, wenn er essen kann, nicht zu viel und nicht zu nahrhafte Speisen geniessen; mehr Gemüse, als Fleisch und Milch; und auch davon nur so viel als zur Erhaltung des Lebens und der Kräfte des Körpers nöthig ist. Gieb ihm kein Bier, Kaffee oder Thokolate, sondern Wasser zu trinken. Halte seinen Körper nicht zu warm; Laß ihn mit unbedecktem Haupte herum gehn, und so viel möglich in der freyen Luft, auch bey etwas kaltem Wetter sich aufhalten. Laß ihn, wenn er gröſſer wird, laufen, springen, Kegel schieben, werfen, ringen, und so viel möglich allerley sich für ihn schickende harte und angreifende körperliche Arbeit verrichten, damit seine Nerven und Fibern mehr Härte und Festigkeit bekommen, und der in ihm ruhende Zunder der Wollust etwas von seiner Zündbarkeit verliere. So dienlich dies alles auch jedem andern Kinde seyn wird, so unentbehrlich ist es besonders dem Weichling, wenn er gut werden soll. Du wirst bald einen Hang zur Veränderung bey ihm gewahr werden; laß ihm dabey ja nicht den

Zügel schiessen, sondern gewöhne ihn vielmehr, sich lange und anhaltend mit Einem Gegenstande zu beschäftigen, der Unterhaltung genug für ihn hat. Besonders bitte ich Dich, theuerste Schwester, bey unsrer Liebe, laß ihn ja keinen Unterschied zwischen ihm und seinem Stiefbruder merken; glaube sicher, Du wirst ihm dadurch nicht im geringsten wohl thun, sondern vielmehr den ersten Schritt zu seinem Verderben machen. Er wird dann früh genug Eigenliebe, und aus Deinem eignen Beyspiel Ungerechtigkeit lernen. Er wird auch in der Folge über andre herrschen wollen, wie er über seinen Bruder geherrscht hat, und unglücklich seyn, wenn er es nicht kann. Hüte Dich das Register der bösen Stiefmütter zu vermehren, und beschwere Dein Gewissen nicht mit der schweren Verschuldung an ein schuldloses Geschöpf, die Dich, Gott verhüte es! wenn Du auf das Sterbebett kommen solltest, mit der schrecklichsten Besorgniß quälen würde, daß Gottes allsehende Gerechtigkeit an Deinen nachbleibenden Kindern das Vergeltungsrecht ausüben werde.

Darf ich noch eine Bitte hinzufügen, so ist es die, daß Du auch über Deines Mannes erste Frau etwas sanfter und freundlicher urtheilst; sie war wirklich eine gute würdige Frau, die ihren Mann liebte, vernünftig und edel dachte, und auf keine Weise den Herrn spielen wollte; die kein

größer Vergnügen kannte, als das, was sie ihrem Mann machen könnte; die vom Geiz so ferne, als von der Eigenliebe und Tadelsucht war. Freylich habe ich leider schon viele zwote Frauen gekannt, die dann am gesprächigsten waren, wenn es darauf ankam, ihre Vorgängerin herunter zu setzen; die es anfänglich nicht leiden konnten, daß ihre Männer jene lobten, und zuletzt es dahin zu bringen wußten, daß ihrer gar nicht mehr erwähnt werden durfte; aber diese gehörten zu der Klasse böser Weiber, zu welcher ich nicht wünschte, daß Du Dich geselltest. Es ist vernünftig, wenn Dir Dein Mann bey der Erziehung nicht in Gegenwart des Kindes widerspricht, weil hiedurch sonst die Folgen eines jeden Fehltritts doppelt so schlimm werden; aber Du mußt es auch wiederum eben so mit ihm machen, und beyde müssen die begangnen Fehler in der Erziehung, die einer dem andern in Abwesenheit des Kindes zeigt, hernach wieder gut zu machen suchen.

Weil Dein Karl so gerne mit Goldstücken spielt, so habe ich, um sein Spielzeug zu vermehren, einliegenden kleinen Wechsel an Hrn. Braun beygelegt, er wird ihm darauf fünf doppelte Karolinen auszahlen. Jetzt kann er noch ohne Nachtheil damit spielen; wenn er aber größer wird, so sorge dafür, daß er in das Geld als Zweck keinen

Werth setzen, aber es auch als Mittel nicht verachten und wegwerfen lernt.

Da die rigaianischen Gänse die pommerischen so weit übertreffen, als diese die Eurigen, und in Pommern in solchem Ruf stehn, als diese bey euch, so habe ich ein Duhend von jenen mitgeschickt; Du konntest leicht denken, daß ich kein von einem Bedienten ausgelegtes Geld dafür nehmen würde. —— Lebe wohl, liebe Schwester, und grüsse Deinen Mann.

Hieronymus Wegner.

*

Zweymal warf die Hofräthinn, aufgebracht über die treuherzigen Erinnerungen ihres ehrlichen aufrichtigen Bruders, den Brief auf den Tisch, und zweymal nahm sie ihn wieder. Gott weiß, wie der fatale Junge, der Julius allenthalben seine Freunde und Vertheidiger findet, brach sie aus: ja, und wenn die ganze Welt mich meistern wollte, so werde ich doch wohl wissen, was ich thun will; mir soll kein Mensch Vorschriften geben; ich denke, ich werde wohl selbst Einsicht genug haben. Indem stieß sie auf die Stelle von den fünf doppelten Karolinen: Der ehrliche Bruder! rief sie mit einer ganz aufgeheiterten Miene aus, er ist doch noch immer derselbe; ey nun, lieber Gott, man kann ihm ja wohl seine kleinen Grillen zu

gute halten; ein jeder Mensch hat ja die seinigen; und wenn sie denn von so vielem Guten überwogen werden, wie bey ihm, so kann man sie immer tragen. — Johann! da nehmt das Papier und geht nach Hrn Braun, ihr werdet dafür fünf Goldstücke kriegen; aber wo ihr mir eins davon verliert, so sollt ihr mit Leib und Leben dafür haften. — Bin ja kein Kind, Frau Hofräthinn, werde wohl fünf Goldstücken fortbringen können. — Was? Kerl! fortbringen? — fortbringen? — ihr sollt sie nicht fortbringen; nach Hause sollt ihr sie bringen. — Ey nun ja, das meyne ich. — Wo wollt ihr sie hinstecken? — Hier in die Westentasche. — Zeigt mir einmal die Tasche, ob auch ein Loch darin ist, — ist ganz funkel nagelneu, — nun das ist gut; es könnte aber doch leicht heraus gerissen werden; da habt ihr einen Beutel. Wartet; ich will ihn erst mit Kupfermünze füllen, damit er so schwer wird, daß ihr ihn fühlen könnt. — Nun hats nichts zu sagen, Frau Hofräthinn. — Mit dem verdammten Frau Hofräthinn; wie oft soll ichs euch sagen, wie ihr mich nennen sollt?— Vergeben Sie, gnädige Frau, dachte nicht daran, kann der Abwechselung noch nicht so gewohnt werden, daß ich zu Hause gnädige Frau, und bey andern Leuten, Frau Hofräthinn sage. Habe auch zu der Frau Geheimeräthinn, wo ich vorher in Condition gestanden, niemals

gnädige Frau gesagt. — Kerl, räsonnirt nicht. Wo wollt ihr den Wechsel hinstecken? — Will 'n in der Hand nehmen. — Da könnt ihn euch einer wegnehmen wollen, und bey der Gelegenheit zerreißen; hier habt ihr eine Briefstasche, da legt ihn hinein und steckt ihn zu euch. Wenn mir nur der Kerl mit dem Gelde nicht durchgeht. Marie, da lauft einmal dem Johann nach, er ist nach Hrn. Braun gegangen, und sagt ihm, so bald er heraus kommt, er sollte den Augenblick nach Hause kommen; und laßt ihn mir nicht von der Seite: hört ihr? ihr müßt wieder mit ihm zu Hause kommen. — Ganz wohl, Ihr Gnaden. — Was man doch um so ein Bischen Geld für Noth und Sorgen hat! Johann kam endlich wieder und brachte das Gold: Die Goldwage stand schon auf dem Tisch, und weil Eins der Stücke um zwey As zu leicht war, so mußte er es wieder hinbringen, und gegen ein Andres vertauschen: worauf es noch einmal mit einer zufriednen Miene angelächelt, und dann in den Schrank geschlossen wurde.

Die Hofräthin besaß eine gewisse Schlauheit und Fertigkeit mit Einem Blick tief in manche Sachen einzudringen, und was manche durch eine lange Reihe von Schlüssen suchen, gleichsam anschauend zu sehn. Es kostete Kunst sich vor ihr zu verstellen, ausgenommen, wenn man ihr schmei-

chelte; wo ihre Eigenliebe ſie leichtgläubig machte. Sonſt war ſie mißtrauiſch und liſtig, und konnte mit einem Blick, ohne Phyſiognomik ſtudirt zu haben, in Mienen Gedanken leſen, und Abſichten, die aufs ſorgfältigſte verheelt wurden, mit leichter Mühe entdecken. Dies gieng ſo weit, daß ihre Bekannte ihr manchmal die Gabe der Divination zutrauten; indem ſie oft, von moraliſchen Urſachen abhangende Dinge mit einer prophetiſchen Gewißheit vorherſagte, die auch faſt allemal erfolgten. Dieſer Fertigkeit ſich bey einer ſtarken Doſis von Eigenliebe bewußt, traute ſie ſich ſo viel Verſtand und Klugheit zu, daß ſie darin alle Menſchen ſehr weit zu überſehen glaubte; und ohnerachtet ſie bey Dingen, wobey es auf Ueberlegung, Erwägung und Vergleichung eines Zuſammenhangs, und richtiges Urtheil ankam, die ſeltſamſten und lächerlichſten Fehltritte begieng, dennoch allemal des ſpottete, der ſich unterſtand, ihr in ſolchen Angelegenheiten Rath zu geben. Sie feindete ſogar ein paar vernünftige Männer an, die es für Pflicht hielten, ihr über die Erziehung einige Erinnerungen zu machen; und man wird alſo leicht den Schluß machen können, wie angenehm ihr der Brief ihres Bruders, ohne den beygeſchloſſenen Wechſel würde geweſen ſeyn; und wie wenig ſie die darin enthaltenen Vorſtellungen beherzigt. Ungeachtet ſie manche zur Erziehung ge-

hörige Schriften geleſen hatte, und ſelbſt wie ein Buch davon ſprach, ſich auch oft vernehmen ließ, daß ſie aus ihrem Sohn einen der größten Geiſter zu ziehn hoffte, (denn von Geiſt ſprach ſie nur immer; des Herzens wurde nie gedacht; vielmehr galt ein gutes Herz bey ihr gemeiniglich ſo viel als Dummheit) ſo begieng ſie doch die allergemeinſten und gewöhnlichſten Fehler bey der Erziehung. Anſtatt bey ihrem Sohn durch ein ſtandhaftes und geſetztes Betragen dem Eigenwillen entgegen zu arbeiten, wurde ihm alles gegeben, wornach er griff, und alles den Augenblick von ihm entfernt, was ihm unangenehm war. So oft er ſchrie, wurde ihm zugeredet, und man ſuchte ihn mit Bitten, Schmeicheleyen und Geſang zu beſänftigen. Es fehlte ihm alſo an aller Gelegenheit, Unangenehmes dulden und tragen zu lernen, und er wurde früh genug gewöhnt, alle ſeine Begierden und Wünſche befriedigt zu ſehn, und anſtatt zu gehorchen, immer zu befehlen. Niemals fiel ihr der Gedanke ein, daß wir in einer Welt leben, wo ſo viel Unangenehmes zu tragen iſt; und wo der allemal am unglücklichſten iſt, der den wenigſten Muth hat, und es am wenigſten gewohnt iſt zu tragen, wo die Befriedigung unſrer Begierden ſo ſelten mit der Tugend, ja auch nur ſelten mit unſerm äußerlichen Glück beſtehn kann. Er war kaum ein Jahr alt, als er ſchon den ſtärkſten

Trotz äußerte; ſich zu Boden warf; oder mit den Füßen ſtampfte, und heftig zu ſchreyen anfieng, wenn er nicht ſogleich alles erhielt, was er haben wollte, und hingegen alles mit Unwillen von ſich ſtieß und warf, was ihm nicht gefiel. Seinem Vater, der dieſe Unart zuweilen wohl ſahe, fehlte es an Einſicht und männlicher Stärke derſelben abzuhelfen, er durfte ſich auch aus Furcht vor ſeiner Frau in die Erziehung nicht miſchen, noch ſeinem Kinde einen unangenehmen Augenblick machen; ja er war ſelbſt ſo weichlich und ängſtlich, daß er bey jedem Schreyen des Kindes beſorgte, es möchte ihm eine gefährliche Krankheit zuſtoßen, wenn daſſelbe nicht bald gehemmt würde: daher er die Mittel ihn durch Befriedigung ſeines Eigenwillens zum Stillſchweigen zu bringen befördern half. Die Mutter hätte nichts weniger geglaubt, als daß dies ſchon Folgen ihrer üblen Erziehung wären, ja ſie hielt es ſogar nicht einmal für Unart, ſondern nahm vielmehr beſtändig Gelegenheit daher, die Klugheit und Unterſcheidungskraft ihres Kindes zu bewundern. Keiner durfte es wagen ihr das Gegentheil zu ſagen, ohne Gefahr zu laufen, von ihr mit dem gröbſten Spott abgewieſen zu werden. Vielmehr wurde, ſo oft Geſellſchaft in ihrem Hauſe war, gegen das Ende der Tafel, der kleine Karl herein gebracht, und nicht nur als ein Muſter der Artigkeit, ſondern auch als ein Ge-

genſtand der Bewunderung den Anweſenden vorgeſtellt. Eine ſehr gewöhnliche Unart vieler Eltern, die immer glauben, daß ihre Kinder andern Leuten eben ſo wichtig ſind, als ihnen ſelbſt, und daß andre in denſelben eben ſo viel Schönes und Bewundernswürdiges finden als ſie. Wer denn weiß, daß ſich die Eltern nur gar zu gerne in ihren Kindern loben laſſen, und daß man ihnen nicht ſtärker ſchmeicheln kann, als wenn man dies thut, gähnt ſeinen Beyfall mit Mühe heraus, ſo unangenehm ihm auch ſelbſt die Gegenwart des Kindes, und ſo verdrießlich und einſchläfernd auch das gewöhnliche Kindergeſpräch iſt; das ſo wie es gemeiniglich geführt zu werden pflegt, außer den Eltern keinen andern als Ammen und Kinderwärterinnen, oder bey Viſiten in den Wochenſtuben intereſſiren kann.

Der kleine Julius, welcher zwey Jahre älter war als Karl, und hin und wieder Anlagen des edelſten Herzens zeigte, wurde von ſeiner Stiefmutter nicht allein auf die unverantwortlichſte Art zurückgeſetzt, ſondern auch auf das härteſte und grauſamſte von ihr behandelt. Alle Ergötzungen, alles Spielzeug wurde ihm verſagt; er durfte es nicht wagen ſich das geringſte auszubitten, ohne von der Mutter mit harten Worten angelaſſen zu werden. Jedes Butterbrod wurde ihm mit Schelt-worten und finſterm Geſicht gegeben; und ſelbſt die

Pflege seines Körpers, und Sorgfalt für seine Reinlichkeit und Kleidung wurde bey Seite gesetzt. Und zu allem diesen schwieg sein Vater nicht allein stille, sondern handelte auch selbst als Stiefvater gegen ihn; weil er wußte, daß er durch nichts so sehr die Gewogenheit seiner Frau erhalten, und sich ihres freundlichen gnädigen Blicks versichern konnte, als durch harte Behandlung seines ältsten Sohns. Unter den Briefen der zur Weißenfeldischen Familie gehörigen Personen, die mir durch ein Ohngefähr bey einer Auction unter einem Haufen Makulatur in die Hände gefallen sind, und einen ansehnlichen Theil dieser Geschichte enthalten, befinden sich ein Paar von dem Pastor Peesmüller, dem Mutterbruder des kleinen Julius; einem etwas steifdenkenden altfränkischen, aber ehrlichen und treuherzigen Mann; die ich, weil sie eine Schilderung der Denkungsart des Hofraths und seiner Frau, und ihres beiderseitigen Betragens gegen ihre Kinder enthalten, mit Auslassung einiger weniger Nebenumstände, die zur vorhabenden Geschichte nichts beytragen, einrücke.

An Hrn. Hof-Fiskal Kleppien.

den 27sten April. 1742.

Bedauren Sie mit mir das Loos des armen kleinen Julius, der den frühen Verlust seiner Mutter nur mehr als zu viel empfindet. Wenn ich nicht die schriftwidrige, von allen alten rechtgläubigen Lehrern verworfene, dem Gleichniß vom reichen Mann und Lazarus gerade entgegengesetzte, an die päbstliche Lehre vom Fegefeuer gränzende Meynung, daß die abgeschiedenen Seelen, noch nach der Trennung von ihrem Körper, sich auf dieser Erde aufhalten könnten, von Herzensgrunde als falsch erkennte und verdammte, so würde ich meine arme Schwester bedauren müssen, wenn ihr Geist noch auf Erden zugegen wäre, und das Herzeleid erfahren müßte, das Kind, wovon sie mit so heißen Thränen, und unter so brünstigen Gebeten für sein Wohl, Abschied nahm, so übel behandelt zu sehn. Da kam ich vor ein paar Wochen nach Magdeburg, um unsern Schwager zu besuchen. Das erste, was mir bey meinem Eintritt ins Haus in die Augen fiel, war der kleine Julius, der auf einer Stufe, vor der Stubenthür saß, ein ganz blutiges Gesicht hatte, und erbärmlich weinte. Neben ihm lag eine kleine zerrissene Trommel, und ein kleiner zerbrochener Wa-

gen. Was fehlt dir, mein Söhnchen? sagte ich, warum weinst du? Ach! sagte er schluchzend, mit einem Gesichte, das Freude über meine Ankunft, vermischt mit seinem Schmerz, zeigte, lieber Onkel! da hat mir Papa eine Trommel und einen Wagen geschenkt, den der Sankt Niklas vorige Weihnachten meinem Bruder gebracht hat; er hat solange damit gespielt, bis die Trommel mit samt dem Wagen entzwey war. Nun hat der Papa mir beydes geschenkt, weil mir doch der Sankt Niklas in Weihnachten nichts gebracht hatte; ich freute mich über die Trommel, und wollte sie besehn, da fiel sie mir aus der Hand, und mein kleiner Bruder wachte darüber auf, und fieng an zu schreyen, da kamen die Mama und die Kindermuhme beyde auf mich los und schlugen mich, die Kindermuhme nahm mein Spielzeug und schmiß es zur Thür heraus, und da mein kleiner Bruder noch nicht aufhörte zu schreyen, wurde die Mama noch einmal böse, und nahm mich beym Arm und stieß mich hier zur Stubenthüre heraus, da hab ich mir das Gesicht entzwey gefallen, und nun bin ich so bange, daß ich noch mehr Schläge kriege, wenn die Mama sieht, daß ich mir den Rock voll Blut gemacht habe. Ich kann doch nichts davor; ich konnte ja auch nichts davor, daß die Trommel hinfiel: das sagte mein Papa auch; der hat meine Mama sehr viel geheten, sie sollte mich doch nicht schlagen.

Sie können leicht erachten, wie mir bey dieser Erzählung des unschuldigen Kindes zu Muthe ward; ich hatte alle Mühe von der Welt, dem Ausbruch meines Unwillens zu widerstehen, und es ihm nicht selbst zu sagen, wie ungerecht seine Mutter an ihm gehandelt hätte. Ich will deine Eltern bitten, erwiederte ich, daß sie dirs vergeben, wenn du Unrecht gethan hast, und dich wieder herein kommen lassen. Indem ich dies etwas heftiger sagte, so daß man mich in der Stube mochte sprechen gehört haben, hörte ich, daß eine weibliche Stimme drinnen sagte: Da führt der Henker den Pastor Peemüller her, geschwinde in die Kammer, ich werde dich verleugnen; er wird dich gewiß von seiner lieben Schwester unterhalten wollen. Ich öfnete sogleich die Thüre, noch ehe mein Schwager Zeit gewinnen konnte, sich zu verstecken. Auf seinem Gesichte herrschte die gröste Verwirrung: mit erkünstelter Freude über meine Ankunft, und Furcht vor dem Zorn seiner Frau küßte er mich, so, daß seine Augen bange fragend, und Belehrung suchend seitwärs nach seiner Frau gerichtet waren. Diese konnte ihren Unwillen und Verdruß in ihrem Gesichte nicht verbergen, und sich kaum so weit überwinden, daß sie ein eiskaltes: seyn sie willkommen, Herr Bruder! zu mir sagte. Ich eröfnete hierauf unserm Schwager, daß ich gekommen wäre, ihm die Nachricht

von der berlinischen Erbschaft zu bringen, wovon auch seinem Julius 1200 Thaler zugefallen wären. Wird es gleich ausgezahlt? unterbrach mich seine Frau, und veränderte ihr Gesicht so plötzlich, daß auf einmal die Freude des zählenden Geizhalses auf demselben herrschend wurde. Nein, erwiederte ich, es steht bey der Landschaft, aber die Zinsen werden jährlich richtig ausgezahlt: Ich komme eben deswegen her, um mit ihrem Herrn Liebsten über die Anwendung derselben zu sprechen. — Wie so? über die Anwendung? die werde ich und mein Mann schon zu machen wissen; deswegen, lieber Herr Bruder, hätten sie sich den weiten Weg nicht her bemühen dürfen. — Mit ihrer gütigen Erlaubniß, Frau Schwester, ich werde als Mutterbruder des Kindes doch auch ein Wort mitsprechen dürfen, und das um so mehr, da ich diesen Auftrag von meinem Schwager habe, der von dem Erblasser ausdrücklich zum Executor des Testaments ernannt worden. Nun, sagte sie, sie und ihr weiser Herr Schwager werden doch nichts dawider haben, will ich hoffen, daß wir die Zinsen für Unterhalt und Kleidung, die ich dem Jungen geben muß, hinnehmen? — O ja! sehr viel, Madame! sagte ich endlich in einem hitzigen Ton, aufgebracht, durch die Habsucht, Ungerechtigkeit, und höhnische, obwohl einfältige Bitterkeit des unverständigen Weibes. Erstlich gaben Sie dem Kinde nichts,

sondern sein Vater giebt es ihm. Fürs andre ist auch von seinem Vater die Pflicht und Schuldigkeit zu thun. Es würde himmelschreyende Ungerechtigkeit seyn, dem einen Kinde alles zu geben, und von dem andern zu verlangen, daß es nicht allein Kostgeld, sondern doppelt so viel geben solle, als es braucht. Drittens hat der Erblasser ausdrücklich verordnet, daß die Zinsen bis Julius 18 Jahr alt ist, gesammlet, und zum Kapital geschlagen werden sollten, und dann würde, da er jetzt viertehalb Jahr alt ist, für ihn ein Kapital von 2000 Thalern daraus erwachsen. Indem ich dies sagte, ergoß sich so eine Röthe in ihr Gesicht, die Nase und Lippen fiengen an zu zittern, die Augen funkelten, und schienen sich heraus drängen zu wollen, daß ich eine leibhafte Furie zu sehen glaubte; dabey schriee sie unaufhörlich, unter der heftigsten Bewegung der Hände und Stampfen mit dem Fuße: Das soll durchaus nicht geschehn; durchaus leide ich das nicht; das soll mein Mann gewiß nicht zugeben; er ist Vater, und ihm so wohl als mir hat kein Mensch etwas zu befehlen. Hinterher folgte ein Regen von plumpen und einfältigen Sticheleyen auf den geistlichen Stand, und die Leute, die sich in alles mischten, wozu ich ganz still schwieg, weil ich mich nicht so erniedrigen wollte, mich in einen Streit einzulassen, wobey es nur darauf ankam, wer von beyden die

geläufigſte Zunge und die gröbſte Unverſchämtheit und Diſpoſition zu beleidigen beſäße. Ich nahm alſo meinen Hut, und empfahl mich kurz und gut, mit dem Vorſatz, wo möglich, dieſe Schwelle nicht wieder zu betreten. Nur wegen des armen Julius blutete mein Herz; um ſo mehr, da ich mich nicht getrauen durfte, einmal eine Fürbitte für ihn einzulegen; weil ich mir leicht vorſtellen konnte, daß jedes Wort, das ich zu ſeinem Beſten ſagen würde, ihm mehr Schaden als Vortheil bringen würde. Doch konnte ich mich nicht enthalten beym Herausgehen aus der Stubenthür, wo er noch auf der Stufe ganz ruhig ſaß, und ganz traurig ſein altes Spielzeug anſah, ihn zu küſſen, die Backen zu ſtreichen, und: Gott ſegne dich, mein Sohn, zu ihm zu ſagen. Aber können Sie ſich wohl die Bosheit des Weibes ſo groß vorſtellen, als ſie wirklich iſt? Beym Herausgehn gab ſie ihm noch einen Stoß mit dem Fuß, als wenn es unverſehens geſchähe, und da ſie das Blut auf ſeinem wirklich alten und zerriſſenen Rock gewahr wurde, fuhr ſie mit den entſetzlichſten Scheltworten und Flüchen auf ihn los; ſo daß ich unmöglich länger ein Zeuge dieſer Unmenſchlichkeiten ſeyn konnte, denen ich doch durch nichts würde abgeholfen haben, und mich ſo eilig als möglich entfernte. In meinem Leben habe ich keine Frauensperſon geſehn, die bey ſo vieler wirklicher

Einfalt, und Mangel der Vernunft und Klugheit, in so hohem Grade Argliſt, und Schlauheit, Stolz und Eigendünkel, hohe Einbildung von ihrem Verſtande und Schönheit, verbunden mit dem filzigſten schmuzigſten Geiz beſäße. Unſer Schwager ſcheint durch ſie ganz umgeändert zu ſeyn. Er, der ſonſt ſo eigenliebige, ſo heftige und polternde Mann, der über das geringſte Wort, was er zu ſeinem Nachtheil zu ſeyn glaubte, entrüſtet wurde, der immer Recht behalten, und keinen Widerſpruch leiden wollte, der immer gegen alle ſeines Ruhms und Lobes voll war, läßt ſich von ſeiner Xantippe anſchnarchen, ſo viel ihr nur beliebt, verſtummt vor dem Donner ihrer Zunge, und ſcheint ſich glücklich zu ſchätzen, wenn er auf ihren Wink gehorſam iſt. Sie wiſſen, wie manche Härte und Wunderlichkeit unſre ſelige Schweſter dagegen von ihm ausſtehen mußte. Meine Augen werden voll Thränen, da ich dies ſchreibe; — ich kann nicht weiter. Meine übrigen höchſtverdrießlichen Begebenheiten, bey meinem dermaligen Aufenthalt in Magdeburg, will ich Ihnen nächſtens melden. Leben Sie wohl!

Bernhard Peemüller.

An Ebendenſelben.

den 6ten May 1742.

In meinem vorigen Brief blieb ich bey meinem unangenehmen Abſchied aus dem Weiſſenfeldiſchen Hauſe ſtehn. Kaum befand ich mich ſeit ein paar Stunden im Gaſthofe, als ich unſern Schwager hereintreten ſah. Er ſuchte das, was vorgefallen war, aufs beſte zu entſchuldigen, ſeine Frau hätte ſich übereilt, und die Sache nicht gehörig überdacht gehabt, ſie ſowohl als er bäten mich den ganzen Vorgang in Vergeſſenheit zu ſtellen, und am folgenden Tage eine Suppe bey ihm zu eſſen. Sie wiſſen, wie treuherzig ich bin, und wie ſehr geneigt, einem Menſchen die Verſicherung ſich gebeſſert zu haben, zu glauben: ich verſprach es ihm alſo, und zwar hauptſächlich in der Hofnung, dem kleinen Julius einigen Vortheil dadurch zu ſtiften. Ich ergrif indeſſen die Gelegenheit, da ich mich mit den Hofrath allein befand, ihn bey Gott und bey der Liebe meiner ſeligen Schweſter, wovon er noch ſo viele Spuren hätte, zu bitten, ſich des Julius mit väterlichem Herzen anzunehmen, ihn nicht ſo hart von ſeiner Frau behandeln zu laſſen, und ihn allenfalls, wenn er kein anderes

Mittel wüßte, mir zur Erziehung hinzugeben, mit der Versicherung, daß ich Vaterspflicht an ihm erfüllen wollte. Er gerieth aber wieder in seine gewöhnliche Hitze, empfand es sehr übel, daß ich ihm kein väterliches Herz und Geschicklichkeit zur Erziehung zutraute, und versicherte, wenn ich es erlebte, so sollte ich meine Freude daran sehn, was er aus Julius für einen Mann ziehen wollte; er selbst hätte das seinige gelernt, und sey ein rechtschaffner Mann; in einem höhern Grade rechtschaffen als er, könne Julius unmöglich werden, aber das müßte schlimm seyn, wenn er nicht noch einmal so viel lernen sollte, da er einen Vater hätte, der ganz andre Einsichten hätte, und ihn ganz anders anzuführen wüßte, als er, mein Schwager, von seinem Vater wäre angeführt worden. Seine Frau wäre die beste Frau von der Welt, und das müßten die schlechtesten boshaftesten Leute seyn, die ihm die Einsicht nicht zutraueten, daß er sich so eine Frau würde gewählt haben, von welcher er versichert wäre, daß sie Mutterherz und Hausfrauenverstand genug hätte, um mit ihr eine glückliche Ehe zu führen. Seine Frau wäre ihm ohnehin vollkommen gehorsam, und unterwürfe ihren Willen seinem Verstande völlig; und wenn er auch so unglücklich gewesen wäre, einen Teufel an ihr zu bekommen, so traute er sich Geschicklichkeit genug zu, einen

einen Engel daraus zu machen. Das kann alles seyn, erwiederte ich, aber Sie sind doch nicht immer zugegen, und werden doch wohl wissen, wie oft die starke sinnliche Liebe einer Mutter zu ihrem eignen Kinde, Quelle von Ungerechtigkeiten gegen ihre Stiefkinder wird: ausserdem sind wir ja alle Menschen und können alle irren, und irren gemeiniglich nie mehr, als in der Erziehung und Verhalten gegen unsre eignen Kinder: daher mir die Einrichtung der Spartaner sehr wohl gefällt, bey welchen, nach dem Xenophon, jeder Vater sein Kind von einen andern erziehen lassen, und sich folglich auch gegen das fremde Kind, was er erzog, so betragen mußte, wie er wünschte, daß man sich gegen das Seinige betrüge. Das ist alles nichts, antwortete er, ich irre nie, und habe mich noch nie geirrt, und meine Frau ist die beste Frau von der Welt; wer das nicht glaubt, beleidigt mich auf das empfindlichste. Da ich der Meynung bin, daß ein Mensch, der so eine Sprache führt, dem Irrenhause nahe sey, und wie Varro sagt, zu seinen Verwandten und Landsleuten gebracht werden müsse, so hielt ich die Mühe, ihn zu widerlegen, für verloren; ich sah ihn voll Mitleid von oben bis unten an, und sagte endlich, ich will Sie also nicht beleidigen, sondern als guter Freund und Schwager morgen besuchen. Nachdem er mich verlassen hatte, sann ich über

die Urſache dieſer ſchnellen Veränderung nach, die Weiſſenfeld und ſeine Frau in ihrer Geſinnung gegen mich bewieſen, und glaubte keine andre zu finden, als etwa dieſe, daß ſie mich überliſtigen wollten, um Juliuſſens 1200 Thaler in ihre Hände zu bekommen. Aber ich hatte mich betrogen; die Rachbegierde des abgefeimteſten Weibes hatte nur ein Mittel erſonnen, um mich ihre Galle ſchmecken zu laſſen; und zwar hatte ſie gerade dasjenige gefunden, wodurch ſie mich am allerempfindlichſten kränken konnte. Ich fand da nemlich einen Officier, einen fremden Gelehrten, Namens W***n, einen reformirten Kaufmann, und noch ein paar junge Leute. Kaum hatten wir uns zu Tiſche geſetzt, als W***n zu erzählen anfieng, wie er von den Orthodoxen in ſeiner Vaterſtadt verfolgt worden, und drohete, er wolle es der Welt durch den Druck vor Augen legen. Der Officier nahm hievon Gelegenheit, über die Orthodoxen zu ſpotten, ſie Feinde der Vernunft und der menſchlichen Geſellſchaft zu nennen, und ſie der ſchrecklichſten Einfalt, Heucheley, Bosheit und Unverträglichkeit zu beſchuldigen. Der äuſſerſte Verdruß, den ich hierüber ſchon empfand, ward aufs höchſte getrieben, da ich gewahr ward, daß die Wirthinn ſich die Serviette vors Geſicht hielt, aus vollen Kräften lachte, und den Officier, den ſie ſchon vor Tiſche viel zugeflüſtert, ihn neben

ſich zu ſitzen genöthigt hatte, auch oft mit ſchmachtendem Auge und verbuhlten Blicken anſah, zu wiederholtenmalen anſtieß, um ihn aufzumuntern, mir noch mehr zu Leibe zu gehn: welches alles mich keinen Augenblick zweifeln ließ, daß ſie die Geſellſchaft nur veranſtaltet hatte, um mir die bitterſte Kränkung zu verurſachen. Ich ward in dieſer Meynung nachher vollkommen beſtärkt, da ich nach und nach entdeckte, daß die Perſonen in der Geſellſchaft theils Arianer, theils Socinianer, theils Arminianer, theils Naturaliſten waren, für welches letztere ſich der Officier ungeſcheut bekannte, wie denn auch W**n mit ausdrücklichen Worten ſagte, daß er ein Arminianer ſey. Da die Hofräthinn mit Lachen fortfuhr, konnte ich meinen Eifer nicht länger zurückhalten, und ſagte: Frau Schweſter, ſo lachte Satan, als Eva, die Mutter aller böſen Weiber, in den Apfel gebiſſen hatte. Der Officier ſtieß ſie an; und ſie erwiederte gleich: war ſie nicht auch die Mutter der böſen Männer? und aller Orthodoxen? ſetzte der Officier hinzu; wobey alle ein lautes Gelächter aufſchlugen. Ja! auch aller Narren, fuhr ich fort. Ich hatte mich freylich anfangs unbehutſam ausgedruckt; indeſſen verlangte mein Eifer, der Anſtifterin alles dieſes Uebels, eine Bitterkeit zu ſagen, und wer hat im Eifer immer alle Ausdrücke in ſeiner Gewalt? Nun fiengen einige

an, die ganze moſaiſche Erzählung vom Sündenfall zu bezweifeln, und für eine Allegorie auszugeben, der Officier ſpöttelte immerfort, und die Frau vom Hauſe lachte immerfort; und ſo oft ich reden wollte, wurde ich von einem Theil der Geſellſchaft überſchrien, und der andre lachte ſo laut, daß ich mein eignes Wort nicht hören konnte. O! mein Gott, was ſtand ich da aus! ich glaube mit Recht ſagen zu können, daß ich mich in meinem ganzen Leben in keiner unglücklichern Situation befunden habe, als diesmal. Zuletzt, da aller Widerſpruch, und alles Proteſtiren nichts helfen wollte, ſah ich mich genöthigt beyde Ohren zuzuhalten, um nur nicht mehr Läſterungen anhören zu dürfen. Iſt denn das, meine Herren, fieng ich endlich an, nachdem es etwas ſtille geworden war, ihre gerühmte Verträglichkeit? einen Mann zu quälen, der es für ſein größtes Unglück hält, dergleichen Läſterungen hören zu müſſen. Hier trat W:::n auf meine Seite, den ich überhaupt als den billigſten in der Geſellſchaft rühmen muß, und brachte durch ſeine Vorſtellungen die übrigen zum Stillſchweigen. Dagegen aber bekam ich mit ihm einen neuen Streit über den Begriff des Worts Toleranz, den er in Skepticiſmus und Indifferentiſmus, ich aber darin ſetzte, daß man keinen verfolge, und einem irrenden Lehrer, auſſer ſeiner Verabſchiedung, ſo

wenig als einem irrenden Laien zu Leide thue. Dies brachte uns auf die Materie von der Verpflichtung auf die symbolischen Bücher, von den Vorfällen mit dem hohensteinischen Superintendenten Damius, die er anfänglich höchstens misbilligte, mir aber doch hernach in verschiedenen Stücken Recht gab; und andre ähnliche Dinge mehr. Die Weissenfeldin, welche glauben mochte, daß ich mich dabey, ihrer Absicht nach, nicht genug ärgerte, fuhr unterdessen fort, mit dem Offizier zu flüstern, und ihn hin und wieder zu zupfen; der denn auch nicht ermangelte, seine Spötterehen von neuem hören zu lassen, worauf ich aber, so viel Verdruß ich auch empfand, kein Wort antwortete. Sie, die dies merkte, hatte unterdessen ein neues Mittel ersonnen, ihre Rachbegierde abzukühlen. Neben mir, zur Rechten und Linken sassen ein paar Frauenzimmer, die ich bisher nicht gekannt hatte, die aber sehr frey und leicht gekleidet waren, und in ihren Blicken ganz zügellos schienen. Bisher hatten sie weiter nichts gethan als mitlachen, wenn die übrige profane Gesellschaft lachte; da aber plötzlich das Gespräch auf die Schaubühne fiel, wurden mir die Augen geöffnet, und ich erfuhr zu meiner äussersten Bestürzung und Beschämung, daß meine Schwägerinn nicht allein Niederträchtigkeit genug gehabt

hatte, ein paar Schauspielerinnen mit in die Gesellschaft zu ziehn, sondern auch so gottlos gewesen war, mir den Platz unmittelbar zwischen beyden anzuweisen. Ich fieng für mich im Stillen an, die Vergehungen meiner Jugendjahre durchzudenken, und warf mir selbst den ehemaligen Leichtsinn meiner Augen vor, worinn ich die Ursache zu finden glaubte, warum mich Gott jetzt durch böse, unheilige und ungeistliche Menschen so empfindlich strafte. Aber noch war das Maaß meines Leidens nicht voll. Die Wirthinn, die ihren Einfall schon eine Weile vorher heimlich belacht hatte, wie mir hernach einleuchtend wurde, brachte eine abscheuliche und verdammungswürdige Gesundheit aus, vermöge welcher ein Jeder seinen Nachbar oder Nachbarinn küßte; wobey sie, ausser der Absicht, mich, wo möglich, zu Tode zu ärgern, auch nur die Gelegenheit suchen mochte, den Officier zu küssen, der ihr denn auch, ihrem Wunsche gemäß, statt einen, drey gab. Ihren Mann, der eine etwas finstre Mine darüber zu machen schien, fragte sie mit einem höhnischen, heillosen Lächeln: Du wirst doch nicht eifersüchtig, Männchen? Du kannst dich ja an mir rächen, und es wieder so machen. Er ließ sich nicht lange dazu nöthigen. Nun fieng mir das Herz entsetzlich zu klopfen an;

ich wußte nicht, wozu ich mich entſchließen, oder wie ich dem Greuel entgehn ſollte. Dazu hatte ich mit meinem ſündlichen verderbten Fleiſche, und der in mir wohnenden Erbluſt zu kämpfen; aber die Gnade war mächtiger in mir, und half mir überwinden, und den feſten Entſchluß faſſen, in keine Sünde zu willigen, und den Mund, der an heiliger Stätte redet nicht zu entweihn. Die eine Tochter des Satans hatte indeſſen die Frechheit mich zum Kuß aufzufordern; ich erwiederte, dies ſey für mich als Prediger etwas Unſchickliches, wozu ich mich nicht entſchließen würde. Sie werden mich doch nicht beſchimpfen wollen? ſagte ſie, und der Officier ſetzte hinzu: ſie werden doch nicht ſo ein Pedant ſeyn, einen Kuß für Sünde zu halten? Ich antwortete: ein jeder thut wohl, wenn er ſeinen Grundſätzen gemäß handelt; und noch beſſer thut er, wenn dieſe Grundſätze wahr und gut ſind. Demohngeachtet wollte ſie Hand an mich legen, und näherte ſich meinem Munde; ich, um dies zu verhindern, nahm das Glas, und führte es zum Munde um zu trinken. Dies hatte aber die Folge, daß mir theils durch die Bewegung ihrer Hand, das Glas entfiel, und nicht nur einen großen Fleck auf dem Tiſchtuch machte, ſondern auch die frechen Weibsbilder nöthigte, plötzlich aufzuſtehn; um ihren Kleidern nicht ein gleiches Schickſal widerfahren zu laſſen; theils mir

etwas Wein in die Luftröhre floß, worüber ich so einen starken Husten bekam, daß man meinetwegen besorgt wurde. Sobald ich mich ein wenig erholt hatte, bekam ich von der Wirthinn fürs erste über den Fleck den grimmigsten Blick, den ich mit dem verachtungsvollesten erwiederte; sie würde es aber vermuthlich hiebey nicht haben bewenden lassen, wenn wir nicht zum Glücke durch das Schreyen ihres Karls, der sich in dem Nebenzimmer hören ließ, wären unterbrochen worden. Indessen mußte ich es anhören, daß in eben diesem Zimmer nicht nur Julius gescholten und geschlagen, sondern auch, daß ich ihm als ein Beyspiel der Thorheit und des Sudelns vorgestellt wurde. Karl ward endlich geputzt herein gebracht, und der Gesellschaft zur Schau gestellt, um für ihn Lob und Bewunderung einzuerndten; in welcher Absicht auch eine Menge Artigkeiten und Naivetäten von ihm erzählt, und hiermit die Gesellschaft eine ziemliche Weile unterhalten wurde. Dies ist zwar eine gemeine Schwachheit fast aller Eltern, daß sie immer gerne Andern ihre Kinder präsentiren, an welchen sie tausend Schönheiten und Artigkeiten finden, die kein andrer vernünftiger Mensch gewahr wird: allein so unangenehm ist es mir noch nie gewesen, als hier im Weissenfeldischen Hause, das ich nun schon als einen Sammelplatz aller Thorheit und Bosheit hats

te kennen gelernt. Das Kind verlangte ein Meſſer, man gab es ihm nicht gleich, flugs fieng es an zu ſchreyen, da reichte ihm der Vater, um es zu beſänftigen, ſtatt des Meſſers ein Weinglas hin, welches er ſogleich trotzig zu Boden warf und zerbrach. So unwillig die Mutter auch wegen des erlittenen Schadens über ihren Mann ward, ſo konnte ſie doch nicht umhin die Klugheit ihres Sohns zu bewundern, der das, was er verlangte, ſo richtig von dem nicht Verlangten zu unterſcheiden wüßte; man laſſe ihn, ſetzte ſie hinzu, nur einige Jahre älter werden, ſo wird er den einfältigen Julius weit hinter ſich zurück laſſen, ungeachtet dieſer dem Alter nach, zwey Jahre vor ihm voraus hat. Der Vater, um von ſeiner Frau einen gnädigen Blick zu erhalten, bejahete dieſes nicht nur, ſondern ſagte auch, er müßte in Demuth bekennen, er ſey eines ſolchen Sohns nicht werth. Hierauf erfolgte ein Regen von Küſſen, von beyden Eltern, und da das Kind Wein zu verlangen ſchien, wurde ihm ohne Bedenken ein halbes Glas gegeben; welches mich nicht das Beſte von ſeiner fernern Erziehung und künftigen daraus erwachſenden Denkungsart ahnden ließ. Bald darauf wurde ihm Biscuit gegeben, dann Zucker, und endlich, da kaum der Kaffee gebracht war, auf ſein anhaltendes Geſchrey, zwo Schalen Kaffee; dahingegen Julius, der auf einige

Augenblicke hereinzukommen Erlaubniß erhielt, und mit schmachtenden Augen nach dem Kaffeetisch sah, ohne es zu wagen, sich etwas auszubitten, mit harten Worten abgefertigt wurde. Karl machte hierauf einige Bewegungen mit den Händen, sogleich mußte Julius, auf der Mutter Befehl, ihm die Backen darbieten, und sich darauf schlagen lassen; welche Gelegenheit seinen Eltern gefällig zu seyn, dieser mit Freuden zu ergreifen schien. Hingegen nahm die Mutter von neuem hievon Gelegenheit, die Klugheit ihres Sohns zu bewundern und zu preisen, der schon so richtig unterscheiden könnte, und wüßte, daß befehlen und schlagen besser sey, als sich befehlen und schlagen lassen. Meines Verdrusses ungeachtet, mußte ich doch der Thorheit im Herzen lachen, und war endlich froh, als es vier Uhr schlug, und ich Gelegenheit erhielt, mich aus dem abscheulichen Hause zu entfernen, das mir die bittersten Stunden meines Lebens gemacht hat. Beym Weggehn sagte die Hofräthinn zu mir, sie hofte, ich würde in Ansehung Juliussens Erbschaft auf andre Gedanken gekommen seyn, und auch Sie, mein Theuerster! leicht auf andre Gedanken bringen können; ich möchte also bey Ihnen mein Bestes thun, und Sie dahin zu disponiren suchen, daß ihr das Geld je eher je lieber ausgezahlt würde; sie wäre nicht abgeneigt, einen Vergleich zu treffen, dergestalt,

daß ein Theil des Geldes für Julius aufgehoben würde; man würde es aber doch nicht unbillig finden, wenn sie Etwas für Unterhalt und Kleidung hinnähme. Ich antwortete ihr, der Wille des Erblassers müßte erfüllt werden, und wenn ihr Julius zu beschwerlich zu unterhalten würde, so wäre ich jeden Augenblick bereit ihn zu mir zu nehmen, und zwar ohne das Geringste für seinen Unterhalt zu verlangen. So sehr ich sie auch durch meine abschlägige Antwort vor den Kopf stieß, so machte sie doch zu dieser letztern Aeußerung eine vergnügte Miene, und antwortete mir: sie hätten Gottlob so viel Vermögen, daß sie Juliussen unterhalten könnten, wenn ich indessen aber ein so großer Kinderfreund wäre, und darauf bestünde ihn bey mir zu haben, so wollte sie die Sache einmal mit ihrem Mann überlegen, vielleicht wäre es wohl möglich zu machen.

Ich wurde in meinem Vorsatz nicht wenig bestärkt, durch die Nachrichten, welche ich von dem Gastwirth einzog, wo ich abgetreten war. Dieser versicherte mich, daß die Weissenfelden als die ärgste Frau in der ganzen Stadt bekannt sey, daß sie gar kein Geheimniß daraus machte, uneingeschränkt über ihren Mann, und im ganzen Hause zu befehlen zu haben, daß alle im Hause vor ihrem Toben und ihrer wütenden Miene zitterten, und hingegen alle Rechtschaffene in der

ganzen Stadt sie verabscheuten, daß sie außer allen ihren andern Fehlern, Thorheiten und Bosheiten auch die verbuhlteste Frau in der ganzen Stadt sey, die eine Ehre darin suche, viele Verehrer zu haben, und sollten es auch nur Jünglinge seyn, deren Mutter sie seyn könnte. Sie nähme daher in jeder Gesellschaft sogleich die jungen Mannspersonen in Beschlag, die sich um sie herum versammelten, und mit den fadesten Gesprächen unterhielten, wobey sie bald diesen bald jenen mit schmachtenden Blicken ansähe, bald den Fächer, bald eine Bandschleife fallen ließe, um sie durch einen Kuß, von dem dienstbaren Cicisbeo, der sie aufhübe, wieder einlösen zu können, falls die Gesellschaft nicht stark genug sey, um durch ein Pfänderspiel Gelegenheit dazu zu machen. Eben so stadtkundig wäre die Härte und Ungerechtigkeit, die sie an ihrem Stiefsohn ausübte; den sie nicht allein mit Schelten und Schlägen aufs härteste behandelte, sondern auch beständig in alten und zerrissenen Röcken gehn ließe, so viel Kleidungsstücke und Leinengeräth auch seine selige Mutter hinterlassen. Sie hätte sich dies alles zugeeignet, und trüge nicht nur die Kleider der verstorbenen Frau, sondern hätte auch aus allem Leinengeräth deren Namen austrennen, und den ihrigen hineinsetzen lassen. Eben so hätte sie es mit dem Silbergeschirr gemacht, das sie größtentheils umar-

heiten und ihren Namen darauf ſtechen laſſen. Noch mehrere ſolcher himmelſchreyenden Ungerechtigkeiten erzählte er mir, womit ich Ihnen nicht beſchwerlich fallen will, u. ſ. w.

Bernhard Peemüller.

*

Die Hofräthinn hatte nicht genug daran, ſich an dem Paſtor Peemüller, von dem ſie wußte, daß ihm die Geſellſchaft und das Geſpräch eines Heterodoxen Hölle war, auf das empfindlichſte gerächt zu haben, ſondern der unſchuldige Julius mußte es ebenfalls entgelten. Er war von ohngefähr ſo unglücklich auf eine entfernte Art Veranlaſſung zu ſeyn, daß eine Taſſe zerbrochen wurde; indem er nicht gleich zuſprang um ſie Karln abzunehmen, der ſie in der Hand hatte, ihm zureichte und fallen ließ. Die mehreſten Eltern von der gewöhnlichen Art pflegen ſogar gegen ihre leiblichen Kinder hart zu ſeyn, wenn ſie einen kleinen ökonomiſchen Schaden durch ſie erleiden, denen ſie doch ſonſt tauſend Unarten und Eigenwillen verſtatten, ohne auf den unerſetzlichen moraliſchen Schaden zu ſehn, der für die Kinder daraus erwächſt; man wird alſo leicht erachten können, wie es einem Stiefkinde bey einer ſo böſen Stiefmutter in dieſem Fall ergieng. Er war

freylich hier nicht einmal Schuld daran; allein dies that zur Sache nichts. Die Hofräthinn war ohnehin gewohnt, von allem Unangenehmen, was ihr begegnete, die Ursache in irgend Jemand auſser ihr, am gewöhnlichsten in ihrem Mann, und wenn es möglich war, auch in Julius zu suchen, und an beyden ihren Unmuth auszulassen. Hatte sie sich den Magen verdorben, so war ihr Mann schuld, daß er sie beym Essen nicht an die Schwäche ihres Magens erinnert hatte; ob er es gleich nie wagen durfte, ihr die geringste Erinnerung zu geben. Wurde sie von geringern Leuten zur Gevatterin gebeten, so war ihr Mann an diesen Unkosten schuld, daß er gegen den Pöbel so höflich und freundlich wäre, und ihm dadurch Dreistigkeit einflöſste, diesen Schritt zu wagen. Bey allem, was sie selbst vornahm, verlangte sie den Rath ihres Mannes; nicht als ob sie seine Einsichten über die ihrigen gesetzt hätte, oder willens gewesen wäre, sich von ihm lenken zu lassen, und seinem Rath zu folgen: sondern ihr Entschluß war immer vorher schon gefaßt; und sie wußte es so zu drehen, daß ihr Mann, wenn er nicht hart angelassen und für einfältig gescholten werden wollte, ihr allemal das rathen mußte, wozu sie selbst schon Lust hatte. Entstanden nun unangenehme Folgen daraus, so mußte er dann als Rathgeber immer die ganze Schuld tragen. Wenn sie selbst

etwas zerbrach, so war ihr gemeiniglich dieser oder jener, hauptsächlich aber Julius, im Wege gewesen, und hatte dadurch den Schaden veranlaßt. Da sie nun jetzt ohnehin nur eine Gelegenheit suchte, ihren Zorn an Julius auszulassen, so ergriff sie die gegenwärtige, da sie ihm mit einigem Schein die Schuld der zerbrochenen Tasse geben konnte, mit beyden Händen, und schlug ihn nicht nur ganz barbarisch, sondern tobte auch mit den ärgsten Scheltworten und Flüchen wider ihn. Hr. W——n, der den Lärm hörte, und sich nach der Ursache desselben erkundigte, sagte der Hofräthinn ungescheut ins Gesicht, daß so hart, widersinnig und ungerecht es auch sey, wenn Nachlässigkeit und Unvorsichtigkeit eben so hart bestraft würden, als Bosheit, es doch noch erträglicher wäre, wenn die Strafe in einigen Schlägen bestünde, als wenn ein Kind einen solchen Donner von Scheltworten und Flüchen anhören müßte. Er bat sie, sie möchte sich doch nicht zu dem großen Haufen unverständiger Eltern und Erzieher gesellen, die Scheltworte und Verweise für einerley halten; nur zwischen Verweisen und dem Vergehn sey ein Zusammenhang, der hingegen bey den Scheltworten ganz wegfiele: und so wenig auch Kinder von diesem Alter zum Nachdenken fähig wären, so hätten doch die mehrsten

schon so viel Gefühl, daß sie den Mangel des Zusammenhangs zwischen den Scheltworten, womit sie belegt werden, und dem Vergehn, das sie begangen haben, bemerken, mithin die wahre Ursache davon nicht in ihrem Vergehn, sondern lediglich in dem Zorn und Unmuth ihrer Eltern finden; und also statt gebessert zu werden, aus dem Beyspiel ihrer Vorgesetzten nur schlechtes Betragen gegen andre, und Zügellosigkeit des Zorns lernten. Noch ärger sey es mit den Flüchen, die in dem Munde jedes gesitteten Menschen unanständig und abscheulich, noch abscheulicher in dem Munde eines Frauenzimmers, und das unverantwortlichste Aergerniß in dem Munde eines Erziehers wären. Die Hofräthinn gerieth vor Verdruß und Zorn ausser sich; mehr als zehnmal suchte sie den Hrn. W***n zu unterbrechen, der aber immer standhaft fortredete. Da er endlich aufhörte, sagte sie mit einer höhnischen Miene zu ihm, mein Herr Professor, Sie werden vermuthlich in Gedanken in ihrem Kollegio zu A** seyn, und ihren Schülern eine Lektion zu halten glauben. Ich habe sie zum Essen eingeladen, aber nicht Erziehungsunterricht von ihnen zu hören: trauen sie mir etwa selbst nicht Kenntniß genug zu? Wenn sie selbst Kinder haben, so will ich ihnen rathen, ihre Erziehungsmaximen bey denselben anzubringen; ich folge den meinigen. — Hr. W***n ließ

ſich nicht irre machen, ſondern ſagte ihr, er glaube, man könne Keinem eine gröſſere Freundſchaft erweiſen, als wenn man ihm in Anſehung der Erziehung einen guten Rath gäbe; da ſie nun die Höflichkeit gehabt hätte, ihn zum Eſſen einzuladen, ſo hätte er geglaubt, eine Freundſchaftsbezeugung ſey der andern werth. Ich bin ihnen alſo vielmal für ihre Freundſchaft verbunden, erwiederte die Hofräthinn, indem ſie ſich ſtolz umdrehte, und ihn ſtehn ließ.

Uebrigens blieb ſie ganz feſt bey ihrem Vorſatz, durchaus die 1200 Thaler zu haben, oder widrigenfalls ſich an dem Kinde auf das grauſamſte zu rächen. Sie machte ſchon den Anfang dazu dadurch, daß ſie ihm das Frühſtück entzog, und es allen Dienſtboten im Hauſe unterſagte, ihm, er möchte ſo viel über Hunger jammern als er wollte, den geringſten Biſſen zu geben. Eine Magd, die mitleidiger war als ihre Gebieterinn, und Julkuſſen einen kleinen Theil ihres eignen Frühſtücks gegeben hatte, bekam dafür einen ſcharfen Verweis, mit dem Bedeuten, daß ſie bey nochmaligem Uebertretungsfall aus dem Hauſe gejagt werden ſollte; und da Julius ſelbſt einmal des Morgens einen halben Zwieback fand, den Karl weggeworfen hatte, und ihn begierig verzehrte, wurde er dafür mit der Ruthe, als ein Ungehorſamer ſcharf gezüchtigt. Auſſerdem wurde er be-

ständig und unaufhörlich getadelt, wenn er auch nichts, das Tadel verdiente, gethan hatte: es hieß immer, der garstige, häßliche, unartige Junge; der böse, hartnäckige Junge. Der Pastor Peesmüller, der bey einer gewissen Gelegenheit, deren ich hernach gedenken will, wieder ins Weissenfeldische Haus kam, machte hierüber die, wie mich dünkt, richtige Anmerkung, daß, wenn Kinder einmal gewohnt werden, beständig solche Namen zu hören, und ohn Unterlaß getadelt zu werden, Verweise und Tadel alle bessernde Kraft verlieren, und auch dann, wann sie verdient sind, ohne Frucht bleiben: daß aber doch, wenn ja die Bahn überschritten, und in eine von beyden Extremitäten verfallen werden sollte, das Kind noch immer glücklicher zu schätzen sey, das unaufhörlich getadelt wird, als das, so ohn Unterlaß, ohne Veranlassung, und ganz im Allgemeinen gelobt wird. Daß ein mäßiges Lob, wann es verdient würde, und dann gerade nur speciell über die Handlungs- und Denkungsart, wodurch es verdient würde, gut sey, und zu ähnlichen Handlungen anfeure: daß hingegen das ewige, allgemeine, "Du bist ein gutes, vortreffliches Kind, du englischer allerliebster Junge, du bist viel besser als „dein Bruder," wie bey Karin geschah, die größte Pest für die Besserung sey, dem Lobe alle anfeuernde Kraft benehme, und die Würkung als

ler Ermahnungen und Verweise erstickt. Man könne leicht erachten, setzte er hinzu, da die Verweise und Erinnerungen immer in einem offenbaren Widerspruch mit denen allgemein und uneingeschränkt ertheiltem Lobe zu stehn kämen, und die Kinder selbst es fühlten, daß eins von beyden unwahr seyn müsse, dabey aber vermöge der natürlichen Eigenliebe am ersten geneigt wären das Lob für wahr zu halten, mit welchen Augen sie die Verweise ansehn müßten. Beständiger Tadel und hartes Anfahren, machte menschenfeindliche, mürrische, verdrießliche, und gegen Ermahnungen und Vorstellungen abgehärtete, beständiges Lob aber eigenliebige gar nicht zu bessernde Menschen.

Am meisten ärgerte sich der ehrliche Peemüller darüber, daß sich Julius auf Befehl seiner Mutter beständig in der Gesindestube aufhalten mußte. Er klagte es endlich dem Bruder der Hofräthinn, dem Kammerrath Wegner, weil er wußte, daß dieser fast der einzige war, der etwas über sie vermochte, und bat ihn, seine Schwester dahin zu bewegen, daß sie dies abänderte. Dieser schrieb auch deshalb an sie; wiewohl ohne etwas auszurichten. Ich will indessen die sich hierauf beziehende Stelle seines Briefes mittheilen. "Die Gesindestube ist ein unverantwortliches Verderben für Kinder, deren zarte Seelen von die-

„ser Art Leuten, die so vieles reden und thun, „was Kinder nie sehn und hören sollten, solche „schlimme Eindrücke erhalten, daß die Folgen davon „von sich oft auf das ganze Leben erstrecken. Ueberhaupt steckt einer der größten Fehler bey der „Erziehung darin, daß die ersten Jahre zu sehr „vernachlässigt werden, und daß man fast durchaus „aus in dem Irrthum steckt, daß in denselben zur „Bildung und Veredlung des Menschen nichts „verloren oder gewonnen werden könnte; da ich „doch gewiß überzeugt bin, daß die meisten Neigungen und Leidenschaften der Menschen, die in „den folgenden Jahren sichtbar werden, nicht angeboren sind, wie man gemeiniglich glaubt, sondern von den Eindrücken herrühren, die sie in „den ersten fünf Jahren ihres Lebens angenommen haben. Ich habe zum Exempel Wollüstlinge gekannt, bey welchen die Neigung zum Laster nimmermehr so stark geworden seyn würde, „wenn sie nicht in ihrer zartesten Jugend, da man „glaubte, sie sähen und hörten noch nichts, Zeugen unzüchtiger Handlungen, Geberden und „Reden gewesen wären, die hernach, da sie die „Quelle sogar schon vergessen hatten, ihre Einbildungskraft in ähnlichen Situationen reizten, und „die Flamme des Lasters in ihnen anfachten. Ich „lobe daher lieber die Eltern, die ihre Kinder, „(es versteht sich, wenn sie so geartet sind, daß sie

„durch ihre Gegenwart der Gesellschaft nicht lästig „werden) an jeder Gesellschaft verständiger Freunde, „die in ihrem Hause gehalten wird, Theil nehmen las„sen; daß sie frühe aus Beyspielen, die stärker als Leh„ren würken, ein anständiges Betragen, und aus „Gesprächen, die nicht geradezu und unmittelbar an „sie gerichtet sind, mehr lernen, als aus langen Er„mahnungen und Predigten, die an sie selbst gerich„tet werden. Jede Pflicht ist leichter, die wir uns „selbst zur Pflicht machen, als die uns von an„dern dazu gemacht wird: sehn und hören die „Kinder oft Gutes an den Alten, zu deren Ge„sellschaft sie gelassen werden, so werden sie bald „ihnen ähnlich zu werden suchen, und sich das mit „leichterer Mühe selbst zur angenehmen freywilligen „Pflicht machen, was unsre Gebote und Predigten „sonst nur als sauren Gehorsam von ihnen erhalten.“

Der gute Wegner sollte doch wohl seine Schwester so weit gekannt haben, daß er gewußt hätte, daß seine Gründe, so richtig und gut sie auch waren, in dem gegenwärtigen Fall auf sie gar nicht würken würden; da es ihr würklich nicht nur gleichgültig war, ob aus Juliussen ein guter Mann würde oder nicht, sondern da sie würklich den höllischen Wunsch hatte, daß das Letztere eintreffen möchte. Indessen trauete er, als ein guter treuherziger Mann, einem jeden das Beste, und seiner Schwester bey weitem nicht so viel Bos-

heit zu, als sie wirklich besaß. Diese setzte ihrem Mann so lange zu, bis er endlich einen heftigen drohenden Brief an den Hoffiskal Kleppien schrieb, worin er theils nach seiner Weise, seines eigenen Ruhms und Lobes seiner Rechtschaffenheit voll war, theils durch zweydeutige geheimnißvolle Beschuldigungen, und Aeusserungen, daß er manches von ihm wüßte, was er an den Tag bringen, und ihn dadurch ins Unglück stürzen könnte, und Drohungen, daß er eine Staffette mit einer Klage an den König abfertigen wollte, die Auslieferung der 1200 Thaler zu ertrotzen suchte. Da aber dieser, seiner Unschuld sich bewußt, die Sache unrecht verstand, und eine Injurienklage wider ihn erhub, fieng er an zu bitten, und schrieb einen zweiten Brief an ihn, der so kriechend abgefaßt, und so voll von niederträchtigen Schmeicheleyen war, als der vorige von Drohungen und Grobheiten gewesen war. Beyde befinden sich unter der vorhin gedachten Sammlung von Briefen, da sie aber mit zu vielen zu unsrer Geschichte nicht gehörigen Nebendingen angefüllt sind, so werden es die Leser mir hoffentlich nicht verdenken, wenn ich sie hier übergehe. Da sich der Hoffiskal nicht bewegen lassen wollte, von dem Proceß abzustehn, dessen Ausgang dem Hrn. Weissenfeld nicht viel Gutes hoffen ließ, so wandte dieser sich an den Pastor Peemüller, und suchte dessen Vermittelung. Da

er und seine Frau aber wohl wußten, wie sehr sie diesen Mann beleidigt hatten, der seit seinem letzten Besuch alle Gemeinschaft mit ihnen aufgehoben hatte, so ergriffen sie, um ihn wieder zu gewinnen, die Gelegenheit, da die Hofräthinn von einer Tochter entbunden war, ihn zum Gevatter zu bitten. Er machte sich ein Gewissen daraus, sich einem solchen christlichen Geschäfte zu entziehn, und bey dieser Gelegenheit Widerwillen und Feindschaft blicken zu lassen, und reiste also hin; übernahm auch die Vermittelung des Processes, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Julius besser gehalten, aus der Gesindestube genommen werden, und Frühstück bekommen sollte. Indessen fand er von neuem im Weissenfeldischen Hause verschiedene Ursachen zum Misvergnügen. Die erste bestand darin, daß das Kind, wobey er Pathenstelle vertreten sollte, bereits über drey Wochen alt war. Er gab sein Erstaunen darüber zu erkennen, und sagte, sein Stand verpflichte ihn, den Eltern diese unverantwortliche Nachlässigkeit, und den unchristlichen Leichtsinn, den sie dabey bewiesen hätten, zu verweisen; da sie ihr armes Kind so lange der Gefahr ausgesetzt hätten, als ein Heyde zu sterben, und vielleicht gar —— doch er wolle hier nicht urtheilen, sondern dies lieber der göttlichen Barmherzigkeit überlassen. Sie,

die Eltern, wären indessen aber doch gar nicht zu entschuldigen.

Die Hofräthinn. Glauben Sie denn, daß Gott die Glückseligkeit einer Seele an eine äusserliche Cäremonie gebunden hat, die sehr von der Willkühr der Menschen und andern unerheblichen Umständen abhängt?

Der Pastor Peemüller. Allerdings glaube ich das. Das Gegentheil lehren die Wiedertäufer, Arminianer, Socinianer und Naturalisten.

Die Hofräthinn. Kann man denn richtig schliessen, alles was die Leute, die sie da genannt haben, lehren, ist falsch?

Der Pastor. Ja freylich.

Die Hofräthinn. Aber sie lehren doch auch, daß ein Gott, eine Vorsehung, ein ewiges Leben sey, ist denn das auch falsch?

Der Pastor. Nein; das sind allgemeine Lehren; ich rede nur von Unterscheidungslehren. Dahin gehört die, daß die Taufe kein unentbehrliches Gnadenmittel, sondern nur eine äusserliche Cäremonie sey; das ist ein verdammlicher socinianisch-wiedertäuferischer Irrthum. Ich bitte Sie um Gottes willen, Frau Schwester, lassen Sie denselben fahren, und lesen Sie künftig nie wieder solche verführerische Schriften, woraus Sie dergleichen einsaugen könnten.

Die Hofräthinn. Die Bitte gehört zu den allersonderbarsten, daß man einem zu gefallen eine Meynung fahren lassen soll, von deren Unrichtigkeit man noch nicht überzeugt ist.

Der Pastor. Die Unrichtigkeit kann ich Ihnen gleich zeigen. Es steht geschrieben, wer da gläubet und getauft wird, der wird selig werden.

Die Hofräthinn. Wenn ich nicht irre, so ist die Rede da nicht von Kindern, sondern von Erwachsenen; und fürs andere, so steht auch nicht dabey, wer nicht getauft wird, soll verdammt werden.

Der Pastor. Oppositorum opposita est ratio. Selig werden und verdammt werden ist einander entgegen gesetzt, also versteht sichs von selbst, daß auch die Bedingungen, worunter beydes geschieht, vollkommene Gegensätze seyn müssen.

Die Hofräthinn. Latein hab ich nicht gelernt, Herr Bruder! sagen Sie mir nur kurz und gut, werden die Kinder, die vor der Taufe sterben verdammt oder nicht?

Der Pastor. Ich getraue mich nicht, in dieser delikaten Sache zu urtheilen; dem Allwissenden sey es anheim gestellt: ich mag sie nicht verdammen.

Die Hofräthinn. Das können Sie auch nicht; und Gott kann es auch nicht; widrigenfalls würde daraus folgen, daß so oft es einmal Jemand einfiele, sein Kind nicht taufen zu lassen, Gott dies unglückliche Geschöpf, ohne eigne Verwirkung verdammen müßte.

Der Pastor. Was sagen Sie da, ohne eigne Verwirkung? Hat es nicht in Adam schon gesündigt?

Die Hofräthinn. Wir kommen zu weit von unsrer Sache ab. Ich will Ihnen nur kurz und gut meine Meynung sagen: Wenn es zum Glück oder Unglück eines Kindes nichts entscheidet, ob es einige Wochen früher oder später getauft wird, so sehe ich nicht ab, warum ich mir nicht das Vergnügen machen sollte, bey der Taufe meines Kindes selbst zugegen zu seyn, und den Gevatterschmaus zu besorgen.

Der Pastor. Ach, der leidige Schmaus! Alles zugegeben, würde es doch gut seyn, wenn man eine gute untadelhafte Ordnung beobachtete, und nichts besonders suchte. Doch ich erinnere mich, daß ich mit einem Frauenzimmer über theologische Materien gar nicht hätte disputiren sollen; zumal da ich sehe, daß wir in unsern Grundsätzen

ſo weit auseinander, und die ihrigen nicht auf ihrem Boden gewachſen ſind.

Die Hofräthinn. Sie hätten alſo nach ihrem eignen Geſtändniß ſehr wohl gethan, Herr Bruder! wenn ſie gleich anfänglich geſchwiegen hätten.

Einen andern Verdruß empfand der ehrliche Peemüller über dem Namen Roſalinde, welcher dem Kinde beygeleget wurde. Das wird eine rechte Romanenheldinn werden, ließ er ſich bey Tiſche vernehmen, die ſchon durch ihren Namen dazu eingeweiht wird. Er ärgerte ſich erſchrecklich über die ſtrafbare Gefälligkeit des taufenden Predigers; daß er nicht allein dem Kinde dieſen Namen beygelegt, ſondern daß er auch ſogar auf Verlangen der Hofräthinn den Exorciemus weggelaſſen. Er ſetzte ihn darüber nach der Taufe ſehr ernſtlich zur Rede, und ſchob es ihm ins Gewiſſen, daß er ſich einer ſolchen Indifferentiſterey ſchuldig gemacht, in einer Stadt, die von jeher den unbefleckten Ruhm der ſtrengſten Orthodoxie gehabt, und die immer eine ſolche Feindinn alles Indifferentiſmus geweſen, daß ſie ſich lieber in die Acht erklären laſſen, und eine harte Belagerung ausgehalten hätte, ehe ſie auch nur einige äuſſerliche gottesdienſtliche Gebräuche abgeändert hätte. Sein Gewiſſen würde ihn beynahe nöthigen,

es dem ehrwürdigen Stadtministerio anzuzeigen, und dasselbe zu ersuchen, daß es ihn, den Prediger, darüber zur Rechenschaft zöge. Dieser, ein junger rascher Mann, der erst vor einigen Wochen ins Amt befördert war, vertheidigte sich mit vieler Hitze und Lebhaftigkeit; und der Streit würde von Folgen gewesen seyn, wenn sich nicht die Anwesenden ins Mittel geschlagen, und beyde zur Ruhe gebracht hätten.

Einen andern Streit bekam der Pastor Peemüller mit der Hofräthinn, über die Vorzüge der beyden Geschlechter, und über die Rechtmäßigkeit der Ausschliessung des zweyten Geschlechts von Geschäften. Sie behauptete, ihr Geschlecht übertreffe das männliche, im Ganzen genommen, weit an Scharfsinn und Verstand; und es sey eine wirkliche Ungerechtigkeit, daß dasselbe nicht so gut unterrichtet würde als jenes; denn hieran läge es blos, daß bey der jetzigen Verfassung ein Frauenzimmer dem Staat nicht so nützliche Dienste leisten könne, als eine Mannsperson. Sie wollte sich aber dieser Ungerechtigkeit nicht theilhaftig machen, sondern mit Gottes Hülfe ihre Tochter so unterrichten lassen, daß sie mit ihren Kenntnissen Jedermann Trotz bieten, und an ihrem Beyspiel zeigen sollte, was ein wohlunterrichteter weiblicher Verstand vermöchte. Blos die körperliche Stärke hätte die Männer ehemals

im Stande der Wildheit und des ungesitteten Lebens zu Herren über das andere Geschlecht gemacht, und sie hätten sich dieser Herrschaft immer so sehr zum Nachtheil desselben bedient, daß sie es immer im Stande der Unterdrückung zu halten gesucht hätten. Sie befinden sich doch gewiß nicht in dieser Unterdrückung, Frau Schwester, unterbrach sie der Pastor, in ihrem Hause sollte man das Gegentheil vermuthen. Hier schlug sie ein lautes Gelächter auf; denn anstatt, daß eine vernünftige Frau es für eine Beschimpfung und Beleidigung halten würde, wenn man es ihr ins Gesichte sagte, daß sie über ihren Mann herrschte, so rechnete sie es sich für eine Ehre an, und erwiederte hierauf: das habe ich meinem Verstande zu danken, daß ich gegen Privatunterdrückungen sicher bin; aber gegen die durch Gesetze und Staatsverfassung autorisirte öffentliche, Unterdrückung hilft er mir nicht. Hat man indessen nicht in der alten und neuen Geschichte Beyspiele genug von großen und mächtigen Staaten, die durch Weiber regiert worden? Peemüller antwortete hierauf, daß in manchen Staaten die Männer dies deswegen zuliessen, damit sie desto besser selbst regieren könnten; die Monarchinn müßte nur den Namen dazu hergeben, in der That aber herrschten die Großen des Reichs: Und weil sie dies bey der Regierung eines Mannes nicht

so gut könnten, so liessen sie es deswegen gerne zu, daß eine Frau den Namen einer Regentinn führte. Hiernächst suchte er durch Induktion aus der Geschichte zu beweisen, was für unglückliche Folgen aus dem Einfluß der Weiber in die Geschäfte von Zeit zu Zeit entstanden wären; wo er sich am längsten bey der Katharina, aus dem Hause Medices, aufhielt, und derselben die Schuld an allem Blutvergiessen beylegte, das über die Religion in Frankreich entstanden. Endlich sagte er ihr gerade heraus, es fehle dem zweyten Geschlecht, bey noch so vielem Scharfsinn, gänzlich an der Standhaftigkeit und dem gesetzten Wesen, das zu Geschäften nöthig sey, und wenn es dazu gebraucht werden sollte, so würde kein Entschluß, der Ausdauren erforderte, ausgeführt werden können.

Man kann leicht erachten, wie dies Gespräch von der Hofräthinn aufgenommen wurde; indessen muste sie sich etwas verstellen, um den Mann nicht zu erbittern, den sie und ihr Herr Gemahl diesmal nöthig hatten, um aus einer verdrießlichen Verlegenheit zu kommen. Sobald sie sich aber allein befanden, mußte ihr Mann ihren ganzen Unwillen fühlen, und die bittersten Vorwürfe darüber anhören, daß er sie durch seinen unbedachtsamen Brief in die Lage gebracht hätte, sich von einem solchen Mann, wie Peermüller, der in ihren Augen so weit unter ihr war, der-

gleichen Bitterkeiten sagen lassen zu müssen, die sie sonst ganz anders würde beantwortet haben.

Ein halbes Jahr darauf hatte sie einen Besuch von ihrem Bruder, dem Kammerrath Wegner aus Stralsund, einem Mann, der zwar selbst keine Kinder hatte, aber ein grosser Kinderfreund und für eine gute Erziehung ganz begeistert, und mithin auch ein scharfer, offenherziger Tadler aller Erziehungsfehler, die er bemerkte, war. Er hatte im Hause seiner Schwester Gelegenheit deren unzählige auch selbst bey seinem Schwager zu bemerken; und er unterließ nicht, ihm seine Härte gegen seinen ältesten Sohn vorzuwerfen, den er doch vorher, ehe ihm ein zweeter Sohn gebohren worden, so verzärtelt hätte, daß er ihm nichts abgeschlagen. Er tadelte seine thörichte Schwäche, daß er seinem zwoten Sohn jetzt bey jeder Miene, die er nur zum Weinen machte, in allen Stücken zu Willen sey: daß er bey einem Stoß oder Fall nicht allein das unvorsichtige Kind bedauerte und beklagte, und es dadurch erst zum Weinen reizte, sondern auch sogar, um es hernach wieder zu stillen, den Tisch, Stuhl oder Fußboden schlüge, woran es sich verletzt hatte; und ihm also früh genug dadurch die den Menschen ohnehin so eigne und so leichte Rachbegierde einflößte. Daß er ihn bey andrer Gelegenheit, da ihm sein

Weinen beſchwerlich fiel, mit allerley Popanzen und Geſpenſtern zu ſchrecken ſuchte, und ſich dabey thörichter Weiſe ſelbſt furchtſam ſtellte. Hätte ich Kinder, ſetzte er hinzu, ſo müſte die treuſte Kinderwärterinn, die dergleichen begienge, unvermeidlich das Haus meiden; und Sie ſchämen ſich nicht als Vater in dergleichen grobe Fehler zu fallen? So viel auch Weiſſenfeld von ſeiner Frau hinzunehmen gewohnt war, ſo konnte er doch von keinem andern den geringſten Vorwurf oder Rath anhören; ſeine Eigenliebe, die ihm die Meynung der Untrüglichkeit von ſich beygebracht hatte, wurde dadurch ſo ſtark beleidigt, daß er ſich mit ſeinem Schwager aufs heftigſte überwarf. Seine Frau aber war ſchlauer; ſie wollte die Güte und Freygebigkeit ihres Bruders nutzen; ſie kannte ſein Steckenpferd, und wußte, daß ſie ſich ſeiner Gewogenheit nicht leichter verſichern konnte, als wenn ſie ſich in Anſehung ſeiner Erinnerungen über die Erziehung gelehrig ſtellte. Sie hörte alſo nicht allein alles, was er ihr hierüber ſagte, geduldig und lehrbegierig an, und änderte in ſeiner Gegenwart manches ab, ſondern ſie bat ihn auch bey ſeiner Abreiſe inſtändigſt, ihr in ſeinem nächſten Briefe weitern Unterricht zu ertheilen. In der Meynung, daß es ſeiner Schweſter völliger Ernſt ſey, ſchrieb er ihr nach ſeiner Zuhauſekunft folgenden Brief.

Stralsund, den 5ten Julii 1743.

Liebe Schweſter!

Eine Bitte an gute Freunde um Rath zu einer weiſen Erziehung, iſt ſo vernünftig, und enthält für jeden, der über die Sache nachgedacht hat, von ihrer Wichtigkeit überzeugt iſt, und einen warmen Eifer für die Beförderung derſelben hat, ſo viel Reiz ſie zu beantworten, daß ich mich ſogleich nach meiner Zuhauſekunft hinſetzte, um Deinem Verlangen gemäß, Dir einige beſondre Regeln zur körperlichen und ſittlichen Erziehung, die ich bey vielfältiger und faſt beſtändiger Beſchäftigung mit fremden Kindern, die immer um mich ſind, und gerne um mich ſind, bewährt befunden habe, aufzuſetzen. Ich werde beſonders ſolche wählen, wozu mich die Fehler, die ich in Deiner Erziehung glaube bemerkt zu haben, zunächſt veranlaſſen. Zuerſt habe ich bemerkt, daß Du Dich bemühſt, deiner Gemüthsart entgegen, die ich als hitzig und auffahrend kenne, Dein Kind mit ſogenannter Sanftmuth zu ziehn: eine Bemühung, die an ſich lobenswürdig wäre, und bey Dir um deſto lobenswürdiger, jemehr Ueberwindung es einem hitzigen Charakter koſtet, ſich zu mäſſigen und ſanft zu ſeyn. Allein, liebe Schweſter, ſiehe wohl zu, ob das, was Du Sanftmuth

nennst, auch wirkliche Sanftmuth sey, und hiernächst ob sie auch bey Deinem Kinde weislich und heilsam angewandt werde? Da die Menschen gewohnt sind, allem, was bey ihnen Neigung und Gemüthsart ist, den Namen und Anstrich von einer oder der andern Tugend zu geben, so pflegen auch gemeiniglich die Schwachen und Einfältigen, die aus wirklicher Schwachheit des Verstandes keinen Vorsatz durchsetzen können, sondern jeder Bitte, jeder Schmeicheley, jeden auch noch so unschicklichen Unmuth eines andern darüber, kurz, jedem Mittel sie davon abzubringen, nachgeben, diese ihre Schwachheit mit dem Namen der Sanftmuth zu schmücken; und eben so scheinst Du mir Deine zu starke sinnliche Liebe gegen Dein Kind, Dein zu heftiges und zu heisses mütterliches Gefühl für dasselbe, das Dich ihm nichts versagen, niemals seinem Eigenwillen, niemals seinen Foderungen, wenn sie auch noch so unartig, ihm noch so schädlich sind, widerstehn läßt, unrichtig mit dem Namen einer sanften Erziehung zu belegen. Ich habe nie bemerkt, daß Du Deinen Sohn gestraft hättest, wenn er aus bloßem Eigensinn weinte; sondern Du batest ihn vielmehr auf das flehentlichste, und auf eine Art, die Dich nothwendig in den Augen des Kindes herabsetzen, und zu seinem Sklaven machen muß, zu schweigen. Dieß ist ein Mittel, liebe Schwe-

ſter! wie die meiſten Mittel wider die Zahnſchmerzen ſind, ſie ſtillen auf einige Augenblicke, und veranlaſſen nur deſto heftigere Schmerzen, und werden endlich, wenn ſie öfters gebraucht werden, ganz unbrauchbar, auch nur auf einige Augenblicke zu ſtillen.“ Hätteſt Du nicht ganz frühe ſo gebeten, und wie es heißt, freundlich zugeredet, ſo würdeſt Du es jetzt nicht ſo oft nöthig haben. Aber was ſoll man denn thun? wirſt Du ſagen, immer ſtrafen, immer ſchlagen? Du würdeſt dies auch nicht ein einzigesmal nöthig haben, wenn Du gleich damals, als Dein Sohn Ein Jahr alt war, gegen ſein Schreyen gleichgültig geweſen wärſt, ihn nie gebeten hätteſt, Dich nie durch ſeinen Eigenſinn hätteſt beſtimmen laſſen, ſeinen Willen zu thun: wenn er dreymal Deine Entſchloſſenheit und Standhaftigkeit, dreymal geſehen hätte, daß er durch ſein Schreyen und Eigenſinn nichts ausrichtete, er würde zum viertenmal nicht geſchrieen haben. Und noch jetzt iſt es die höchſte Zeit dies ſelbige Mittel zu gebrauchen, ob es Dir gleich jetzt unendlich viel Mühe machen, unendlich mehr Kampf koſten wird, und Du es viel öfter anwenden mußt, um etwas, das nun ſchon Gewohnheit geworden, auszurotten, und der Fortſetzung deſſelben entgegen zu arbeiten, als damals, da die Macht der Gewohnheit und Uebung Dir noch nicht ſo mächtige Hinder-

nisse in den Weg legte. Eben daher wird auch jetzt die bloße Entschlossenheit, und standhafte Versagung der Befriedigung des Eigensinns vielleicht nicht immer helfen, sondern Du wirst auch dann und wann strafen müssen. Vielleicht ist Dir dies dann und wann zu unbestimmt; ich will mich also näher darüber erklären. So oft sich zu seinem Eigensinn Ungehorsam gesellt, oder so oft er eine wirkliche Bosheit, eine wirkliche Beleidigung anderer, mit der Absicht diese zu kränken, zu ärgern, oder ihnen Schaden zuzufügen, so oft er Neid oder Schadenfreude äussert, muß er wirklich bestraft werden, obgleich nicht immer gerade durch Schläge, da oft eine andre Strafe empfindlicher, der Sache angemeßner, und dem dadurch zu erreichenden Zweck der Besserung gemäßer ist. Uneingeschränkter Gehorsam ist das erste was man von Kindern fordern muß, und eben deswegen darf Ungehorsam und Widersetzlichkeit nicht unbestraft bleiben. Man thut aber wohl, wenn man so oft es möglich, und für die Kinder faßlich ist, den Grund seines Verbots oder Befehls hinzufügt, der natürlicherweise allemal aus ihrem eignen Besten hergenommen wird, damit sie auch in den Fällen, wo sie keinen Grund einsehn können, es uns zutrauen, daß wir zu ihrem Besten handeln. Und endlich, da die bürgerliche Verfassung in der Welt es so mit sich

bringt, daß wir oft Gesetzen gehorsam seyn müssen, die auf unsere individuelle Glückseligkeit keinen Einfluß haben, so sehe ich nicht ab, warum man nicht auch Kinder, um sie hiezu vorzubereiten, und zu verhüten, daß nicht in der Folge unglückliche, unzufriedne Räsonneurs wider den Staat und dessen Einrichtung aus ihnen werden, dann und wann an blinden Gehorsam gewöhnen sollte. Ferner thut man wohl, wenn man, um sich die unangenehme Nothwendigkeit, Ungehorsam zu bestrafen, zu ersparen, so wenig Gesetze als möglich macht, und so wenig als möglich verbietet, so wenig als möglich drohet, aber wenn man verboten hat, keine Uebertretung ungeahndet, keine Drohung unerfüllt läßt. Werden die Kinder es einmal inne, daß man nur sie zu schrecken drohet, und seine Drohung nicht erfüllt, so wird das Ansehn der Wahrhaftigkeit, worinn wir bey ihnen nothwendig stehn müssen, dadurch geschwächt, und unsre Drohungen werden ihnen lächerlich, und verlieren alle Kraft, die sie haben sollen, sie vom Ungehorsam und vom Bösen abzuhalten; zumal wenn sie merken, daß es Schwäche bey uns ist, die uns hindert, unsre Drohungen zu erfüllen. Und dies merken die Kinder eher als wir es glauben; wenn ihnen gleich die Namen, Schwäche, Einfalt, Güte, Sanftmuth unbekannt sind, sie auch durch Worte keine Kenntniß dieser Eigenschaften äussern, so dürfen wir

dennoch nicht schliessen, daß sie nicht ein gewisses richtiges Gefühl von diesem allen haben, welches sie nicht betriegt, und welches bey ihnen der subjectivische Grund ist, warum dieser oder jener Ansehen und Achtung bey ihnen hat, und ein anderer nicht. Will man je einmal eine Drohung unerfüllt lassen, aber nur höchstens Einmal darf es geschehn, so muß man es dem Kinde hinlänglich merken lassen, daß man nicht um seiner Bitten willen, oder aus Furcht ihm wehe zu thun, seiner schone, sondern blos, weil man aus seiner ernstlichen Versprechung der Besserung, die gegründete Hofnung gefaßt habe, da die ganze Strafe nur dazu dienen soll, damit das Böse nicht wieder geschehe, es werde diesen Zweck, da es den Ernst gesehn habe, auch ohne wirkliche Vollziehung der Strafe, an sich erreichen lassen. Ich habe vorhin gesagt, daß Du, um Dich des unangenehmen Geschäfts der Bestrafung des Ungehorsams so viel möglich überhoben zu sehn, so wenig als möglich verbieten möchtest. Wenn also z. B. Dein Karl eigensinnig ist, und aus blossem Eigensinn schreyt, so sage lieber zehnmal mit aller Gelassenheit und Gesetztheit zu ihm: Du magst immerhin schreyen; du wirst doch durch dein Schreyen nichts ausrichten, als daß dich Jedermann für ein unartiges Kind hält, (es versteht sich, daß auch Dein Betragen diesen

Deinen Worten gemäß sey) ehe Du ein einziges mal ihm zu schweigen befiehlst. Das einzige Wort: Schweig! muß nie umsonst ausgesprochen werden, unausbleiblich sey die Strafe, wenn es nicht geschieht. Diese Strafe darf nicht immer eben in Schlägen bestehn; oft wirkt das Versagen eines gewohnten Vergnügens, auch wohl der Befriedigung eines Bedürfnisses mächtiger. Es wird dem Kinde auch oft gleich beym Verbote angekündigt: woferne du ungehorsam bist, so wirst du dies oder jenes nicht erhalten. Nur muß dies nicht so etwas seyn, das dem Kinde gleichgültig ist, und dessen er ohne Ueberwindung und Verdruß sich beraubt sehn kann.

Am besten wird der Neid allemal durch Entziehung eines Guten, und wo möglich des nämlichen oder eines ähnlichen Guten, welches das Kind an andern beneidet, bestraft; Schadenfreude hingegen, das teufliſchste unter allen Lastern, durch Zufügung eines würklichen, und wiederum wo möglich ähnlichen Schadens. Siehst Du also Deinen Sohn sich freuen, und heiter dazu sehn, wenn sein Bruder oder ein anderer geschlagen wird, so muß er den Augenblick Schläge haben, und noch etwas mehr, als jener bekommen hat. Doch nicht in der Hitze und Heftigkeit; worin dies Mittel niemals gebraucht werden muß. Vielmehr würde ich in diesem Fall mit ernster Ge-

lassenheit zu ihm sagen: Dein Bruder hat die Schläge nicht deswegen bekommen, damit er nur Schmerzen haben, sondern damit er durch dies harte Mittel gebessert werden soll, weil gelinde Mittel nicht stark genug waren, ihn zu bessern. Uns ist es sehr unangenehm, daß wir ein solches hartes Mittel gebrauchen, und ihm Schmerzen machen mußten; jeder gute Mensch betrübt sich, wenn er einen andern, auch einen Fremden leiden sieht, auch wenn dies Leiden, diese Schmerzen verdient sind; um desto mehr kannst du denken, wie man sich über Kinder und Brüder betrüben wird, wenn man die leiden sieht. Da du dich aber dennoch nicht darüber betrübst, sondern eher ein Vergnügen darüber äusserst, so muß dies wohl daher kommen, daß du dir keine rechte Vorstellung von seinen Schmerzen machen kannst; empfinde ihn also selbst, — — — und nun denke, wie es dir gefallen würde, wenn ein andrer über dich lachen, und sich über deinen Schmerz freuen wollte. Ueberhaupt ist es höchst nothwendig, daß man Kindern bey aller Gelegenheit, die Maxime: erweise andern das, was du willst, daß dir erwiesen werde, und entferne, wenn du kannst, von ihnen alles, was dir unangenehm ist, durch Thaten und Worte so nachdrücklich, lebhaft und anschauend einpräge, daß sie bey ihnen zum

Gefühl werde, und ſie eine Uebung erlangen, bey allem, was andern widerfähret, ſich in deren Stelle zu ſetzen; dies iſt die beſte Art, Menſchenliebe, Mitleid, Barmherzigkeit und Theilnehmung an andrer Freude zu lehren und zu bewürken. Auch iſt es gut, Neid und Schadenfreude zu verhindern, und Bruderliebe zu befördern, wenn man die Kinder früh daran gewöhnt, und es ihnen durch einen Dritten unter den Fuß geben läßt, für einander zu bitten; auch dann und wann um der Fürbitte des Bruders willen die verdiente Strafe lindert, oder wenn es ohne ſonſtigen Nachtheil geſchehn kann, gar damit verſchont; auch um eben dieſer Fürbitte willen ein geſuchtes Vergnügen gewährt. Nichts iſt geſchickter, das Band der Liebe zwiſchen Brüder zu knüpfen, und ſie für Neid und Eiferſucht zu bewahren, als dies.

Eine würkliche Bosheit, die mit der Abſicht andern zu ſchaden, oder ſie zu kränken, verübt wird, z. E. Bemühung zu ſchlagen, ausgeſtoſſene Scheltworte, vorſetzliche Verderbung eines Spielzeugs, oder einer andern irgend jemand außer dem Kinde zugehörigen Sache, darf nicht unbeſtraft bleiben. Aeuſſert er dieſe Bosheit ſo, daß er ſeiner Abſicht ungeachtet, dem Andern *keinen würklichen Schaden zufügen kann*, z. E. will er mit ſeiner kleinen Hand große Leute

schlagen, so ist es oft hinreichend ihn durch den höchsten Grad der Verachtung zu bestrafen; doch muß man auch hiebey sorgfältig darüber wachen, daß es bey ihm nicht stärkere Neigung, nicht Gewohnheit und Uebung werde: schilt und schlägt er aber ein anderes Kind, so ist das Beste ihn dafür mit Schlägen zu strafen; doch nicht mit der Hand, weil Ohrfeigen das gefährlichste Strafmittel sind, was je die Thorheit ersonnen hat, und selbst Schläge in den Rücken, nicht so abzumessen sind, daß sie nicht entweder den Körper zu sehr erschüttern, oder im entgegengesetzten Fall das Ansehn haben, als ob es kein Ernst sey, und dadurch den Kindern ein Spott werden. Eben so verhält es sich gemeiniglich mit dem Stock. Das beste Zuchtmittel ist die Ruthe, womit man Ernst beweisen kann, ohne Strenge und Grausamkeit. Wiewohl die himmelweit verschiedenen Begriffe des Ernsts und der Strenge von dem großen Haufen gewöhnlich eben so vermischt zu werden pflegen, als im Gegentheil Sanftmuth und Schwachheit. Man nennt das gewöhnlich ein Kind durch Liebe ziehn, wenn man ihm keinen Schlag giebt, das Kind beständig bittet, durch Versprechungen und Belohnungen dann und wann zum Gehorsam lockt, übrigens aber demselben in allen Stücken nachgiebt, und ihm in allem zu Willen ist. Ich habe schon gesagt, ich ziehe selbst die Belin-

digkeit der Strenge, die Liebe dem Ernſt vor; hal-
te es auch für möglich, wenn ich ein Kind gleich
vom erſten Jahre an zu erziehen, und nicht nöthig
hätte, ſchon eingeſtreutes Erziehungsunkraut wie-
der auszurotten, es ohne Schläge gut zu ziehn:
aber was der große Haufe ſo durch Liebe ziehn
nennt, iſt nichts weniger als dies, richtiger wür-
de es heißen, durch Liebe verziehn. Ich habe
überdem auch bemerkt, daß die Kinder ſelbſt, für
diejenigen Erzieher, welche thöricht genug ſind,
ihnen in allem nachzugeben, und von welchen ſie
alſo nichts als lauter Gutes erhalten, bey weitem
nicht den Grad der Liebe, Hochachtung und Ehr-
furcht haben, den ſie gegen den Vater oder den
Mann beweiſen, bey welchen ſie Liebe mit ge-
ſetztem Ernſt verbunden ſehn. Ich weiß dies ge-
wiſſermaſſen aus eigner Erfahrung, da mein Haus
ſchon ſeit mehrern Jahren her ein Sammelplatz
aller Kinder aus meiner Nachbarſchaft iſt, die
mich alle nicht nur wie ihren Vater lieben, ſon-
dern wie ich aus ihrem ganzen Betragen ſehe,
weit mehr Ehrfurcht für mich haben, als für ih-
re leiblichen Väter, ungeachtet ich ihnen nicht im
geringſten nachſehe, ſondern bey jeder bemerkten
Unart weit mehr Ernſt gegen ſie beweiſe, als we-
nigſtens der größte Theil von ſeinen leiblichen Vä-
tern erfährt. Manche Leute ſehn es freylich
nicht gerne, wenn Fremde an ihren Kindern ziehn,

oder denselben Erinnerungen geben; ich halte es aber für eine eben so wichtige Pflicht, an meines Nächsten Kinde keine Unart zu übersehn, als jede andre Pflicht ist, die ich ihm schuldig bin, ja für eine wichtigere Pflicht als die ist, von seinem Vermögen allen Schaden abzuwenden. Ich habe immer das Wort Ehrfurcht gebraucht; ich verstehe darunter eine mit Liebe verbundne Furcht jemanden misfällig zu werden; und diese ist es eigentlich, welche man von Kindern zu suchen und in ihnen zu erwecken hat; nicht bloße Furcht vor der Strafe. Diese kann jeder Tyrann, jeder Barbar mit leichter Mühe, durch jede unweise Strenge erhalten, aber er gewinnt weiter nichts dadurch, als daß er Heuchler, und heimtückische, arglistige Bösewichter zieht. Auch Du, liebe Schwester! verzeih es mir, daß ichs offenherzig sage, scheinst mir gegen Deinen Stiefsohn zu viel Strenge zu beweisen; er erhielt bey meinem Daseyn nicht ein einzigmal einen freundlichen liebreichen Blick von Dir, sondern wurde allemal, er mochte so artig seyn als er wollte, mit mürrischem verdrießlichen Gesichte und harten Worten von Dir angelassen. Ich glaube es freylich wohl, daß Dir seine Erziehung nicht sehr nahe am Herzen liege; aber bedenke, daß Du völlig in seiner Mutter Stelle getreten bist, bedenke, welche Behandlung Du Deinen Kindern wünschen würdest,

bedenke, daß er nicht immer klein bleibt: daß er Dich zwar äuſſerlich fürchten, aber im Herzen haſſen und verachten wird, wozu ihn das Gefühl des Unrechts, ſo er leidet, nothwendig bringen muß; und daß Dir ſein Haß eine Quelle von tauſend Verdrießlichkeiten und unangenehmen Vorfällen werden kann: bedenke auch, daß Du ſeiner einmal nöthig haben kannſt, und daß Du Dir ihn um deſtomehr verbinden wirſt, je mehr Du wider die Gewohnheit der Grieſmütter ihm Liebe und Freundlichkeit beweiſeſt.

Noch ſchädlicher als das Bitten und ſogenannte freundliche Zureden beym Eigenſinn der Kinder, iſt das thörichte Loben, Schmeicheln, und Belohnungen verſprechen, um dadurch die Unart zu dämpfen. Lob überhaupt, beſonders dann, wenn es nicht verdient, oder wohl gar durch Unart widerlegt wird, iſt das abſcheulichſte Gift, was Kindern gegeben werden kann, und man muß es ſehr ſelten und weiſe gebrauchen, damit es genug aufmunternde Kraft behalte. Eben ſo verhält es ſich gewiſſermaßen mit den Belohnungen, die als ſolche betrachtet, immer ſtillſchweigend ein Lob enthalten. So wenig der Staat die Unterlaſſung der Bosheiten an ſeinen Bürgern belohnt, eben ſo wenig müſſen wir ſie an den Kindern belohnen; am wenigſten während der Unart, Belohnung als ein Mittel gebrauchen, ſie aufhören zu machen, und dadurch einen

Zweck zu erreichen, den wir durch unsern Befehl, und widrigenfalls durch Strafe erreichen müssen. Manche brauchen, ihre Weichlichkeit und Schwachheit abgerechnet, auch deswegen dies Mittel, weil sie eine Art von Ehre darin setzen, gar nicht strafen zu dürfen. Allein meines Erachtens ist das keine Ehre, gar nicht zu strafen; aber das ist Ehre, gleich Anfangs die Erziehung so anzulegen, daß man keine Strafe nöthig hat. Aus eben dem vorgemeldeten Grunde, war es mir sehr unangenehm, öfters, wenn Dein Karl aus Eigensinn weinte, solche Reden von Dir zu hören, wie diese sind: „ich bitte Dich, mein liebes englisches Kind, sey doch stille, weine nicht, mein Zuckersöhnchen, du bist auch der beste Sohn, das artigste Kind, du sollst auch einen Apfel, Confekt, ein Geldstück haben.„ u. s. w. Unter uns gesagt, ich habe dies sonst immer, wenn ich es an andern sahe, für die größte Thorheit und Schwachheit gehalten, und nie ohne Verdruß gesehn; Du magst also erachten, wie unangenehm es mir war, das nämliche an meiner eignen Schwester zu sehn. Belohnungen müssen eben so wie Lob, nur dann angebracht werden, wenn sie würklich durch eine gute edle Handlung oder geäusserte Gesinnung, oder auch durch einige Tage lang ununterbrochen fortgesetzten Gehorsam verdient worden; werden aber die Belohnungen so ge-

braucht, wie Du sie brauchst, so wird Dein Karl bald merken, und mich dünkts, er fühlte es schon jetzt, daß das Gute, was Du ihm ertheilst, nicht Lohn seiner Artigkeit, sondern nur Deine Schutzwehr gegen seine Unarten sey. Sein eignes Interesse wird ihn also reizen, Dich oft in den Fall zu setzen, diese Schutzwehr zu gebrauchen, und das, was Du für ein Mittel ansiehst, ihn artig und gefällig zu machen, wird im Gegentheil nur ein Reiz zu Unarten für ihn seyn.

Der Mensch kommt in seinem Leben unzähligemal in den Fall, daß er seine Wünsche nicht erreicht, und sein Verlangen nicht befriedigen kann; er muß oft seinen liebsten Neigungen entsagen, wenn er sein würkliches Glück bauen will. Und wehe ihm, wenn er das nicht kann, wenn er dann misvergnügt und unzufrieden wird. Um dies zu verhüten, muß er in der frühesten Kindheit dazu gewöhnt werden, nicht alle Wünsche befriedigt zu sehn, und nicht alles zu erlangen, was er begehrt. Auch hierin habe ich mit großem Misvergnügen das Gegentheil bey Deinem Karl gesehn. Ich habe nie gesehn, daß Du ihm das Geringste abgeschlagen hättest; er erhielt alles, was er nur wollte; Konfekt, Zucker, Kaffee, Chokolate, Wein,

Punsch u. s. w. so wie er ein Spielzeug aus Muthwillen zerbrach, bekam er auf der Stelle ein anders wieder, und so wie er ein Geldstück wegwarf, gabst Du oder Dein Mann ihm ein anders wieder: So wie er Rosinen, Pomeranzenschalen oder anderes, zum Theil ihm höchst undienliches, Naschwerk verlangte, sogleich wurde hingeschickt, und dasselbe geholt; so wie er dies oder jenes Kuchenwerk verlangte, das oft nicht ohne Mühe und Kosten zu bekommen war, ließest Du es entweder sogleich selbst backen, oder der Konditor mußte es sogleich machen, wenn er es etwa nicht vorräthig hatte. Ja ich erinnere mich noch, daß einmal um seinetwillen eine auf dem Tisch stehende Torte angeschnitten werden mußte, noch ehe die Gäste kamen, für welche sie hingesetzt war, weil Du sonst sein unmäßiges Schreyen gar nicht stillen konntest. Wenn ich Dir aus allem diesen, was meine Augen gesehn haben, sein Prognostikon ehrlich stellen soll, so wird es darin bestehn, daß Dein Karl dereinst bey mehrern Jahren seinen Begierden und Wollüsten kein Ziel setzen, daß er ein Verschwender werden, und seinem Gaum zu dienen, das Seinige durchbringen, daß er daneben durch die vielen Süssigkeiten, durch das warme Getränk, was er genießt, schlechte Zähne, einen verdorbnen Magen, einen schwachen

Körper, und immer mehr Hang zur Weichlichkeit, die ohnehin schon stark genug bey ihm ist, bekommen wird. Das warme Getränk halte ich besonders für Kinder schädlich; es erschlafft den Magen, erhitzt das Blut zu sehr, und verderbt die Zähne; und in dem Genuß desselben hat man gemeiniglich in den folgenden Jahren den Grund der vielen Klagen über Zahnschmerzen zu suchen. Ich würde, wenn ich selbst Kinder hätte, und diese z. E. Kaffee verlangten, ihnen sagen, Erwachsene tränken dies Getränk nur der Gesundheit halber, wozu es Kinder nicht brauchten; es sey überdem bitter, und würde ihnen gar nicht gefallen, wenn sie es schmeckten. Um sie zu überzeugen, reichte ich ihnen eine Tasse ohne Zucker und Milch, oder falls sie Milch auf dem Tisch gesehn hätten, nur mit sehr weniger Milch; und hätten sie auch Zucker gesehn, so würde ich statt dessen einen kleinen Klump Salz hinein werfen. Wenn dies frühe genug geschieht, und ehe die Kinder es anders schmecken gelernt haben, so zweifle ich nicht, daß ihnen nicht die Begierde zum Kaffee auf viele Jahre lang vergehn sollte, welche auch überhaupt bey ihnen nicht so stark seyn würde, wenn sie nicht von den mehrsten Eltern selbst gereizt würde, und diese nicht thörichter Weise glaubten, daß sie ihren Kindern viel zu mehr thäten, wenn

ſie ihnen eine Sache nicht gäben, die dieſe noch nicht als etwas Gutes oder Angenehmes kennen.

Gewöhne Deinen Sohn zur ſtrengſten Wahrheit und Aufrichtigkeit, und laß ihm nie eine Unwahrheit ungeſtraft ſagen. Bekennt er ein begangnes Verſehn oder Bosheit aufrichtig, ſo laß es ihm merken, daß Du um deswillen ſeine Strafe linderſt; ſucht er ſie aber zu verhelen, oder will er wohl gar, das, was er gethan, einem andern beymeſſen, ſo muß er im erſten Fall doppelt und im andern dreyfach geſtraft werden. Und damit er es deſto lebhafter empfinde, daß er für jedes Verbrechen beſonders beſtraft wird, ſo ſetze die Vermehrung der Strafe nicht in dem größern Maaſe einer und eben derſelben Strafart, ſondern züchtige ihn für jedes Verbrechen mit einer beſondern Art von Strafe. Und damit Du ihm nicht ſelbſt Lehrerinn der Unwahrheit werdeſt, ſo vermeide in ſeiner Gegenwart auch alles, was den Schein einer Unwahrheit hat, und brauche ſie niemals zum Behelf, ihm zum Stillſchweigen zu bringen, oder von einer Sache abzubringen, die er verlangt, und Du ihm nicht gewähren willſt. Da alles, was man mit Kindern ſpricht, zu ihrer Belehrung und Beſſerung dienen muß, ſo muß man auch nicht einmal im Scherz eine Un-

wahrheit zu ihnen sagen. Eine gewisse Furcht für unsichtbare Kräfte, oder richtiger zu reden, für solche Dinge, die widernatürlich sind, gegen welche man sich nicht schützen oder denen man nicht entfliehen kann, scheint allen Menschen eigen zu seyn. Hüte Dich also, daß ja niemand diese Furcht unverständiger Weise in Deinem Sohn rege mache, und ihm von Gespenstern, Zauberinnen, schwarzem Mann, oder andern abgeschmackten Mährchen dieser Art etwas vorsage. Wird ihm ja einmal ein Mährchen erzählt. (besser wär es aber doch, es geschähe gar nicht) so sey es von der Art, daß nützliche Lehren, wie aus äsopischen Fabeln, daraus gezogen werden können; und daß er es selbst einsehn kann, es sey nur eine Erdichtung, die man zu gleicher Zeit anwenden muß, um seine Kraft zu untersuchen, zu urtheilen und das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden, dadurch zu prüfen und zu üben.

Meine Geschäfte nöthigen mich, hier abzubrechen. Wenn Du weitern Rath und Unterricht, auch für besondre Fälle, deren ich hier nicht erwähnt habe, nöthig hast, so wende Dich an den Pastor Peemüller, der, wie ich weis, oft nach Magdeburg kommt. Du schienst mir zwar etwas verächtlich von diesem Mann zu denken, aber ich hoffe, Du wirst diese Gesinnung gegen ihn wohl

ändern, wenn Du ihn ohne Vorurtheil kennen lernen willst. Er ist bey ein wenig Pedanterie, Besonderheit und steifer Anhänglichkeit an seinem System, der ehrlichste, aufrichtigste Mann von der Welt, die Treuherzigkeit und Dienstfertigkeit selbst; und hat in Ansehung der Erziehung die gesundesten Grundsätze, die ich oft mit großem Vergnügen ihn äussern gehört habe. Nur in der Erziehung zur Religion will er mir nicht gefallen; weil er da alles zu mechanisch treiben, dem Gedächtniß zu viel und dem Nachdenken zu wenig einräumen will. Indessen hat jeder Mensch seine Schwächen und Irrthümer; glücklich, wer die wenigsten und unbedeutendsten hat.

Hieronymus Wegner.

*

Wenn man die Absicht weis, welche die Weissenfelden hatte, da sie ihren Bruder um Rath zur Erziehung bat, so wird man leicht erachten können, daß sie den geringsten Theil davon zur Ausübung werde gebracht haben. Sie unterließ es, ihrem lieben Sohn so oft vergeblich zu drohen, als bisher geschehn war, aber Strafe übte sie eben so wenig an ihm aus als vorher. Auch von den übrigen Räthen befolgte sie keinen einzigen; vielmehr fuhr sie fort von den

mehrſten das Gegentheil zu thun. Karl bekam nach wie vor Naſchwerk und Leckereyen im Ueberfluß, ſo wie er es nur verlangte, und zwar gewöhnlich als ein Mittel Gehorſam von ihm zu erkaufen, oder ſonſt etwas von ihm zu erhalten. Und es war ſonderbar, daß die ſonſt ſo geizige Hofräthinn dann niemals karg war, wann es darauf ankam, ihrem Karl ein Vergnügen zu machen. Das Zuckerwerk gebrach nie, das koſtbarſte und künſtlichſte Spielzeug wurde für ihn angeſchafft; alle vier Wochen hatte er einen neuen Habit; ſo oft er ein Kind ſeines Alters in einem Anzug ſahe, der ihm gefiel, ſogleich mußte er ihn auch haben, und er hatte überhaupt faſt nie einen Wunſch, der nicht ſogleich befriedigt wurde. Und doch waren dieſer Wünſche, wegen ſeines außerordentlichen Hangs zur Veränderung, gewiß nicht wenig. Auf gleiche Weiſe wurde Roſalinde behandelt, die nach der Meynung ihrer Mutter, als ein Kind von anderthalb Jahren ſchon Spuren eines Verſtandes zeigte, der den ihrigen noch wohl gar übertreffen würde. Uebrigens zog die Hofräthinn dennoch Karln vor, dahingegen ihr Mann die meiſte Zuneigung gegen Roſalinden hatte. Julius hingegen genoß von allen Vergnügungen und Ergötzlichkeiten nichts, die dieſen beyden Kindern gemacht wurden, und er war es auch ſchon mit

der Zeit gewohnt geworden, sie mit Gleichgültigkeit anzusehn, und großmüthig zu verachten. Er ließ sichs auch nicht einmal mehr einfallen um derzleichen zu bitten, weil er zum voraus wußte, daß es ihm versagt wurde. Dem ohngeachtet bewies er mehr Liebe und Ehrfurcht gegen seinen Vater, und sogar gegen seine harte Stiefmutter als Karl; der nicht allein gegen seinen Vater mit dem Fuß stampfte, sondern auch seine Mutter mit allen den Scheltworten belegte, welche er sie gegen die Dienstmägde hatte ausstossen hören, und die Zunge hinter ihrem Rücken ausstreckte, wenn sie ihm nicht in allen Stücken den Augenblick zu Willen war. Diese bestrafte ihn aber hierüber nie; sie freute sich vielmehr über die närrischen Einfälle des Jungens, wie sie es nannte, und begieng sogar die Thorheit und Unvorsichtigkeit, sich diese Freude oft in seiner Gegenwart merken zu lassen. Ja als er seinen Vater einmal einen dummen Narren schalt, (der gewöhnliche Ehrenname, womit ihn seine Frau, auch wohl in Gegenwart ihres Sohns zu belegen pflegte) lachte sie aus vollem Halse, und konnte sich nicht enthalten, laut auszurufen: der kluge Junge! Weissenfeld gerieth darüber in Hitze, und gab seinem Sohn eine ziemlich derbe Maulschelle, wurde aber dafür von seiner Frau nicht allein in Gegenwart der Kinder in den niedrigsten Aus-

drücken herunter gemacht, sondern sie begieng auch, um sich zu rächen, die entsetzliche Ungerechtigkeit, den ganz unschuldigen Julius ohne alle Ursache und Veranlassung von seiner Seite, einen eben so starken Streich zu versetzen; der, ohne sich zu getrauen, ein Wort dagegen zu reden, ganz still hinaus gieng, und im Garten ausweinte. Weissenfeld hatte einmal das Herz sich seiner Frau zu widersetzen, und ihr ihre Bosheit vorzuwerfen, jedoch auch in Karls Gegenwart, und gerieth darüber mit ihr in den heftigsten Wortwechsel, wobey sie einen Regen von Bitterkeiten über ihn ausgoß, und, wie gewöhnlich, das letzte Wort behielt. Hierauf wurde eine dreytägige Stille beobachtet, während welcher Zeit keiner von beyden ein Wort mit dem andern sprach; bis es endlich Weissenfeld nicht länger ausstehn konnte, in der Ungnade seiner Frau zu seyn, ihr zu Füssen fiel, und wegen alles Vorgegangenen in den demüthigsten Ausdrücken um Vergebung bat, die er denn endlich auch nach langem flehentlichen Bitten erhielt.

Karl gab zuweilen seinem Bruder etwas von seinen Näschereyen und Spielzeug, mehr aus Ueberdruß desselben, und Hang zur Verschwendung, als aus wirklicher Liebe gegen seinen Bruder: wenn es ihm aber einfiel, sich das Vergnügen zu machen, daß sein Bruder gestraft wür-

de, so zeigte er seiner Mutter an, sein Bruder hätte nicht aufgehört, ihn mit Bitten zu plagen, bis er ihm dieses oder jenes hätte geben müssen; und dann war der Erfolg allemal seiner Erwartung gemäß. Der Kammerrath Wegner hatte schon bey seinem Aufenthalt in Magdeburg, da Karl noch nicht völlig drey Jahr alt war, einen starken Hang zu verläumden bey ihm entdeckt, da er nicht nur alles, was er seinen Bruder, den Bedienten oder die Mägde thun sah, anzeigte, sondern dasselbe auch immer mit so viel Unwahrheiten versetzte und entstellte, daß es allemal ein für jene nachtheiliges Ansehn bekam. Er warnte daher seine Schwester sehr oft dafür, und bat sie, ihn dafür zu bestrafen, und bey jeder Angabe das fühlen zu lassen, was er seinem Bruder hätte zubereiten wollen. Allein diese war so weit davon entfernt, dies abzustellen, daß sie ihn vielmehr durch Lob und Belohnungen noch mehr dazu aufmunterte, und ihn, wenn sie mit ihrem Mann ausgieng, ordentlich zum Aufseher, oder vielmehr zum Spion bestellte, der ihr bey ihrer Zuhausekunft von allem, was er wahrgenommen hatte, Bericht abstattete; welches ihn natürlicherweise zum Gegenstand des allgemeinen Hasses im ganzen Hause machte. Er merkte dies zwar selbst, allein es kümmerte ihn wenig, da er wußte, daß die Leute so wenig selbst Hand an ihn

legen durften, als sie ihm durch ihre Anklage schaden konnten. Juliussen hingegen durfte die verworfenste Magd schelten, stossen oder schlagen, ohne deswegen das geringste besorgen zu dürfen.

Schon seit seinem vierten Jahre war Julius zur Schule gehalten worden, nicht so wohl deswegen, damit er sich darin frühzeitig nützliche Geschicklichkeit erwerben sollte, als vielmehr, damit ihn seine Stiefmutter nur aus dem Hause entferute, und nicht beständig vor Augen haben dürfte. Er besaß sehr gute Fähigkeiten, und da er durch die strenge Behandlung, welche er zu Hause erfuhr, ziemlich gegen Flatterhaftigkeit und Hang zur Zerstreuung verwahrt, und zu einem gewissen Ernst, der beynahe über sein Alter gieng, gewöhnt war, so nahm er in kurzer Zeit ausserordentlich zu, und gewann bald die Zuneigung seines Lehrers, von dem er sehr vorgezogen wurde. Dies sowohl, als die wenigen frohen Augenblicke, die er zu Hause genoß, machte ihm die Schule noch lieber, und trieb ihn an seinen Fleiß täglich zu verdoppeln. Weil er zu Hause nicht herumlaufen und spielen durfte, so brachte er von seinem fünften Jahre an seine Zeit damit zu, daß er theils das lernte, was ihm in der Schule aufgegeben war, theils in dem zu Nürnberg in fünf Bänden in groß Octav herausgekommenen hiſto-

rischen Bildersaal las. Anfänglich gefielen ihm nur die Bilder; der wünschte zu wissen, was sie bedeuteten, und nahm daher die Zeit in Acht, wenn sein Mutterbruder in seiner Eltern Hause war, um sie sich von ihm erklären zu lassen. Mit jeder Erklärung wuchs seine Begierde, immer mehrere von diesen Bildern verstehen zu lernen, und da er die Hülfe seines Mutterbruders nur selten haben konnte, so fieng er an das Buch selbst zu lesen, und las es binnen einem Jahre dreymal durch. So schlecht dies Buch auch geschrieben, und so wenig historische Kritik auch dabey angewandt ist, so lernte er doch daraus nicht allein in seinem zartesten Alter schon den ersten Grundriß der Geschichte, besonders der römischen Kaiser, die er der Reihe nach herzunennen wußte, sondern es wurde auch dadurch eine so brennende Lust zu diesem Studium in ihm angezündet, daß er bald anfieng, alle Bücher, die er in seines Vaters Bücherssammlung fand, die nur etwas von der Geschichte enthielten, mit einer heissen Begierde zu verschlingen. Sein Beyspiel kann, wie mich dünkt, sehr einleuchtend zeigen, von welcher ausgebreiteten Nutzbarkeit ein vernünftig geschriebenes, von Fabeln und Legenden freyes, und mit einer hinlänglichen Anzahl gut gestochener Kupfer versehenes Handbuch der Universalgeschichte für Kinder, seyn könnte. Die Geschichte rechtfertig

te ſich überhaupt in Julius Beyſpiel, als die beſte Lehrerinn der Kinder, indem ſie ſeinen Verſtand auſſerordentlich aufklärte, und nicht nur ſein Gedächtniß übte, ſondern auch ſein Urtheil ſo ſchärfte, daß es weit über ſeine Jahre reif war; und ihm zugleich eine Kenntniß von einer Menge darin vorkommender Sachen beybrachte. Ein Unglück für ihn war es nur, daß er bey ſeiner auſſerordentlichen Lernbegierde Keinen hatte den er über ſo manches, was ihm dunkel und unverſtändlich war, hätte fragen können. Bey ſeiner Stiefmutter fiel es von ſelbſt weg; er wagte es nie eine einzige Frage an ſie zu bringen: aber auch von ſeinem Vater erhielt er nur ſelten eine Antwort, noch ſeltner eine befriedigende. So angenehm es einem vernünftigen Erzieher iſt, mit einem Kinde zu thun zu haben, das viel frägt, und alſo viel Gelegenheit giebt, mit Erfolg unterrichtet zu werden; ſo verdrießlich wurde Weiſſenfeld allemal, wenn ihn ſein Sohn mit ſeinen Fragen beunruhigte; auch dann, wann er ſelbſt weiter nichts that, als von Stadtneuigkeiten ſchwatzen, oder in ſeinem Lehnſtuhl bey einer Pfeife Tabak die Begebenheiten ſeiner jungen Jahre nachdenken. Indeſſen erſetzte der Schullehrer, deſſen Unterricht Julius zu genieſſen hatte, der ein ſehr vernünftiger, ſo recht für Kinder gemachter Mann war, und Kenntniſſe beſaß, die

mit seinem Salario in keiner Proportion standen, einigermassen das, was ihm zu Hause abgieng. Julius machte sich seine Gefälligkeit zu nutze, und merkte sich die Fragen, an deren Auflösung ihm am meisten gelegen war. Er gieng alle Morgen eine Viertelstunde früher in die Schule, und seine Stiefmutter, die nur immer froh war, wenn sie ihn nicht vor Augen hatte, ließ dies gerne geschehn, ohne sich um die Absicht zu bekümmern, die er dabey haben möchte. Diese Zeit wandte er dazu an, zu seinem Lehrer auf die Stube zu gehn, und ihn um die Beantwortung seiner Fragen zu bitten; weil dieser es ihm verboten hatte, sie öffentlich in der Schule zu thun, und ihm dagegen erlaubte, so oft zu ihm zu kommen als er wollte.

Er war noch nicht sechs Jahr alt, als er die ersten Landcharten sahe. Anfänglich hielt er sich bloß bey den dabey befindlichen Bildern, den Schiffen, Fischen, Jägern, Schnittern und Thieren auf; er merkte aber bald, daß dies nicht die Hauptsache eines so großen Blatts seyn müßte; und fragte daher seinen Lehrer über die Absicht dieser mit so verschiednen Farben bemahlter, und mit so vielen Wörtern bedruckter Blätter. Hr. Milbahn, (so hieß dieser würdige Mann) zeichnete ihm die Stube, worin sie sich befanden, auf ein Blatt Papier, schrieb in der Mitte das Wort

Tisch, in jeder Ecke Stuhl, an der Seite Thüre, u. s. w. Kannst du dir wohl vorstellen, mein Sohn, sagte er, daß diese vierseitige Figur hier diese Stube vorstelle?

Julius. O ja! sie ist eben so länglicht als die Stube, und hat da auch so eine schräge Ecke.

Mildahn. Siehst du da in der Ecke, wo der Stuhl steht, habe ich hier auch Stuhl hergeschrieben; und siehe hier der runde Fleck in der Mitte, wo ich das Wort Tisch beygeschrieben habe, bedeutet den Tisch. Steht nicht hier in dieser kleinen Figur, welche die Stube vorstellt, der Tisch und der Stuhl auf derselben Stelle, als in der Stube selbst?

Julius. O ja! Ach Hr. Mildahn. Sie haben noch was vergessen.

Mildahn. Nun was denn, mein Sohn?

Julius. Den Ofen haben Sie noch nicht hierin gezeichnet.

Mildahn. Wo müßte ich ihn denn wohl hinzeichnen?

Julius. Da; nicht weit von der Ecke da.

Mildahn. Du hast ganz recht, mein Sohn: Du siehst also hieraus, daß man einen großen Raum im Kleinen zeichnen, und alles nach Proportion an eben dem Orte darin machen kann, wo es im Großen steht. Nicht wahr?

Julius. O ja! Das seh ich recht deutlich.

Mildahn. Glaubst du denn wohl, daß ich auch das ganze Haus so zeichnen, und in meiner Zeichnung alle Stuben und Kammern dahin setzen könnte, wo sie im Hause liegen?

Julius. O! lieber Herr Mildahn, thun Sie es doch: zeichnen Sie einmal dies Haus.

Mildahn. Sieh hier, dies stellt die vier Hauptmauern des Hauses vor; da ist die Hausthür, wenn man da herein kommt, so ist linker Hand die Stube, wo wir drinnen sind, hier neben an ist meine Bücherkammer, und daneben die Schlafkammer, und dann die Gartenstube. Meynst du, daß ich alles in der Ordnung gezeichnet habe, in welcher es sich im Hause befindet?

Julius. Ganz richtig, die viereckigten Plätzchen liegen hier in eben der Ordnung an einander, als die Zimmer im Hause.

Mildahn. Eben so wie ich dir hier die Stube und das Haus im Kleinen gezeichnet habe, kann man auch eine ganze Stadt im Kleinen zeichnen. Man nennt eine solche Zeichnung, die eine Stadt mit ihren Straßen, Plätzen und Hauptgebäuden vorstellt, einen Grundriß.

Julius. Ach wenn wir doch so einen Grundriß von Magdeburg hätten!

Mildahn. (indem er seinen Atlas auf den Tisch legt) Hier ist einer.

Julius. O! sehn Sie, da ist ja die ganze Stadt abgemalt.

Mildahn. Dabey wollen wir uns nicht aufhalten, mein Sohn! Dies hier unten ist nur die Stadt von aussen abgezeichnet: das da oben aber ist der Grundriß.

Julius. Was bedeutet denn der grüne Zickzack da?

Mildahn. Das sind die Wälle.

Julius. O! die sehn ja so nicht aus.

Mildahn. Bist du wohl schon einmal auf einem Thurm gewesen?

Julius. Nein, noch all mein Lebtage nicht. Ach, lieber Herr Mildahn, wenn Sie mich doch einmal mit auf den Domthurm nehmen wollten; ich habe schon viel davon gehört; es soll da sehr schön herunter zu sehn seyn.

Mildahn. Wenn es dein Vater erlauben will, so will ich am nächsten Mittewoch mit dir heraufgehn; dann wirst du sehn, daß von oben herunter die Wälle eben so anzusehn sind als hier; du wirst auch sehn, daß sich die Strassen der Stadt eben so durchkreuzen, und so krumm und

unordentlich durch einander laufen, als hier auf dem Papier, die schmalen weißen Streifen da zwischen dem Rothen, welche die Strassen vorstellen.

Julius. Ach, sehn Sie da, die große, lange, breite Strasse, die ganz durch und durch geht, das ist gewiß der breite Weg? Und der große Platz, da hier unten linker Hand in der Ecke ist wohl der Domplatz.

Mildahn. Ganz recht, mein Sohn! nun suche mir auch die Domkirche.

Julius. Hier ist sie; der große dunkelrothe Fleck; und das da, nicht weit davon, muß das Zeughauß seyn. Ach! warten Sie, lassen Sie mich mal die Johanniskirche aufsuchen; da wohnt Hr. Pastor Wenzlau und Hr. Pastor Boysen, da bin ich letztens mit meinem Onkel gewesen. Sehn Sie, der grüne Fleck bedeutet gewiß den Kirchhof: und der Platz da nicht weit davon den Markt. Wo mag denn wohl der steinerne Kaiser Otto seyn? ganz gewiß ist es der kleine viereckichte Fleck da auf dem Markt.

Mildahn. Richtig, mein lieber Julius: Du glaubst es also wohl nun ganz gewiß, und kannst dir's recht gut vorstellen, daß man einen großen Raum, eine Stadt, im Kleinen auf dem Papier, mit allen seinen Theilen ganz ähnlich vorstellen könne?

Julius. O ja! das sehe ich hier ja.

Mildahn. Ein Land ist ein noch viel grösseres Raum als eine Stadt, seine Theile sind Städte, Dörfer, Flüsse, Berge, Wälder u. s. w. Glaubst du wohl, daß man es auch wohl im Kleinen auf dem Papier vorstellen könnte?

Julius. Das sollte ich ja wohl denken, daß es so gut geschehn könne, wie mit einer Stadt.

Mildahn. So wirst du also auch begreifen können, was diese bemalten und mit Wörtern bedruckten Blätter bedeuten. Dies sind Länder im Kleinen vorgestellt, wo alle Städte und Dörfer nach dem Verhältniß der Lage gegen einander gezeichnet sind, wie sie wirklich im Lande liegen. Man nennt sie Landcharten. Sieh, hier ist eine vom Herzogthum Magdeburg. Da liegt Magdeburg, ganz nahe dabey steht Klosterbergen an der Elbe, da über der Elbe liegt Krakau, da oben liegt Burg.

Julius. O! das ist ja allerliebst. Wenn ich doch viele solche Landcharten hätte; ich möchte gerne viele Länder kennen lernen.

Mildahn. Wenn du dazu Lust hast, mein Sohn! so wird dir dein Vater wohl einige geben; wo nicht, so will ich Dir die Meinigen leihen.

Julius. Ach dann würden Sie mir einen groſsen Gefallen thun. Thun Sie es doch ja, lieber Herr Mildahn; ich bitte ſie, thun Sie es.

Von nun an war Julius äuſſerſt verlegen, wie er Landcharten bekommen ſollte. Sein Vater hatte nicht mehr als ein paar alte Charten, vom Herzogthum Magdeburg, der Mark Brandenburg, und dem Herzogthum Pommern. Dieſe lief er mit äuſſerſter Begierde durch; und in wenig Wochen wuſste er nicht allein jede Stadt, die darauf lag, ſondern er konnte ſie auch den Augenblick finden. Um ſeine Neigung zu unterſtützen, und derſelben mehr Nahrung zu geben, lieh ihm Hr. Mildahn Hübners Geographie. Leider muſste man ſich damals noch mit dieſem Buche behelfen. Julius las ſie mit groſser Begierde, und freute ſich auſſerordentlich einen Theil der Namen darin zu finden, die er auf ſeinen drey Landcharten gefunden hatte. Sein heiſſer Wunſch war nun, nur mehr Landcharten zu beſitzen; er bat ſeinen Vater inſtändigſt, ihm noch einige zu kaufen, dieſer machte ihm auch Hofnung dazu, weil aber ſeine Frau die Ausgabe hatte, ſo ſchlug dieſe es gänzlich ab, und Julius muſste ſich ſeine Luſt vergehen laſſen. Dies hatte aber bey ihm die ſchlimmſten Folgen, und beſtätigte in ſeinem Beyſpiel die allgemeine Erfahrung, daſs eine über-

triebne und übelangebrachte Strenge nie gute Wirkungen hervorbringe, und ein Kind gemeiniglich eher verschlimmere als bessere. Der gute unschuldige Julius wurde durch die ihm abgeschlagenen Landcharten zu einer Verschuldung gereizt, die ihm hernach oft in seinem Leben manche bittere Thräne der Reue gekostet hat. Er sah einmal einen Gulden im Fenster liegen; wenn du das Geld hättest, fiel ihm ein, so könntest du dir manche Landcharte dafür kaufen. Aber es ist unrecht, etwas zu nehmen, was nicht dein ist, sagte ihm sein zartes Gewissen, und sein richtiges natürliches Gefühl des Guten und Bösen. Freylich wäre es sonst wohl unrecht, antwortete er sich selbst, aber ich will ja das Geld nicht vernaschen, ich will es ja nur zu Landcharten anwenden, die müßte mir ja mein Vater sonst doch geben; andre Kinder kriegen sie ja auch von ihren Eltern. Du hast aber gehört, daß dein Vater dir keine geben will; sollte denn ein Kind wohl wider den Willen seiner Eltern sich etwas kaufen dürfen? Aber andre Kinder bekommen sie doch; es muß also wohl nur Eigensinn von meinem Vater seyn, daß er mir keine geben will. — — Darfst du denn über den Willen deiner Eltern urtheilen? würdest du nicht ein Dieb werden? ein abscheulicher Mensch? — — Diebe kann man ja wohl nur die nennen, die was Fremdes neh-

mir, was ihnen nicht gehört; die Leute sagen ja aber, das Vermögen meines Vaters wäre so gut als mein, ich würde einmal viel von ihm bekommen, dann kann ich dies ja abrechnen. Ich wills einmal zählen. — — Indem er die Hand ausstrecken wollte, fieng er an zu zittern, ein kalter Schauder fuhr ihm durch den ganzen Leib, und er bebte zurück. Was ist das? sagte er zu sich selbst. warum beb ich so? es ist ja niemand hier; ich kanns ja wohl zählen. Er faßte es an, und in diesem Augenblick rasselte jemand draußen an der Thür: er war in diesem kritischen Augenblick sein selbst nicht mächtig, sein Gewissen sagte ihm, daß die Berührung des Geldes nicht unschuldig gewesen war und beym blossen Anfassen entdeckt zu werden, war nach seinem Gefühl jezt eben so viel, als beym Nehmen selbst: in einer Art von Betäubung fuhr er also damit in die Tasche. Sein Vater trat herein, und fragte ihn, was er da machte. Er wurde wie vom Donner gerührt, stotterte, konnte kein Wort vorbringen, und fieng endlich bitterlich an zu weinen. Weissenfeld, so voll Argwohn er sonst auch war, argwöhnte doch diesmal nichts von dem, was vorgegangen war, sondern glaubte, dies Weinen sey eine Folge seiner etwas harten Anrede, und hieß ihn nur aus der Stube gehn. Nach einigen Tagen wurde es entdeckt, daß das Geld fehlte, was im Fenster ge-

legen war; der nächste Verdacht fiel auf eine Magd, die darüber scharf zur Rede gesetzt wurde. Als Julius dies hörte, gerieth er ausser sich, ihm schwebte das harte Gericht vor Augen, was über ihn ergehen würde, wenn er als der Dieb bekannt würde, und doch wollte er lieber alles über sich ergehn lassen, als einen Menschen unschuldig leiden oder nur im Verdacht seyn lassen. Er entschloß sich also es seinem Vater zu entdecken, und ihm offenherzig den Bewegungsgrund zu gestehn, der ihn dazu angetrieben hatte. Zum großen Glück für ihn, war seine Stiefmutter gerade nicht zu Hause, und sein Vater war diesmal so vernünftig ihn im Geheim abzustrafen, die Sache zu unterdrücken und vor seiner Frau zu verheelen. Doch kündigte er ihm zugleich dabey an, daß er nun sich um so viel weniger Rechnung darauf machen dürfte, je eine Landcharte von ihm zu erhalten. Julius war ganz untröstlich, sowohl über diese Drohung, als noch mehr über seinen Fehltritt, und gieng einige Tage lang ganz niedergeschlagen und bekümmert herum. Er hatte keine Ruhe, bis er auch seinem Lehrer sein Vergehn bekannt hatte, der ihn zu verschiednenmalen über die Ursache seiner Traurigkeit befragte. Dieser verwies ihm sein Vergehn mit sanftem Ernst, und wiederholte sein Versprechen ihm so oft seine Landcharten zu leihen, als er sie haben

wollte. Julius wurde hierdurch etwas beruhigt, nahm sie mit nach Hause, und beschäftigte sich unaufhörlich damit, darin zu lesen, und die Oerter nach dem Hübner aufzusuchen. Weil er aber doch zu gerne selbst Charten besitzen wollte, und kein Mittel einige zu bekommen sah; so fieng er an, die Charten seines Lehrers nachzuzeichnen, indem er Papier darüber legte, und so die durchscheinenden Gränzen des Landes und der Provinzen nachzeichnete; und hernach die vornehmsten Oerter nach dem Augenmaaß herein trug. Allein diese Freude wurde ihm bald unterbrochen; denn als er die Charte von Europa und von Deutschland fertig gezeichnet hatte, und sie nun auch zu illuminiren wünschte, wollte ihm sein Vater weder Geld zu Farben noch auch mehr Papier geben. Er steckte sich hinter seinen kleinen Bruder, der damals ins fünfte Jahr gieng, und beredete ihn sich von seiner Mutter einen Malkasten auszubitten, den er auch sogleich erhielt. Mit diesen Farben fieng er an seine Charten zu illuminiren; allein die Hofräthinn wurde es nicht sobald gewahr, als sie ihn heftig darüber anfuhr, „wie er sich unterstände seines Bruders Farben zu „verbrauchen?„ und ihm bey dieser Gelegenheit sein mit vieler Mühe gezeichnetes und ausgemaltes Europa zerriß. Sein Schmerz war unbeschreiblich, und gleich dem Schmerz des Büchers

freundes, der seine Bibliothek im Feuer aufgehn sieht; er rettete noch mit Mühe seine andre Charte, setzte sich mit derselben im Garten, und beweinte seinen Verlust mit den bittersten Thränen. In diesem Augenblick hielt eine Kutsche vor dem Weissenfeldischen Hause still; es war der Kammerrath Wegner, der seine Schwester ganz unverhofft besuchte. Er wurde bald in den Garten geführt, und fand da den unglücklichen Julius, der ihm auf sein liebreiches, zutrauenerweckendes Fragen seine Noth klagte. Hr. Wegner erstaunte über das, was er hörte, sprach dem kleinen Knaben Trost zu, schickte sogleich seinen Bedienten hin, und liß eine Menge allerley Farben, und dreyßig Bogen Royalpapier, das die Größe des Landchartenformats hatte, holen, und machte ihm ein Geschenk damit, das angenehmste, was er bis jetzt in seinem ganzen Leben bekommen hatte. Ja, was noch mehr war, der Kammerrath versprach ihm, wenn er übers Jahr wieder käme, ihm einen ganzen Atlas mitzubringen. Ueberhaupt hatte er durch sein unschuldiges, gefälliges, gutmüthiges Wesen, durch seine Fähigkeiten, und schon erlangten historischen und geographischen Kenntnisse das Herz dieses Mannes so sehr gewonnen, daß er von ihm sogar seinem Bruder vorgezogen wurde; und der Kammerrath äusserte gegen seine Schwester, daß er wohl Lust hätte,

Juliussen zu sich zu nehmen. So wie diese Aeuſſerung auf der einen Seite den Haß der Hofräthinn gegen Julius vermehrte, so entstand auf der andern Seite auch eine gewisse Furcht bey ihr, ihr Bruder möchte einmal diesen Einfall zum Nachtheil ihres eignen Sohns, wirklich realisiren wollen; und diese Furcht bewirkte es, daß sie ihre Härte gegen Julius etwas milderte, wenigstens so lange ihr Bruder da war. Zu gleicher Zeit suchte sie ihn bey demselbigen auf allerley Art anzuschwärzen, seine kleinen kindischen Fehler mit den häßlichsten Farben zu schildern, und noch welche hinzu zu dichten, die er gar nicht hatte. Ihr Bruder aber ließ sich durch alles dies nicht irre machen, sondern behielt dieselben Gesinnungen gegen Julius bey, die er gleich anfangs geäussert hatte. Er freute sich ausserordentlich über seine Arbeiten, und setzte sich zu vielen Stunden lang bey ihm hin, ihm zuzusehn, und weitere Anweisung zu geben. Er schenkte ihm einen Zirkel, und lehrte ihn, wie er vermittelst desselben seine Charten noch genauer machen, und die Oerter genau auf den Punkt hintragen könnte, wohin sie gehörten. Julius, ganz erfreut über die neue Vollkommenheit, die seine Arbeit erhalten hatte, faßte zu dem Kammerrath ein eben so starkes Zutrauen, als er zu seinem lieben Herrn Mildahn hatte, und fragte ihn über alles, was ihm unbekannt

war. Sie sind doch aus Stralsund, sagte er einmal zu ihm, und dieser Ort gehört dem König von Schweden; sagen Sie mir doch, wie der ihn bekommen hat?

Wegner. Hast du wohl etwas vom dreyßigjährigen Kriege gehört?

Julius. O ja! genug. Da wurde unser Magdeburg erobert, und erschrecklich viel Menschen umgebracht. Die Kaiserlichen machten's da ärger als die Heyden und Türken. Ach die abscheulichen Kroaten; Gott bewahr uns davor! Aber, sagen Sie mir, lieber Herr Onkel, woher kam denn der Krieg?

Wegner. Zuerst kam er daher, daß die Böhmen wider ihren Herrn, den Kaiser Ferdinand II. sich empörten, und den Kuhrfürsten von der Pfalz Friedrich V. zum König wählten. Hernach da der Kaiser so glücklich war, diesen bey Prag auf dem Weißen Berge zu schlagen, und ihn aus Böhmen herauszujagen, kriegte er Lust, sich wo möglich ganz Deutschland zu unterwerfen, und es würde auch vielleicht geschehn seyn, wenn nicht der brave König von Schweden Gustav Adolph den deutschen Fürsten zu Hülfe gekommen, und die schwedischen Völker nicht nur bey seinem Leben, sondern auch nach seinem Tode die Kaiserlichen so oft geschlagen und geschwächt hätten, daß der Kaiser sich endlich genöthigt gesehn, im Jahr

1648 zu Osnabrück und Münster Frieden zu schließen. Weist du wohl, wo diese beyden Städte liegen?

Julius. O ja! die liegen beyde in Westphalen.

Wegner. Eben deswegen heißt der Friede, der da geschlossen wurde, der Westphälische Friede.

Julius. Vom Westphälischen Frieden habe ich viel gehört; da hat ja auch unser König Magdeburg bekommen: nicht wahr?

Wegner. Ganz recht. Und eben damals bekam auch der König von Schweden für die Kosten, die ihm der Krieg gemacht hatte, das Herzogthum Vorpommern, und also auch Stralsund.

Julius. Aber Stettin liegt ja auch in Vorpommern, das gehört doch unserm König.

Wegner. Der König von Schweden Karl XII. der große Lust zum Kriege, viel Muth, und anfänglich auch viel Glück hatte, wurde von allen seinen Nachbarn, den Russen, Polen, Dänen, und zuletzt auch von den Preussen bekriegt; da nahm der vorige König Friedrich Wilhelm Stettin ein, und behielt es hernach, nebst dem Stück von Vorpommern, das bis an die Peene gelegen ist, im nordischen

Frieden, der zu Stockholm 1720 geſchloſſen wurde.

Julius. War es nicht damals, als Stralſund drey Jahr lang belagert wurde?

Wegner. Ja. Aber woher weiſt du das?

Julius. Ich habe es in der europäiſchen Fama geleſen. Stralſund muß wohl eine recht ſtarke und wichtige Feſtung ſeyn? nicht wahr? iſt es wohl ſo ſtark als Magdeburg?

Wegner. Die Natur hat es ſtärker gemacht. Es iſt rund herum mit Waſſer umgeben, und hängt nur durch drey Dämme mit dem feſten Lande zuſammen, die durch ſtarke Werke geſichert ſind. Es iſt gegen alle Stürme geſichert, und kann zur Noth durch 4000 Mann vertheidigt werden, wenn Magdeburg 20000 nöthig hat. Aber warum frägſt du ſo viel nach Stralſund?

Julius. Weil Sie daher ſind, und ich viel davon geleſen habe. Es ſoll ja aber doch bombardirt werden können.

Wegner. Ja, vor dem Frankenthor ſind einige kleine Berge, die der Stadt gefährlich ſind; deswegen ſind auch auf dieſer Seite die meiſten Werke angelegt; und Karl XII. ſchlief während der Belagerung beſtändig unter dieſem Thor, das ſo wie hier in Magdeburg das Sudenburger Thor unter dem Wall durchgeht, in

einer kleinen Nische, wo noch jetzt eine Marmortafel darüber steht, mit einer schwedischen Inschrift, die auf Deutsch so heißt: Schwedens König Karl XII. hatte hier sein gewöhnliches Nachtlager, da Stralsund von drey Königen belagert wurde.

Julius. So viel Ehre hat noch wohl keine Festung gehabt, daß sie von so viel gekrönten Häuptern in Person belagert, und von einem gekrönten Haupt vertheidigt worden. Wie groß ist denn die Stadt wohl?

Wegner. Bey weitem so groß nicht als Magdeburg, aber viel besser gebaut; sie hat gerade Strassen, grosse und schöne öffentliche Plätze, und schöne öffentliche Gebäude.

Julius. Ach, wenn ich doch da einmal wäre!

Wegner. Sieh dich nur zufrieden; du sollst schon einmal hinkommen.

Hierüber trat die Hofräthinn ins Zimmer, und ärgerte sich über das vertrauliche Gespräch, worin sie ihren Bruder mit ihrem Stiefsohn begriffen fand, so sehr, daß sie sich nicht enthalten konnte, den erstern ausdrücklich darüber zur Rede zu setzen, warum er ihr den Verdruß machte, mit dem garstigen Jungen zu reden, da er wüßte, daß sie ihn durchaus nicht leiden könnte. Er verwies ihr diese Gesinnung nachdrück-

lich, und setzte hinzu, er würde es als eine Gefälligkeit ansehn, die sie ihm selbst erwiese, wenn sie in Zukunft gegen Julius liebreichere Gesinnungen annähme, widrigenfalls würde er das gute Kind zu sich nehmen. Diese Drohung würkte gewissermassen mehr als seine Bitte; er reiste nach einem achttägigen Aufenthalt wieder ab, und ließ für jedes der drey Kinder ein ansehnliches Geschenk an Gelde zurück. Julius erhielt aber von dem seinigen weiter nichts, als daß er neu dafür gekleidet wurde, welches ohnehin höchst nöthig war. Er brauchte indessen sein Papier und die ihm geschenkten Farben, um seine Lieblingsneigung zu befriedigen, und zeichnete unaufhörlich Landcharten, so daß er nach Verlauf eines halben Jahrs deren bereits 30 gezeichnet, und von den 4 Theilen der Welt, von den sämtlichen europäischen Reichen, und von den 10 Kreisen Deutschlandes Charten von seiner eignen Hand hatte. Diese Uebung that ihm in Ansehung seiner geographischen Kenntniß auf sein ganzes Leben gut, und er hatte es dadurch so weit gebracht, daß er sich die Lage aller beträchtlichen Oerter, durch Hülfe seiner Einbildungskraft sogleich im Kopfe vorstellen, aus dem Kopfe grobe Entwürfe von Landcharten zeichnen, und die Oerter sogleich dahin setzen konnte, wohin sie gehörten. Daneben fuhr er un-

abläſſig fort hiſtoriſche Bücher zu leſen; freylich ohne Wahl, denn er hatte keinen, der ihn geführt hätte; auch hatte ſein Lehrer Herr Miltenberger nicht immer die beſten Bücher; und doch wollte ſeine ungeſtüme Begierde Geſchichte zu lernen, befriedigt ſeyn. Daher las er ohne Unterſchied, was ihm in die Hände fiel, Todtengeſpräche, Reiſebeſchreibungen, Europäiſche Fama, u. ſ. w. nur gegen Romanen hatte er eine wirkliche Abneigung, ſo viel er deren auch im Hauſe fand, weil er einmal gehört hatte, das ſey nicht wahr, was darin ſtünde. Bey allen dieſen verſäumte er die lateiniſche Sprache, und was ihm ſonſt in der Schule aufgegeben wurde, nicht, vielmehr hatte er es auch hierin ſo weit gebracht, daß er in einem Alter von acht Jahren ſchon mit ziemlicher Fertigkeit den Cornelius Nepos überſetzen konnte. Seiner Stiefmutter fiel das allgemeine Lob, das er überall erhielt, unerträglich; ſie konnte indeſſen ſelbſt ſeine Fähigkeiten und Kenntniſſe nicht verkennen, ſo gerne ſie es auch wollte. Allein weit gefehlt, daß ihr dies Achtung und Liebe gegen ihn hätte einflößen ſollen, ſie wurde vielmehr eiferſüchtig auf ihn, und ſann auf Mittel, den weitern Fortgang ſeiner Kenntniſſe zu hemmen, und es, wo möglich, dahin zu bringen, daß ihn Karl noch einholte. Zu dieſem Ende ver-

ſchloß ſie die Bücher ihres Mannes vor ihm; und wenn er ſich eins ausbat, ſo hieß es, man könne ihm kein Buch in die Hände geben, weil er ſie nur zerriſſe und beſchmuzte. Wenn er in der Schule war, ſo verhetzte ſie ihren Karl oder Roſalinden ſeine Landcharten aufzuſuchen, und Dintenflecke darauf zu machen, oder ſie zu zerreiſſen; wozu zuweilen ſelbſt Karl zu gewiſſenhaft war: indeſſen that er es, weil ſeine Mutter es ihm ſagte. So betrübt und verzweiflungsvoll Julius auch oft darüber war, ſo wandte die Hofräthinn dies dennoch dazu an, ihm ſelbſt die Schuld der Beſchmuzung und Zerreiſſung zu geben, ihn als einen unordentlichen Knaben vorzuſtellen, der ſeine Sachen nicht in Acht nähme, und ſich mit ihrem Karl darüber zu kitzeln und zu lachen, wenn der arme Julius über den Verluſt, den er erlitten, ſo jammerte und wehklagte. Endlich fiel ſie darauf einen Hofmeiſter anzunehmen, theils weil ſie darauf denken mußte, ihrem Karl, der nun ſechs Jahr alt war, einen ordentlichen Unterricht geben zu laſſen, und ihn doch nicht in die ordentliche Schule unter die Kinder des Pöbels ſchicken wollte; theils, weil dies die beſte Gelegenheit war, Julius ſſen, der ſeinen guten Mildahn vor einem halben Jahre, da er verſetzt wurde, mit einem

eben so würdigen Mann, Herrn Duval vertauscht hatte, aus der Schule zu behalten, ihn bey dem Hofmeister mit Karln gemeinschaftlich lernen zu lassen, und auf solche Art diesen ihm gleich zu machen. Karl war bisher von einer Französinn unterrichtet worden, zu welcher auch Rosalinde sehr frühe hingeschickt wurde: hier hatte er deutsch und französisch lesen, bon jour, comment vous portez vous, je vous prie ma chere mere de me donner und dergleichen Kleinigkeiten sagen gelernet, und mehr wußte er nicht, in dem Alter, in welchem Julius schon viel aus der Geschichte wußte, decliniren und conjugiren konnte, kleine lateinische Formeln übersetzte, und auch schon die vier Species der Rechenkunst inne hatte. Dem ungeachtet strich seine Mutter seine Geschicklichkeit so heraus, daß sie ihn weit über seinen Bruder setzte. Er mußte bey jeder Gelegenheit auftreten, und vor den Gesellschaften wie ein Papagoy seine auswendig gelernten französischen Redensarten hören lassen: wobey ihn Mutter und Vater so lange selbst mit den ausschweifendsten Lobsprüchen überhäuften, bis die Gesellschaft sich genöthigt sahe, der Höflichkeit wegen mit einzustimmen. Karl hatte von Natur würklich gute Verstandesfähigkeiten, und die Grundlage seines Herzens war ebenfalls nicht böse;

aber beydes war durch die schlechte Erziehung, welche er zu Hause erhielt, so verdorben worden, daß es mit seinem Unterricht gar nicht fort wollte, und er in Kenntnissen keine grosse Schritte machen konnte. Es fiel ihm zwar leicht etwas zu behalten, das er ein oder zweymal las, aber es war auch eben so leicht wieder vergessen, als es vorher behalten war; und sobald ihm eine Sache nur die geringste Anstrengung kostete, so verlor er gleich alle Lust dazu, und beklagte sich zu Hause mit Thränen, daß ihm das Lernen so sauer würde. Seine Mutter ließ deswegen die Französinn zu wiederholten malen, bald unter Drohungen, bald unter Versprechungen erinnern, ihn ja nicht zu hart anzugreifen: wiewohl die letztern allemal unerfüllt blieben, da sie in ihrer Kargheit sogar so weit gegangen war, weder der Französinn, noch dem Lehrer, bey welchem Julius gieng, das gewöhnliche Douceur beym Eintritt zu geben, weil beyde zu bescheiden waren, etwas einzufordern, woran sich ein ehrliebender Mensch nicht ohne Beschämung kann erinnern lassen. Desto eher erfüllte sie ihre Drohungen. Karl war so flatterhaft, daß jede Bewegung, die nur Einer machte, fähig war ihn zu stören und zu zerstreuen: wenn er lesen oder etwas hersagen sollte, waren seine Augen gemeiniglich auf das Fenster, den Spiegel oder

ein andres Kind gerichtet; ja zuweilen vergaß er nicht nur, was er sagen wollte, sondern fieng auch manchmal mitten unter dem Hersagen an sein Spielzeug oder andre Sachen, woran er eben dachte, laut herzunennen. Als er einmal von der Madame le Grand seiner Lehrerinn hierüber mit einem Streich bestraft wurde, hatte er einer solchen Begegnung ganz ungewohnt, sich darüber so ungebehrdig, daß seine Mutter sogleich eine Magd hinschickte, und der guten Frau die ärgsten Grobheiten sagen ließ, mit dem Beyfügen, sie wäre eben im Begrif gewesen, ihr ein sehr beträchtliches Geschenk zu machen, allein da ihr Kind so pöbelhaft wäre behandelt worden, so sähe sie sich genöthigt es zurück zu behalten. Da sich diese demohngeachtet dadurch nicht abhalten ließ, ein andermal, da er das zehnte Gebot hersagen sollte, und statt dessen die Namen nannte, welche er seinen Hühnern gegeben hatte, ihn auf gleiche Art zu strafen, so fand sich endlich die Hofräthinn gedrungen ihren lieben Karl ganz aus dem Unterricht dieser Frau wegzunehmen, und zu Hause zu behalten. Dies beschleunigte ihren Entschluß einen Hofmeister anzunehmen, womit sie schon vorher umgegangen war, und ihr Mann mußte auf ihr Verlangen in dem öffentlichen Intelligenzblatte, diejenigen, welche Lust hätten bey ihm in Condition zu treten, auf-

fordern ſich izu melden. Die Geſchicklichkeiten, welche der verlangte Hofmeiſter beſitzen ſollte, waren ſo groß, daß der, welcher ſie gehabt hätte, allenfalls Präſident bey irgend einer Akademie der Wiſſenſchaften hätte werden können: demohngeachtet waren ihm nur 30 Thaler Gehalt beſtimmt, welches aber in der Anzeige weislich verſchwiegen wurde. Auf die geſchehene Anzeige meldeten ſich verſchiedene Subjecte, die der Hofrath alle auf Einen Tag zu ſich beſchied, und unterdeſſen den Paſtor Peemüller zu ſich einlud, um ihm bey der Wahl eines aus denſelben zu rathen. Bey Gelegenheit ſeiner diesmaligen Anweſenheit hatte der Paſtor einen kleinen Diſpüt mit ſeinem Neffen Julius, und wurde zum erſtenmal unwillig auf ihn. Die Gelegenheit dazu war die Frage: Sagen ſie mir einmal, lieber Oncle, wie ſoll ich das verſtehn, in meinem Katechiſmus ſteht, daß im zehnten Gebote die Erbſünde verboten ſey? wie kann der liebe Gott die verbieten?

Peemüller. Naſeweiſer Junge! ſolche Fragen thun die Socinianer. Freylich kann er ſie verbieten.

Julius. Was für Leute ſind das, die Socinianer?

Peemüller. Sie haben ihren Namen von Lälius Socinus und ſeinem Bruderſohn

Faustus Socinus, ein paar Italiänern, die vor 200 Jahren nach Polen kamen, und da ihre gottlose Lehre ausbreiteten.

Julius. Was für eine gottlose Lehre war denn das?

Peemüller. Alles zu wissen bist du noch zu jung. Sie räumen der verderbten Vernunft zu viel ein, und wollen dieselbe in Glaubenssachen brauchen.

Julius. Es steht ja doch im ersten Artikel, daß uns Gott Vernunft und alle Sinne gegeben hat, und noch erhält; warum soll man sie denn nicht brauchen?

Peemüller. Weil sie verderbt ist von Natur, das Gute nicht erkennen kann, und uns in verderbliche und verdammliche Irrthümer stürzt.

Julius. Ist denn das auch ein verdammlicher Irrthum, wenn ich nicht verstehen kann, wie Gott die Erbsünde verboten hat?

Peemüller. Was du nicht verstehen kannst, das mußt du glauben.

Julius. Aber kann denn ein Mensch was dafür, daß er die Erbsünde hat? Es steht ja im Katechismus, daß wir sie von unsern Eltern erben. Und wenn er nichts dafür kann, und sie auch nicht los werden kann, wie kann Gott sie denn verbieten?

Peemüller. Das verſtehſt du nicht; die Menſchen können wohl was dafür, ſie haben ja alle in Adam geſündigt. Ueberhaupt bleib mir mit den naſeweiſen ſocinianiſchen Fragen vom Halſe, oder du kriegſt eins hinter die Ohren, Patzbube! und laß mir künftig beym Katechiſmus das Grübeln bleiben; er iſt dazu da, daß du ihn lernen und glauben, und nicht daß du alles verſtehen ſollſt. Oder wo nicht, ſo nimm dich in Acht, wenn ich wieder erfahre, daß du naſeweiſe geweſen biſt.

Julius. Aber Sie ſagten doch ſonſt immer, lieber Oncle, man müßte alles zu verſtehn ſuchen, und es wäre hübſch, wenn man darnach fragte, was man nicht verſtände.

Peemüller. Ja, das hab ich von weltlichen Dingen und Wiſſenſchaften verſtanden; aber nicht von der Theologie und dem Katechiſmus.

Julius. Aber warum ſoll ich denn das eine nicht ſo gut verſtehn, als das andre?

Peemüller. Halts Maul, Junge, ſage ich dir, und mache mir den Kopf nicht warm, oder wir bleiben keine Freunde.

Julius gieng ganz beſtürzt weg, und konnte nicht begreifen, warum ſein Mutterbruder, der ſonſt immer ſo freundlich und liebreich gegen ihn geweſen war, jetzt auf einmal ſo rauh geworden wäre; ſein gutes Herz leitete ihn auf die ängſt-

die Besorgniß, er müsse sich wohl schwer durch seine Fragen versündigt haben. Er nahm es sich daher nicht allein fest vor, nie wieder über den Katechismus zu grübeln, sondern gieng auch zu seiner Mutterbruder und bat ihn herzlich um Vergebung, wenn er ihn durch seine vorwitzigen Fragen beleidigt hätte, erzählte ihm seinen gefaßten Vorsatz und versprach denselben fest zu halten.

Unterdessen stellten sich die Kandidaten, welche sich gemeldet hatten, einer nach dem andern ein. Der erste von ihnen sagte, er hätte in dem Intelligenzblatt gesehn, daß hauptsächlich Musik verlangt würde. — — Hauptsächlich eben nicht, unterbrach ihn der Hofrath, aber nebst den übrigen erforderlichen Geschicklichkeiten muß diese auch da seyn.

Der Kandidat. Ey nun ja! es war doch ein Hauptartikel, und ich kann mich rühmen, während meiner sechsjährigen Präfectur im hiesigen Chore es darin zu einer solchen Perfection gebracht zu haben, daß ich ganz feine Arien und Motetten componire. Der Herr Hofrath werden mich auch noch in meinem jetzigen Kandidatenstande zu verschiednenmalen im Concert gehört haben, wo ich oft die Ehre gehabt Dieselben zu sehn.

Weissenfeld. Das kann wohl seyn. Ja recht! ich erinnre mich's, Sie da singen, und den Flügel spielen gehört zu haben. Aber wie stehts um

die Sprachen, können Sie lateinisch, griechisch, französisch, italiänisch?

Der Kandidat. Wie? ich sollte nicht lateinisch und griechisch können? habe neun Jahr in Prima gesessen, bin drey Jahr auf Universitäten, und dazu Famulus bey Ihro Magnificenz dem Herrn Professor H*** gewesen. Italiänisch versteht sich von selbst, muß jeder Freund der Musik können; ja wenn ich nur so manchen Dukaten hätt, Herr Hofrath! als ich schon in meinem Leben italiänische Arien gesungen habe. Mit dem Französischen denk ich auch wohl fertig zu werden.

Weissenfeld. Ja, das meynen Sie wohl so, Herr Kandidat, es wird sich so leicht nicht fertig; man muß eine Sache gründlich verstehn, die man lehren will.

Der Kandidat. Erlauben Sie, Herr Hofrath, das giebt sich; hab ich doch schon mit meinem Stubenburschen gemeinschaftlich einige Bücher aus dem Französischen übersetzt, und mein Stubenbursche wußte nicht ein Wort Französisch, hat's erst beym Uebersetzen aus dem Dictionnär gelernt, und hatten doch alle Tage unsern Bogen fertig.

Weissenfeld. A Propos; jetzt fallen mir ihre Gesichtszüge wieder ein, sind Sie nicht der, der vor etwa vier Jahren, noch als Schüler des Küster W** Tochter so fleißig besuchte?

Der Kandidat. Ja, Herr Hofrath! das bin ich.

Weissenfeld. Man sagte ja, Sie hätten sich mit dem Mädchen verlobt: ist das wahr?

Der Kandidat. Ja, Herr Hofrath! ich habe mich als Schüler mit ihr verlobt, und bin auch noch als Kandidat willens sie zu heyrathen, sobald ich einen Dienst bekomme.

Weissenfeld. Ich wünschte sehr, den Mann, mit dem ich mich einlasse, eine lange Zeit zu behalten: Wenn Sie aber schon Bräutigam sind, so werden Sie ohne Zweifel alle Federn anspannen, um bald ein Amt zu erhalten, und damit ist mir nicht gedient. Nehmen Sie mir's also nicht übel, wenn ich Sie nicht zum Hofmeister annehme.

Kaum war dieser weggegangen, als zween andre zugleich herein kamen, die einen ziemlichen Contrast mit einander machten. Der eine ein starker vierschrötiger Mensch, mit einem frechen renommistischen Blick, ergriff jede Gelegenheit etwas von seinen akademischen Heldenthaten und seiner Geschicklichkeit im Fechten zu erzählen, wie herrliche Dienste ihm diese geleistet, bald diesen bald jenen auszuwischen. Der Name Bluth sey auf der ganzen Akademie berühmt und furchtbar gewesen. Er hoffe nicht allein die Söhne des Hofraths im Reiten, so gut als der beste Stall-

meiſter unterrichten zu können, ſondern er wollte ſie auch im Fechten ſo weit bringen, daß ſie ſich vor keinem fürchten dürften.

Weiſſenfeld. O! das Fechten hat noch lange Zeit, wenn Sie nur fürs erſte meinen Kindern in Sprachen und Wiſſenſchaften einen nützlichen Unterricht geben können.

Bluth. Hm! Sprachen? Franzöſiſch kann ich perfekt; Latein weis ich auch noch von Schulen her: das Griechiſche aber iſt pur Schulfüchſerey; ich denke auch wohl nicht, daß es des Herrn Hofraths Ernſt iſt, ihre Kinder ſo pedantiſch erziehen zu laſſen.

Peemüller. Man ſieht es Ihnen an, daß Sie das Griechiſche nicht gelernt haben.

Bluth. Wie ſo?

Peemüller. Weil ſie ſo hübſch robuſt ſind; das Studium der griechiſchen Sprache erfordert die Nachtlampe, und die läßt nicht leicht ſo ſtark werden.

Bluth. Ich danke meinem Gott, daß ich kein pedantiſches Todtengerippe bin.

Peemüller. Aber ihre Sitten würden wohl auch etwas verfeinert worden ſeyn, wenn Sie die Griechen, die vortreflichſten Quellen und Muſter des guten Geſchmacks *) geleſen hätten.

*) Anmerk. Man muß hieraus nicht den Schluß ziehn, daß der Paſtor Peemüller ein ſtarker Grieche

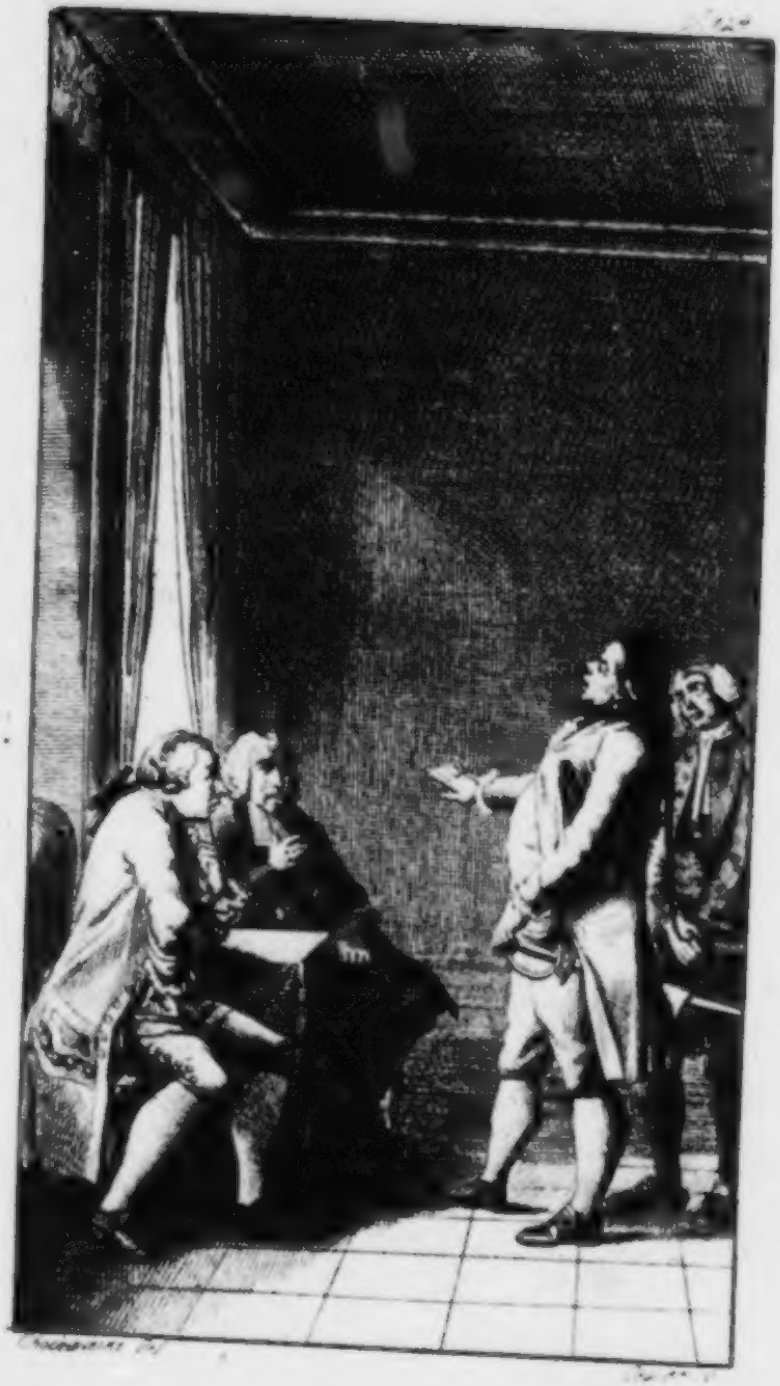
Bluth. Will allen Tusch verbeten haben, Herr Pastor; meine Sitten hat mir noch niemand angefochten. Ich habe die Ehre mit allen Herren Officiers hier in der Garnison bekannt zu seyn, die sich alle ein Vergnügen daraus machen, in meiner Gesellschaft zu seyn.

Weissenfeld. Ja, ja! ich habe wohl gesehn, daß sie fleißig die Wachstube besuchen.

Bluth. Ja, das leugne ich nicht, ich spiele gerne eine Parthie Lombre, und suche auch hierinn meinen Mann: wenn dem Herrn Hofrath künftig einmal der dritte Mann fehlen sollte, werde allemal zu Diensten seyn. Auch auf der Jagd hatte mein voriger Patron, der Herr Hauptmann von Z ** einen guten Gesellschafter an mir; meiner Seel, so wie ich nur den Moses Langohr auf'm Korn habe, brauz! da liegt er.

Weissenfeld. Recht gut! ich will wünschen, daß sie bald wieder bey einem Officier eine Condition finden mögen, für meine Kinder kann ich so einen Mann nicht brauchen, dessen größte Kunst im Jagen und Kartenspielen besteht. Zu

gewesen: er sprach dies so wie manches andre, nur andern Männern nach; seine eigne Kenntniß des Griechischen aber erstreckte sich nicht über das neue Testament; denn er hatte von je her seinen ganzen Fleiß auf das Hebräische gewandt, und es darin zu einer Stärke gebracht, zu welcher nur je ein Danziger gelangen kann.



mal da ich auch gehört habe, daß sie des Abends auf der Strasse — —

Bluth. Nichts weiter, Herr Hofrath! ich bin Ihr Untergebner nicht, verlange von Ihnen keine Lection. Ich empfehl mich Ihnen; leben Sie wohl.

Der andre, ein Mensch mit einer finstern heiligen Miene, in einem alten braunen Rock, schwarzer Weste, abgerissnen Schuhen, und einer alten Stuhpparucke, hatte schon, während daß der vorige sprach, zu wiederholten malen überlaut geseufzt; und sobald dieser sich entfernt hatte, brach er in einen Strom von Seufzern und Klagen über die verderbte gottlose Welt, über den Verfall des wahren Christenthums aus, sprach unaufhörlich von Wiedergeburt, Gnade und Gefühl, und wollte endlich niederknieen, um ein Gebet aus dem Herzen zu verrichten; wovon er sich nur mit Mühe durch den Hofrath und seinen Schwager abhalten ließ. Der letztere fragte ihn endlich nach seinem Namen, und da er hörte, daß er Knickow hieß, erkundigte er sich weiter, ob er nicht vorher zu E* * * im Amte gestanden. Als er auch dies bejahete, flüsterte der Pastor seinem Schwager etwas ins Ohr, worauf dieser dem Kandidaten sagte, er möchte sich nur nach Hause begeben, wenn er ihn nöthig hätte, wollte er ihn schon wieder ru-

fen lassen. Als er weggegangen war, erzählte der Pastor, daß er diesen Menschen sehr gut kennte, er sey Präceptor auf dem Waisenhause zu Halle gewesen, und dort einige Jahre lang für den heiligsten und unsträflichsten Mann gehalten worden, bis man endlich ganz unnatürliche Schandthaten von ihm entdeckt hätte, um deren willen er plötzlich das Waisenhaus verlassen müssen. Demohngeachtet sey es ihm geglückt, den würdigen Abt Steinmetz durch seine angenommne Heiligkeit abermals zu hintergehen, und theils durch eine Empfehlung von demselben, theils durch die Verbindung mit der Zofe des Herrn von Sch *** die Pfarre zu E *** zu erhalten. Kaum sey er introducirt gewesen, so hätte er angefangen seine Frau zu schlagen, sie mit der ärgsten Eifersucht zu quälen, und ihr mit aller nur ersinnlichen Härte zu begegnen. Er wäre deswegen zu verschiedenen malen vor das Consistorium gefodert worden, wo er nachdrückliche Verweise erhalten hätte, allein er sey durch alles dieses nicht gebessert, wohl aber seine Miene von Tage zu Tage heiliger geworden. Das Seufzen wäre ihm so zur Gewohnheit geworden, daß er den ganzen Tag unaufhörlich geseufzt. Bey Tische hätten seine Gebete allemal eine gute halbe Stunde gewährt. Der liebe Heiland sey immer sein drittes Wort gewesen, und alle seine Predigten,

die er gewöhnlich mit verſchloſſenen Augen und leiſer flehentlicher Stimme gehalten, hätten größtentheils in Ausrufungen beſtanden: kommt Schäfchen, kommt Täubchen, flieht, eilt in die Wunden des lieben Heilandes. Endlich hätte ihn ſeine Frau Verbrechen halber verklagt, die zu unnatürlich wären, als daß ſie nacherzählt werden könnten: ſie ſey bald darauf, noch vor der Beendigung des Proceſſes geſtorben, indem eben die That, welche der Gegenſtand ihrer Klage geweſen, die Urſache ihres Todes geworden. Während des Proceſſes ſey noch entdeckt worden, daß dieſer **Knickow** ſich alle Accidenzen doppelt bezahlen laſſen, und ſie mit der größten Schärfe eingetrieben, ſo, daß er ſogar den armen ſterbenden Leuten, die ihm für die Darreichung der Communion und ſeine Beſuche nicht bezahlen konnten, Hausrath weggenommen, und zwar das Beſte, was er finden können, um ſich dadurch bezahlt zu machen; daß er in der Erndte des Nachts Garben von den Aeckern der Bauern auf ſeinen Acker getragen; daß er den Schulmeiſter und Küſter zu allerley Dienſten zu zwingen geſucht, und den letztern, weil er ſich nicht dazu verſtehn wollen, aufs ſchändlichſte verläumdet und ſeine Abſetzung bewürkt hätte: daß er ſeinen Patron fälſchlich angegeben, als ob er die Acciſe defraudirt hätte; andrer ungeheurer Boshei-

ten zu geſchweigen. Er ſey endlich abgeſetzt worden, und irre ſeit der Zeit herum und ſuche wieder andere durch ſeine heilige Miene zu hintergehen. Der Hofrath erſtaunte über die unmenſchliche Gottloſigkeit, die es wagen könnte, eine ſo heilige äuſſerliche Geſtalt anzunehmen: Pecmüller machte aber die richtige Anmerkung dabey, daß jemehr ein Menſch ſich Mühe gebe, äuſſerlich fromm zu ſcheinen, deſto weniger ſey er ſich innerlich würklicher Frömmigkeit bewußt.

Der vierte Kandidat war ein bejahrter Menſch, der ſchon das funfzigſte Jahr erreicht zu haben ſchien. Er wußte viel von Staatsſachen, und erzählte mit einer geheimnißvollen Miene, daß die Urſache des letzten Kriegs nicht darin beſtanden, daß der König von Preuſſen dem unterdrückten Kaiſer hätte aufhelfen wollen, ſondern darin, daß man zu Prag, bey der Krönung der Königinn Maria Thereſia, ihr auf die Wiedereroberung von Schleſien zugetrunken. Uebrigens, würde er vielleicht mit dem Hofrath eins geworden ſeyn, da er nur 30 Thaler Beſoldung verlangte, wenn er ihm nicht ehrlich geſtanden hätte, daß er weiter nichts als ein wenig Latein wüßte. Franzöſiſch hätte er niemals gekonnt, weil es damals, als er ſtudirt hätte, noch nicht Mode geweſen. Gelegentlich erzählte er, daß ſowol beym Anfange als bey Endigung ſeines aka-

hemischen Lebens sich eine grosse politische Merkwürdigkeit ereignet habe. Er hätte seine Matrikel am 11 April 1713 empfangen, gerade an dem Tage, da der Utrechter Frieden unterzeichnet worden, und hätte die Akademie am 11ten December 1718 verlassen, an welchem Tage Karl XII. König von Schweden vor Friedrichshall in Norwegen erschossen worden. Sein Bischen Griechisch hätte er ganz wieder vergessen, weil er in seiner bisherigen Lage, da er über 15 Jahre lang in Bürgerhäusern stundenweise im Lesen und Schreiben unterrichtet, und 10 Jahr am grossen Friedrichshospital zu Berlin gestanden hätte, gar keine Gelegenheit gehabt, sich darin zu üben. Der Hofrath erwiederte, weil er seinem eignen Geständnisse nach die Geschicklichkeit nicht besässe, welche er verlangte, so möchte er es ihm nicht übel nehmen, daß er ihn nicht annähme. Er befand sich nun in grosser Verlegenheit, da unter vieren, die sich gemeldet hatten, kein einziger brauchbar gewesen; und doch hatte es ihm seine Frau ernstlich und bey Vermeidung ihrer Ungnade aufgegeben, dafür zu sorgen, daß ein geschickter Mann angenommen würde. Sein Schwager rieth ihm, an den Herrn D. Baumgarten in Halle zu schreiben, und ihn zu bitten, daß er ihm einen

brauchbaren und geschickten Mann vorschlagen möchte; nur müßte er sich entschließen, etwas mehr zu geben, als er sich anfänglich vorgenommen hätte, weil er für dreyßig Thaler keine große Geschicklichkeit fordern könnte. Weissenfeld nahm diesen Rath mit Dank an, besprach sich mit seiner Frau, kam mit ihr überein, vierzig Thaler zu geben, und schrieb darauf an Baumgarten; dem er, nach einem langen Eingange, worin er theils seiner Fürsorge für das Wohl und gute Erziehung seiner Kinder, theils der Gelehrsamkeit des Hrn. Doctors eine umständliche Lobrede hielt, sein Anliegen vortrug, und versicherte, es sey ihm blos um einen guten geschickten Mann zu thun, auf das Geld würde er dabey gar nicht sehn, sondern denselben so belohnen, daß er seine Großmuth und Freygebigkeit würde rühmen müssen. Dieser berühmte Mann antwortete ihm, es sey ein sehr geschicktes Subject da, ein junger Mekelnburger, Namens Treumann, der nicht abgeneigt sey, die Condition anzutreten, allein er verlange 70 Thaler Besoldung und die Reisekosten. Weissenfeld antwortete wieder, in Ansehung der Besoldung hoffte er wohl fertig zu werden, und was die Reisekosten beträfe, so würden diese von selbst wegfallen, da er schon solche Veranstaltung treffen wollte, daß Hr. Treumann

umsonst nach Magdeburg kommen sollte. Er schrieb endlich an den jungen Mann selbst, und wies ihm die Gelegenheit an, mit welcher er kommen sollte. Dieser erstaunte, da er bey seiner Ankunft zu Magdeburg hörte, daß der Hofrath nur 40 Thaler zu geben willens war, und dies noch dazu für eine große Freygebigkeit hielt, weil er aber ein gefälliger leicht zu beredender Mann war, so ließ er es sich gefallen, da zu bleiben, und mit 40 Thalern für das erste Jahr vorlieb zu nehmen, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ihm künftig alle Jahre zehn Thaler zugelegt würden. Weissenfeld gieng diese Bedingung zwar ein, nahm sich aber gleich damals vor, sie höchstens Ein Jahr zu erfüllen, und ihm hernach schon so viel Winkelzüge zu machen, daß er entweder davon abstehn, oder die Condition aufgeben sollte. Die Forderungen, welche er an Hrn. Treumann machte, waren unermeßlich; so wie er überhaupt für sein Geld niemals genug kriegen konnte, so konnte er es auch hier nicht. Dieser antwortete ihm aber nach einer weitläuftigen Unterhandlung ganz entschlossen, er wolle seinen Kindern täglich in sechs Stunden Unterricht geben, und sie darin im Lateinischen, Französischen, den Anfangsgründen des Griechischen, der Historie, Geographie, Musik und mit der Zeit auch in

Mathematik unterrichten, wenn der Herr Hofrath damit nicht zufrieden wäre, so möchte er es jetzt bey Zeiten sagen. Da dieser es endlich dabey bewenden ließ, so kam die Hofräthinn dazu, mit welcher er neue Streitigkeiten über die Gegenstände seines Unterrichts bekam. Sie wußte selbst nicht, was sie aus ihrem Karl machen sollte; wenn sie einen Officier in netter Uniform sahe, so sollte er ein Officier werden, und wenn sie dann wieder von einem reichen Kaufmann erzählen hörte, so sollte er die Handlung lernen; bald wurde er zum Kapellmeister, bald zum Geheimenrath, bald zum Mahler, und dann wieder zum Professor bestimmt: kurz, jeden Stand, der ihr zuletzt gefiel, dessen angenehme Seiten sie zuletzt beschaut hatte, (denn alle Seiten eines Dings pflegte sie nie anzusehn, sondern ließ es immer bey denen bewenden, die den ersten und stärksten Eindruck auf sie machten) den sollte ihr Karl erwählen. Weil sie nun selbst wußte, wie veränderlich sie war, und wie oft sie schon ihren Karl einem andern Stande gewidmet gehabt, auch sichere Rechnung darauf machen konnte, daß es dabey nicht bleiben würde, wozu sie ihn zuletzt bestimmt hatte, so wollte sie gerne fürs erste einen Polyhistor aus ihm haben, der mit der Zeit in alle Sattel gerecht wäre; und eben daher kamen die großen

Forderungen, welche ſie an Hrn. Treumann machte; die jedoch allemal von der Einſchränkung begleitet waren, daß er ihren Karl nicht zu ſehr angreifen, ihm nicht zu hart begegnen, ſondern alles, ſo viel möglich, ſpielend beybringen möchte. Ich werde es zwar an meinem Fleiß nicht fehlen laſſen, verſetzte Hr. Treumann, da ich aber ſeine Fähigkeiten und ſeinen Trieb etwas zu lernen noch nicht kenne, ſo werden Sie hoffentlich nicht von mir verlangen, daß ich mich anheiſchig machen ſoll, Dinge, die vielleicht unmöglich ſind, möglich zu machen.

Hofräthinn. Seine Fähigkeiten ſind unverbeſſerlich; und daß es ihm an Luſt zu lernen nicht fehlt, hat er bey ſeinem vorigen ſchlechten Unterricht gezeigt.

Treumann. Wir haben bisher blos vom Verſtande und deſſen Ausbildung geſprochen, und der Beſſerung des Herzens iſt noch mit keinem Worte gedacht; gleichwohl halte ich dieſe für den wichtigſten und ſchwerſten Theil der Erziehung.

Hofräthinn. Davon wird auch, was meinen Karl betrift, nicht nöthig zu ſprechen ſeyn, ich habe bisher ſchon dafür geſorgt, daß er ſo gut und artig iſt, als Sie nur irgend ein Kind finden werden, und werde auch ferner das

für sorgen; das überlassen Sie mir nur ganz.

Treumann. Verzeihen Sie, Frau Hofräthinn, ich würde glauben den wichtigsten Theil meiner Pflicht unberührt und unerfüllt zu lassen, wenn ich daran nicht arbeitete.

Hofräthinn. Ihre Pflicht ist, meinen Sohn klug und geschickt zu machen; wenn er das wird, so wird er schon glücklich werden.

Treumann. Wenn sein Herz nicht hinlänglich gegen die Versuchungen des Lasters verwahrt ist, wenn die Bewegungsgründe zur Tugend ihm nicht so lebhaft eingedrückt werden, daß sie ihm, so oft er sie nöthig hat, mit aller Stärke und gleichsam anschauend gegenwärtig sind, so mag er so gelehrt und geschickt werden als er will, er wird dadurch nichts weiter erlangen, als daß ihn die Schmerzen des Lasters nur desto empfindlicher quälen, und er das Unglück desto stärker und lebhafter fühle, worin er sich selbst durch Ausübung des Lasters und der Bosheit stürzt.

Hofräthinn. Wenden Sie nur alles an, ihn klug und gelehrt zu machen, dann wird er von selbst wohl einsehn, was ihm gut ist.

Treumann. Daraus würde folgen, daß alle Gelehrte rechtschaffne Männer wären, was von aber leider die Erfahrung nur zu oft das Gegentheil zeigt. Alle Gelehrsamkeit rottet die Sinnlichkeit nicht aus, und alle theoretische Kenntniß der Tugend und des Lasters ist nicht fähig, derselben solchen Widerstand zu thun, daß sie uns nicht zu dem Letztern fortreiße, wenn das Laster nicht gleich von früh auf, mit so starken sinnlich unangenehmen Eindrücken begleitet, die natürlichen unglücklichen Folgen desselben so relevirt, anschauend und fühlbar gemacht werden, daß der Reiz dazu niemals entstehn kann, ohne vermöge des Gesetzes der Ideenverbindung von den unangenehmsten Empfindungen begleitet zu werden; wenn nicht die Gewalt der Leidenschaften und Sinnlichkeit bey ihren ersten Aeusserungen gedämpft, und so oft eingeschränkt wird, daß sie nicht durch die Gewohnheit ihr zu folgen wächst, und ihre Herrschaft unwiderstehlich wird; ja wenn nicht das süsse unnennbare Glück der Tugend frühe so anschauend und fühlbar gemacht wird, daß ein beständiges Verlangen darnach erwächst.

Hofräthinn. Wenden Sie diese Philosophie nur bey dem unartigen Julius an: das ist ein gottloser Junge, mit dem Sie genug zu thun haben werden. Bey meinem Karl wer-

den Sie es, wie gesagt, nicht nöthig haben, der ist so ein allerliebstes, weiches, folgsames Kind, daß Sie ihre Freude an ihm haben werden.

Treumann. Es soll mir lieb seyn, wenn ich ihn so finde, wie Sie ihn schildern; ich werde desto weniger Arbeit bey ihm nöthig haben: wenn indessen auch die mütterliche Zärtlichkeit in seiner Schilderung nicht zuviel gesagt hätte, so würde doch wohl eine beständige Aufmerksamkeit nöthig seyn, um ihn ferner auf die gute Bahn zu bringen, und auf derselben zu erhalten. Der junge Baum, der sich so gut als möglich anläßt, muß doch immer beschnitten und gewartet werden, wenn er gerade und gut werden soll.

Hofräthinn. Daß Sie mir aber nur meinen Karl ja nicht zu strenge halten, und durch harte Mittel ziehn; er läßt sich durch Güte lenken; und wenn Sie auch dann und wann glauben sollten, einen kleinen Fehler bey ihm zu bemerken, so müssen Sie es übersehn. Sie werden ja wissen, wie Kinder sind, und ihm das Kindische zu gute halten.

Treumann. Glauben Sie nicht, daß ich ein Freund der Strenge sey; aber erwarten Sie auch nicht, daß ich allen Ernst bey Seite setzen soll. Ich denke, wir thun am Besten, wenn

wir bey der Erziehung den Weg einschlagen, den uns Gottes Fürsehung bey ihrer Erziehung des Menschen vorzeichnet.

Hofräthinn. Was ist das für ein Weg?

Treumann. Sie braucht bey dem Lenkbaren Güte, um Liebe und Dankbarkeit als Bewegungsgründe zum Guten in ihm zu pflanzen; und bey denen, die sich dadurch nicht lenken lassen, braucht sie Ernst, um ihnen die eingebildeten Freuden der Sünde so bitter zu machen, daß sie nicht wieder Lust dazu bekommen.

Hofräthinn. Recht gut! nur bey Fehlern, die der Kindheit eigen sind, müssen Sie, wie gesagt, nicht zu strenge seyn.

Treumann. Ich weis recht gut, wie Kinder sind, und halte es für unvernünftig, von Kindern zu verlangen, daß sie Männer seyn sollen, aber das kann man mit Recht verlangen, daß sie gute und artige Kinder sind. So wie Gott den Menschen nach seiner Erkenntniß und der Lage richtet, worin er sich befindet, so muß man sich auch in die Lage und Denkungsart der Kinder zu versetzen wissen. Und eben deswegen halte ich, wenn alles übrige gleich ist, im Ganzen genommen, jüngere Männer für geschickter zur Erziehung, als die ältern, weil sie noch nicht so weit von ihren Kinderjahren

entfernt sind als jene, und sich also aus ihrer eignen Erfahrung noch besser zu erinnern wissen, wie Kinder zu denken und zu handeln pflegen, und wie sie als Kinder handeln können, ohne die Unschuld zu verletzen: da hingegen der mürrische Alte eher die Freuden der Kindheit tadelt und für Unarten hält, woran er nach seiner ernsten Denkungsart keinen Gefallen findet.

Hofräthinn. Da haben Sie Recht. Kinder müssen aufgeräumt und lustig seyn, und alles, was sie zu lernen oder zu thun haben mit Lust und Vergnügen thun.

Treumann. Ganz wohl! aber man muß nur nicht aufgeräumtes Wesen mit der Flatterhaftigkeit, Zerstreuung, und Hang zu lauter sinnlichen Ergötzungen verwechseln. Der Mensch kann sich in seinem Leben nicht immer unter sinnlichen Ergötzungen befinden, und es würde auch nicht gut für ihn seyn, wenn er es könnte. Ist er nun in seiner Kindheit gewohnt worden, sie immer zu haben, und sich keins derselben zu versagen, so wird er als Mann unglücklich seyn, wenn er dann dieser Gewohnheit nicht immer folgen kann: er wird die Ergötzungen den Arbeiten und Geschäften seines Berufs vorziehen, und also zu Angelegenheiten von Wichtigkeit untüchtig seyn. Man gewinnt das

her bey Kindern unendlich viel, wenn man es dahin bringen kann, daß sie in sinnliche Ergötzungen nicht einen zu hohen Werth setzen, daß sie zu seiner Zeit lustig, und zu seiner Zeit, verhältnißmäßig nach ihrem Alter, ernsthaft sind, und das reinere Vergnügen schmecken lernen, was man am Abend eines wohl und nützlich zugebrachten Tages empfindet. Eben so muß man bey Anwendung des Grundsatzes, Kinder müssen alles mit Lust und Vergnügen lernen und thun, nicht darin fehlen, daß man sie etwa nur das lernen und thun läßt, was sie selbst wollen. Sie müssen vielmehr früh zur Ordnung und Regelmäßigkeit, und in derselben ein wirkliches Vergnügen zu finden gewöhnt werden; und ihr Vergnügen muß nicht im Eigensinnen bestehn, wenn es nicht bald ein grösseres Mißvergnügen erzeugen soll. Wir haben im menschlichen Leben nicht immer solche Geschäfte, wozu uns unser eigner Trieb führt, aber wir müssen uns in jede Lage, worin wir auch ohne unser Zuthun gesetzt werden, hineinzuarbeiten wissen, und ein Gefallen an den Arbeiten finden und sie mit Lust thun lernen, die diese Lage mit sich bringt: und werden wir dies wohl lernen, wenn uns in unsrer Kindheit verstattet wird, keine andre als selbsterwählte Arbeiten zu thun?

Hofräthinn. Aber wenn nun mein Karl einmal nicht Luſt zum Lernen haben ſollte, ſo werden Sie ihn doch hoffentlich nicht durch Strafe dazu zwingen wollen?

Treumann. Wenn das, was er lernen ſoll, ſeinen Fähigkeiten und ſeinem Charakter angemeſſen iſt, wie es ſeyn muß, ſo werde ich um verſuchen, ob ſeine Unluſt aus einer üblen Beſchaffenheit des Körpers, oder aus Faulheit, Flatterhaftigkeit und Hang zur unregelmäßigen Ergötzung herrühre. Wenn das Letztere iſt, ſo werde ich ihn allerdings ſtrafen, und zwar zuerſt dadurch, daß ich ihm auf den folgenden Tag doppelte Arbeit aufgebe, damit er ſehe, daß Faulheit und Unordnung nicht heiſe, ſondern die Unbequemlichkeit mit ſich führe, daß man hernach um ſo viel mehr zu thun hat, als man vorher verſäumt hat. Und wenn dies Mittel nicht fruchtet, ſo werde ich ihm die Ergötzlichkeiten, die ich ihm ſonſt als Frucht und Belohnung ſeines Fleißes verſtatte, entziehn, und ſie ihm nicht eher wieder erlauben, als bis er das Verſäumte nachgeholt hat. Was meynen Sie wohl, würde es Männern wohl verſtattet werden, immer nur dann ihre Pflichten zu thun, wenn ſie Luſt dazu hätten? Würde ein Mann, der ſeine Amtsgeſchäfte liegen lieſſe, nicht auſſer der Entziehung der Vortheile ſeines Amts, auch noch

wohl mit andrer willkührlicher Strafe beizt werden?

Hofräthinn. Ja! Kinder sind aber auch keine Männer.

Treumann. Sie sollen aber Männer werden, und werden dann, was sie als Kinder nicht lernen, als Männer auch nicht thun.

Hofräthinn. Das bitte ich mir aber aus, daß Sie meinen Sohn nicht schlagen, oder ihn durch harte Worte schrecken; wenn Sie ja glauben, daß er Strafe verdiene, so sagen Sie es mir, und überlassen Sie mir seine Bestrafung.

Treumann. Wenn ein Erzieher nicht Strafen und Belohnungen in Händen hat, so wird aus der ganzen Erziehung nichts. Noch schlimmer ist es, wenn der Zögling gar weis, daß er Schutz findet und getröstet wird, wenn er gestraft worden ist; er fängt dann an seine Bestrafung auf Rechnung der Härte und Ungerechtigkeit seines Lehrers, und nicht seiner Unart zu setzen, und wird also auch davon nicht ablassen. Ich traue es Ihrem Verstande zu, daß Sie diese schändliche Unart mancher Eltern, die zu Hause die öffentlichen und Privatlehrer ihrer Kinder in den Augen derselben auf solche unverantwortliche Art herabwürdigen, und alles Gute hindern, was diese stiften können, nicht mitmachen, vielmehr

mir die völlige Macht zu strafen und zu belohnen überlassen werden: widrigensfalls können wir uns noch jetzt gleich trennen, ehe ich mein Geschäft hier im Hause anfange: weil ich nie willens bin, eine Pflicht zu übernehmen, die ich nicht in ihrem ganzen Umfange erfüllen kann und darf.

Hofräthinn. Sie sind ein strenger heftiger Mann; ich hätte ihnen mehr Galanterie zugetraut, als daß Sie gegen ein Frauenzimmer eine solche Sprache führen würden.

Indem sie das sagte, klopfte sie ihm auf die Schultern, strich ihm die Backen, sahe ihn mit einem schmachtenden Blick an, und setzte hinzu mit einem etwas veränderten Ton, ich denke, wir werden wohl noch recht gute Freunde werden, wenn wir uns nur erst näher kennen lernen. Ich freue mich recht darauf, sie zum beständigen Gesellschafter zu haben: so ein artiger junger Mann, wie sie, wird ein Frauenzimmer wohl zu unterhalten wissen, und bald lernen, was für eine Sprache er gegen mich führen muß. Treumann, der ihre Gedanken und die Sprache ihrer Augen entweder wirklich nicht verstand, oder nicht verstehn wollte, erwiederte hierauf, sie möchte ihm verzeihen, wenn er sich nicht höflich genug ausgedrückt hätte, er hätte sie bey der gegenwärtigen Unterredung nicht sowohl als Frauenzimmer,

sondern vielmehr als Mutter betrachtet, und geglaubt, daß man in einer so wichtigen Sache, als der Gegenstand ihres Gespräches wäre, offenherzig und ohne Heucheley und Complimenten sprechen müsse, er hoffte übrigens ebenfalls sich in seinem Geschäfte so zu betragen, daß er sich dadurch des Vertrauens würdig machen möchte, das sie und ihr Herr Gemahl in ihn gesetzt hätten. Hierzu empfahl er sich und gieng auf das ihm angewiesene Zimmer.

So bald seine Sachen in Ordnung waren, machte er gleich den Anfang seines Unterrichts damit, daß er die verschiedenen Fähigkeiten und Gemüthscharaktere der Kinder prüfte. Er erzählte ihnen ein Feenmährchen; Karl und sogar Rosalinde wußten es mit grosser Fertigkeit wieder nachzuerzählen, nicht so fertig Julius. Hierauf legte er ihnen ein Stück aus einer Reisebeschreibung zum Lesen vor, Julius konnte das Gelesene zusammenhängend, und ohne einen einzigen Hauptumstand auszulassen, wieder erzählen, Rosalinde unordentlich, und nur einzelne Stücke ohne Zusammenhang, Karl wußte gar nichts davon. Hierauf gab er ihnen einige Verse zum Auswendiglernen, und setzte einen Preis darauf, wer es am ersten wissen, und am längsten behalten würde. Karl und seine Schwester waren am ersten damit fertig, mit Julius währte es

etwas länger, allein er wußte sie noch am folgenden Tage, da Karl sie gröstentheils vergessen hatte, und Rosalinde ebenfalls eins und das andere Wort nicht mehr wußte. Sodann gab er ihnen einige Vocabeln zum Lernen auf. Dies wurde ihnen allen sauer, Karl wußte nur wenige davon, Rosalinde einige mehr, und Julius beynahe alle. Ferner gab er ihnen einige Räthsel auf, in deren Errathung Julius und sein Bruder ohngefähr gleich glücklich waren; für Rosalinden war diese Uebung noch zu schwer. Er legte ihnen weiter eine grosse Anzahl von Kupferstichen vor, die eine Menge Personen beyderley Geschlechts verstellten, und ließ sie die Aehnlichkeiten, die sie mit einander hatten, aufsuchen: Karl war hierin am glücklichsten, manchmal traf es auch Rosalinde, und sie würde, vielleicht noch glücklicher gewesen seyn als ihr Bruder, wenn sie einige Jahre älter gewesen wäre. Hierauf ließ er sie den Unterschied des Schönen und Häßlichen, des Guten und Schlechten bemerken, worin Karl es zwar nach seinem Gefühl ziemlich traf, doch wankte er immer, und spielte mehr die Rolle eines Rathenden als eines Urtheilenden; Julius aber urtheilte richtiger und mit mehr Zuverläßigkeit. Er erzählte ihnen endlich Thaten und Handlungen von Kindern und Alten, und ließ sie das moralisch Gute und Schlechte darin

Beurtheilen. Karl verabscheuete alle Grausamkeit, misbilligte alle Strenge und alle Beyspiele von Strafen und Hinrichtungen, die ihm erzählt wurden, lobte Handlungen der Mildthätigkeit und des Mitleids, doch ohne viel Wärme und Theilnehmung, gegen Beyspiele der Regelmäßigkeit, Ordnung, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit war er kalt und gleichgültig, ja ihm gefiel sogar das Pflanzenleben eines Sardanapal und Heliogabalus besser als die Arbeitsamkeit eines Origenes oder Heinrich Stephanus, Hannibal in Campanien besser als auf den Alpen. Gegen grosse Thaten, Edelmuth und Thätigkeit war er ebenfalls gleichgültig; das Schlechte der Niederträchtigkeit empfand er nicht; hingegen lobte er die Schlauheit und Arglist eines Cartouche und Niklas List, und freute sich nicht wenig darüber. Julius hingegen urtheilte über alle ihm erzählte Beyspiele mit so vieler Richtigkeit, daß Treumann darüber erstaunte. Er verabscheute ebenfalls alle Grausamkeit, aber er lobte und billigte Gerechtigkeit. Ueber Patkuls Hinrichtung urtheilte er, der Mann hätte freylich eine harte Strafe verdienet, daß er seinen Herrn und dessen Land in einen so gefährlichen Krieg gebracht hätte, aber die so ihm wiederfahren, sey doch zu hart gewesen, und er bedaurte die Leute,

welche so unglücklich gewesen wären, daß sie Zeuge ner Hinrichtung hätten zusehn müssen. Ueber Ordnung und Arbeitsamkeit bezeugte er seine Freude, grosse Thaten brachten ihn zur Begeisterung, und Handlungen der Güte, Menschenliebe und des Mitleids konnte er nicht ohne häufige Thränen der Rührung und Freude erzählen hören. Treumann gieng hierauf herunter, und kam nach einer kleinen Weile wieder zurück; da ist ein armer alter Mann draussen, sagte er, der klagt mir mit Thränen in den Augen, daß er in zween Tagen nichts einen Bissen Brod gehabt; der arme Mann, sagte Karl, und drehte sich auf einem Bein herum, geben sie ihm doch etwas, Herr Treumann; da, lieber Herr Treumann, da ist meine Semmel, sagte Julius, lassen sie mir doch sie ihm herunterbringen; wenn der arme Mann zween Tage gehungert hat, so kann ich wohl einen Morgen mich ohne Frühstück behelfen; lassen sie ihn ja nicht weggehn, lieber Herr Treumann, ich bitte Sie recht sehr. Treumann umarmte ihn, und küßte ihn; ich habe ihm schon etwas gegeben, mein lieber Julius, sagte er, behalte nur deine Semmel, aber behalte auch deine gute Gesinnung bey: es ist nicht genug, daß uns die Unglücklichen dauern, wir müssen ihnen auch helfen, und ihr Unglück lindern, wenn wir können, sollte

es uns auch eine kleine Ueberwindung kosten. sollten wir auch selbst einen kleinen Theil unsrer Bequemlichkeit oder Ergötzung darüber entbehren müssen, so ist doch das Vergnügen eines andern Unglück gelindert zu haben weit grösser, und ersetzt das tausendfach, was wir uns entzogen haben. Nicht wahr, mein lieber Julius, die ist sehr wohl dabey, wenn du denkst, daß des armen Mannes Hunger gestillt ist, und du würdest dich noch mehr freuen, wenn es durch deine Semmel geschehen wäre?

Julius. O ja! es thut mir wirklich sehr leid, daß Sie mich nicht haben meine Semmel herunter bringen lassen.

Karl. (indem er noch einmal hereinbeißt) Hier ist das übrige von meiner auch, Herr Treumann, geben sie es ihm auch hin.

Treumann. Es würde mir lieber gewesen seyn, mein Sohn, wenn du das eher gesagt hättest, da du noch nicht wußtest, daß ich keinen Gebrauch davon machen würde. Thu es nur auf einandermal bey Gelegenheit, dann wirst du sehn, wie es dich freuen wird, das gethan zu haben.

In diesem Augenblick kam ein Käfer zum Fenster herein geflogen, ach haschen Sie, haschen Sie, lieber Herr Treumann, rief Rosalinde.

Treumann. Was willst du denn damit machen?

Rosalinde. Ich will ihm die Flügel abreissen, und dann soll er hier auf dem Tisch herum kriechen.

Karl. Nein, Rosalinde, wir wollen ihm einen Faden an Fuß binden, dann soll er aufsliegen, und wir wollen ihn halten, daß er nicht wegfliegt.

Julius. Lassen Sie ihn fliegen, Herr Treumann; wie würde es dir gefallen, Rosalinde, wenn dir einer die Arme ausreissen wollte, oder dir, Karl, wenn du an einem Seile herumlaufen müßtest, und immer niedergerissen würdest, so oft du weg laufen wolltest.

Karl. Ja ich! ich bin auch ein Mensch, und das ist nur ein Käfer.

Julius. Es thut dem Käfer auch wohl weh, wenn ihm etwas zu Leide geschicht, so wie es uns wehe thut.

Treumann. Umarme mich, mein allerliebster Julius, du hast vollkommen Recht; man muß sich nicht bloß in die Stelle leidender Menschen, sondern auch leidender Thiere versetzen.

Karl konnte die Lobsprüche, die sein Bruder erhielt, nicht länger ausstehn; er lief herunter und klagte es seiner Mutter, die darüber aussers

ordentlich aufgebracht wurde, und sich vornahm Herrn Treumann bey Tische darüber zur Rede zu setzen. Dieser hatte unterdessen Gelegenheit Juliussens schon erlangte Kenntnisse zu prüfen und zu erfahren, und die Entdeckungen, welche er da machte, vermehrten in ihm die Liebe und Achtung, welche sich dieser Knabe bey ihm schon erworben hatte: er bezeugte ihm seine Zufriedenheit über den guten Fortgang, den er in der Geschichte, Geographie und lateinischen Sprache schon gemacht hatte, und ermunterte ihn ferner, den nämlichen lobenswürdigen Fleiß anzuwenden, den er bisher angewandt hätte. Er schickte ihn darauf herunter, um nachzufragen, wo sein Bruder Karl geblieben wäre, und warum er nicht wieder käme?

Julius wurde aber von seiner Stiefmutter mit den zornigsten Mienen und Worten angefahren, und unter dem Vorwande, warum er sich unterstünde aus der Lehrstunde zu laufen und herunter zu kommen, bekam er von ihr ein paar derbe Maulschellen. Sein Protestiren, daß ja sein Bruder vorher schon heruntergelaufen sey, und zwar ungeheissen, er aber käme auf Befehl seines Lehrers, half ihm weiter nichts, als daß ein „räsonnirst du noch?“ und eine noch derbere Ohrfeige darauf erfolgte. Endlich scheute sie sich nicht, in Gegenwart ihrer beyden Söhne eine offenbare Lüge zu begehn, und zu sagen: Geh nur herauf und

ſage deinem lieben Herrn Treumann, Karl hätte Kopfſchmerzen, und könnte nicht wieder herauf kommen, ich will deswegen ſchon ſelbſt mit ihm ſprechen. Juliuſſen ward es ſauer etwas nachzuſagen, was er ſelbſt für eine Unwahrheit hielte; indeſſen getraute er ſich nicht, ſeiner Stiefmutter Befehl unerfüllt zu laſſen, und kam alſo mit der Nachricht wieder zurück, die Mama ſagt, Karl hätte Kopfſchmerzen. So verdächtig dies auch Herrn Treumann vorkam, ſo ſagte er dennoch in Juliuſſens Gegenwart kein Wort, nahm ſich aber vor, mit der Hofräthinn darüber zu ſprechen; weil er wohl ſahe, daß es von ihr herrührte, und gleich bey ſeinem Eintritt ins Haus den geringen Einfluß bemerkte, den der Hofrath auf die Erziehung und alle Angelegenheiten des Hauſes hatte. Sobald er zu Tiſche gerufen war, ſuchte die Hofräthinn alle Gelegenheiten hervor, Juliuſſen Verweiſe zu geben, und ſetzte hinterher hinzu, ſie könnte gar nicht begreifen, wie es käme, daß dieſer durchaus unartige Junge allenthalben ſo viel Beyfall und Freunde fände, die er doch gar nicht verdiente, wenn man ihn nur recht kennte, wie ſie ihn kennte. Sie hätte heute wieder einen Beweis davon erfahren, und ſie bedauerte nichts mehr, als daß alle Lobeserhebungen, die Julius hier und dort erhielte, ihm allemal zum Nachtheil ihres Karls gegeben würden, der auf eine unver-

antwortliche Art überall zurückgesetzt würde. Sie bäte Herrn Treumann inständigst sich dieser Ungerechtigkeit ja nicht theilhaftig zu machen, und sich nicht an das Schmeichelhafte, oder äusserlich Einnehmende, was Julius etwa haben möchte. (wiewohl sie für ihr Theil, auch dies nicht einmal fände) zu kehren, sondern erst seine Tücke näher kennen zu lernen. Treumann antwortete ihr in französischer Sprache, es sey hier in Gegenwart der Kinder nicht Zeit und Ort, von dergleichen Sachen zu sprechen, wenn sie es erlauben wollte, so wollte er sich nach Tische, wenn die Kinder entfernt wären, die Freyheit nehmen, weiter mit ihr über diese Sache zu sprechen. Sie fuhr indessen fort, man müßte sich überhaupt nicht sogleich vom ersten Anblick bezaubern und hinreissen lassen, man thäte immer besser, gienge sicherer, und würde nicht so oft betrogen, wenn man in alle Menschen ein Mistrauen setzte, und so lange bis man sie genau kennen gelernt hätte, immer das Aergste von ihnen glaubte. Ich bedaure, daß ich das Unglück habe, so wenig mit Ihnen zu sympathisiren, Madame! versetzte Treumann; ich handle nun gerade nach einem entgegengesetzten Grundsatz, ich halte alle Menschen so lange für gut, und traue ihnen die besten Absichten zu, bis sie mir durch ihre Handlungen das Gegentheil bewiesen haben. Und auch hier traue ich noch nicht

dem ersten Anblick, und halte einen Menschen nicht sogleich um einer einzelen Handlung willen, die mir nicht gefällt, oder die wider mich und mein Interesse gerichtet zu seyn scheint, für böse; ich suche ihn vielmehr, so lange ich kann, bey mir selbst zu entschuldigen, bezweifle es, ob seine Absicht so böse gewesen, als es nach der Handlung zu schliessen, scheint; ob ich sie nicht aus einem unrechten Gesichtspunkt ansehe und beurtheile, ob ich es nicht durch mein Betragen verdient habe, daß man mir entgegen handelt, und was dergleichen Betrachtungen mehr sind. Sie werden aber dabey oft betrogen worden seyn, fuhr die Hofräthinn fort, und man wird sie noch dazu hinterher für einfältig gehalten haben, daß sie sich so haben betriegen lassen.

Treumann. Das kann wohl seyn, indessen werde ich mich dadurch nicht abhalten lassen, meinem Grundsatze treu zu bleiben; daß andre schlecht handeln, soll mich niemals berechtigen von dem erkannten Guten abzuweichen, und ebenfalls schlecht zu handeln.

Hofräthinn. Sagen Sie mir einmal aufrichtig, sind Sie nicht hierdurch schon oft betrogen worden?

Treumann. Ja, das will ich nicht leugnen, es ist noch neuerlich geschehn. Man warnte

mich gleich anfangs für einen Menſchen, mit welchem ich vier Jahr lang im genaueſten Umgang und in der engſten Verbindung geſtanden habe; man ſchilderte ihn mir als falſch, verſtelleriſch, hinterliſtig, tückiſch, der mit ſeinen nächſten Verwandten in Todfeindſchaft lebte. Dies letztere wuſte ich ſelbſt; er wuſte aber mit einer ſo ehrlichen Miene die ganze Schuld dieſer Feindſchaft auf jene zu ſchieben, und ſich überhaupt ſo gut zu verſtellen, daß ich, der ich in den Künſten der Verſtellung nicht erfahren bin, und es ſelbſt zu thun nicht gewohnt bin, ſeinen Verſicherungen glaubte, ihn für den ehrlichſten Mann, und meinen aufrichtigſten Freund hielte, und gegen alle, die mir das Gegentheil ſagen wollten, mit dem lebhafteſten, wärmſten Eifer vertheidigte. Ich entdeckte zwar etwas an ihm, was ich nach meinen ſonſtigen Beobachtungen für ein Zeichen der Falſchheit hielt, nämlich daß er manchmal auſſerordentlich ſchielte, da ſonſt ſeine Augen von Natur die gewöhnliche regelmäßige Stellung hatten; allein ich fieng eher an in meine Beobachtung ein Mistrauen zu ſetzen, und zu glauben, daß die Regel, welche ich mir daraus abgezogen hatte, zu allgemein, und daher falſch ſey, ehe ich in meinen Freund und deſſen Ehrlichkeit ein Mistrauen geſetzt hätte.

Hofräthinn. Also halten Sie die Schielenden für falsch? man sagt, daß ich zuweilen auch schielen soll.

Treumann. Nicht alle Schielende halte ich für falsch, sondern meine bisherigen Beobachtungen haben mich nur darauf geleitet, daß die, welche nicht von Natur, und nicht immer, sondern nur manchmal schielen, falsch sind, und zwar, daß eben in dem Augenblicke, da sie schielen, keine gute menschenfreundliche Gedanken in ihrer Seele sind. Ich habe einen Mann gekannt, der die abscheuliche Gewohnheit hatte, von allen Menschen Böses zu reden, bey dem man es sogar immer eine Minute vorher wissen konnte, wenn er im Begriff war jemand zu verlästern, denn er fieng allemal vorher an zu schielen. Indessen will ich doch gerne zugeben, daß meine Beobachtung nicht allgemein sey, und in Ansehung der Frau Hofräthinn wohl eine Ausnahme davon statt finden könne.

Hofräthinn. Nun, wie wurde es denn weiter mit dem Menschen, wovon Sie vorher erzählen wollten?

Treumann. Er war eine Zeitlang wirklich mein Freund, solange er glaubte, daß ich geschickt wäre, seine Absichten zu befördern, und ihm Vortheil zu verschaffen. Da er aber hernach sahe, daß ich dies nicht konnte, und gewahr

ward, daß ich manche Vortheile und Vorzüge erhielt, die er eher zu verdienen glaubte, ward er eifersüchtig, und suchte, ohne in seinem äusserlichen Betragen etwas gegen mich zu verändern, mich heimlich zu verunglimpfen. Besonders machte er sich ein Vergnügen daraus, mit Gemeinörtern um sich zu werfen, die ich auf mich ziehn konnte, und Urtheile andrer durchzuziehn, die ich, wie er wußte, ebenfalls gefällt hatte. Mir kam dies anfänglich verdächtig vor, auch andre sagten es mir, daß dies alles Angriffe auf mich wären, allein dem ohngeachtet glaubte ich es nicht eher, als bis ich eine solche Menge unleugbar wider mich gerichteter Handlungen und Reden von ihm wußte, daß ich nicht länger an seiner bösen Gesinnung zweifeln konnte.

Hofräthinn. Und was thaten Sie denn da?

Treumann. Ich ließ ihm das Vergnügen, mich für einen dummen Görgen zu halten, welcher Ausdruck ihm sehr gewöhnlich war, und änderte mein Betragen gegen ihn weiter nicht, als daß ich ihm mein Vertrauen entzog, und seinen freundschaftlichen Aeusserungen ferner keinen Glauben beymaß.

Hofräthinn. Sie sehn also hier die Folge ihres Grundsatzes. Ich würde mich entsetzlich ärgern, wenn je meine Feinde das Vergnügen

hätten, mich für einfältig halten zu können. Hiefür bleibe ich aber bewahrt, wenn ich jeden, den ich nicht genau kenne, alles mögliche Böse zutraue, und mich also in Acht nehme, daß er mich nicht hintergehn kann.

Treumann. Und ich würde mich für mich selbst schämen, wenn ich mich mehr scheuete für einfältig als für boshaft gehalten zu werden, wenn mir die Reue einem Menschen auch nur in Gedanken zuviel gethan und zu schlimm von ihm gedacht zu haben, nicht weit schmerzhafter wäre als der Verdruß zu treuherzig gewesen zu seyn, und aus Mangel an solcher Scharfsichtigkeit, die manchem Unschuldigen zum Nachtheil gereicht, mir selbst Schaden gethan zu haben.

Hofräthinn. Folgen Sie meinem Rath, Sie werden gewiß besser durch die Welt kommen: und besonders thun Sie es jetzt in Ansehung Julius.

Treumann. Vielleicht mit weniger äusserlichem Nachtheil, und desto mehr Verwundung des Gewissens, die durch keinen äusserlichen Vortheil zu heilen ist. Und was unsern lieben Julius betrift, so ist meine Meynung von seinem guten Verstande und Herzen nicht bloß vorgefaßt, sondern auf unleugbare Proben gegründet.

Nach Tiſche zog die Frau Hofräthinn Herrn Treumann auf die Seite, und ſagte ihm ins Ohr, ſie würde es als den gröſsten Beweis ſeiner Achtung und Gefälligkeit gegen ſie anſehn, wenn er ihren Karl nicht zurückſetzte und Juliuſſen keine Vorzüge vor ihm einräumte, von dem ſie theils eine Menge Unarten erdichtete und erzählte, die er niemals gehabt hatte, theils ſeine kleinen Fehler ungeheuer vergröſſerte. Am Ende ſagte ſie noch hinzu, ſie bäte ſich es auch aus, daſs er mit Julius und Karln nicht verſchiedene, ſondern einerley Lection triebe. Treumann erwiederte hierauf, wenn er die Unarten an ihm fände, die ſie da erzählt hätte, ſo würde er ihn deswegen ſtrafen, und ihn davon abzuhalten ſuchen, überhaupt aber ſich dahin bemühen, ſich gegen jeden von beyden gerade ſo zu beweiſen, als er es verdiente, ohne alle Partheylichkeit und Prädilection. Was aber den letzten Punkt beträfe, ſo würde es unverantwortlich ſeyn, wenn beyde Kinder einerley Lection haben ſollten; da Julius offenbar weit voraus ſey, und alſo dadurch auf eine unerlaubte Art würde aufgehalten werden. Was? Julius voraus? fuhr die Hofräthinn auf, Sie irren ſich ſehr, Herr Treumann; das weis ich beſſer, mein Karl überſieht den einfältigen Jungen ſchon weit. Kurz und gut! ich verlange es durchaus, daſs ſie beyde einerley Lection haben.

Ich hoffe, Sie werden so billig seyn, versetzte Treumann, von mir nichts zu verlangen, was wider mein Gewissen ist, und ich durchaus nicht thun kann und werde. Im Französischen sollen sie beyde einerley Lection haben, weil Julius darin noch wenig gethan hat.

Hofräthinn. So! das wäre arg, und Karl parlirt schon: Hier seh ich doch offenbar, daß Sie partheyisch sind.

Treumann. Ich glaube nicht, daß ich das sey; die wenigen Complimente und Formeln, welche Karl auswendig weis, bedeuten nichts, das möchte ich noch nicht parliren nennen: vielmehr mache ich mich anheischig Juliussen in zwey Tagen soweit zu bringen, daß er alle die Formeln weis, die Karl kann.

Hofräthinn. Sie wollen mich zu Tode ärgern. Mein Schatz! was meynst Du wohl, Herr Treumann will nicht glauben, daß Karl parlirt.

Hofrath. Parlirt wie ein Maitre, auf meine Ehre: sollens gleich hören. Komm her, Karl, fordre dir mal ein Glas Wein.

Karl. Mon cher pere, donnez moi du vin et du biscuit.

Hofrath. Da hören Sie's; zweifeln Sie noch? Da, allerliebster Junge, hast ein Glas Wein und Biscuit, tunk ein, laß dirs wohl schme-

cken; du verdienst's; wirst einmal ein tüchtiger Kerl werden.

Treumann. Das will ich von ganzem Herzen wünschen.

Hofrath. Ganz gewiß! da ist gar kein Zweifel daran. Trink Gesundheit, allerliebster englischer Sohn!

Karl. a votre santè ma chere mere, a votre santè mon cher pere.

Hofrath. O du Allerliebster! ich muß dich küssen, mein Charmanter: ja! da komm nur einer, und sag, daß du kein Französisch kannst.

Treumann erstaunte über das Betragen des Vaters noch mehr, als über die Mutter; er hatte sich einen vernünftigen Mann und weisen Erzieher unter ihm vorgestellt, und konnte diese Vorstellung mit dem, was er hier sah und hörte, gar nicht zusammen reimen; und er fieng schon an die Verbindung zu bereuen, worin er sich eingelassen hatte. Er verglich sich doch endlich mit der Hofräthinn dahin, daß weil Karl das Französische noch gar nicht nach der Aussprache lesen konnte, wovon er sie, obgleich mit vieler Mühe, durch den Augenschein überführte, hierin beyde einen gemeinschaftlichen Unterricht haben sollten: mit der Geschichte und Erdbeschreibung wollte er es so halten, daß das, was für Karln

Unterricht wäre, für Julius Wiederholung würde: nur im Lateinischen könnten sie durchaus nicht gemeinschaftlichen Unterricht haben, und müßte er hier Juliussen besonders vornehmen. Rosalinden wollte er im deutsch und französisch Lesen unterrichten, und sie zugleich etwas sprechen lehren. Die Hofräthinn bestand aber darauf, Rosalinde sollte auch Latein lernen, und an dem Unterricht in der Geschichte und Geographie ebenfalls Antheil nehmen, weil sie wünschte, daß bey ihren guten Fähigkeiten ein vollkommnes Frauenzimmer aus ihr gebildet würde. Treumann hatte nichts dawider, ob er gleich glaubte, daß sie noch zu jung sey, um dem Unterricht ihrer Brüder mit Nutzen beywohnen zu können: doch stellte er der Hofräthinn vor, es wäre zwar gut, wenn ein Frauenzimmer von der Geschichte, Geographie und Logik das nöthigste, auch etwas Latein wüßte, und orthographisch schreiben lernte; allein er hoffte, sie würde sich nicht hinreissen lassen, ihrer Tochter eine eigentlich gelehrte Erziehung geben zu lassen, wodurch mehr ihr Unglück als ihr Glück gebaut, und sie dereinst ihrem Manne sowohl als der Gesellschaft unerträglich werden würde. Man kann leicht erachten, wie wenig diese Aeusserung nach dem Geschmack der Hofräthinn war, die ganz kurz darauf antwortete, Herr Treumann dürfte dafür nicht besorg-

seyn, um seine Gattinn zu werden, wäre Rosalinde zu jung; übrigens würde sie selbst am besten wissen, was für eine Erziehung ihre Tochter haben müßte.

Treumann hatte bemerkt, daß die Kinder sowohl vor als nach dem Essen, jedes eine gewöhnliche Gebetsformel hersagten. Er war kein Freund dieser Gewohnheit, und hielt es für eine Entheiligung des Gebets, und für die nächste Veranlassung, daß Kinder gedankenlos und ohne Andacht beten lernen, wenn sie, wie gemeiniglich geschieht, ganz früh, und da sie noch kaum plappern können, dazu angehalten werden, daß sie bey Tisch, wie Papagoyen Gebetsformeln herschnattern, wovon sie kein einziges Wort verstehn, und hernach auch in der Folge in langer Zeit nicht daran denken, mit den Worten Begriffe zu verknüpfen, die sie so lange gewohnt gewesen, gedanken- und begrifflos herzusagen. Er war überhaupt der Meynung, daß Kinder nicht eher beten müßten, ehe sie den Begriff eines allmächtigen, allgütigen und allwissenden Wesens, von dem wir Menschen abhangen, und alles Gute von ihm erhalten, fassen können. Und wenn sie diesen auch fassen könnten, wie der Fall bey Julius und Karln wirklich war, so müßten sie doch in ihren Gebeten Worte ge-

brauchen, die ihrer Fassungskraft angemessen wären, und von ihnen selbst, nach den Begriffen, die man ihnen von der Sache beygebracht hätte, gewählt würden; und nicht Formeln, die voll metaphorischer Ausdrücke wären, und Begriffe enthielten, welche Kinder noch gar nicht denken oder fassen könnten. Kurz sie müßten in ihren Gebeten reden, um Begriffe auszudrücken, die sie hätten, und nicht reden um nur zu reden, und nun durch ihr Gebet vor den Fremden nur eine Art von Parade mit der Frömmigkeit der Eltern und ihrer eignen geläufigen Zunge zu machen. Er misbilligte daher die Gebetsformel: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das „ist mein Schmuck und Ehrenkleid, damit will „ich vor Gott bestehn, wenn ich zum Himmel „werd eingehn„ welche er hier hörte, und schon an manchen andern Orten gehört hatte, gar sehr. Theils weil kein Kind von drey bis sieben Jahren, dergleichen gemeiniglich diese Formel hersagen müssen, die erhabne Lehre von der Erlösung, oder von Zurechnung eines leidenden und thuenden Gehorsams Christi fassen oder verstehn könnte; noch weniger mit dem uneigentlichen Ausdruck, Schmuck und Ehrenkleid den Begriff verbinden könnte, der damit verbunden werden sollte, also den ganzen Satz für sich unfruchtbar, ohne Gedanken und Begriff hersagte.

Theils weil der Inhalt dieſer Formel ſich gar nicht zum Eſſen ſchickte, und kein Tiſchgebet wäre; ja da dieſelbe gar nicht einmal ein Gebet, ſondern eigentlich ein Glaubensbekenntniß wäre. Mit Unwillen hörte er dies einmal in dem Hauſe eines alten einfältigen Pfarrherrn auf dem Lande beten, und er konnte ſein Mißvergnügen darüber nicht bergen, daß ſelbſt Geiſtliche ſchwach genug wären, ſolche Misbräuche fortzupflanzen, und zu autoriſiren, die ſie doch auszurotten, und vernünftigere, der Religion vortheilhaftere Anordnungen dagegen zu pflanzen bemüht ſeyn ſollten. Eben ſo unſchicklich für Kinder, fand er die Formel: Komm Herr Jeſu, ſey unſer Gaſt; oder vielmehr dieſe Anfangsworte derſelben; weil durch den Ausdruck: Komm, ein unrichtiger Begriff von der Gegenwart Chriſti, und beſonders durch den Ausdruck, ſey unſer Gaſt, der unwürdige Begriff des Miteſſens in den Kindern erweckt würde. Der vorhin erwähnte alte Pfarrherr diſputirte auch hierüber mit ihm, und meynte, die Worte könnten doch ſehr gut erklärt werden, und enthielten einen ganz guten und rechtgläubigen Sinn. Treumann aber antwortete ihm darauf, es ſey ein andres, wie Worte erklärt werden könnten, und wie Kinder ſie wirklich verſtünden; daran ſey gar kein Zweifel, daß die

Worte einen guten Sinn hätten, nur die Kinder dächten sich gerade diesen Sinn nicht, sondern den unschicklichen, welchen die nächste und eigentliche Bedeutung der Wörter mitbrächte.

Beyde vorhin erwähnte Gebetsformeln hörte Treumann auch im Weissenfeldischen Hause von Karln und Rosalinden vor Tische hersagen, und nahm daher Gelegenheit, die Eltern zu bitten, daß sie diese Gewohnheit mit Rosalinden noch etwas einstellen, und mit Karln ebenfalls einige Tage unterbrechen möchten, bis er ihm einen richtigen Begriff vom Gebet beygebracht hätte; dann möchten sie erlauben, daß er nicht mehr diese Formeln hersagte, sondern jedesmal die Empfindungen seines eignen Herzens vortrüge. Durchaus nicht, fuhr der Hofrath hitzig auf, die Gebete sind gut, die habe ich als ein kleiner Knabe vor meiner Eltern Tisch gebetet, und wenn mir Gott einmal Enkel beschert, so sollen auch die sie beten. Solche alte gute Gebräuche muß man durchaus nicht abschaffen. Treumann fuhr fort, ich dächte, man sähe bey dergleichen Dingen nur darauf, ob eine Sache gut, und nicht, ob sie alt wäre; widrigenfalls hätte nie etwas Gutes in der Welt gestiftet werden müssen, weil es allemal das Vorurtheil wider sich gehabt hätte, daß das Schlechtere, was

vorhergieng, älter geweſen wäre. Sie haben ganz recht, es ſoll geſchehn, was ſie verlangen, ſetzte die Hofräthinn hinzu, die in dieſem Stück gerade das Gegentheil von ihrem Manne war, und alles, was ihr neu ſchien, liebte. Ich werde aber doch wohl Herr im Hauſe ſeyn, fuhr der Hofrath fort. Du ſollſt auch Herr im Hauſe bleiben, erwiederte ſeine Frau, aber die Kinder ſollen nicht mehr wie bisher bey Tiſche beten. Und weil des Polterns und der Machtſprüche ihres Mannes ohngeachtet ihr Wort allemal galt, ſo blieb es auch diesmal dabey.

Treumann fieng alſo ſeinen Unterricht an. Bey der Religion band er ſich nicht ſowohl an gewiſſe Stunden, ſondern er lehrte ſie zu aller Zeit, an jedem Orte, und bey jeder ſchicklichen Veranlaſſung. Der geſtirnte Himmel, die Elbe, der Garten, ein Vogelneſt, ein geſchäftiges Ameiſenheer, ein Bienenſchwarm, eine ausbrechende Baumknoſpe, ein aufſchieſſender Baum, eine Blume, ein Grashalm, waren die Bücher, aus welchen er ſeine Zöglinge die Lehre von Gott, ſeiner Allmacht, Weisheit, Güte und Allwiſſenheit, aus welchen er ſie die Lehre von der Fürſehung und Regierung Gottes lehrte. Er machte ſie beſtändig auf die Munterkeit und Frölichkeit der Vögel und anderer Geſchöpfe aufmerkſam, und beſonders auf die Freuden und das Glück, welches ſie

ſelbſt genoſſen, und machte ihnen durch eine bey jeder Gelegenheit erweiterte Induction, die große Abſicht des Weltſchöpfers, alles mit Freude zu erfüllen und glücklich zu machen, fühlbar; und ſuchte dadurch heißen Dank und Liebe gegen den Vater der Welt ihren Seelen unauslöſchlich einzuprägen: woraus er weiter bey jeder Gelegenheit alle ihre Pflichten herleitete. Wenn eine Leiche vorbey getragen wurde, machte er ſie auf dieſe Veränderung, denen alle Lebendige unterworfen wären, aufmerkſam, und ſagte ihnen das verſchiedene Schickſal, welches die Menſchen nach derſelben, nach Maaßgabe ihrer Denk- und Handlungsart zu erwarten hätten. Beym Donner unterhielt er ſich mit ihnen vom letzten feyerlichen Weltgerichte, und bey der Verwandlung der Raupe in den Schmetterling, zeigte er ihnen, daß ein unvollkommneres Geſchöpf in ein vollkommneres verwandelt werden könne, und lehrte ſie dabey die Unſterblichkeit ihres Geiſtes, und die Auferſtehung mit einem verklärten Leibe. So oft ſie eine Unart begiengen, führte er ihnen das Gute, was ſie von Gott genoſſen, und den Undank, deſſen ſie ſich hiedurch gegen ihn ſchuldig gemacht, zu Gemüthe, und erklärte ihnen bey dieſer Gelegenheit, was Sünde und was Bekehrung ſey. Dann zeigte er ihnen das Unglück und die erſchrecklichen Folgen der Sünde, und ſuchte ihnen dieſelbe durch eine

mahlerische, ihren Fähigkeiten angemessene Erzählung des Leidens Jesu begreiflich zu machen. Ausserdem ließ er sie alle Morgen einen Psalm und ein Kapitel aus dem neuen Testament lesen, welches er ihnen so faßlich erklärte, daß ihnen niemals irgend ein wichtiges Stück dunkel blieb; denn er hielt es für eine Hauptpflicht, Christenkinder bald mit dem Buch bekannt und vertraut zu machen, das die Quelle ihrer Religion ist. Doch durfte Rosalinde nicht darinn lesen, weil sie noch nicht vollkommen lesen konnte, und Treumann es für eine Entheiligung der Bibel hielt, sie zu einem Buche zu gebrauchen, woraus Buchstabiren und Lesen gelernt würde. Dieser ganze Religionsunterricht that bey Julius die herrlichsten Wirkungen, und erfüllte ihn mit religiösen Gesinnungen, die sich in allen seinen Handlungen äusserten, und mit Dank und Vertrauen auf Gott, das ihn in seinem ganzen Leben nicht verließ. Auch Karl nahm, seiner Flüchtigkeit und Flatterhaftigkeit ohngeachtet manche gute Gesinnung daraus an, die nur leider! nicht lange bey ihm währten; weil sie theils alle Augenblicke durch das schlechte Beyspiel seiner Eltern, von welchen er nichts als Zank und Streit und andre schlechte Handlungen sah, und nichts als Toben, Schelten, und Fluchen hörte, wieder ausgelöscht, und mit schlechtern vertauscht wurden; theils Herr Treu

mann zu früh von ihm getrennt wurde, als daß die schönen Lehren, welche er ihm gab, unter seiner Aufsicht in Karls dreyweichem Herzen den gehörigen Grad der Festigkeit und Dauerhaftigkeit hätten erlangen können.

Der grosse Eindruck, den die gelegentlichen Gespräche des Herrn Treumann über die Religion, auf die Herzen seiner Zöglinge machte, wurde noch durch die öftern Andachtsübungen und Gebete, die er bey mancherley Gelegenheit, nach ihrer Fassung mit ihnen anstellte, vermehrt. So oft einer unter ihnen eine angenehme Begebenheit erlebt hatte, oder von einer anscheinenden Gefahr befreyt war, so dankte Herr Treumann Gott in Gegenwart der Kinder dafür, mit wenigen faßlichen Worten, aber mit sichtbarer Wärme und Antheil des Herzens; und dies ermunterte die Kinder es eben so zu machen. Julius gab davon bey einer gewissen Gelegenheit ein sehr rührendes Beyspiel. Er gieng eines Tages in Gesellschaft seines Bruders mit Herrn Treumann über die Elbbrücke, um einen Spaziergang zu machen, plötzlich kam bey der Citadelle vorbey ein wütender Ochse gerannt, der gerade auf sie zulief. Julius erschrocken, riß sich von Treumanns Hand los, lief davon, und hatte das Unglück in die Elbe zu fallen. Ein Fischer, der sich zum guten Glück eben in der Nähe befand, eilte herbey und

zog ihn glücklich wieder heraus. Anfänglich lag er vom Schreck betäubt ganz sinnlos, und Herr Treumann, der sich mit Karln, um der Bestie auszuweichen, in einen Kahn retirirt hatte, war ganz ausser sich, da er zurück kam, und den Liebling seines Herzens da wie leblos liegen sahe. Endlich kam er wieder zu sich selbst, sahe sich einigemal um; darauf hub er seine Augen gen Himmel, fiel auf seine Knie, und verrichtete das feurigste und inbrünstigste Dankgebet, ehe er mit Herrn Treumann und seinem Erretter dem Fischer, welchen er hernach sehr zärtlich dankte, ein einziges Wort sprach; ohne sich die zahlreiche Menge, welche da zusammengelaufen, und zum Theil über den Anblick lebhaft gerührt war, irre machen, oder stören zu lassen. Als er hernach zu Hause gekommen war, wo ihn Treumann durch alle Vorstellung und Bezeugung seiner Unschuld kaum von dem Zorn und den Schlägen seiner Stiefmutter befreyen konnte, entwarf er eine andachtsvolle Betrachtung über das Unglück und die Gefahr, worinn er sich befunden hatte, und über die Güte Gottes und seine gnädige Fürsehung; und faßte den Entschluß diesen Tag für sich alle Jahre als einen Danktag mit einer Andachtsübung zu feyern.

Weil, um Karln zur Aufmerksamkeit zu bringen, allerley Kunstgriffe angewandt werden mußten, so trieb Treumann die Erdbeschreibung und

Geſchichte gröſtentheils als ein Spielwerk. Er ſchrieb den Namen einer Stadt auf ein Papier, das er verdeckte, und ließ ihn von den Kindern errathen, ſo, daß Karl dabey die Landcharte und den Hübner zu Hülfe nehmen durfte, Julius aber, wegen ſeiner ſchon erlangten Fertigkeit, ihn aus dem Kopf errathen mußte; alle Fragen, die ſie beym Errathen thaten, wurden von Treumann mit weiter nichts als mit Ja oder Nein beantwortet; und eben ſo machte es Julius, wenn er wieder umgekehrt Herrn Treumann und ſeinem Bruder einen Ort zu errathen aufgab. So bald ein Ort errathen war, erzählte Herr Treumann die Merkwürdigkeiten deſſelben, beſchrieb ſeine Lage, Gröſſe, die Zahl ſeiner Einwohner, ſeine vornehmſten und merkwürdigſten Gebäude, Nahrung, Handlung, und was ſonſt die Aufmerkſamkeit der Kinder beſchäftigen konnte. Ein andermal ließ er ſie Reiſen anſtellen, wovon alle beyde, beſonders Karl ein groſſer Freund war. Der Letztere mußte dabey die Landcharte vor ſich nehmen, Julius aber die jedesmalige Reiſsroute aus dem Kopfe angeben. Dieſe Uebung wurde für alle beyde zur Wiederholung angeſtellt, wenn Treumann ihnen vorher die Merkwürdigkeiten aller Städte eines Reichs erzählt hatte. Bey jedem Orte, den der eine oder der andere auf ſeiner Reiſe zu berühren wünſchte, fragte er allemal,

welche Merkwürdigkeit sie dort besehn, oder wo nach sie sich daselbst erkundigen wollten? Der eine nannte dies, der andere jenes; was sie vergassen, setzte Herr Treumann hinzu. Diese für beyde angenehme Uebung erweiterte nicht nur Julinssens schon erlangte Kenntniß, sondern brachte auch Karln Geschmack an der Erdbeschreibung, und nicht unbeträchtliche Kenntnisse davon bey. Mit der Wiederholung der Geschichte, welche Treumann seinen Zöglingen eben so, wie die Erdbeschreibung, nicht aus einem Buche vorzulesen, und etwa nur eins und das andere hinzuzusetzen, sondern wie Begebenheiten, die er selbst erlebt hatte, und wie Neuigkeiten, die zu ihrer Unterhaltung dienen sollten, zu erzählen, auch Karln dabey die Kupfer im historischen Bildersaal zu zeigen und zu erklären pflegte, machte er es ohngefähr eben so wie bey der Erdbeschreibung. Er schrieb eine merkwürdige Person oder Begebenheit auf ein Blatt Papier, und ließ die Kinder fragen, in welchem Jahrtausend, Jahrhundert und in welchem Lande die Person gelebt, oder die Begebenheit vorgefallen? Wenn sie es nicht errathen konnten, so half er sie durch Erinnerung an diesen oder jenen wichtigen, die Person oder Begebenheit charakterisirenden Umstand, auf die Bahn, und wenn sie es getroffen hatten, so wußten sie alles, was sie von

der Sache wußten, erzählen, was ihnen mangelte, setzte er hinzu. Oft ließ er sie auch urtheilen, welcher Person sie in diesem oder jenem Zeitalter am gewogensten, und welcher sie am abgeneigtesten wären; welche That ihnen am meisten gefiele oder misfiele, welche Begebenheit sie für die grösseste, bewundernswürdigste, sonderbarste, schrecklichste, erfreulichste u. s. w. hielten. Auch diese Uebung bewährte sich als sehr fruchtbar, bey allen beyden.

Im Lateinischen machte Julius ebenfalls einen sehr merklichen Fortgang: Herr Treumann fuhr fort den Cornelius Nepos mit ihm zu lesen, und wechselte dann und wann mit einem leichten Brief des Cicero oder mit einer Fabel des Phädrus ab, welches alles er einigemal mit ihm las, es ihn dann ins Deutsche und hernach wieder zurück ins Lateinische übersetzen ließ, wobey ihm sein Gedächtniß so treu war, daß er gemeiniglich dieselbigen Ausdrücke wieder traf, die der Schriftsteller gebraucht hatte. Nicht nur bey den Fehlern, die er gemacht hatte, sondern auch bey jeder Wortverbindung, die in dem Schriftsteller vorkam, wovon er den Grund nicht anzugeben wußte, mußte er die Regel in der Grammatik aufschlagen, die sich auf diese Wortverbindung bezog, oder wowider er gefehlt hatte; und auf diese Art bekam er den Syntax

in kürzerer Zeit, und ſicherer inne, als wenn er ihn auswendig gelernt hätte. Treumann war überhaupt kein Freund vom Auswendiglernen, am wenigſten vom Vokabellernen; demohngeachtet hielt er es für nothwendig die Paradigmen der Declinationen und Conjugationen auswendig lernen, zu laſſen, weil er theils glaubte, daß ſie ſonſt nicht mit der gehörigen Fertigkeit gelernt würden, theils das bloſſe Nachſchlagen in dieſem Fall für zu langwierig hielt; theils aber auch der Meynung war, daß es ſehr zuträglich wäre, wenn das Gedächtniß nicht ganz ohne Uebung bliebe, ſondern auch mit dergleichen Dingen beſchäftigt würde, die wegen der Aehnlichkeit der Endigungen daſſelbe nicht zu hart angriffen. Hier wollte es aber mit Karln gar nicht fort, er machte nur ſehr kleine Schritte vorwärts, und nach einigen Wochen hatte er immer alles wieder vergeſſen, was er vorher gelernet hatte. Herr Treumann hatte daher das Misvergnügen, daß er ihn in den anderthalb Jahren, da er ſeinen Unterricht genoß, nicht bis zu den Conjugationen bringen konnte, und nach Verlauf dieſer Zeit, wußte er auch die Declinationen nur ſehr mangelhaft und unvollkommen. Seine Nachläßigkeit und Flüchtigkeit wurde durch ſeine Mutter geſchützt und er darinn beſtärkt, da dieſe oft in ſeiner Gegenwart zu Herr Treumann ſagte, er

möchte ihn mit dem fatalen Latein nicht so plagen, er würde vielleicht nicht studiren, da er Gott Lob Vermögen genug hätte, um einmal von seinen Renten leben zu können; und da würde ihm dann das Latein ohnehin nichts nützen, wenn er nur Geschichte, Geographie, Französisch und Monde lernte, so würde er immer ein seinem Stande gemässes anständiges und glückliches Leben führen können. Karl wußte diese Reden nur zu gut zu seinem Vortheil anzuwenden; und brauchte sie so oft zu Entschuldigungsgründen, als Herr Treumann ihn zum Fleiß antrieb.

Zum Schreiben und Rechnen war er gar nicht zu bringen, so viel Mühe sich auch Herr Treumann deswegen gab, und er konnte in einem Alter von sieben Jahren noch kaum einige gekrizelte Buchstaben mahlen, und noch nicht eine Reihe von Einheiten zusammenzählen, da Julius in diesem Alter schon fertig geschrieben hatte, und Exempel aus der Regel de Tri rechnen konnte. Und jetzt, da er neun Jahr alt war, hatte er schon die leichtern Sätze der Geometrie, welche ihm Herr Treumann auf sein inständiges Verlangen vorgetragen hatte, größtentheils inne. Zum Griechischen hatte Herr Treumann, der ein enthusiastischer Liebhaber dieser Sprache war, ihm eine sehr starke Lust beygebracht, und er mußte in diesem Alter nicht nur

die Paradigmen, sondern war auch im Stande, nach vorhergegangner Vorbereitung eine Fabel des Aesop zu übersetzen. Julius war ausserordentlich ehrbegierig, und das ἀεὶ ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων, ein unersättlicher Trieb, sich hervorzuthun, und mehr zu wissen, als andre, brannte unaufhörlich, besonders seit einigen Jahren in ihm, und wurde durch jedes Lob, das er erhielt, noch mehr angeflammt. Treumann gerieth deswegen oft in Besorgniß, daß dieser Trieb bey ihm in Eigenliebe ausarten möchte, besonders da sein Vater ein solches Uebermaaß von Eigenliebe besaß, indessen nutzte er diesen Trieb aufs beste, doch so, daß er ihm bey aller Gelegenheit zeigte, wie lächerlich es sey, auf natürliche Gaben stolz zu seyn, und wie viel man von seinem eignen Vergnügen verliere und vermindere, wenn man sie zu hoch anschlüge. Daneben erzählte er ihm zu seiner Demüthigung eine Menge von Beyspielen, theils wahren, theils erdichteten, von Kindern, die in seinem Alter schon viel weiter gewesen als er, worunter, wie leicht zu erachten, der berühmte Philipp Baratier, der in diesen Gegenden damals noch in frischem Andenken war, oben anstand. Alles dies that die erwünschte Wirkung auf Juliussens Herz und Neigungen; und man kann auch würklich nicht sagen, daß, ohngeach-

tet er sich von diesen seinen Kinderjahren an, sein ganzes Leben durch von Begierde nach Ehre und Ruhm leiten, und sie bey sich eine mächtige Triebfeder der Thätigkeit und des Unternehmungsgeistes werden ließ. er stolz oder eigenlies big gewesen wäre, Herr Treumann, der einmal über diesen Punct mit Pastor Peemüller sprach, wurde von diesem zwar erinnert, eine fehlerhafte Neigung, die ein Kind des alten Adams, und durch diesen des Teufels sey, als welchem selbst Stolz und Ehrbegierde zum Fall gebracht, nicht zum Bewegungsgrunde des Guten zu gebrauchen. Allein er erwiederte ihm darauf, er halte die Ehrbegierde an sich betrachtet nicht für fehlerhaft. Der Trieb vollkommenen zu werden, sey nicht nur unschuldig und natürlich, sondern auch gut; eben so natürlich sey der Trieb zur Gesellschaft und Mittheilung; aus beyden erwüchse das Verlangen von andern als vollkommen erkannt und angesehn zu werden, welches, so lange es wirkliche Vollkommenheiten zum Gegenstande habe, und sich dahin einschränke, daß es Vollkommenheiten andrer neben sich leiden könne, deren Werth nicht verkenne und nicht zu verkleinern suche, sondern sich nur schämen, Vollkommenheiten, die ihm erreichbar, und von andern wirklich erreicht waren, nicht erreicht zu haben, ebenfalls unschuldig und gut sey. Es

werde auch keinen Nachtheil haben, wenn Ehrbegierde zum Bewegungsgrunde bey Handlungen und Unternehmungen gebraucht würde, wenn nur bey Zeiten dafür gesorgt würde, daß die Menschen wahre und scheinbare Vollkommenheiten, wahre und falsche Ehre mit ihren Folgen kennen und unterscheiden lernten. Man muß das Gute um sein selbst willen thun, erwiederte Peemüller, und nicht deswegen, damit es nur andre erfahren, und wir von diesen als Thäter desselben angesehn und gepriesen werden. Freylich nicht bloß deswegen, das ist richtig, versetzte Treumann, aber wir müssen uns auch nicht ein Ideal vom Menschen bilden wollen, das ins Unnatürliche fällt, sondern ihn nehmen wie er ist. Man sollte auch Gott lieben, bloß weil er das allervollkommenste Wesen ist, wenn er auch gar keine Beziehung auf uns, und uns keine Wohlthaten erwiesen hätte: aber ist eine solche Liebe in dieser sublunarischen Welt möglich und der Natur des Menschen angemessen; und müßten wir nicht selbst Gott seyn, wenn wir deren fähig seyn sollten? Eben so widersinnig ist es, nach Vollkommenheiten streben, ohne das geringste Verlangen zu haben, daß dieselben auch andern bekannt seyn möchten. Wenn wir auch das Streben nach Vollkommenheit als die Haupt

pflicht des Menschen annehmen, wie sie es auch wirklich ist, und die Erreichung des höchstmöglichen Maaßes derselben als den Hauptzweck, worauf er sein ganzes Bemühen wenden muß, so ist doch unleugbar, daß die Achtung, worinn wir bey andern, und besonders bey Rechtschaffnen stehen, die gute Meynung, welche sie von unsern schon erlangten Vollkommenheiten, und von unserm Bestreben deren mehrere zu erlangen, haben, unglaublich viel zur Erreichung unsers Zwecks beytrage. Sie verschaft uns mehr Gelegenheit unsre erlangte Geschicklichkeit zu üben, eröfnet uns eher Mittel zu einer grössern zu gelangen, und verdoppelt in uns das Bestreben, uns dahin zu bringen, daß unsre Realitäten der Meynung, welche andre davon haben, entsprechen, und wir nicht in die Schande gestürzt werden, in der Folge schlechter befunden zu werden, als man von uns gedacht hat. Nehmen sie nur Eins zum Beyspiel, und setzen sie den Fall, daß zwey gleich arme junge Leute um ein Stipendium anhalten, und daß ein rechtschaffner Mann es zu ertheilen habe und sie beyde kenne; wird er nicht den fleißigern, thätigern und geschickern dem andern vorziehn? und hätte es diesem also zur Erreichung seines Zwecks wohl gleichgültig seyn können, was für eine Meynung der Mann von ihm gehabt, ob

er ſich bey demſelben Ehre erworben hätte, oder nicht? ja kann es wohl überhaupt einem Menſchen gleichgültig ſeyn, was für eine Meynung andre von ihm haben? oder müßte man den nicht vielmehr für einen grundſchlechten, durchaus verdorbnen Menſchen halten, dem dies gleichgültig wäre? Und verſichert uns nicht der Beyfall oder die gute Meynung anderer von uns, daß wir bisher nicht fruchtlos an dem Zweck uns zu beſſern gearbeitet haben? Giebt uns der nicht Zufriedenheit mit uns, das größte Glück aller erſchaffnen Weſen, und Vertrauen und Muth zum weitern Fortgang? Wird er nicht für uns das, was dem Wanderer in ihm unbekannten Gegenden, die einſtimmige Verſicherung aller Reiſenden iſt, daß er ſich auf dem rechten Wege befinde? Wollte ich die Ehrbegierde bey Julius ausreiten, ſo müßte ich ihn gegen die Meynung und das Urtheil andrer gleichgültig zu machen ſuchen, und eh ich das thäte, wählte ich lieber den Tod: laſſe ich ſie aber bey ihm, ſo finde ich es eher gut als ſträflich, ſie auf das rechte Ziel zu lenken, und als Mittel zur Beförderung eines herrlichen Zwecks zu gebrauchen. Peemüller wußte hierauf weiter nichts zu erwiedern, als daß wir in der Schrift angewieſen würden nicht Ehre bey Menſchen ſondern bey Gott zu ſuchen. Treumann mochte dagegen vor-

stellen: daß hier von der falschen Ehre die Rede sey, von der Ehre, die ein Baumeister suchte, der das ihm gegebene Geld sämtlich dazu anwendete, dem Pallast, den er bauen soll, einen prächtigen äusserlichen Glanz zu geben, und ihn schön in die Augen fallen zu lassen, mit Verabsäumung der innern Festigkeit und Dauerhaftigkeit; dahingegen kein Mensch den Baumeister tadeln würde, der sein Gebäude nach allen Regeln der Baukunst mit gehöriger Festigkeit aufführte, und dabey auch denen, die es sehn, zu gefallen suchte; er überzeugte dennoch den Pastor nicht. Er fügte hinzu, wie sehr Ehrbegierde und Eigenliebe von einander verschieden wären, könne man gerade an dem Beyspiel seiner beyden Zöglinge sehn; da bey Karln durch alle Vorstellung von Ehre nichts zu erlangen, und er dadurch nicht aus seinem sanguinischen Phlegma herauszubringen wäre, und doch dabey soviel Eigenliebe besässe, daß er sich alle Vollkommenheit zutraute, und sogar in seinen Körper so verliebt sey, daß man ihn kaum vom Spiegel wegbringen könne. Bey beyden sey Lob die Quelle ihrer Neigungen, wenigstens hätten dieselben dadurch ausserordentlich zugenommen; nur der für Julius glückliche Unterschied sey da, daß er nur allemal über wirkliche Vollkommenheiten, und dies nicht einmal

von ſeinen Eltern, ſondern dann und wann von Fremden ſey gelobt worden, ſo daß er alle; mal im Stande geweſen, den Grund des Lo; bes einzuſehn, das er erhielt: Karl hingegen ſey unaufhörlich, ohne Unterſchied, ohne Grund und Veranlaſſung von ſeinen Eltern als ein artiges vollkommenes, ſchönes Kind gelobt worden. In der That hatte Karls Geſichtsbildung viel Einfluß auf ſeine Verderbniß. Die Natur hatte ihm eine gefällige, einnehmende, ſchöne, ja ich möchte ſagen reizende Bildung gegeben. Da es immer der Thoren eine groſſe Menge giebt, die ſich dadurch hinreiſſen laſſen, und ſchöne Kinder bloß deswegen, weil ſie ſchön ſind, vorziehn, und ihnen tauſend Schmeicheleyen ſagen, ohne daran zu denken, welchen Gift ſie dem armen Kinde dadurch einflöſſen, ſo fand auch Karl überall durch ſein Geſicht ſeine Liebhaber, er wurde von allen unaufhörlich geherzt und geküßt, und hörte keine andre Namen als das ſchöne allerliebſte Karlchen; und weil hiermit der Begrif der Artigkeit nur gar zu leicht verbunden zu werden pflegt, ſo hieß er auch immer das artige Kind, und man war gar thöricht genug, ihm ſelbſt den Spiegel vorzuhalten, und ſich begaffen und bewundern zu laſſen. Kein Wunder, daß er zuletzt ſelbſt einen groſſen Werth hierin ſetzen mußte, worin er ſoviele einen Werth ſetzen ſahe.

Julius verursachte hingegen dem guten Treumann die meiste Besorgniß durch seine Hitze und Neigung zum Auffahren. Sie war zwar durch die harte Begegnung, die er in seinem Eltern Hause erfuhr, und dadurch, daß er sich so vieles mußte gefallen lassen, und es ansehn, daß sein Bruder so viele Vorzüge vor ihm erhielt, ziemlich gedämpft worden, allein gänzlich verloschen war sie dem ohngeachtet nicht; vielmehr zeigten sich noch oft die Spuren davon. Das Gute hatte aber doch jene harte Begegnung bey ihm bewirkt, daß er nicht über alles und jedes, was ihm etwa nicht angenehm war, auffuhr, er konnte vielmehr mit Gleichmüthigkeit und Zufriedenheit seine Absichten vereitelt sehn; hingegen gerieth er allemal in Hitze, wenn er Ungerechtigkeit, vorsetzliche Bosheit, Leiden der Unschuld, gewaltthätige Unterdrückung der Schwächern, u. d. g. sahe. Einmal kam ihm auf der Strasse ein Bettelvogt vor Augen, der ein altes, eisgraues um Allmosen bittendes Mütterchen schlug; Julius war ausser sich, er wollte durchaus dem Kerl ins Gesicht fahren, und Herr Treumann konnte ihn nur mit genauer Noth davon zurückhalten, und es dennoch nicht verhindern, daß er in die Worte ausbrach: Aber seyd ihr nicht ein ganz abscheulicher Mensch, die arme alte Frau, die noch ein-

mal so alt ist als ihr, und euch nichts zu Leide gethan hat, so zu schlagen, und ihr das wenige Brod zu entziehn, was ihr die Leute geben wollen? Bürschken holl hei sine Schnute, versetzte der Bettelvogt, dat geiht em nikS an. Treumann nahm hievon Gelegenheit, Juliussen die Erinnerung zu geben, daß er von der Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit einer Sache, künftig nicht nach dem ersten Anblick urtheilen möchte; der Mensch sey von der Obrigkeit dazu bestellt, dem Betteln auf den Straßen zu steuern, und dies sey eine gute löbliche Anordnung. Aber wie sollen es denn die armen Leute machen; sollen sie todt hungern? versetzte er, sie können sich an die ordentlichen Armenanstalten wenden, erwiederte Treumann. Und wenn dies auch wäre, fuhr Julius fort, so könnte der Kerl die Leute ja mit guten Worten davon abhalten, und dürfte nicht gleich so boshaft seyn, sie zu schlagen. — Das ist wahr, mein lieber Julius; es gefällt mir auch, daß du Unrecht nicht leiden kannst; nur wenn wir dem Unrecht wehren wollen, müssen wir es auf so eine Art thun, daß wir selbst unsre Pflichten dabey nicht vergessen, und uns selbst nicht versündigen. Ein andermal, da ein muthwilliger Knabe, ein kleines Mädchen, das still und unschuldig vor der Thür saß und spielte, ausschalt und mit Koth

warf, riß er sich los und fuhr hinter dem Jungen her, und weil dieser stärker als er war, wurde er von ihm zu Boden geworfen, und Herr Treumann konnte kaum schnell genug herzueilen, um ihn von des Buben Händen zu befreyen. Er bekam dabey abermals die Lehre, daß Zorn ohne Kräfte umsonst sey, und daß man sich von demselben, auch wenn man glaubte Ursache dazu zu haben, nie hinreissen lassen müsse, die Ueberlegung bey Seite zu setzen. Aber warum schlugen Sie nicht den abscheulichen Jungen? antwortete Julius; Sie hätten ihn doch zwingen können. Weil ich kein Recht dazu habe, erwiederte Treumann, und es auch unanständig für mich seyn würde, mich mit einem Straßenbuben einzulassen, und der Gefahr auszusetzen, daß er mich ausschimpfte; ich werde mich aber erkundigen, wer seine Eltern sind, und diese um seine Bestrafung bitten lassen. Ein ähnliches Betragen zeigte Julius bey mehrern Fällen; so war er zum Beyspiel, wenn er andre Kinder aus dem Fenster auf der Straße spielen, und eins dem andern Unrecht thun sahe, kaum zurückzuhalten, daß er nicht herunter lief, sich darunter mischte, und diejenigen angriff, welche das Unrecht gethan hatten. Treumann befand sich dabey oft in großer Verlegenheit; einen gewissen Enthusiasmus, einen warmen Ei-

ser für das Gute, für Gerechtigkeit, und gegen Unterdrückung der Unschuld, hielt er selbst für gut, und glaubte, daß das schlechte Menschen seyn müßten, die Recht und Unrecht, Tugend und Bosheit mit gleicher Gelassenheit ansehn könnten, und doch zitterte er für die Folgen, die die Hitze, welche er in dergleichen Fällen bey Julius wahrnahm, in der Folge der Zeit für ihn haben könnte, und die er durch weiter nichts zu hindern wußte, als daß er ihm so tief als möglich den Grundsatz einprägte, niemals in der Hitze zu handeln, sondern den Unmuth, den er über dieses oder jenes empfände, so lange zu ertragen, bis die erste Wallung seines Bluts vorüber sey, und alsdann auf Mittel zu denken, wie er dem Unrecht und der Gewaltthätigkeit steuern könnte. Er erzählte ihm zu diesem Ende häufig Beyspiele von Leuten, die sich durch ihre Hitze um ihre Gesundheit und zu früh um ihr Leben gebracht, die sich dadurch selbst zu Gewaltthätigkeiten, Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten verleiten lassen, die sie hernach nicht wieder gut machen konnten, sondern mit den bittersten Thränen und Verwünschung ihrer Hitze bereueten. Er zeigte ihm auch, wie ein Mensch durch eine scharfe und wachsame Aufmerksamkeit auf sich selbst, seine Hitze mäßigen, durch Unterlassung der weitern Verfolgung des empören-

den Gedankens ſie bald ſtillen, und ihren Ausbruch hindern könnte. Obgleich das Feuer bey Julius dadurch nicht ganz ausgelöſcht wurde, ſo äuſſerten doch dieſe Vorſtellungen in der Folge ihren wohlthätigen Einfluß in unzähligen Fällen.

Eine andere, noch ſtärkere Beſorgniß hatte Herr Treumann über die ſtarke und auſſerordentlich lebhafte Einbildungskraft, welche er bey allen drey Kindern, am ſtärkſten aber bey Karln und Roſalinden gewahr wurde, und welche ein vom Vater herrührender erblicher Fehler zu ſeyn ſchien: und dies um deſto mehr, je verborgner dies Uebel ſchleicht, je weniger es von dem Arzt, der demſelben abhelfen will, entdeckt werden kann, und je ſchwerer die Mittel dagegen zu finden ſind. Julius, der viel Geſchichte geleſen hatte, und deſſen Kopf noch ganz von Erzählungen aus dem letztern Kriege voll war, pflegte ſeine Einbildungskraft damit zu beſchäftigen, daß er ſich bald in dieſe oder jene entfernte Zeit, bald in die Scenen des letztern Kriegs verſetzte, wo er gemeiniglich ſich ſelbſt von unten auf dienen, hie und da Proben ſeiner Tapferkeit ablegen, dem Könige das Leben retten, den feindlichen Feldherrn gefangen nehmen, Ollmütz und Wien überrumpeln, Feldmarſchall werden, und die Preuſſiſchen Staaten erweitern ließ.

Bald gieng er aus einem Dienſt in den andern, half einer Nation auf und unterdrückte die andre, je nachdem er der einen gewogen und der andern gram war. Bald ließ er Algier, Tunis, Tripoli und Salee in Brand ſchießen, und von Grund aus zerſtören; bald warf er das ganze türkiſche Reich über den Haufen, und gab den Griechen, welchen er ſehr gewogen war, ihre alte Freyheit wieder; bald ſeculariſirte er alle Bisthümer in Deutſchland, und vereinigte das ganze Reich in Einem Staat, der einem einzigen Oberherrn unterworfen war, welcher nach Verjagung des Pabſtes Italien wieder mit dem deutſchen Reich vereinigte. Bald durchzog er als Monarch alle vier Theile der Welt, und machte ſie ſich unterwürfig; bald lebte er zu Heinrichs des vierten Zeit, und ſchützte den guten Kaiſer gegen die Hildebrandiniſchen Unterdrückungen. Bald beſaß er unermeßliche Reichthümer, verſtand die Kunſt Gold zu machen, und legte in Gedanken große Städte an, führte prächtige Denkmale der Baukunſt auf, ſtiftete Hoſpitäler, Waiſenhäuſer, Stipendien und Bibliotheken, worin immer eine anſehnliche Sammlung von Landcharten und Reiſebeſchreibungen den beträchtlichſten Theil ausmachte. Kurz, er hatte nichts merkwürdiges geleſen oder gehört, was nicht ſeine Einbildungskraft bey al-

ler Gelegenheit, und besonders wenn er einige Muße hatte, wieder in ihm erneuerte, wo sie ihn nicht zum Theilnehmer und Mitwirker, zum Nachahmer großer Thaten, und zum Rächer des unterdrückten Schwächern, und der leidenden Unschuld machte; doch so, daß er nie dabey in den Gränzen des Wirklichen oder Hypothetisch-möglichen blieb sondern sich von seiner herumschweifenden Einbildungskraft lauter Ideale und Karrikaturen zeichnen ließ. Herr Treumann wußte hievon anfänglich nichts, und Julius war verständig genug, sich selbst seines Gedankenspiels zu schämen; bis jener endlich gewahr ward, daß Julius oft sehr vertieft saß, die gegenwärtigen Dinge wenig zu empfinden schien, für sich selbst zuweilen sprach, oder doch die Lippen bewegte, manchmal des Abends im Bette unruhig war, und nicht schlafen konnte, auch zuweilen über Kopfschmerzen klagte. Diese Erscheinungen zusammengenommen leiteten ihn auf die Quelle derselben, und er setzte deswegen Juliussen einmal ernstlich zur Rede. Da dieser sahe, daß Herr Treumann so tief in seine Seele blicken konnte, und nicht gewohnt war sich zu verstellen, oder die Wahrheit, wenn sie von ihm gefordert wurde, zu verhelen, so bekannte er ihm den ganzen Schatz von Vorstellungen und willkührlichen Gedankenverbindungen, woran er

ſich zuweilen weidete und die Zeit damit verkürzte, geſtand aber auch zugleich dabey, daß er, wenn er manche ſolcher Geſchöpfe ſeiner Einbildungskraft wiederholte, die er ſchon ſehr oft, und eine Zeitlang her, faſt alle Abend im Bette gedacht hätte, er ein heftiges Spannen über die Stirne empfände, verbunden mit einer Art von Zerſtreuung und Mangel der lebhaften Empfindung gegenwärtiger Dinge, die ihn zuweilen beſorgt machte. Es ſey ihm daher oft ſelbſt unangenehm dieſe Gedanken zu haben, aber ſo oft er an manche Oerter käme, und zu mancher Tageszeit, wo er beſonders gewohnt geweſen ſeinen Gedanken nachzuhängen, und ſeiner Einbildungskraft den Zügel ſchiessen zu laſſen, zum Exempel des Nachmittags um vier Uhr auf der Raſenbank im Garten, und des Abends um neun Uhr im Bette, ſo fielen ihm die Gedanken von ſelbſt bey, und er könnte ſich derſelben nicht erwehren, ſondern müßte, wenn er einmal darin wäre, die ganze Reihe derſelben durchgehn. So ſehr auch Herr Treumann durch dieſe Erzählung beunruhigt wurde, und in Verlegenheit gerieth, ſo war doch ſeine Beſorgniß wegen Karln noch weit gröſſer, der nicht nur vom Geſinde, und ſchon vor beynahe zwey Jahren von einigen Oeſterreichiſchen Kriegsgefangenen verſchiedene liederliche Zweydeutigkeiten aufs

gefangen hatte, sondern den sogar seine leichtsinnige Mutter unbedachtsamer Weise einige wollüstige Kupferstiche und Gemählde hatte sehn lassen; welches auf seine Seele, die wie ein Zunder durch den geringsten Funken in Feuer gesetzt wurde, so klein er auch noch war, die abscheulichste Wirkung that; eine Wirkung, die nur von denen verkannt wird, welche den Menschen und sein Herz nicht anders als aus den gröbsten Ausbrüchen seiner Neigungen und in die Augen fallenden Handlungen kennen und beurtheilen können, die, weil sie den Samen des Lasters nicht gleich aufschießen und blühen sehn, thöricht genug sind zu glauben, daß das Land, worauf es fiel, noch nicht geöfnet gewesen, ihn aufzunehmen, und sich daher so manche unverantwortliche Unvorsichtigkeit erlauben, wegen welcher dereinst der Lasterhafte, der dadurch Veranlassung zu seiner Verderbniß erhielt, über sie seufzen wird, wenn er die Quelle seiner Disposition kennen gelernt hat. Treumann entdekte aus verschiednen Aeusserungen Karls nur zu deutlich die Gegenstände, womit sich seine Einbildungskraft beschäftigen mochte; allein er durfte es nicht wagen, mit ihm darüber zu sprechen: alles, was er thun konnte, bestand darin, daß er theils eben die Mittel bey ihm brauchte, die er bey Julius anwandte, und die darauf

hinausließen, daß er sie zum frühen Aufstehn anhielt, sie den ganzen Tag über beständig beschäftigte, sie besonders, wenn er merkte, daß sie still saßen, und sich ihrer Einbildungskraft überließen, sogleich unterbrach, und ihnen in Ermangelung geistiger Beschäftigungen, und zur Abwechselung, allerley Leibesübungen, körperliche Arbeiten, und Spiele, die einige Anstrengung der Kräfte erforderten und hinlänglich ermüdeten, anwies, damit sie des Abends, wenn sie sich zu Bette legten, müde genug waren, um sogleich einzuschlafen; theils so viel möglich ihn eine strenge Diät beobachten, und nicht viel stärkendes, nährendes, geistiges und reizendes genießen ließ, auch darauf bestand, daß er beständig Wasser trinken sollte; theils endlich sich verschiedne Kupferstiche und Zeichnungen, von erblaßten, durch den Tod entstellten, im Sarge liegenden Frauenzimmern, und Todtengerippen anschafte, und ihm dieselben, so oft er merkte, daß sich seine Einbildungskraft mit ungebührenden Bildern beschäftigen mochte, vorlegte, aufmerksam ansehn und betrachten ließ, und davon Gelegenheit nahm, selbst mit ihm Betrachtungen über die Veränderlichkeit, Hinfälligkeit und den geringen Werth körperlicher Schönheit anzustellen, und es ihm einzuschärfen, daß er sich, so oft in Zukunft seine Augen an etwas, das ihm schön dünkte, hängen blieben, der Ver-

gänglichkeit deſſelben, und dieſer Bilder, die er hier ſähe, erinnern möchte. Der gute Treumann verzweifelte freylich bey ſich ſelbſt an der völligen Wirkſamkeit dieſer Mittel, bey einem Subject wie Karl war, wo er noch dazu bey ſeiner Kur von Seiten der Eltern ſo wenig Unterſtützung fand; vielmehr alle Augenblicke darin gehindert wurde, indem die Hofräthinn weder zugeben wollte, daß ihr Karl Waſſer trinken, und dadurch eine blaſſe Geſichtsfarbe bekommen, noch auch, daß er ſich im Eſſen, und beſonders im Genuß der Leckereyen einſchränken, ja nicht einmal, daß er ſo früh aufſtehn ſollte, als Herr Treumann es verlangte, vielmehr ſagte ſie dieſem oft in ſeiner Gegenwart, daß er ihn nur bis acht Uhr ſchlafen laſſen ſollte; der Schlaf wäre geſund. Herr Treumann fand hierin ſowohl als in unzähligen andern Dingen tauſend Urſachen zum Misvergnügen, und ſah es mit dem äuſſerſten Verdruß an, daß er ſich ſo in der Ausübung ſeiner Pflicht, der Beförderung des Guten, und der Bildung guter und tugendhafter Menſchen mußte ſtören laſſen; indeſſen ließ er ſich dadurch nicht abhalten, alles zu thun, was in ſeinen Kräften war. Da die Hofräthinn in ihrer Unvernunft ſo weit gegangen war, daß ſie das galante Sachſen zum Leſebuch gebrauchte, woraus ſie und ihr Karl ſich wechſelsweiſe einander etwas vorlaſen, und die

Schilderung der Gräfinn Aurora Königsmark einen solchen Eindruck auf diesen letztern gemacht hatte, daß er oft von ihr sprach, und verschiedene sie betreffende Fragen an Herr Treumann that, so ergrif dieser die Gelegenheit, da er mit dem Weissenfeldischen Hause nach Quedlinburg reiste, und ließ den Sarg der Gräfinn, der daselbst nebst andern fürstlichen und gräflichen Leichen in einem geräumigen Gewölbe der hohen Stiftskirche steht, öfnen, und zeigte Karln, dessen Einbildungskraft sich so eben mit dieser Dame, und den Reizen die er in ihrer Schilderung gelesen hatte, beschäftigte, das eingefallene, hart, tracken und fahlfarbig gewordne Gesicht derselben, welches einen so schreckvollen Eindruck auf ihn machte, daß er beynahe in Ohnmacht fiel, und das Bild hernach in seinem ganzen Leben nicht vergaß; vielmehr, so oft ihm hernach die Gräfinn Königsmark in die Gedanken kam, sich allemal eher und lebhafter an die Gestalt erinnerte, welche er in Quedlinburg gesehn, als welche er im galanten Sachsen geschildert gefunden hatte.

Im Anfange des Sommers, da Herr Treumann sich ein Jahr im Weissenfeldischen Hause befand, hatte dasselbe abermals einen Besuch vom Kammerrath Wegner aus Stralsund, der Juliussen, wie er ihm bey seiner letzten Anwesenheit

versprochen hatte, eine Sammlung von 60 schön illuminirten Landcharten mitbrachte, und dadurch bey ihm eine so ausserordentliche Freude erweckte, als heftig der Verdruß, die Eifersucht und Mißgunst war, welche seine Schwester darüber empfand. Er freute sich ausserordentlich an Herrn Treumann einen so rechtschafnen Mann zu finden, der den Begriffen, die er sich von einem guten Hofmeister gemacht hatte so sehr entsprach; und fand in seiner Gesellschaft während seiner Anwesenheit die meiste Unterhaltung. Er besprach sich oft ganzer Stundenlang mit ihm über das Geschäft der Erziehung, lobte seinen Eifer, den er dabey bewiese, und verlangte von ihm eine unpartheyische und ungeheuchelte Schilderung von der Verfassung des Weissenfeldischen Hauses, insofern dieselbe einige Beziehung auf das Geschäft der Erziehung hätte, mit dem Versprechen keinen ihm nachtheiligen Gebrauch davon zu machen, sondern vielmehr die Hindernisse, so diesem großen und edlen Geschäft hier im Wege stünden, bestmöglichst wegräumen zu helfen. Treumann bezeugte seine vollkommene Zufriedenheit mit Julius, und setzte hinzu, daß selbst die harte Begegnung, welche der gute Knabe im Hause erführe, ihm im Grunde bey seiner jetzigen Gemüthslage, und der Lehren, welche er, Treumann, ihm beständig gebe, im Grunde zur Besserung und Veredlung

seines Charakters mehr vortheilhaft als nachtheilig wäre. Dagegen beklagte er sich nachdrücklich darüber, daß alle seine gutgemeynte Absichten mit Karln beständig vereitelt würden, daß er keinen ernstlichen Vorsatz mit ihm durchsetzen könnte, da ihm alle Mittel ihn zu strafen, genommen wären, indem die Hofräthinn sich immer mit allen Kräften, sogar in Gegenwart ihres Sohns dagegen setzte, und ihn nicht nur immer in Schutz nähme, sondern wenn er ihn auch einmal gestraft hätte, ihm die kleine Unannehmlichkeit der Strafe durch tausenderley Schmeicheleyen, überhäufte Lobeserhebungen, und Belohnungen durch Naschwerk und Wein überschwenglich ersetzte, und ihn so zuredete, daß er sich immer als einen Märterer betrachtete. Besonders wuste er seinen Schmerz darüber nicht genugsam auszudrücken, daß alle Lehren und Erinnerungen, und alle gute Eindrücke, die er dadurch gemacht zu haben glaubte, sogleich wieder durch die übermäßige Weichlichkeit worin sich Karl beständig befände, durch die Verstattung von allerley Art Vergnügungen, und durch die daraus erwachsende unaufhörliche Zerstreuung ausgelöscht würden. Folgende Schilderung, würdiger Mann, fuhr er fort, mag Sie den Erfolg errathen lassen, den ich mir von meinen Bemühungen mit Karln zu versprechen habe.

Mit Mühe steht er des Morgens um acht Uhr auf, dann wird Kaffee getrunken und er allmälig angekleidet bis neun oder halb zehn Uhr, dann kommt er, wenn er Lust hat, zu mir auf die Stube, und wohnt anderthalb Stunden dem Unterriche bey; hat er keine Lust, so verstattet ihm seine Frau Mutter unten zu bleiben, mit seiner Schwester, oder auch mit ein Paar Kindern aus der Nachbarschaft zu spielen, und Konfekt oder Kuchen zu essen. Des Nachmittags kommt er kaum alle vier Wochen einmal in die Stunden, weil es für ungesund gehalten wird, nach dem Essen den Kopf anzustrengen; er spielt dann entweder im Garten, oder wird frisirt, gepuzt und in die Gesellschaft der Junker von W** oder von L** geschickt, die er gegenseitig alle Woche wieder ein oder zweymal zu sich bittet, sie aufs köstlichste bewirthet, und den ganzen Nachmittag und Abend in lauter Spielen und Ergötzlichkeiten mit ihnen zubringt. Des Abends nach Tische wird Lomber oder Trisett gespielt, worin Karl es schon zu einer bewundernswürdigen Fertigkeit gebracht hat, und es wird allemal dahin eingeleitet, sollte es auch durch Betrug geschehn, daß er beständig gewinnen muß. Das gewonnene Geld behält er, und giebt es, ohne Rechnung abzulegen für Kleppereyen, Naschwerk, (ohngeachtet er dies ohnehin

im reichſten Ueberfluß bekömmt) und dergleichen Dingen aus. Im Sommer wird alle vier Wochen eine Reiſe aufs Land gemacht, und während daß ich mit Julius zu Hauſe bleibe, wird er ohne meine Aufſicht mitgenommen, und bleibt acht oder, auch mehrere Tage dort, von wo er einen ſo zerſtreuten Kopf, eine von den genoſſenen Luſtbarkeiten ſo überfliſſende Einbildungskraft mit zurückbringt, daß in den nächſten Tagen gar nichts nützliches mit ihm anzufangen iſt. Aber, mein Gott! laſſen Sie ſich denn das alles gefallen? warum widerſetzen Sie ſich dieſem Unweſen nicht? — Ich habe es genug gethan, und bin ſogar ſchon manchmal durch meinen Eifer wider dies Verderben verletzet worden die ſchuldige Höflichkeit bey Seite zu ſetzen, ich habe manchen hitzigen Wortwechſel mit ihrer Frau Schweſter deswegen gehabt, und manche Bitterkeit verſchlungen, aber alles, alles iſt vergebens: ſo oft ich etwas ſage, wird mir geantwortet, ich hätte dafür nicht zu ſorgen, ſie wüßten ſelbſt ſchon was ihrem Kinde nützlich wäre, und wenn ſie es nun ſo haben wollten, ſo wäre ich ja auſſer Verantwortung; ihr Sohn hätte dereinſt hinlänglich zu leben, und dürfte nicht wie ein Laſtthier angegriffen und geplagt werden. Schon oft hat mich dies Verfahren ſo unwillig und misvergnügt gemacht, daß ich ohne Bedenken meine Station

aufgeben, und mich aus dieſem Hauſe entfernen würde, wenn es mir die zärtliche Zuneigung zu meinem liebenswürdigen Julius verſtattet hätte, der mir unendlich viel Freude macht. Der Kammerrath wurde begierig Juliuſſens Kenntniſſe, und den Wachsthum derſelben ſeit ſeiner letzten Anweſenheit in Magdeburg zu prüfen, er ließ ihn hereinrufen und erſtaunte über den Fortgang den er in allen den Sachen womit er ſich beſchäftigte gemacht hatte. Er bat den Herrn Treumann, mit dem Eifer den er hier bisher bewieſen hätte fortzufahren, und verſprach ihm mit ſeiner Schweſter zu ſprechen, und zu verſuchen, ob er ſie nicht auf andre Gedanken bringen könnte. Er that es auch wirklich, aber ohne allen Erfolg; ſeine Schweſter, die in langer Zeit kein Geſchenk von ihm erhalten hatte, und übel damit zufrieden war, daß er gegen Julius ſo viele Gewogenheit blicken ließ, gab ihm anfänglich trotzige Antworten, und endlich verſprach ſie aus Ueberdruß, um ſeiner nur los zu werden, alles was er wollte zu thun, ohne das allergeringſte davon zu erfüllen. Der Kammerrath ſah dieſes Verſprechens ungeachtet wohl, daß es die Abſicht ſeiner Schweſter nicht war, ſeinen Vorſtellungen Gehör zu geben, und gab deswegen dem Herrn Treumann ſelbſt zu erkennen, daß wenig Beſſerung zu hoffen ſey, und daß, ſo ſehr

ihn auch Julius dauerte, er es ihm nicht verdenken würde, wenn er sich aus dem Hause seiner Schwester loszumachen suchte: nur möchte er ihm, wenn er einmal diesen Entschluß fassen sollte, bey Zeiten Nachricht davon geben, weil er ernstlich willens wäre alsdann Juliussen zu sich zu nehmen. Seine Liebe gegen diesen Knaben vermehrte sich von Tag zu Tage, er saß ganze Stunden lang und unterhielt sich mit ihm, hörte seine Urtheile über mancherley Dinge an, beantwortete seine Fragen die er an ihn that mit der größten Gefälligkeit, und wurde besonders von den religiösen Gesinnungen, dem Gefühl der Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit gegen Gott, die er überall blicken ließ, entzückt und gerührt. Er verließ manchmal die seichten Abendgesellschaften im Weissenfeldischen Hause, worin ihm das fade Geschwätz, die kleinen, niedrigen, unbedeutenden Stadtneuigkeiten, womit man sich herumtrug, und die Medisance die durchaus darin herrschte und den Anwesenden die meiste Unterhaltung gewährte, besonders aber der alle überschreyende und überstimmende Hofrath Weissenfeld selbst, und der zuversichtliche entscheidende Ton, mit welchem er alles, selbst die größten Ungereimtheiten und offenbarsten Widersprüche behauptete, unausstehlich war, und gieng auf Herrn Treumanns Stube, um entweder mit ihm und

Julius zu sprechen, oder mit dem letztern Schach zu spielen. Er hatte dies von Treumann gelernt, der dies Spiel für eine nützliche Uebung hielt, bey Kindern von Julius Jahren, die doch allerdings spielen müssen, den Verstand, das Nachdenken, Scharfsinn, Urtheils- und Erfindungskraft zu stärken und zu üben; zumal da es dabey so unschuldig wäre, und so wenig zur Gewinnsucht und Vertrauen auf ein blindes Glück verleiten könne, indem die Ehre gewonnen zu haben dabey für den Spieler Belohnung genug wäre: worinn ihm der Kammerrath völlig Beyfall gab. Dieser nahm endlich unter den zärtlichsten Aeusserungen von Julius Abschied, hinterließ ihm die nachdrücklichsten Ermahnungen, empfahl ihm auf dem guten Wege, den er bisher betreten hätte, fortzufahren, mit dem Versprechen, ihn aus allen Kräften zu unterstützen, und ihm nächstens noch eine andre ansehnliche Sammlung von Landcharten und klassischen Schriftstellern, die Julius zu besitzen wünschte, zu schicken: endlich sagte er ihm, daß er doch dann und wann an ihn schreiben, und ihm von Zeit zu Zeit melden möchte, wie viel er zugelernt hätte, und was ihm sonst für Veränderungen begegnet wären.

Die Hofräthinn war nach der Abreise ihres Bruders entsetzlich über sein Betragen, über die Erinnerungen, welche er ihr gegeben hatte, über das Lob, welches er Juliussen ertheilt hatte, und

am allermeiſten über die Geſchenke, die er ihm gemacht hatte, (obgleich ihr Karl bey ſeiner Abreiſe auch vier Louisd'or bekam) aufgebracht: ſie hatte vierzehn Tage lang die übelſte Laune, die jeder, der im Hauſe war, empfinden mußte, und man hörte ſie den ganzen Tag, vom Morgen an bis zum Abend toben und ſchmählen. Sogar vergaß ſie ſich ſo weit, daß ſie in Gegenwart ihrer Köchinn auf ihren Bruder ſchmähte und ſeine Handlungen durchzog. Ihr Unmuth wurde durch verſchiedene wichtige und unwichtige Vorfälle vermehrt; ſie wollte einem gewiſſen Officier, in deſſen Geſellſchaft ſie gerne war, zu Ehren ein Traktament anſtellen: dieſer war, wie ſie wuſte, ein groſſer Liebhaber von Aalen, und ſie hatte deswegen einen auſſerordentlichen großen fünfpfündigen Aal gekauft, um ihn recht nach ſeinem Geſchmack zu bewirthen; dieſer ſollte erſt geſchlachtet werden, während daß die Suppe herein gebracht wurde; der Bediente war ſo unvorſichtig in der Thüre mit der Terrine anzuſtoſſen, ſie zu zerbrechen und alle Suppe zu verſchütten; ein Donnerwetter von Flüchen und Scheltworten wurde über ihn ausgegoſſen; und indem ſie noch mitten im Schelten war, kam die Köchinn ganz beſtürzt herein und brachte die erſchreckliche Nachricht, daß der Aal davon gelaufen wäre, und ſie, da ſie ihn hätte ſchlachten wollen, den ledigen Eimer gefun-

den hätte, ihn auch im ganzen Hause nicht finden könnte. Die Hofräthinn wollte rasend werden, und das Schauspiel, welches ihr Zorn gab, war so unausstehlich, daß der Officier, welcher die Hauptperson der Gesellschaft, wenigstens in den Augen der Wirthinn war, eine plötzliche Unpäßlichkeit vorschützte, sich empfahl und nach Hause gieng. Nun stieg ihre Wuth auf den höchsten Grad, ihre ganze Absicht in der Gesellschaft dieses Mannes einen Tag vergnügt zuzubringen, war ihr vereitelt, und da er, der einzige in der Gesellschaft, um dessen willen sie sich noch einigermassen Zwang anthat, weg war, so ließ sie den ausschweifendsten Ausbrüchen ihres wilden Zorns den Zügel völlig schiessen, und weil die Köchinn sowohl als der Bediente sich eilig retirirt, so fand sie keinen anders als ihren Mann und Julius, welche beyde das ganze Bad austragen mußten. Die Ursache ward wie gewöhnlich vom Zaun gebrochen; und diesmal bestand sie darin, daß sie beyde als zunächst an der Stubenthür sitzend, dieselbe dem Bedienten nicht zu rechter Zeit geöfnet hätten, wogegen alle Vorstellungen des Mannes, daß dadurch doch der Aal, dessen Verlust ihr den meisten Verdruß verursachte, nicht würde gerettet worden seyn, nichts halfen. Die Gäste erklärten sämtlich, daß sie hinlänglich von der Vollständigkeit des Festins nach ihrer Absicht über-

zeugt, und selbst Zeugen der Unglücksfälle, die sich dabey ereignet, wären, sie wüsten, daß noch mehrere Gerichte vorhanden wären, und wollten davon vollkommen zufrieden seyn, wenn es auch weiter nichts wäre als ein Braten. Da die Hofräthinn diese sämtlich aber nur um des Offiziers willen gebeten hatte, so waren sie ihr nach dessen Entfernung alle ziemlich gleichgültig und unbedeutend, daß sie kein Bedenken trug sie mit groben Antworten abzufertigen, und sie so zu beleidigen, daß die mehresten aufstanden und ohne gegessen zu haben, nach Hause giengen, und weiter keiner übrig blieb, als ein alter abgedankter Hauptmann, zwey sechzigjährige Fräulein, und eine Predigerwittwe, die eine entfernte Verwandte war, und dann und wann aus Gnaden mit zur Tafel gezogen wurde, die derweilen daß die Hofräthinn unaufhörlich mit ihrem Mann zankte, und beyde für Verdruß und Aerger keinen Bissen essen konnten, ruhig, ohne ein Wort zu sprechen, fortassen, und von dem für eine dreymal so starke Gesellschaft bestimmten Essen nicht viel übrig liessen. Die Hofräthinn bekam ein paar Tage darauf ein heftiges Gallenfieber, woran sie einige Wochen gefährlich niederlag, endlich aber doch zum äussersten Verdruß ihres Mannes wieder genas. Kaum hatte sie einige Tage das Bette verlassen, als sie durch Julius, dem sie ohnehin ihre

Krankheit beymaß, weil sie ihn am liebsten zur Ursache davon angeben wollte, einen neuen Verdruß hatte. Sie hatte für ihren Karl einen Vogel, der ins Fenster geflogen kam, in einer Kammer eingesperrt, und erwartete seine Nachhausekunft, um ihn ein angenehmes Geschenk damit zu machen. Julius kam von ohngefähr in die Kammer, und weil ihn das arme Thier dauerte, und er die Absicht nicht wuste, wozu es eingesperrt war, so öfnete er das Fenster, und gab ihm seine Freyheit. Es wurde Nachfrage angestellt, wer den Vogel ausgelassen hatte, und Julius bekannte, daß er es gethan hätte, er hätte nicht gewust, daß der Vogel absichtlich eingesperrt gewesen, noch daß dies von seiner Mutter geschehen sey, und hätte also geglaubt, daß er Recht thäte, wenn er dem Vogel seine Freyheit, die ihm ohne Zweifel so lieb sey als dem Menschen, die seinige, wiedergäbe. Der Lohn seiner Gutherzigkeit war eine nachdrückliche Tracht Schläge, und seine Grundsätze, die er über die Thiere und das Verfahren mit ihnen hatte, wurden als gottlos verdammt, und mit allerley bittern Namen belegt. Einige Tage darauf hatte die Hofräthinn einen Besuch von einigen Predigern aus der Stadt, und einem durchreisenden schweizerischen Gelehrten, den sie zu sich einlud, weil sie manchmal gerne das Ansehn einer Gönnerinn und

Freundinn der Gelehrten haben, und bey dieſer Gelegenheit berühmt werden wollte. Sie erzählte der Geſellſchaft den Vorfall, und wie ſie glaubte, zu Julius äuſſerſtem Nachtheil. Dem ohngeachtet erhielt der Knabe ſeines Verfahrens wegen nicht allein dieſer Männer Beyfall, ſondern da ſie hiedurch aufmerkſam auf ihn gemacht, ſich näher mit ihm einlieſſen, bezeugten ſie laut ihren allgemeinen Beyfall über ſeine erlangten Kenntniſſe und geäuſſerten guten Geſinnungen, ohne auch nur ein einzigs Wort zu Karls Lobe zu ſagen, den ſie ihnen zu wiederholtenmalen vorſtellte, mit Anrühmung ſeiner Artigkeit, auſſer daß einer der Prediger ſo unverſtändig war, ſeine Geſichtsbildung zu loben. Sie ward darüber von neuem äuſſerſt aufgebracht, ſuchte nach ihrer Gewohnheit das Juliuſſen ertheilte Lob durch Erzählung einer Menge Unarten von ihm, zu ſchmeizen, und da ſie merkte, daß dieſe Erzählung keinen Eingang fand, nahm ſie ſich feſt vor, den Herrn Treumann, es komme auch wie es wolle, aus dem Hauſe zu entfernen, und Juliuſſen auf dieſe Art ſeines vortheilhaften Unterrichts zu berauben, der ſonſt dadurch je länger je mehr Beyfall erhielt. Ihre üble Laune ward zum Unglück durch eine Reihe widriger Vorfälle beſtändig unterhalten, ſie erfuhr noch an demſelbigen Tage die unangenehme Nachricht, daß auf einem ihrem

Manne zugehörigen Gut ein ansehnliches Gebäude abgebrannt sey, und einige Tage darauf brachte ein Brief aus Mecklenburg die noch unangenehmere Nachricht, daß ihr Mann bey einem Kaufmann in Rostock ein Kapital von 6000 Thalern, welches er bey demselben stehen hatte, verlieren würde. Da er nun ohnedem von einem schlesischen Edelmann schon seit einiger Zeit den Auftrag erhalten hätte, nach Meklenburg auf dessen Kosten zu reisen, und für ihn gewisse Angelegenheiten beym Hofgericht zu Güstrow anzumachen, besonders aber einige verkaufte Güter, die der Edelmann dort besessen hatte, dem Käufer zu übergeben, so ergrif er diese Gelegenheit, um dabey seine eigene Angelegenheiten zu besorgen, und trat die Reise an. Die Hofräthinn, welche durch diesen Vorfall noch mehr in ihrem Entschluß, den Hofmeister abzuschaffen, bestärkt wurde, damit dadurch und durch Einziehung verschiedener anderer Arten des Aufwandes ein Theil des Verlohrnen wieder erspart würde, beschloß die Reise mit zu machen, und damit die Wirthschaft unterdessen zu Hause nicht zu viel kosten möchte, so sollten auch die drey Kinder nebst Herrn Treumann mit reisen; zumal da sich der Edelmann anheischig gemacht hatte, ausser einem Geschenk für die Bemühung des Hofraths, die sämtlichen Kosten der Reise zu tragen. Julius und Karl mußten auf

Herr Treumanns Verlangen beyde ein Reise-journal, halten; der letztere hatte das seinige mit ganz unbedeutenden Kleinigkeiten angefüllt, er hatte z. E. bemerkt, wenn die Mama beym zu schnellen Fahren des Postillions geschrieen hatte, oder wenn sie bey einem kleinen Abhange ausgestiegen war, oder nicht hatte durch das Wasser fahren wollen; oder wenn er hübsche Kinder in Husaren- oder Schifferhabit, am meisten aber kleine Mädchen gesehn hatte, die ihm gefielen; oder wenn er ein neues Spiel kennen gelernt hatte; was für Essen sie in den Wirthshäusern, oder wenn sie irgendwo zu Gaste gewesen, gehabt, besonders was für Gebackenes oder neue ihm sonst unbekannte Art von Konfituren er hie oder dort kennen gelernt. Selten hatte er etwas von einem Schlosse oder anderm schönen Gebäude das er gesehn, mit einfliessen lassen. Julius schickte einen Auszug aus dem seinigen in folgendem Briefe an Herrn Kammerrath Wegner.

Lieber Herr Onkel!

Sie verlangten in Magdeburg, daß ich zuweilen an Sie schreiben sollte, und ich hätte dies schon lange gethan, wenn ich nur gewußt hätte, was ich Ihnen schreiben sollte: die größte Neuigkeit, die wir hier seit langer Zeit gehabt ha-

ben, und wovon die Leute noch immer sprechen, besteht darin, daß der General Waltave vor einem halben Jahre hieher gebracht ist, und in der Sternschanze sitzt, die er selbst angelegt hat, und dies wissen Sie ja schon: denn wenn ich nicht irre, so wurde in unserm Hause schon davon gesprochen, als Sie lieber Onkel bey uns waren. Da wir aber vor einiger Zeit eine grosse Reise gemacht haben nach Mecklenburg, und Herr Treumann haben wollte, daß ich alles aufschreiben sollte, was ich sahe, so will ich Ihnen daraus mancherley erzählen.

Wir reisten den zehnten August mit Extrapost aus Magdeburg, der Papa und die Mama hatten Rosalinden zwischen sich, und ich und mein Bruder wir sassen neben Herr Treumann. Der Postillion sagte, das wäre eine französische Fuhre; ich wußte nicht was das heissen sollte, Herr Treumann aber sagte mir hernach, daß die Miethkutscher in Berlin einen Wagen worin mehr als vier Personen sitzen, so nennen. Der Mensch war in Hohen Ziatz, wo er ausspannte und wieder zurück ritt, entsetzlich grob gegen den Papa, weil er sagte, das Trinkgeld wäre nicht genug, was ihm der Papa gäbe; er hatte vier Groschen bekommen, und er sagte, er müßte zwölf Groschen haben, es wäre die Taxe, daß ein Postillion bey Extrapost für jede Meile drey

Groſchen bekäme. Papa und Mama wurden zuletzt auch hitzig und ſchalten entſetzlich auf den Poſtillon, daß er ſo unverſchämt wäre, Papa ſagte ., er wollte ihn beym Hofpoſtamt in Berlin verklagen, und der Kerl antwortete ihm entſetzliche Worte, die ich nicht ſchreiben mag. Ich gieng herein, weil ich es nicht anhören konnte, daß mein Papa, der doch ein Hofrath iſt, ſich mit einem Gemeinen Kerl ſo herum ſchalt, als wenn er ſeines Gleichen geweſen wäre, und weil es mich dauerte, daß ſich meine Eltern von ihm ſo mußten beſchimpfen laſſen. Hätte ich acht Groſchen gehabt, ſo wäre ich gerne heimlich an den Poſtillon gegangen und hätte ſie ihm gegeben, daß er nur ſtille geworden wäre. Herr Treumann redete endlich meiner Mutter zu, und ſtellte ihr vor, daß es gar nicht rathſam wäre, wenn man mit der ordentlichen oder mit Extrapoſt reiſte, und noch weiter zu reiſen gedächte, einen Poſtillon zu beleidigen, da ein jeder von ihnen dem andern die ihm wiederfahrne Beleidigung erzählte, und dieſer das ſeinem Kameraden zugefügte vermeynte Unrecht, durch Grobheit, ſchlechtes Fahren, und Umwerfen zu rächen ſuchte. Wir zitterten alle darüber, und Mama, die auch ſehr ängſtlich iſt, bat endlich den Papa, ihm nur zu geben was er haben wollte. Als

wir wieder abfahren, fieng ein gewaltiger Regen an, der die ganzen drey Meilen durch bis Zieſar anhielt. Mich dauerte der arme Poſtillion, der ein weit beſſerer Menſch war, als der vorige, entſetzlich; ich bat meine Eltern ein paarmal, ſie möchten mir erlauben, daß ich herausſteigen, und mich auf den Bock ſetzen dürfte: weil ich glaubte, der Regen würde dem Menſchen nicht ſo unangenehm ſeyn, wenn er ſähe, daß noch ein andrer ihn mit aushielte, als wenn er ſich vorſtellen müßte, daß wir da alle im Trocknen ſäſſen, und er allein den Regen empfinden müßte; meine Eltern ſagten aber, ich wäre ein Thor, der Menſch wäre das ſchon gewohnt. In Zieſar wollte der Papa dem Poſtillion wieder etwas abdingen, der klagte es aber dem Poſtmeiſter, und dieſer ſagte, er lieſſe nicht eher anſpannen, bis Papa das gewöhnliche Trinkgeld für die Meile drey Groſchen bezahlt hätte. Nahe vor Brandenburg ſahen wir einen ſteinernen Galgen, worauf ein groſſer Buſch, wie ein kleiner Baum gewachſen war: der Poſtillion ſagte, da wäre einmal ein Bedienter unſchuldigerweiſe gehenkt worden, den man beſchuldigt gehabt, daß er ſeinen Ring geſtohlen hätte, den ein Rabe weggetragen hatte; der arme Menſch hätte Gott gebeten, er möchte doch ein Zeichen ſeiner Unſchuld geben, und da wäre bald nach ſeinem Tode dieſer Buſch hervor-

gewachsen, dessen Holz und Blätter ganz unbekannt, und gar nicht einheimisch sey. Herr Treumann aber sagte, man müßte bey solchen Landsagen vorsichtig seyn; wenn Gott, so oft als ein Mensch unschuldig gelitten hätte, ein Wunder thun wollte, so müßten schon sehr viele geschehn seyn; der Baum hätte mit der Unschuld des Menschen gar keinen Zusammenhang, und der Kern dazu sey ohne Zweifel von einem Vogel dahin getragen. Sagen sie mir doch einmal Ihre Meynung davon. Brandenburg ist ein ganz artiger und ziemlich grosser Ort; wir fuhren lange, ehe wir ans Wirthshaus kamen, und auch beym Herausfahren mußten wir lange fahren, ehe wir wieder aus der Stadt kamen. Es kommt mir nicht so enge darin vor, als in Magdeburg, aber es gehn und fahren auch nicht so viel Leute auf den Strassen. Hier ist auch ein Dom, aber er ist lange nicht so groß, als unser Dom in Magdeburg. Hier sind die schönen Sonder zu Hause, die wir zuweilen noch Magdeburg kriegen. Karl freute sich recht darüber, als er es hörte, und bat die Mama so lange, bis sie bey dem Wirth einen bestellen mußte. Ich hörte von Hrn. Treumann, daß hier eine grosse Schule wäre, die Rittercollegium heißt, wo lauter Junker hinein gehn; ich bat ihn sehr, daß er mit mir dahin gehn möchte, allein Papa und Ma-

wa wollten es nicht haben, weil sie gleich nach Tische wieder wegfahren wollten. Wir kamen noch denselbigen Abend in Potsdam an, und sahen schon, ehe wir herein kamen, das schöne allerliebste Schloß Sans Souci, das vor einem Jahre erst fertig geworden; ein Grenadier erzählte uns, daß der König den Grundriß dazu selbst gemacht hätte, und bey dem ganzen Bau die Oberaufsicht selbst gehabt, daß der Bau, wegen des vorigen Krieges fast fünf Jahr lang gewährt, und der König vor einem Jahr zum erstenmal darin gespeist hätte. Das schöne Potsdam, was ist das für eine prächtige Stadt! Lieber Herr Onkel, Sie haben das alles wohl schon oft gesehn, aber ich hätte doch gewünscht, daß sie dabey gewesen wären. Das schöne Schloß, mit dem vergoldeten Dach, das schöne Rathhaus, worauf ein goldner krumm gebückter Mann steht, und eine grosse goldne Kugel trägt, die prächtigen Kirchen, das schöne Glockenspiel, die magnifiquen Thore, der Kanal mitten durch, das Waisenhaus, und so viel andre prächtige Häuser haben mir ganz erstaunend gefallen. Herr Treumann sagt, daß Athen und Rom vor alten Zeiten die schönsten und prächtigsten Städte gewesen wären, aber ich glaube kaum, daß sie schöner können gewesen seyn, als Potsdam. Es war recht Schade, daß wir nur die eine Nacht und

den andern Vormittag in Potsdam bleiben, denn gleich nach Tische fuhren wir schon herüber nach Berlin. Weil der Papa nicht mit einem so vollen Wagen in Berlin ankommen wollte, so mußte ich mich mit Herr Treumann auf die Journaliere setzen, die alle Tage zweymal zwischen Berlin und Potsdam hin und her geht. Es waren sieben Personen darauf, worunter ein Student und ein Perruquenmachergeselle ein paar ganz abscheuliche Leute waren, die erschrecklich fluchten, und viele andre garstige Worte redeten, sangen und schrieen, und ein armes Judenmädchen, das mit darauf war, ganz entsetzlich vexirten. Es jammerte mich erstaunlich, und ich konnte es zuletzt nicht länger mit ansehn, sondern bat sie, sie möchten doch das unterlassen, es sey unrecht und schicke sich ja gar nicht. Was meynen Sie aber wohl? Sie schalten mich ein Maswasser, einen dummen Jungen, und fragten, ob ich eins hinter die Ohren haben wollte. Herr Treumann befahl mir stillzuschweigen, und sagte zugleich den unverschämten Leuten ernstlich sie sollten sich nicht unterstehn so zu drohen und schlagen zu wollen, sonst wollte er solche Anstalten treffen, daß es ihnen in Berlin übel bekommen sollte. Wir kamen bald nach 6 Uhr in dem grossen, prächtigen Berlin an, und traten bey unserm Onkel Kleppitz ab, wo ich meine liebe, liebe Tante zum

erstenmal in meinem Leben sahe. Die Leute sagen, daß sie meiner seligen Mutter sehr ähnlich sehn soll, worüber ich mich erstaunend freute; und noch mehr freute ich mich, als ich da ein Gemählde von meiner seligen Mutter fand; nun kann ich mir doch vorstellen, wie die liebe Mutter aufgesehn hat, das habe ich sonst gar nicht gewußt. Ach wenn sie doch noch lebte! nehmen Sie mir es nicht übel, lieber Onkel, daß ich dies wünsche; Sie wären denn wohl nicht mein Onkel, aber ich wollte es doch gar zu gerne sehn, und ich wollte Sie doch eben so lieb haben als jetzt. Ich konnte mich des Weinens nicht enthalten, wenn ich das Bild, und wenn ich meine liebe Tante ansahe; ich durfte es mir aber nicht merken lassen, weil die Mama sehr böse wurde, und mich ausschalt. Wir blieben sechs Tage in Berlin, und der Onkel Kleppler gieng mit Herr Treumann und mir herum, und zeigte mir alles; ich konnte mich nicht satt sehn, an dem grossen prächtigen Schloß, und an den vielen andern schönen Gebäuden, die da herum, unter den Linden, und in der Wilhelmsstrasse stehn. In Magdeburg sind auf dem Markt, dem breiten Weg, und in andern Strassen viel Menschen, aber so viele habe ich noch mein Lebtage nicht gesehn, als in Berlin des Sonntags unter den Linden sind; es sollen über 12000 Menschen manchmal da seyn. Auch auf

dem Mühlendamm und auf der langen Brücke, wo der groſſe ſchöne Churfürſt zu Pferde ſteht, ſind immer entſetzlich viele Menſchen. Von den vielen Gebäuden und Kirchen, die ich geſehen habe, habe ich mir viel aufgeſchrieben, aber weil Sie dies alles kennen, will ich Ihnen nichts hievon ſchreiben. Aber einige Gebäude haben Sie wohl noch nicht geſehn. Das iſt die neue Domkirche, die hinter dem Schloſſe im Luſtgarten gebauet wird, und noch nicht ganz fertig iſt; ſie haben ſchon ſeit dem Herbſt im vorigen Jahr daran gebaut; ſie iſt nicht hoch, ſieht aber ſehr ſchön aus; das gefällt mir auch, daß der Thurm mitten davor ſteht. Nicht weit davon wird noch an einer andern Kirche gebauet, nemlich an einem Platz an der Behrenſtraſſe, auf der Friedrichsſtadt. Dies iſt die katholiſche Kirche, St Hedwig, die ganz rund gebauet wird, und gewiß auch einmal ſchön ausſehn wird, wenn ſie ganz fertig iſt. Vor der Stadt hat der König noch ein ſchönes groſſes Gebäude bauen laſſen, das in einigen Wochen fertig ſeyn wird; es iſt das Invalidenhaus, worin über 600 alte und bleſſirten Soldaten wohnen ſollen, und worin zwey Kirchen ſind, eine katholiſche, und die andre für die Lutheriſchen und Reformirten. Ueber der Thüre ſoll ſtehn laeſo militi et invicto. In Berlin ſind viel Kirchen, wo des Vormittags die Lutheriſchen

herein gehn, und des Nachmittags die Reformirten; ich weis nicht, warum sie nicht zusammen hereingehn; ich habe einen Reformirten predigen gehört, der predigt ja eben so wie ein Lutherischer.

Wir reisten nach 6 Tagen wieder von Berlin ab, und kamen bis Fehrbellin, 7 Meilen. Ich fragte Herrn Treumann, ob dies das Fehrbellin wäre, wo der Churfürst, Friedrich Wilhelm, der da in Berlin auf der Brücke stand, eine so blutige Schlacht mit den Schweden gehabt hätte? und er sagte Ja. Es dauerte mich sehr, daß die Brandenburger und Schweden da gegen einander gewesen sind; weil ich den Schweden um Ihretwillen recht sehr gut bin. Fehrbellin ist ein sehr langer, aber schmaler und unordentlich gebauter Ort; das beste Haus steht draussen vor dem Thor. Wir fuhren den andern Morgen früh wieder weg, und fuhren durch Ruppin, das eine Meile davon liegt, und eine ganz artige Stadt mit drey Kirchen ist, gerade durch; nicht weit davon ist ein großer See, an dessen andrer Seite man Altruppin liegen siehe. Gegen Mittag waren wir in Rheinsberg. Ach! da wär ich gerne mein Lebtage geblieben; so ein schönes Schloß, so eine schöne Gegend, so einen allerliebsten Wald habe ich noch gar nicht gesehn. Herr Treumann sagte, es wäre da vieles im chinesischen und japanischen Geschmack, das versteh ich nun

wohl nicht, aber schön war es alles, so munter und so frey, daß mir so recht wohl war. Wir blieben die Nacht in Wittstock, wo ein sehr zahlreicher Jahrmarkt seyn soll; reisten den andern Morgen früh auf Freyenstein, wo sie eben solche kleine gute Rüben haben, als die Teltower, die sie uns nach Magdeburg bringen; und kamen bald darauf in Meklenburg auf einen kleinen alten Ort, Namens Plau, der an einem großen See liegt, und von da gegen Abend in Güstrow. Ich hatte auf der ganzen Reise immer meine beyden Landcharten von Brandenburg und Meklenburg vor mir, und es war mir eine große Freude, immer darauf zu sehn, wo wir wären, und so manchen Ort kennen zu lernen, von dem ich sonst in der Geographie etwas gelesen hatte. Ich schriebe Ihnen noch gerne mehr, von dem, was uns in Güstrow begegnet ist, wo wir acht Tage blieben, aber Herr Treumann, der meinen Brief gelesen hat, sagt, er wäre schon zu lang, und man müßte Männern, die viel zu thun hätten, wie Sie, theuerster Herr Onkel, nicht die Zeit mit solchen Kleinigkeiten verderben. Vergeben Sie es mir also, daß mein Brief so lang geworden ist; und seyn Sie mir ferner gut, lieber Onkel! Ich bin

Ihr

gehorsamster Diener
Julius Weissenfeld.

Die Hofräthinn war kaum wieder zu Hause gekommen, als sie schon einen Theil ihres Vorsatzes ausführte, und ihrem Stiefsohn den Unterricht des Herrn Treumanns raubte, unter dem Vorwande, sie hätte in Berlin von dem Doktor Heinius gehört, daß der öffentliche Unterricht viel vortheilhafter sey, als der Privatunterricht. Die wahre Ursache aber war, daß sie wußte, daß der Lehrer, in dessen Klasse Julius vermuthlich kommen würde, ein sehr unwissender Mann war, der überdem sein Amt nicht sehr gewissenhaft verwaltete; und daß sie daher hoffen konnte, dem fernern schnellen Wachsthum seiner Kenntnisse, der ihn, nebst seinen edeln guten Gesinnungen, bey allen so beliebt machte, dadurch Einhalt zu thun. Julius wurde demnach gegen das Ende des Septembers, in einem Alter von zehn Jahren, wieder in die öffentliche Schule geschickt, und wurde, dem Verlangen seiner Stiefmutter gemäß, in die Klasse des Herrn Hoppius gesetzt. Dem Mann war sein Amt so ausserordentlich lästig, daß er es mit dem größten Widerwillen verwaltete; er hatte es nur in der Erwartung angenommen, dadurch desto leichter und desto eher eine Pfarre zu erhalten; und diese Erwartung war ihm nun schon seit acht Jahren fehlgeschlagen. So oft er sich zu einer Pfarre gemeldet hatte, und ihm ein andrer

vorgezogen war, hatte er vier bis sechs Wochen lang die übelste Laune; und diese mußten seine Schüler, so wie seine arme taube Frau empfinden. Zuletzt verwandelte sich dieselbe in ein beständiges Misvergnügen, welches in ihm den teuflischen Vorsatz hervorbrachte, in seiner Klasse so zu tyranniſiren, und überhaupt sein Amt so schlecht zu verwalten, daß man sich endlich von Seiten der Obern genöthigt sehn sollte, ihn auf eine gute Art aus der Schule zu bringen. Er konnte dies um so viel sicherer thun, weil er wußte, daß selbst einige seiner Vorgesetzten feige genug waren, sich vor ihm und seiner Zunge zu fürchten. Dieß gieng so weit, daß, ungeachtet es üblich war, bey den öffentlichen Schulprüfungen dem Lehrer das Stück aufzugeben, worüber er examiniren sollte, wie auch in den übrigen Klassen geschah, man es ihm immer überließ, zu nehmen, was er wollte, da denn gewöhnlich er die Fragen, und seine Schüler die Antworten vom Zettel zu lesen pflegten. Wenn des Morgens die andern Lehrer schon eine halbe Stunde in der Klasse gewesen waren, saß er noch im Schlafrock am Kaffeetisch und rauchte seine Pfeife mit Bequemlichkeit aus: erhub er sich denn endlich auf seinen Katheder, so ließ er ein so langes Lied singen, daß noch fast eine halbe Stunde darüber verging. So oft eine Stunde aus war, gieng er

heraus und blieb beynahe wieder eine halbe Stunde weg, so daß er, anstatt sechs Stunden des Tages zu halten, im Grunde kaum drey hielt; die Privatissima abgerechnet. Denn deren hielt er eine ziemliche Anzahl, und nöthigte seine Schüler auf allerley Art, dieselben zu besuchen. Diejenigen, welche es nicht thun, oder denen es ihre Eltern nicht erlauben wollten, hielt er vor allen übrigen hart, und behandelte sie bey jeder, auch noch so weit gesuchten Veranlassung, auf das grausamste; daher selbst manche Arme, die sich ihren Unterhalt nur nothdürftig im Chor erwarben, sich genöthigt sahn, die Stunden mitzuhalten, und ihm ungebührlich dafür zu bezahlen, wenn sie nicht wollten aufs ärgste von ihm gemißhandelt werden. Auf seinen Unterricht bereitete er sich nie vor, sondern nahm bey den Schriftstellern, die in seiner Klasse übersetzt wurden, (dies waren Justin, Cäsar, Cicero und Phädrus) von jedem eine deutsche Uebersetzung mit, und wer es nicht so traf, wie er in seiner Uebersetzung las, der wurde mit einem Schimpfnamen über den andern belegt, und gemeiniglich bekam er Schläge, wenn er auch wirklich richtiger und besser übersetzt hatte. Exercitien ließ er fast gar nicht machen, weil er sie nicht zu korrigiren wußte; dagegen beschäftigte er seine Schüler damit, daß er ihnen eine beträchtliche Anzahl Vokabeln, und ein paar

Seiten Regeln aus der Grammatik zum Auswendiglernen aufgab; so manche Vokabel einer nicht wußte, so manchen Stockschlag bekam er: und zwar nicht einmal immer auf den Rücken; sondern der gottlose Mann hatte die abscheuliche Gewohnheit, dem, den er strafen wollte, sehr oft durch einen andern die Finger zusammendrücken zu lassen, und ihm dann mit dem Stock auf die Spitzen derselben zu schlagen, wodurch manche seiner Schüler das Gefühl völlig verloren. Hatte er nicht gleich einen Stock zur Hand, so theilte er Ohrfeigen aus, so daß einer das Gehör darüber verlor. So oft deswegen Klage einlief, und er vorgefordert wurde, gab er allemal zur Antwort, wenn er nicht das Recht haben sollte nach seinem Gutbefinden zu strafen, und man ihm nicht Verstand genug zutraucte, dies in gehöriger Ordnung zu thun, so möchte man ihm eine anderweitige Versorgung geben. In der Geschichte that er weiter nichts als den Hübner Wort für Wort herlesen, die Schüler mußten dabey den Auszug mitbringen, und für sich nachlesen, auch alle Woche ein Pensum daraus auswendig lernen: eben so machte er es in der Geographie. In der Theologie ließ er Freylinghausens Kompendium von einem vorlesen, und die andern mußten die in zahlreicher Menge darin angeführten Sprüche, beweisende und unbeweisende, kanonische und apo-

trophische durch einander nachschlagen und herlesen. Zu diesem Mann ward Julius gebracht, und man kann leicht erachten, daß ihm selbst der unermeßliche Abstand zwischen dessen Verhalten, und dem Verhalten des Herrn Wildahn, Duval und Treumann sogleich auffallend war. Gleich zu Anfange sagte Hoppius zu ihm, er würde doch ohne Zweifel die Privatissima mit hören; Julius erwiederte, er wollte es seinen Eltern sagen, wenn die es erlaubten, so wollte er sie gerne mithalten: Es wurde ihm aber zu Hause abgeschlagen, und er war also allen den grausamen Folgen dieser abschlägigen Antwort unterworfen. Er glaubte durch Fleiß, Lernbegierde und ordentliches Betragen, wodurch er sonst allen gefiel, auch die Gewogenheit seines jetzigen Lehrers zu erhalten; allein alles dies war vergebens. So sauer ihm auch das Auswendiglernen wurde, so lernte er doch oft mehr Vokabeln als ihm aufgegeben waren; wenn er das Pensum, was er in der Geschichte gelernt hatte, hersagen sollte, so wußte er aus seiner anderweitigen Belesenheit allemal weit mehr von der Sache zu erzählen, als im Hübner davon stand. Dies wurde ihm aber schlecht belohnt; Hoppius glaubte, alles, was nicht im Hübner stände, sey unrecht und unwahr, und bestrafte also Julius mit Stockschlägen, so oft er eine

Sache richtiger und vollständiger erzählte als Hübner. Wenn eine Fensterscheibe zerbrochen, wenn in Hoppius Abwesenheit gelärmt, oder sonst etwas vorgefallen war, so schlug er allemal gerade auf Julius los, ohne vorher zu fragen oder zu untersuchen, ob er Theil daran hätte, oder nicht. Die Boshaftern seiner Schüler kannten ihn auch schon zu gut, als daß sie nicht hätten wissen sollen, daß sie ihm den größten Gefallen damit erweisen könnten, wenn sie bey jeder Gelegenheit die, welche keine Privatissima bey ihm hörten, oder welchen er sonst gram war, angäben. Dies traf vorzüglich Juliussen, und es vergieng also kein Tag, wo er nicht grausam geschlagen, und aufs übelste zugerichtet nach Hause kam. Lange ertrug er die Ungerechtigkeiten, welche ihm widerfuhren, mit einer Geduld und Standhaftigkeit, die sein Alter überstieg; endlich wurde es ihm zu schwer, und er nahm die Gelegenheit in Acht, da er sich einmal des Abends allein mit Herrn Treumann im Garten befand, von dem er sonst, seitdem er seinen Unterricht nicht mehr genoß, fast gänzlich getrennt war, und nicht anders als bey Tische Gelegenheit hatte, mit ihm zu sprechen, klagte ihm seine Noth, zeigte ihm seinen entblößten Rücken, der überall mit Striemen und blauen Streifen bedeckt war, und versicherte, er könne

vor Schmerzen weder liegen noch sitzen; er sey auch schon so weit zur Verzweiflung gebracht, daß er, wenn nicht bald eine Aenderung getroffen würde, genöthigt wäre, entweder zu entlaufen, oder sich ein Leid zuzufügen. Herr Treumann suchte ihn durch allerley freundliche und ernstliche Vorstellungen zu beruhigen, er sagte ihm, daß man an einem Lehrer auch dann und wann Härte und üble Laune ertragen, und denken müßte, daß wenn man in diesem Fall auch unschuldig sey, man es durch sonst etwas verdient hätte. Ja! wenn es dann und wann wäre, gerne, lieber Herr Treumann, versetzte Julius; aber bedenken sie nur, daß ich alle Tage mit der gewissen Erwartung in die Schule gehn muß, darin, ich mag mich betragen wie ich will, nicht allein geschlagen, sondern aufs grausamste und unbarmherzigste geschlagen zu werden, und daß ich dies Unglück durch nichts, durch keinen Gehorsam, durch keine Folgsamkeit, durch keinen Fleiß, von mir abwenden kann. Erzeigen Sie mir nur die einzige Gewogenheit, meine Mutter dahin zu bewegen, daß sie mich die Privatissima besuchen läßt. Herr Treumann versprach es ihm, und ermahnte ihn unterdessen zur fernern Geduld; allein seine Vorstellungen bey der Madame Weissenfeld waren vergebens; sie erwiederte, das Geld wüchse ihr nicht auf

den Rücken; sie hätte ohnehin den großen Verlust in Meklenburg gehabt, und hätte alle Ursache auf allerley Art zu sparen. Julius könnte in den sechs Stunden, die er des Tags in die Schule gienge, hinlänglich so viel lernen, als er brauchte. Treumann fuhr weiter fort, es sey hier nicht auf das Lernen angesehn, sondern es sey ja stadtkundig, was für ein loser Mann Hoppius wäre, und wie er diejenigen behandelte, von denen er nicht so viel Vortheil hätte, als er suchte; er wisse es auch schon aus sicherer Hand, daß Julius barbarische Grausamkeiten von ihm ausstehn müßte, und er bäte sie also inständigst, zur Abwendung derselben entweder Juliussen die bewußten Stunden besuchen zu lassen, oder, welches noch besser wäre, ihn gar zu Hause zu behalten. Ich dächte, Herr Treumann, versetzte die Hofräthinn, da Sie mit Juliussen nichts mehr zu thun haben, so gienge Ihnen auch seine weitere Erziehung nichts mehr an; überdem werden Sie wohl wissen, daß ich Sie zum Hofmeister angenommen habe, und nicht zum Rathgeber und Anordner, und daß ich mir nicht gerne etwas vorschreiben lasse, sondern klug genug zu seyn glaube, daß ich selbst weis, was gut ist. Madame; erwiederte Treumann aufgebracht, Sie haben mich nicht ange-

nommen, sondern Ihr Herr, und ich bedaure, und bitte sie zugleich um Verzeihung, daß ich Sie mit einer Sache behelligt habe, die sie eigentlich gar nicht angeht, sondern Ihren Herrn. — Was das für grobe, impertinente Ausdrücke sind; Sie sollen es bald erfahren, daß ich im Hause zu befehlen habe, wenn Sie dasselbe werden räumen müssen; kurz und gut, ich kündige ihnen hiemit den Dienst auf. — — Und ich sage Ihnen, daß ich von Ihnen keine Aufkündigung annehme, wohl aber sogleich zu Ihrem Herrn gehn werde, und mich bey ihm von der Verbindung, in welcher ich mit ihm, nicht mit Ihnen Madame, stehe, lets sagen werde. Er machte eine Verbeugung und empfahl sich kurz, und die Hofräthinn schlug hinter ihm her ein lautes Hohngelächter auf. Er unterließ indessen nicht, sowohl dem Pastor Peemüller, als dem Kammerrath Wegner, diesen Vorfall zu melden, und sie zugleich zu bitten, daß sie sich des armen Julius erbarmen, sich des Versprechens, ihn zu sich zu nehmen, so sie beyde gethan, erinnern, und ihn aus seiner gegenwärtigen Noth befreyen möchten. Er erhielt wenig Tage darauf von dem Pastor Peemüller Antwort die zugleich eine Einladung enthielt, einen oder etliche Monate bey ihm zuzubringen, wo sie mündlich weiter überlegen wollten, wie Juliussen zu helfen sey. Er nahm demnach völlig aus dem Weissenfeld-

schen Hause, worinn er etwas über anderthalb Jahre gewesen war, Abschied, und folgte zunächst der an ihn ergangenen Einladung.

Wenig Tage nach seiner Abreise ereignete sich folgender traurige Vorfall: Hoppius behandelte Juliussen nicht allein nach wie vor, nach seiner barbarischen Art, sondern sperrte ihn auch noch dazu einmal in seinen Keller ein. Des Abends vergaß er, daß er ihn eingesperrt hatte, und weil der Keller abgelegen war, so konnte man das Schreyen des armen Knaben nicht hören, und er mußte also die ganze Nacht darin zubringen. Im Weissenfeldischen Hause bekümmerte sich niemand um ihn; der Hofrath war seit einiger Zeit beständig zerstreut, und wuste selbst nicht was in seinem Hause vorgieng, theils gieng ihm der Verlust in Meklenburg sehr zu Herzen, und er sann auf Mittel ihn wieder zu ersetzen, theils beschäftigte er sich mit verschiedenen andern Projekten, die fast alle auf Gewinn hinaus liefen; bald gieng er damit um, Fabriken zu errichten, bald wollte er Pflanzungen von Kaffeebäumen und Zukerrohr anlegen, bald wollte er Handlungsgesellschaften nach Asien und Afrika stiften helfen. Ueberdem hatte er schon seit einigen Jahren angefangen die Bibel zu studieren, besonders die Propheten und das Hohelied; vor allen andern aber den Daniel und die Offenbarung Johannis,

worauf ihn die Schrift eines Schwärmers, die eine Erklärung der Zahl 666 enthielt, und damals eben heraus gekommen war, leitete. Er schrieb alle seine Betrachtungen, die ihm beym Lesen beyfielen, sorgfältig auf, und glaubte mit der Zeit einmal einen vollständigen Kommentar über die ganze Bibel zu Stande zu bringen, und daraus ein gut Stück Geld lösen zu können. Alle diese Entwürfe machten, daß er sich um sein Haus und seine Kinder gar nicht bekümmerte, und es also nicht gewahr ward, daß Julius nicht zu Hause war. Seine Frau vermißte ihn zwar, allein es war ihr wenig daran gelegen, ob er zu Hause war oder nicht; es war vielmehr selbst ihr heißer Wunsch, daß er nur einmal entlaufen möchte; und da ihr jetzt eine gewisse Ahndung das hoffen ließ, was sie wünschte, so wollte sie nicht zu früh Lärm machen, damit er Zeit gewinnen möchte, weit genug zu kommen, ehe man anfienge ihn aufzusuchen. Die Hausmagd vermißte ihn zwar, und fragte wo er wäre, sie erhielt aber von ihrer Frau zur Antwort, sie sollte nur ihre Arbeit thun, er würde wohl nach Hause kommen. Da sich also niemand nach ihm umsahe, mußte er die ganze Nacht im Keller zubringen, wo Ratten und Mäuse schaarenweise um ihn herumstreiften, und er in einer ununterbrochnen Todesfurcht sich befand. Bald fiel er auf seine Knies und betete, bald tappte er

nach der Thüre und klopfte, und schrie, dann wurde er wieder stille und weinte, dann betete er wieder, und so kämpfte er den gröſsten Theil d er Nacht durch mit Furcht, Schrecken und geheimen fürchterlichen Ahndungen. Zuletzt gerieth er in eine Art von Verzweiflung, er fieng an seine Tasche zu durchsuchen, in der Absicht sich mit seinem Taschenmesser zu entleiben: zum guten Glück hatte er es nicht bey sich. Darauf rannte er zu wiederholtenmalen mit dem Kopf wider die Mauer des Gewölbes, und endlich, da alles vergebens war, sank er ermüdet und abgemattet nieder, und legte sich mit dem Gesicht platt auf die Erde, in der Absicht, wo möglich etwas Schlaf zu gewinnen; allein die Furcht ließ ihn nicht schlafen, bis endlich der Tag anbrach, den er zu seiner grossen Freude durch eine kleine Oefnung erblickte. Allein noch war seine Erlösung nicht da; er war durch das viele Schreyen, und durch die Kälte der Nacht so heiser geworden, daß er keinen Laut von sich geben, und also niemand auf seine Einschlieſsung aufmerksam machen konnte; dazu kam eine Art von Betäubung, die er sich durch die Furcht und Schlaflosigkeit zugezogen hatte, die ihn auſser Stand setzte, sich weiter zu regen. Zu seinem Unglück mußte es sich fügen, daß sein Vater, der sich seiner wenigstens des folgenden Tags zu Mittag würde erinnert haben, am Morgen

schon auf einige Tage verreiste, er mußte also noch diesen ganzen Tag sitzen, bis endlich des Abends zwischen sieben und acht Uhr die Magd des Hoppius Bier aus dem Keller holte, und bey dieser Gelegenheit den armen Gefangnen noch darin fand, und es ihrem Herrn anzeigte, der ihn endlich unter vielem Poltern entließ, nachdem er in 28 Stunden weder geschlafen, noch gegessen oder getrunken hatte. Er gieng unter vielen Thränen und bangen Ahndungen des Schicksals das seiner etwa noch zu Hause warten möchte, fort. Es war schon stockfinster, so wie es zu Ausgang des Novembers um diese Tageszeit zu seyn pflegt, und Julius war durch alles was er ausgestanden hatte, in eine solche Zerstreuung und Mangel des Bewußtseyns gerathen, daß er sogar seiner Eltern Haus nicht zu finden wuste, und sich, nachdem er beynahe eine Stunde herumgeirrt war, endlich bey der hohen Pforte befand. Er bat verschiedene die ihm begegneten, ihm zu sagen, wo er wäre, und ihn doch nach seiner Eltern Haus zu bringen, allein keiner hörte darauf: bis endlich ein alter Unterofficier, der eben die Quartiere visitirte, sich seiner erbarmte, und ihm versprach, sobald er mit seinem Geschäfte fertig wäre, ihn nach Hause zu bringen. Julius mußte sich also entschliessen halb erfroren mit ihm herum zu gehn, und langte endlich gegen dreyviertel auf zehn Uhr vor seiner Eltern

Thüre an. Auf des Unterofficiers Klopfen öfnete die Hofräthinn, die ſich vorne im Hauſe befand, und eben einige Officiere bey ſich hatte, die Thüre. Hier bringe ich ihnen ihren Sohn, Frau Hofräthinn, ſagte der Unterofficier ganz freundlich, er hatte ſich ſo ſehr verirrt, daß er nicht wußte, wohin oder woher; ich habe ihn an der hohen Pforte gefunden.

Hofräthinn. Dafür weiß ich ihm keinen Dank, er hätte den verlaufenen Jungen nur können gehn laſſen, wohin er gewollt hätte.

Julius. Ach, Mama! ich bitte Sie um Gottes willen, ich habe erſchrecklich viel ausgeſtanden.

Hofräthinn. Geh an den Galgen, nichtswürdiger Junge, nimmermehr ſollſt du wieder in mein Haus kommen.

Unterofficier. Mein Gott! kann eine Mutter ſo ſprechen?

Hofräthinn. Wo er ſich nicht bald wegpackt, ſo ſoll ihm der Herr Lieutenant von M * *, der hier im Hauſe iſt, die Thüre weiſen.

Julius. Ach liebe, liebe Mama! hören Sie mich doch nur: ich bin ja ganz unſchuldig.

Hofräthinn. Nichts; nicht ein Wort weiter! packe dich den Augenblick. (Hier warf ſie die Thüre zu.)

Julius. Ach, mein Gott! mein Gott! erbarme dich mein, ich bin des Todes; ich bin ja das unglückseligste Kind auf der ganzen Welt.

Unterofficier. Nein! das ist erschrecklich: das würde keine Pandurenfrau thun.

Julius. Mein lieber Mann, erbarme er sich mein, ach Gott! ich bin sonst verlohren; ich habe schon in zwey Tagen nichts gegessen und nicht geschlafen, und weiß für Angst, Frost und Müdigkeit nicht wo ich hin soll.

Unterofficier. Das kann ich nicht mit ansehn, und sollt ich morgen funfzig Fuchtel kriegen. Heda! He! da! tausend Sapperment, Frau Hofräthinn, machen Sie auf, oder ich meld es dem Gouverneur.

Da der Unterofficier mit Klopfen und Fluchen nicht aufhörte, sagte die Hofräthinn zu den Officieren, es wäre ein besoffner Unterofficier vor der Thüre, der sich durch nichts wollte abweisen lassen, und allerley confuses Zeug von ihrem Sohn redte. Den Kerl soll der Teufel holen, sagte der eine; den Hund will ich bald wegbringen, sagte der andre; und beyde stürzten, nachdem ihnen die Hofräthinn die Thüre geöfnet hatte, mit entblößten Degen auf den Unterofficier los, der nach einigen empfangenen Streichen und vergeblich gemachten Versuchen zu reden, nicht länger für gut fand stehn zu bleiben, sow

dern in größten Eile davon lief, und von dem einen Officier bis an die Jakobskirche verfolgt wurde. Julius lief, durch den Lärm erschreckt, ebenfalls in größter Angst weg, und irrte nun von allen verlassen, von neuem in der Stadt herum; die Härte seiner Stiefmutter, die schrekkenvolle Nacht, welche er vor sich sah, die Vorstellung in derselben erfrieren zu müssen, und die schreckliche Erinnerung an die vorige Nacht brachten ihn zur Verzweifelung, womit er eine geraume Zeit kämpfte, und wogegen er eine Zeitlang alle Gründe der Religion und Sittenlehre, die er wußte, aufbot. Endlich erlag er unter seinem Leiden, und beschloß nach dem Fürstenwall zu gehn, und zu versuchen, ob er herüber kommen könnte, um sich in die Elbe zu stürzen. So viel Schauder auch dieser Gedanke in ihm erregte, so sahe er doch nichts anders als den gewissen Tod vor sich; überdem befand er sich in einer Art von Betäubung, so daß er selbst nicht einmal ganz wußte was er that.

Die Hofräthinn befand sich unterdessen mit ihrer Gesellschaft in guter Ruhe, ohne auch nur mit Einem Gedanken an Julius zu denken, bis halb zwölf Uhr, da ihre Gäste weggingen. Kaum befand sie sich allein, als ihr Gewissen anfieng aufzuwachen, und ihr die schrecklichen Folgen, die ihr Betragen gegen Julius nach sich zieh-

könnte, nebst der Verantwortung, die sie dadurch auf sich laden würde, vorzustellen. Sie weckte die Mägde und schickte sie aus, ihn auf den Strassen zu suchen, weil sie, wie sie in der Verwirrung vorgab, seine Stimme glaubte vor der Thüre bemerkt zu haben, und da sie aufgemacht hätte, wäre er nicht da gewesen. Die Mägde kamen nach zweystündigem Suchen wieder nach Hause, ohne ihn gefunden zu haben, und nach ihrer Zurückkunft ward die Angst der Hofräthinn noch grösser; sie sann darauf, wie sie wohl die Schuld von sich abwälzen könnte, allein das Schlimmste war der Vorfall mit dem Unteroffizier, wovon sie sich leicht vorstellen konnte, daß er die ganze Sache verrathen würde. Sie legte sich endlich voll Unruhe zu Bette, allein die Angst ihres Gewissens ließ sie nicht einen Augenblick schlafen. Nun that sie ein Gelübde, wenn Julius nur wieder käme, ihm ganz anders als vorher zu begegnen, und durch Liebe alle Härte wieder gut zu machen, die sie vorher an ihm ausgeübt hatte; allein solche Gelübde kommen gewöhnlich zu spät. Unruhe und Gewissensangst trieben sie eine Stunde früher als gewöhnlich aus dem Bette; sie überlegte was sie machen sollte, bald fiel sie darauf es öffentlich ausrufen zu lassen, daß sich ein Kind verloren hätte, und dem eine Belohnung zu versprechen, der ihr

Nachricht davon geben könnte; und dann fürchtete sie sich wieder um des Unterofficiers willen, die Sache ruchtbar werden zu lassen. Sie trug es indessen ihren Mägden auf, auszugehn, und sich unter der Hand darnach zu erkundigen, ob sie nichts von ihm erfahren könnten. Unterdessen stand Karl und Rosalinde auf, und fragten traurig nach ihrem Bruder, den sie schon seit ehegestern nicht gesehn hätten; die Hofräthinn brach in einen Strom von Thränen aus, und die Kinder weinten mit, ohne die eigentliche Ursache der Betrübniß ihrer Mutter zu wissen: die Mägde kamen wieder zu Hause, ohne das geringste von ihm erfahren zu haben, und endlich verbreitete sich des Nachmittags ein Gerücht, daß einige Bauern nicht weit von Rothensee ein Kind in der Elbe gefunden hätten. Die Hofräthinn sank auf diese Nachricht in eine Ohnmacht, woraus sie sich erst nach einer Viertelstunde wieder erholte, sie war ganz ausser sich, rang die Hände und lief mit zerstreuten Haaren im Hause herum, ohne selbst zu wissen was sie that. Sie brachte die folgende Nacht voll Angst und Unruhe zu; Julius sens Bild schwebte ihr beständig vor Augen, sie glaubte immer seine Stimme zu hören, wie er sie vor der Thüre so flehentlich bat ihn einzulassen, auf das geringste Geräusch fuhr sie zusammen, und glaubte seinen Geist zu sehn, der

ihr über ihre unmenschliche Härte Vorwürfe machen wollte; bald sann sie über die erste Ursache seines Ausbleibens nach, und beschloß des andern Tages von Hoppiussen Kundschaft einzuziehn, bald überdachte sie, wie er wohl die schreckliche Nacht, da sie ihn ausschloß, möchte zugebracht haben. Die Angst trieb sie schon um fünf Uhr aus dem Bette, sie hatte keine Ruhe in Magdeburg, und beschloß sogleich sich Pferde bestellen zu lassen und zu verreisen, wohin, wußte sie selbst noch nicht. Anfänglich wollte sie nach Rothensee reisen, um dort nähere Nachricht von dem gefundenen Kinde einzuziehn, allein kaum war sie aus dem Thore, als sie sich den Anblick von Juliussens erblaßtem und erstarrtem Körper so schrecklich vorstellte, daß es ihr unmöglich war, ihren Vorsatz auszuführen. Sie entschloß sich also plötzlich nach Stralsund zu ihrem Bruder zu reisen, ließ den Fuhrmann umkehren und fuhr gerade durch Magdeburg wieder durch. Als sie eine Tagereise gemacht hatte, erwachten in ihr allerley andre Betrachtungen, die ihre Unruhe unendlich vergrößerten; sie bedachte, daß ihr Mann bey seiner Zuhausekunft nicht wissen würde, wo sie geblieben wäre, da sie ihm gar keine Nachricht zurückgelassen hätte; daß sie ihre Kinder ohne alle Aufsicht verlassen, und nicht die geringste Anordnung in ihrem Hauswesen gemacht hätte; ja was das

ärgſte war, ihr Gewiſſen ließ ſie gar befürchten, daß, wenn die Sache ruchtbar würde, man ihrer verdächtigen plötzlichen Abreiſe wegen, den Verdacht auf ſie werfen möchte, als ob ſie Juliuſſen ermordet hätte. Sie konnte ſich weder entſchlieſſen ihre Reiſe weiter fortzuſetzen, noch auch wieder umzukehren; endlich beſchloß ſie auf ihres Mannes Landgut, das ohngefähr vier Meilen von Zieſar lag, wo ſie dieſe Nacht zubrachte, zu reiſen. Der Gaſtwirth, bey dem ſie in Zieſar abgetreten, war ein halbgelehrter Rathsherr des Orts, der ehemal ökonomiſche und politiſche Artikel im Zeidlerſchen Univerſallexikon ausgearbeitet hatte, und noch jetzt nicht nur an den gemeinen Welthändeln vielen Antheil nahm, ſondern ſich auch ſehr neugierig nach den häuslichen und Familienumſtänden der Gäſte, die bey ihm abtraten, zu erkundigen pflegte, kam ihr zuförderſt mit einem heitern Geſicht entgegen, und brachte ihr die ſchon etwas alte Nachricht, daß am 18 October der Friede glücklich zu Aachen geſchloſſen worden. Da er ſahe daß ſie wenig darauf achtete, und mit trüben und verwirrten Augen nach dem Zimmer fragte, worauf ſie ſchon einmal geſchlafen hätte, fieng er an, ach! Ihr Gnaden, nun habe ich die Ehre Sie zu kennen; glauben Sie mirs, ich habe Sie recht herzlich bedauert, da ich den groſſen Verluſt erfahren habe,

den Sie erlitten haben, aber Sie müssen bedenken homo sum, nihil humani a me alienum, vorm Tod kein Kraut gewachsen ist: es kann bald kommen.

Hofräthinn. Wissen Sie denn schon das Unglück, das uns begegnet ist?

Gastwirth. Wie sollte ich das nicht wissen; es ist ja schon hier herum weit und breit bekannt.

Hofräthinn. Mein Gott! wie ist das möglich? von wem haben Sie es denn erfahren?

Gastwirth. Von verschiednen Fremden, die hier durchgereist sind; sie haben Sie alle recht herzlich beklagt, und ich thue es auch.

Hofräthinn. Ja freylich sind wir zu beklagen; auf eine so traurige Art die Seinigen zu verlieren, das ist erschrecklich. Ach mein Gott! mein Gott! was soll ich machen? ich weis vor Angst nicht wo ich bleiben soll.

Gastwirth. Geben Sie sich zufrieden, Ihr Gnaden, was nicht zu ändern ist, muß man mit Geduld ertragen.

Hofräthinn. Ja! mit Geduld; wer das Unglück nicht fühlt, hat gut reden.

Gastwirth. Ich versichre Sie, Ihr Gnaden, ich fühle den großen Verlust ganz in Ihrer Seele, den Sie erlitten haben.

Hofräthinn. Ach, der Verluſt wäre noch zu ertragen, wenn es nur nicht auf eine ſo traurige Art geſchehn wäre. Wiſſen Sie denn wirklich alles?

Gaſtwirth. Freylich weis ich alles; ich weis auch das, daß er die ganze Nacht unter den größten Schmerzen zugebracht hat, ehe er geſtorben iſt.

Hofräthinn. (indem ſie ſich umdreht und die Hände ringt.) ach Gott! das iſt erſchrecklich; das iſt mehr als ich weis.

Gaſtwirth. Dergleichen hätten Sie ſich aber im Voraus vorſtellen müſſen, gnädige Frau, vela praeviſa minus nocent; ein Unglück, das man vorher ſieht, thut nicht ſo weh.

Hofräthinn. Wie hätt ich mir das vorſtellen können? denn müßte man ſich ja alles Mögliche vorſtellen.

Gaſtwirth. Ja, gnädige Frau! das muß man auch; im Kriege gehts nicht anders her.

Hofräthinn. Das Spaßen ſetzen Sie nur ganz bey Seite, Herr Wirth! ich bin gar nicht dazu aufgelegt.

Gaſtwirth. Ey behüte Gott! Ihr Gnaden, ich ſpaße ja wahrhaftig nicht, wie können Sie das Spaß nennen?

Hofräthinn. Im Ernſt pflegt man aber

doch bey traurigen Fällen nicht solche Sprüchwörter zu brauchen.

Gastwirth. Was für Sprüchwörter? ist das ein Sprüchwort, wenn ich sage, im Kriege gehts nicht anders her. Das muß man sich ja vorstellen, daß man da zerschossen, zerhackt, und von der überhin reitenden Kavallerie zerquetscht wird, wie es Ihrem Gemahl ergangen ist.

Hofräthinn. Was sind das für unverständliche Reden? meinem Gemahl? der ist nie im Kriege gewesen.

Gastwirth. Ach! ich sehe wohl, ich irre mich. Habe ich nicht die Ehre mit der Frau Majorinn von F*** zu sprechen, deren Herr Gemahl, noch kurz vor dem Frieden, in den Niederlanden bleßirt und von der Kavallerie zertreten worden?

Hofräthinn. Nein, Herr Wirth! das bin ich nicht.

Gastwirth. Aber Sie kommen mir doch so bekannt vor, und haben vor nicht gar langer Zeit bey mir logirt. Wie ist denn Ihr werthester Name?

Hofräthinn. Ich bin die Hofräthinn Weissenfeld aus Magdeburg.

Gastwirth. Sie haben also auch einen Trauerfall erlitten, wie ich höre: und worin besteht denn der, wenn ich fragen darf?

Hofräthinn. Herr Wirth, ich kann unmöglich weiter mit Ihnen sprechen, mein Schmerz nimmt so sehr überhand, daß ich eine Ohnmacht besorgen muß, und der Ruhe höchst nöthig habe. Weisen Sie mir nur mein Schlafzimmer an.

Gastwirth. Aber eben deswegen dächte ich, Sie ließen sich noch ein wenig durch mich zerstreuen, ich kann Ihnen allerley artige Sachen erzählen, wobey Ihnen die Grillen wohl vergehn werden.

Hofräthinn. Ich bitte Sie um Gotteswillen, schonen Sie mein, und machen Sie, daß ich zur Ruhe komme.

Gastwirth. Nun gut! nun gut! wie Sie befehlen.

Die Hofräthinn, welche durch das Gespräch des Gastwirths völlig aus ihrer Fassung gekommen war, erholt sich etwas wieder, da sie vernahm, daß es ein Irrthum war, allein ihre vorige Unruhe wurde dadurch nicht vermindert. Sie schrieb noch denselben Abend dies kurze Billet an ihren Mann.

Lieber Mann!

Das Unglück, das unsern lieben Julius betroffen hat, und das Du bey Deiner Zuhausekunft

wohl meiſt erfahren haben, hat mir in Magdeburg keine Ruhe gelaſſen; unſre Leute werden Dir den Schreck erzählen können, den ich davon gehabt habe. Ich fand alſo nöthig, um meiner Geſundheit nicht durch ein Uebermaß von Betrübniß, das mir unſer Haus verurſachte, und die Oerter, wo ich ihn ſo oft geſehn, und wobey ich mich ſeiner ſo lebhaft erinnerte, zu ſchaden, und um mich etwas zu zerſtreuen, nach unſer Landguth zu reiſen. Sorge doch ja für unſre Kinder, lieber Mann, und für unſer Haus, und gieb mir bald einige Nachricht von Deinem Befinden, oder wo es möglich iſt, ſo komm ſelbſt. Ich kann für Thränen nicht weiter ſchreiben. Lebe wohl.

Dieſen Brief ließ ſie am folgenden Morgen auf die Poſt geben, nahm von dem neugierigen Wirth, der ſich über dieſe Reiſe den Kopf zerbrach, und noch mancherley Fragen an ſie that, kurz Abſchied, und reiſte nach ihrem Landguth. Ihr Mann kam noch denſelbigen Abend zu Hauſe, und war in der äuſſerſten Beſtürzung, da er weder ſeine Frau, noch Juliuſſen fand: auf den Geſichtern der Mägde herrſchte Traurigkeit und Verwirrung, eine fliſterte der andern ins Ohr, und keine wollte auf ſein Befragen mit der Sprache heraus. Er erfuhr endlich zu ſeinem gröſten Erſtaunen, daß Julius ſchon ſeit drey Tagen ver-

mißt worden, und daß man gestern die Nachricht erfahren hätte, daß bey Rothensee ein Kind in der Elbe gefunden worden; wo aber seine Frau hingereist wäre, wuste ihm kein Mensch zu sagen, alles was die Mägde wusten, bestand darin, daß sie hätte nach Rothensee fahren wollen. Da Weissenfeld in allen seinen Leidenschaften ausschweifend war, so wird man leicht erachten können, welchen Eindruck diese Nachrichten auf ihn gemacht, Zorn, Wuth, Angst und Verzweiflung wechselten mit ihren Wirkungen bey ihm ab. Er setzte sich des andern Morgens bey Tagesanbruch zu Pferde, und ritt nach Rothensee. Hier erfuhr er zwar, daß man wirklich ein Kind in der Elbe gefunden, allein es war schon begraben, und die Beschreibung, welche die Bauren von demselben machten, schienen ihm weder in Ansehung der Statur, noch der Kleidung auf seinen Julius zu passen; und von seiner Frau konnte er kein Wort erfahren, indem niemand ein fremdes Frauenzimmer daselbst wollte gesehn haben. Er kam also unverrichteter Sache wieder nach Hause, und befand sich noch in eben der Verlegenheit, worin er vorher gewesen war: er gieng zu allen seinen Freunden und Bekannten, aber keiner wuste ihm die geringste Nachricht zu geben. Am folgenden Morgen erhielt er endlich den Brief von seiner Frau. Da er selbst nicht glaubte, daß es Jus

lius wäre, der bey Rotbensee gefunden, so hinterließ er seinen Leuten den Befehl, sich unabläßig von Haus zu Haus nach ihm zu erkundigen, und er setzte sich wiederum zu Pferde, froh, daß er nur wuste, wo seine Frau war, so verhaßt sie ihm auch zuweilen schon war, und ritte nach seinem Guthe. Unterweges wollte er bey dem Pastor Peemüller ansprechen, und erstaunte, da ihm Julius entgegen gelaufen kam, und vor Thränen nicht sprechen konnte. Alle Wetter sollen dich holen, verfluchter Junge, fuhr er ihn an, dir soll die Lust wohl vergehn, uns wieder einen solchen Schreck zu machen; ins Zuchthaus will ich dich sperren lassen, du Teufelskind. Indem er vom Pferde stieg und auf ihn losschlagen wollte, kam Peemüller und Treumann dazu, und sagten ihm, er möchte seinen übereilten Zorn mässigen, bis er den wahren Zusammenhang der Sache erfahren hätte. Sie erzählten ihm hierauf, was Julius von seinem Lehrer sowohl als von seiner Stiefmutter hätte ausstehn müssen, und wie man den unschuldigen Knaben durch eine mehr als unmenschliche Härte fast zur Verzweiflung gebracht hätte. Weissenfeld gerieth in Wuth, und erlaubte sich alle nur mögliche Flüche und harte Ausdrücke, sowohl über seine Frau als Hoppius; endlich verlangte er zu wissen, wie denn Julius hieher zu seiner Mutterbruder gekommen wäre

Dieser erzählte sodann, da ihn der Officier von der Thüre weggejagt hätte, wäre er beynahe eine Stunde in der Stadt herumgeirrt, er hätte sich in der Angst auf keinen Freund oder Bekannten seiner Eltern besinnen können, zu dem er hätte fliehen können; endlich wäre er von Hunger, Frost, und schrecklicher Erwartung der zukünftigen Nacht, ohne alle Aussicht menschlicher Hülfe in Verzweiflung gerathen, und hätte nach dem Fürstenwall gehen wollen. Unterwegs wäre ihm der Herr Kandidat Müller, (der mit zugegen war) begegnet, hätte ihn mit nach Hause genommen, und wäre des folgenden Tags auf sein inständiges Bitten mit ihm hieher gereist; weil er ohnehin seinen Onkel sowohl als Herrn Treumann sehr gut kennte. Als der Hofrath diese Erzählung hörte, und Juliussens erfrorne Hände sahe, auch von Müllern erfuhr, wie sehr das arme Kind wäre ausgehungert gewesen, fieng er bitterlich an zu weinen, und schwur mit vielen Betheurungen dies an seiner Frau und Hoppiussen zu rächen. Peemüller ergriff diese Gelegenheit, ihm vorzustellen daß Julius von seiner Stiefmutter doch unaufhörlich verfolgt werden würde, und nur noch um so viel mehr, wenn er seine Drohungen erfülle; er bäte ihn also, ihn dort zu lassen; er, Peemüller, machte sich anheischig für seinen weitern Unterricht und Erziehung so zu sorgen, als wenn es sein leib-

licher Sohn wäre, welches endlich der Hofrath nach einigem Widerstand bewilligte, und seine Kleidung und andre nöthigen Sachen nächstens nachzuschicken versprach. Er ritt hierauf voll Unmuth und Zorn nach seinem Landguth, und machte seiner Frau die bittersten Vorwürfe, die sie einige Augenblicke geduldig anhörte; sobald sie aber aus seinen Reden vernahm, daß Julius noch am Leben, und beym Pastor Peemüller sey, verwandelte sich plötzlich ihr Gesicht und ihr Betragen, mit der Besorgniß über Juliussens Schicksal verschwand auch ihre Reue, und alle Gelübde, die sie vorher gethan hatte, besser gegen ihn gesinnt zu seyn; sie fing nun an ihn zu verläumden, die Einschliessung bey Hopplus, von der sie freylich vorher nichts gewust hatte, die sie aber auch nicht hatte wissen wollen, gänzlich abzuleugnen, und statt dessen zu erdichten, Julius wäre ohne ihre Erlaubniß mit andern bösen Buben nach Krakau gegangen, wäre eine Nacht ausgeblieben, Gott wüste wo er gesteckt hätte, endlich den andern Abend spät mit einem besoffnen Unterofficier zu Hause gekommen, und hätte auf der Strasse gelärmt und geschrien; da sie die Thüre aufgemacht, und zu ihm gesagt hätte, du gottloser Junge verdienst nicht, daß man dich wieder ins Haus läßt, wäre er trotzig geworden und mit dem Unterofficier wieder weggelaufen; sie hätte noch denselbi-

gen Abend die Mägde nachgeschickt, und ihn einige Stunden lang suchen lassen, allein er wäre nirgends zu finden gewesen, so wenig als des folgenden Tags, da sie ihn noch den ganzen Vormittag hätte suchen lassen. Er möchte nur die Mägde fragen, ob sich nicht alles dies so verhielte, wie sie es erzählte. Da sie endlich des Nachmittags die Nachricht gehört hätte, daß von einigen Leuten aus Rothensee ein Kind in der Elbe gefunden worden, hätte sie des gottlosen Jungens halber, so wenig er es auch verdiente, die schrecklichsten Ahndungen bekommen, die ihr in Magdeburg keine Ruhe gelassen hätten, so daß sie sich entschlossen hätte, dorthin zu reisen, um sich zu zerstreuen, wie sie ihm bereits geschrieben hätte. Zu gleicher Zeit sagte sie in einem drohenden und befehlenden Ton zu ihm, er sollte sich nicht unterstehn ferner in solchen Ausdrücken mit ihr zu sprechen, als er da eben gebraucht, und sie aus Mitleid mit ihm und seiner Leidenschaft eine Weile geduldig angehört hätte, oder widrigenfalls könnte er sich nur darauf gefaßt machen, in einem halben Jahre keinen freundlichen Blick von ihr zu bekommen. Sie hatte kaum ausgeredt, als er ihr zu Füßen fiel, sie in den demüthigsten und zärtlichsten Ausdrücken um Vergebung bat, mit dem Geständniß, er sey von Julius und dem Pastor Peemüller hintergangen worden, und wollte sich

von beyden auf die Zukunft ganz los machen; er hätte auch bereits dem leztern die Versicherung gegeben, daß Julius auf immer bey ihm bleiben sollte, und daß er ihm seine Sachen in wenig Tagen nachschicken wollte. Die Hofräthinn ward über diese Nachricht ausserordentlich aufgeräumt, sie versöhnte sich völlig wieder mit ihrem Mann, der sich unter dem Rauschen ihrer Küsse im Paradiese zu befinden glaubte, und froh war, daß sich ihr Zorn, der ihm so fürchterliche Aussichten ankündigte, so bald wieder gelegt hatte, und so voll Unruhe beyde von Magdeburg weggereist waren, so vergnügt kehrten sie dahin wieder zurück.

Karl war nunmehr nebst seiner Schwester bloß seiner Mutter, oder vielmehr sich selbst überlassen; denn er that alles was er wollte, und hatte im Grunde seiner Mutter mehr zu befehlen, als sie ihm. Indessen wollte sie doch das Ansehn haben, daß sie Meisterinn in der Erziehung wäre, und alles, was dahin gehörte, vollkommen verstände. Sie hatte noch aus ihrem vorigen Stande, da sie Französinn gewesen war, eine gewisse Erziehungsweisheit beybehalten, die ihr damals recht gut mochte gekleidet, und auch wohl zuweilen ihre Wirkung gethan haben; jezt aber mit Karls und Rosalindens Betragen, das doch die Frucht ihrer Erziehungsweisheit seyn sollte, einen seltsamen, und

oft lächerlichen Kontraſt machte. Sie fieng indeſſen mit einem gewiſſen Eifer an, alles, was über die Erziehung geſchrieben war, zu leſen und das Geleſene den Geſellſchaften, worin ſie ſich befand, wieder vorzudociren, als wenn es lauter eigne, von ihr ſelbſt durchgedachte Grundſätze geweſen wären. Das Schlimmſte hiebey war, daß ſie ſich von jedem Winde lenken ließ, und allemal das, was ſie zulezt geleſen hatte, für wahr hielt, der Widerſpruch worin es mit ihren vorigen Behauptungen ſtand, mochte ſo groß ſeyn als er wollte. Sie hatte ſchon ſeit einiger Zeit Sulzers vortrefliches Buch von der Erziehung ſtark geleſen, und jedermann wunderte ſich darüber, ſie ſo vernünftig von der Erziehung ſprechen zu hören, ſelbſt Herr Sulzer, mit dem ſie zuweilen im Bachmanniſchen Hauſe in Geſellſchaft war, fand ſich darüber betroffen und freute ſich nicht wenig, zu hören, daß ſie ſo mit ihm ſympathiſirte; denn ſie war dreiſt genug, es nicht zu ſagen, daß ſie ihre Grundſätze von ihm entlehnt hätte, ſondern ſie für ihre eigne auszugeben. Einige Zeit nachher las ſie die von einem Tollhäusler unter dem Namen Mag. Kinderlieb dagegen geſchriebene unſinnige Widerlegung, welche gerade in dieſem 1748ſten Jahr zu Zürch herausgekommen war, und auf einmal verlohr ſie die Hochachtung gegen Sulzers Buch und die darin vor-

getragenen Lehren. Das Hauptargument des Tollhäuslers, daß Herr Sulzer noch in keinem öffentlichen Amt stände, und also nichts Gutes schreiben könnte, fiel ihr jezt so auf, und machte einen so ausserordentlichen Eindruck auf sie, daß sie sich von Stund an vornahm, in Zukunft weiter nichts zu glauben, als was ein Mann, der ein öffentliches Amt hätte, geschrieben hätte. Von manchen Sulzerschen Vorschriften machte sie auch einen ganz verkehrten Gebrauch. Er hatte z. E. gesagt, man müßte Kinder vor ihrem sechsten Jahre nicht in bestimmten Stunden zu gewissen beständigen Arbeiten anhalten; dies kam ihr bey ihrem Karl, und ihrer Neigung ihn zu verzärteln und in allem seinen Willen zu lassen, treflich zu statten, ob er gleich schon ins neunte Jahr gieng. Sie gab ihm dann und wann einige französische Redensarten zu lernen auf, wenn er einmal Langeweile hatte, lernte er sie, wo aber nicht, so giengen acht und mehrere Tage hin, ehe er sie hersagte; bald hatte er keine Lust dazu, bald seine Mutter nicht, bald hatte er Kopfschmerzen, bald seine Mutter Gesellschaften oder Geschäfte. Dann und wann gelangte sie durch vieles Bitten zu ihrem Zweck; da aber Bitten Bewegungsgründe sind, die ihre ganze bewegende Kraft durch eine dem Menschen eingepflanzte Neigung andre glücklich zu machen erhalten, und diese Neigung durch Eigenliebe

nur gar zu oft geschwächt wird, und einem übel unterrichteten Verstande, wenn diese Art von Bewegungsgründen zu oft gebraucht wird, sehr bald die Meynung beygebracht wird, daß die Glückseligkeit Andrer in einem hohen Maaße von ihm abhänge, und er sich dieser Abhängigkeit bedienen könne, um eigene Absichten und eingebildete Vortheile zu erreichen, so thaten sie auch nur selten bey Karln Wirkung. Er drohete sogar seiner Mutter, wenn sie ihm dies oder jenes Verlangen nicht gleich bewilligte, daß er entweder nicht lernen wollte, oder daß er andre Dinge thun wollte, um deren Unterlassung sie ihn flehentlich zu bitten pflegte. Sie kam dadurch in manche Verlegenheit, und hatte oft Gelegenheit die unangenehmen Folgen zu fühlen, die sie sich durch dies Verhalten gegen ihn selbst zubereitet hatte. Einmal wurde sie in einer grossen Gesellschaft durch ihn so beschämt, daß ein Stadtmährchen daraus wurde. Sie hatte zur Feyer ihres eignen Geburtstages, bey welcher sie gewöhnlich eine ansehnliche Gesellschaft zu bewirthen pflegte, schon eine geraume Zeit vorher ein paar Gänse mästen lassen, wovon die eine zween Tage zu früh starb. Es ärgerte sie, Mühe und Korn umsonst verschwendet zu haben, und sie nahm sich daher vor, die gestorbene Gans mit auftragen zu lassen; nach vorhergegangenem scharfen

Verbot an alle die im Hause waren, von ihrem Mann an bis zum Kutscher, bey Vermeidung ihrer höchsten Ungnade kein Wort davon zu sagen. Der Braten wurde aufgetragen, und Karl verlangte in diesem Augenblick etwas vom Eingemachten, noch ehe es den Fremden präsentirt war. Man muß dabey wohl bemerken, daß nur so wenig davon vorhanden war, daß die Hofräthinn sehr befürchtete, es würde bey aller Bescheidenheit der Gäste nicht zureichen. Sie sahe sich also genöthigt es ihm zu versagen und ihn liebreich zu bitten, daß er doch warten möchte, bis es herum präsentirt würde und an ihn käme. Wenn Sie mir nichts geben, Mama, so sage ichs, fieng Karl an. Die Hofräthinn fieng an zu zittern, und befahl dem Diener ihn sogleich wegzubringen. Ich will nicht weg, fuhr er fort, ich will hier bleiben und etwas vom Eingemachten haben, und wenn sie mir nichts geben, sage ichs wahrhaftig. Die Hofräthinn wuste nicht, wie sie sich rathen oder helfen sollte; die Gäste merkten ihre Verwirrung, einer sahe den andern an und lachte: endlich brach er plötzlich aus, die eine Gans da ist nicht geschlachtet, sie ist schon vor zwey Tagen gestorben. Verrathe doch deine Einfalt nicht so, und glaube nicht alles, was man dir einbilden will, unterbrach ihn seine Mutter, wer wird denn eine lebendige Gans auf den

Tisch bringen? sie muß ja allerdings gestorben seyn, wenn sie gegessen werden soll. Aber sie ist von selbst gestorben, fuhr er fort. Seine Mutter gerieth endlich ganz aus ihrer Fassung, stand auf und gab ihm ein paar Ohrfeigen, die ersten welche er von ihr in seinem Leben bekommen hatte; darauf ließ sie ihn mit Gewalt wegbringen; er schrie aus allen Kräften, und sie wuste kein andres Mittel sich zu helfen, als daß sie ihn überschrie und so laut schalt, daß man dafür seine Worte nicht hören konnte. Als er heraus war, wandte sie vor, der Bediente hätte es ihm weiß gemacht, der dies auch auf einen von ihr erhaltnen Wink bekräftigte. Sie mußte es indessen anhören, daß einer von den Gästen sagte, er würde seinem Bedienten nie dergleichen Vertraulichkeit mit seinen Kindern verstatten noch weniger aber es erlauben, daß er ihnen Unwahrheiten vorsagte: auch wurde sie wohl gewahr daß die Gäste ihrem Sohn mehr als ihr glaubten, da keiner von dem Braten zu essen Appetit hatte. So oft sie indessen auch auf ähnliche Art durch ihn in Gesellschaften beschämt wurde, so glaubte sie es doch nie, daß dies Folgen ihrer eignen Erziehung wären; vielmehr legte sie die Schuld davon, ihrem Mann, zuweilen auch dem schlechten Unterrichte des Herrn Treumanns bey. Gleichwohl unterließ sie nicht, ihn an allen Gesellschaften Theil

nehmen zu lassen, die in ihrem Hause gehalten wurden, und ihn allenthalben mit zu nehmen, wohin sie gebeten wurde. Sie hatte auch dies in den Büchern, welche sie gelesen hatte, empfohlen gefunden, allein sie machte keinen Unterschied unter Gesellschaft und Gesellschaft, und bedachte nicht, daß diejenigen, zu welchen Karl gezogen wurde, gar nicht von der Art waren, daß er daraus in Absicht der Bildung seines Charakters Vortheil haben konnte. Er sahe darin weiter nichts als Wedeln mit dem Fächer, Hände küssen, herumhüpfen und tanzen, Kaffee trinken und essenz und hörte weiter nichts als den seichten Scherz einiger junger Laffen, Gespräche von Kopfzeugen und Moden, Verunglimpfung und Durchhecheln der Leute in der Stadt. Kein Pfänder- oder Kartenspiel wurde angestellt, woran er nicht Theil nahm und wobey er nicht der lautste und geschäftigste war. Damit endlich nichts fehlen möchte was zu einer galanten Erziehung gehörte, und Karl in den Stand gesezt würde bey den angestellten Bällen mit zu tanzen, so wurde ein Tanzmeister angenommen, der ihm alle Woche sechs Stunden Unterricht im Tanzen gab; wozu nach einiger Zeit noch ein Zeichenmeister und ein französischer Sprachmeister kam.

Rosalinde wurde ungefähr eben so erzogen als ihr Bruder, sie hatte eben so wie er, in

allem ihren Willen, wurde eben so wenig zur Ordnung und Regelmäßigkeit (den Putz ausgenommen) angehalten als er, sie kam in eben die Gesellschaften, worin er kam, und genoß alle Ergötzungen derselben mit ihm gemeinschaftlich. Sie wurde auch eben so wie er durch die Schmeicheleyen ihrer Mutter verdorben, die sie nie anders als das schöne Mädchen, die schöne Prinzessinn nannte. Stolz, Eitelkeit, Hang zum Putz und zur Veränderung, Leichtsinn und Sprödigkeit waren ihr schon mit der Mutter-milch eingeflößt, und wurden beständig unterhalten. Eine der bekanntesten Putzmacherinnen war fast beständig mit ihrem und ihrer Puppen Putz beschäftigt, deren sie eine grosse Menge hatte, die alle au dernier gout, und jede in einer besondern Modefarbe angezogen waren. Sie brachte den grösten Theil des Tages in ihrer Puppenkammer zu, und beschäftigte sich unaufhörlich damit, die eine aus- und die andre wieder anzuziehen; wenn ein Puppenkleid nicht recht paßte, so wurde es gleich zerrissen oder zerschnitten, und dann mußte die Putzmacherinn ein andres machen. Den übrigen Theil des Tages brachte sie mit ihrem eignen Putz, und mit Bewunderung ihrer Schönheit vor dem Spiegel zu; oder sie war in Gesellschaft, wo sie ebenfalls alle Pfänder- und Kartenspiele mit spielte. Wenn sie dabey ihren

Meynung nach nicht genug geehrt und hervorgezogen wurde, stand sie auf und lief in ein Nebenzimmer, wo sie sich versteckte, weinte und nicht eher wieder zurück kam als bis irgend eine der angesehnsten erwachsenen Mannspersonen sie mit vielem Bitten dazu nöthigte. Man schmeichelte ihr überall, und dies machte, daß sie schon jezt alle Mannspersonen als ihre Anbeter ansahe, und ihre Einbildungskraft mit denen beschäftigte, die sie dereinst in Zukunft haben würde. Ihre Mutter hatte ihr verschiedene Beyspiele von bürgerlichen Frauenzimmern erzählt, die das Glück gehabt durch ihre Schönheit in den Fürstenstand zu kommen, keine von diesen konnte so schön gewesen seyn, als sie sich selbst fand; sie gieng also mit nichts geringerm als dem Gedanken um, künftig einmal zum wenigsten Frau Herzoginn zu werden. Sie ließ in ihrer Einbildung zwanzig bis dreyßig Freyer allerley Standes und Würden, bis zum Grafen hin, sich ihr ehrerbietig nähern, und kützelte sich über den Triumpf, sie eine Weile in zweifelhafter Hofnung schmachten zu lassen, um eine zahlreiche Cour zu haben, und sie hernach mit stolzer Sprödigkeit abzuweisen, weil sie keine Fürsten wären. Auch hierauf hatte ihre Mutter Einfluß, die ihrer Tochter nichts lieber zu erzählen pflegte, als wie viel und wie ansehnliche Heirathsanträge sie gehabt,

und wie spröde sie diesen oder jenen abgewiesen. Rosalindens Eitelkeit offenbarte sich auch bey ihren Spielen; sie und ihre Gespielinnen stellten beständig Edeldamen vor, die sich einander in Reifröcken mit grosser Ceremonie besuchten; selten war sie den andern gleich, sondern gemeiniglich war sie eine Gräfinn oder eine Fürstinn, der die andern ihre Aufwartung machen mußten. Diese liessen es sich um desto eher gefallen, weil sie allemal von ihrer Mutter Konfekt im Ueberfluß bekam, um ihre Hofdamen nach ihrer Art fürstlich zu bewirthen. Die Knaben, welche zuweilen mitspielten, und selbst ihr Bruder Karl mußten immer knieend ihre Aufwartung machen, in der Stellung, die sie in Kupfern bey einigen Romanen gesehn hatte; wo sie ihnen dann stolz die Hand hinreichte und sie küssen ließ. Nur der einzige Junker von Thurk, der das Glück hatte ihr besonders zu gefallen, oder wie sie sich selbst ausdrückte, bey ihr in Gnaden zu stehn, hatte die Ehre, wenn er mit spielte, neben ihr zu sitzen und sie beym Gehen zu führen, doch hieß er alsdann nicht Junker, sondern Prinz. Keine grössere Freude hatte sie, als wenn sie irgend ein andres Frauenzimmer, es sey groß oder klein vor dem Spiegel traf; sie trat sogleich neben dasselbe, um ihr Gesicht mit jener ihrem kontra-

ſtiren zu laſſen. Ueberdem war ſie eigenſinnig und herrſchſüchtig; bey allen Spielen machte ſie die Befehlhaberinn, und alle mußten nach ihrer Willkühr angeordnet werden; ſonſt kam, in ihrem Hauſe wenigſtens, kein Spiel zu Stande. War die Geſellſchaft nach ihrem Geſchmack, ſo konnte ſie des Abends bis eilf oder zwölf Uhr ausdauren, ohne müde zu werden; war dies aber nicht, ſo gieng ſie noch vor neun Uhr zu Bette, und dann mußte ihre Mutter ſichs gefallen laſſen, die Geſellſchaft ſo lange zu verlaſſen und bey ihrem Bette zu ſitzen, bis ſie eingeſchlafen war. Die Furcht vor Geſpenſtern hatte ſie ihrem eignen Vater zu danken, der thöricht genug war ſeinen Kindern des Abends, wenn er allein war, den Kopf mit Geſpenſterhiſtorien anzufüllen, hingegen die Furcht vor Gewittern hatte ſie ſowohl als ihr Bruder von ihrer Mutter, die bey jedem Gewitter, ja ſogar wenn der Himmel im Sommer nur anfieng trübe zu werden, eine auſſerordentliche Aengſtlichkeit blicken ließ, ſich in dem entlegenſten Winkel des Hauſes verſteckte, und ihrer ſonſtigen Irreligioſität ungeachtet, einen Wettergeſang nach dem andern ſang, wozwiſchen bey jedem Blitz ein lauter Schrey ein ſeltſames Intermezzo zu machen pflegte.

Von der Zeit an, da ſie nur einigermaſſen verſtehn konnte, was ſie las, gab ihre Mutter

ihr nichts als Romanen in die Hände. Ein Frauenzimmer muß viel gelesen haben, pflegte sie zu denen zu sagen, welche dies misbilligten, wenn es Verstand, Geschmack und Lebensart bekommen soll, und ich wüßte keine Art von Büchern, die sich in aller Absicht so sehr für dasselbe schickte, als Romanen. Sie trug ihrem Bruder einmal ihre Gedanken darüber in einem Briefe vor, worin sie selbst ihr Verfahren als sehr klug herausstrich, und sich seine Meynung darüber ausbat. Die sich hierauf beziehende Stelle seines Briefes lautet so: "Ohne die gute Absicht mancher Romane zu verkennen, noch es »zu leugnen, daß sie ein Mittel seyn können verschiedene gute Gesinnungen zu erregen und tugendhafte Grundsätze einzuflössen, die so anschaulich in Beyspielen vorgestellt, offenbar auf das »Herz stärker würken und mehr Eindruck machen »als nackte Lehrsätze, möchte ich sie doch im Ganzen nicht für Kinder zum Lesen empfehlen: wenigstens müßte ich sowohl die Gemüthsart des Kindes als den Roman vollkommen kennen, den ich »lesen liesse. Einem sanguinischen Kinde, wobey »ich auch nur den geringsten Hang zur Wollust »entdeckte, würde ich durchaus keinen Roman »zum Lesen geben, und noch weniger wollte ich »es dem Jüngling dieser Art rathen, sie zu lesen. Man darf das Schädliche nicht etwa bloß

„in Zoten und mahleriſchen Beſchreibungen von „Liederlichkeiten ſuchen; es liegt oft in Dingen, „die für einen andern Theil der Leſer ganz uns „ſchädlich und unſchuldig ſind. So wie einerley „Speiſe nicht zween Magen gleich verdaulich und „dienlich iſt, ſo geht es auch hier. Dem einen „kann ein weſtphäliſcher Schinken ſehr gut bes „kommen, woran ſich ein anderer, der das hitzis „ge Fieber hat, den Tod eſſen würde, wenn es „gleich kein Arſenik iſt. Für den Menſchen, der „nicht Herr ſeiner Leidenſchaft und ſeiner Einbil„dungskraft iſt, halte ich ſchon eine mahleriſche „Beſchreibung einer Schönheit, einer Liebe mit „ihren Aeuſſerungen, ja eines Kuſſes ſchädlich. „Seine Seele, die wie ein trockener Zunder iſt, „muß ſo viel möglich für jedem auch noch ſo „ſchwachem Funken verwahret werden: ſeine Einbil„dung pflegt ohnehin mit unzähligen Bildern „dieſer Art angefüllt zu ſeyn, die weiter nichts als „eine ſolche Veranlaſſung nöthig haben, um in „volle Bewegung geſezt zu werden. Und von „dieſer Gattung ſind vielleicht die mehreſten jun„gen Leute, welche Romanen leſen. Leſen müſſen „junge Leute, Knaben ſowohl als Mädchen aller„dings, weil ſie ohne Leſen nicht einmal ihre „Mutterſprache richtig lernen, und weil das Leſen „das herrlichſte Mittel iſt, die Seelenkräfte zu „üben, den Geſchmack zu bilden, und eine Men-

»ge Begriffe und Kenntniſſe zu bekommen. Ein »junger Menſch, der nicht viel Bücher in ſeiner »Mutterſprache geleſen hat, mag ſo ſchulgelehrt »werden als er will, es wird doch weiter nichts »als ein Pedant aus ihm. Aber müſſen es denn »gerade Romanen ſeyn, die von jungen Leuten »geleſen werden? Kann man ihnen nicht Lebens»beſchreibungen und Reiſebeſchreibungen in die »Hände geben, woraus ſie reelle Sachen lehal»ten, die ihnen in vielerley Abſicht nützlich ſeyn »können? Wäre ein Roman vorhanden, woraus »nicht nur alle ſchlüpfrige Bilder, ſondern auch »überhaupt alle ins Detail gehende Beſchreibun»gen von Liebesangelegenheiten, die wir im Le»ben genug kennen lernen, ohne ſie aus Büchern »lernen zu dürfen, verbannt wären, wori eine »geſunde Moral vorgetragen, die Tugend in ih»rer ganzen Liebenswürdigkeit und das Laſter ſo »häßlich als möglich, doch ohne Karrikatur ge»ſchildert, und ſo viel es ſich thun lieſſe, wahre »Hiſtorie, geographiſche und andere im gemeinen »Leben nützliche Kenntniſſe mit eingeſtreut, und »den jungen Leuten, die doch einmal Romanen »leſen wollen, unter dieſem Vehikul beygebracht »würden, ſo würde ich denſelben vorzüglich emp»fehlen. Freylich, da die Liebe eine der wichtigſten »irdiſchen Angelegenheiten des Menſchen iſt, ſo »werden den gröſten Theil ohne Zweifel die ge-

„wöhnlichen Romane mehr intereſſiren und unter-
„haltender für ihn ſeyn; aber ich dächte, man
„thäte beſſer, wenn man das Nützliche dem An-
„genehmen nicht ſo hintanſetzte. Der Mann, der
„es unternähme, einen ſolchen Roman zu ſchreiben,
„würde mit der Erwartung des Nutzens, den
„Vernünftige durch den zweckmäſſigen Gebrauch
„davon haben könnten, zufrieden ſeyn müſſen;
„denn auf den allgemeinen Beyfall der gewöhn-
„lichen Romanenleſer ſcheint er, vermöge des Be-
„griffs, den dieſe von einem Roman haben, wohl
„Verzicht thun zu müſſen. Für Töchter hat das
„häufige Romanenleſen noch einen andern Nach-
„theil. Ihre Köpfe werden bey etwas lebhafter
„Einbildungskraft mit ſtarken verliebten Scenen,
„und einer Menge Idealen von ſtarker Liebe,
„die gröſtentheils und zwar zum groſſen Glück
„der Welt, nicht in derſelben, ſondern nur im
„Kopf des Dichters exiſtirt, angefüllt, und ſie
„erwarten daher von ihren künftigen Liebhabern
„oder Ehemännern eine ähnliche Sprache, ähn-
„liche Ausdrücke der Liebe; finden ſie dieſe wie
„gewöhnlich nicht, ſo plagen ſie dieſelben mit dem
„Vorwurf der Gleichgültigkeit, oder ſie gerathen
„in andre Ausſchweifungen. Sie wollen ſtatt der
„wahren ehrlichen Liebe, die in einer heiſſen Freund-
„ſchaft, in einer aufrichtigen, warmen, ungekün-
„ſtelten Theilnahmung nicht allein an allen Schickſa-

„len und Ereigniſſen, ſondern auch an allen Gedan-
„ken und Handlungen, und zu einem thätigen
„Beſtreben, das Glück, die Ruhe und Zufrieden-
„heit des andern zu bauen und zu befördern be-
„ſteht, verbunden mit einer gewiſſen Neigung,
„vermöge welcher ſich beyde nur als Eins anſehn,
„die ich als ein bis jezt Unverheiratheter nicht
„ganz beſchreiben kann, lieber unaufhörliche
„ſchmachtende Blicke, verliebte Seufzer und
„Fußfälle, beſtändiges Händedrücken und Küſſen
„haben. Sie ſelbſt bekommen eine Gleichgültig-
„keit gegen die Wirthſchaft und das häusliche Le-
„ben, hängen der Begierde zum Leſen zum Nach-
„theil deſſelben nach, und verleugnen ſelbſt in ihrer
„Liebe, zum groſſen Nachtheil derſelben die Na-
„tur. Es iſt ganz gewiß, daß die Perſonen,
„die uns in Romanen und Schauſpielen mit ih-
„rer romantiſchen Liebe gefallen, uns im Leben,
„wenn ſie ſo ſind, wie ſie dort beſchrieben wer-
„den, unausſtehlich ſind. Wenn du alſo meinem
„Rath folgen willſt, ſo entferne von deiner Toch-
„ter ſo viel als möglich alle Romanen, und laß
„ſie nebſt der vorgedachten Gattung von Büchern,
„Hallers, Hagedorns, Uzens, Kleiſts Gedichte,
„und ſobald ſie es verſtehen kann, die kleine
„vortrefliche Schrift, die Beſtimmung des Men-
„ſchen, welche der würdigſte meiner Freunde,

„Herr Spalding aus Triebsees im vorigen Jahre „drucken lassen, lesen. „

So gut gemeynt diese Vorstellungen auch waren, so blieben sie doch bey der Hofräthinn, wie alle übrige, fruchtlos. Wenn sie ihren Bruder oder andre um Rath fragte, so that sie es nur, um das Vergnügen zu haben sich und ihren Grundsätzen beystimmen zu lassen; geschahe dies nicht, so wog sie dieselben nie gegen den ihr ertheilten Rath ab, sondern der letztere wurde blind verworfen. Sie fuhr also fort ihre Tochter Schauspiele und Romane lesen zu lassen, die das Magazin ihrer Einbildung daraus von Zeit zu Zeit mit romantischen Vorstellungen ansehnlich vermehrten, und dem Gedankenspiel, womit sie sich so wie ihre Brüder beschäftigte, immer neue Nahrung verschafte. An Religions- und Erbauungsbüchern fand sie selbst gar keinen Geschmack, ja sie hörte nicht einmal gern ernsthafte in die Sittenlehre schlagende Gespräche, es war also kein Wunder, daß sie auch ihre Tochter Bücher dieser Art nicht lesen ließ, und ihr keine Empfindungen der Religion beybringen konnte, da sie selbst keine hatte. Rosalindens ganzer Religionsunterricht bestand darin, daß sie dann und wann, wenn sie gerade nichts zu lesen hatte, und es ihrer Mutter einmal einfiel, ein paar

Fragen aus dem kleinen Katechismus lernte. Die Frömmigkeit und Tugend wurde auch nicht einmal genannt; bienſeance war das einzige, wozu ſie angeführt wurde. Es hieß nur immer, du mußt hübſche Lebensart haben, dich wohl und anſtändig zu betragen wiſſen, dich nicht gemein machen, deine Kleidung in Acht nehmen, an deinem Putz nichts verderben, nicht zuviel in die Sonne gehn, nichts Grobes anfaſſen, deine Hände und deinen Teint nicht verderben, den Pöbel nicht zu tief grüſſen, deinem Range nichts vergeben, dies nebſt den Regeln des Putzes war ohngefähr die ganze Moral, welche ſie ihrer Tochter gab. Strafen und Drohungen brauchte ſie gar nicht; die einzige Drohung beſtand darin, du wirſt häßlich werden, keinen Mann oder einen böſen Mann bekommen, ſo wie gegenſeitig die Verheiſſung deſto häufiger gebraucht wurde, du wirſt immer ſchöner werden, einen vornehmen Mann kriegen u. ſ. w. Bloß durch dergleichen Verheiſſungen wurde das eigenſinnige, an keinen Gehorſam gewöhnte Ding dahin gebracht, daß ſie den Unterricht, den Karl im Zeichnen, Tanzen und Franzöſiſchen bekam, mit beywohnte, wo ſie wirklich einen beträchtlichen Fortgang machte, beſonders im Tanzen und im Franzöſiſchen. Das erſtere lernte Karl ebenfalls ſehr

gut, auch im Zeichnen war er nicht schlecht, nur im Französischen wollte es gar nicht mit ihm fort.

Unterdessen wurde eine der wichtigsten Hofnungen der Hofräthinn vereitelt; ein Brief von ihrem Bruder enthielt die unerwartete Nachricht daß ohngeachtet seiner langen Abneigung gegen die Ehe, und seiner Furcht seine Freyheit dadurch zu verlieren, besonders aber, bey der Person, worauf seine Neigung etwa fallen möchte, einigen Widerstand anzutreffen, der ihn nöthigte sie lange und anhaltend um ihre Hand zu bitten, und durch dies Bitten den Grund zu seiner künftigen Sklaverey zu legen, sich jezt seine Denkungsart in diesem Stück ganz geändert hätte, da er in der Person der Mademoiselle Helwig ein Frauenzimmer kennen gelernt hätte, das so unschuldig, so sanft, so nachgebend, so zärtlich wäre, und dabey in dem Hause ihrer etwas strengen Eltern eine so gute Erziehung gehabt hätte, wodurch sie gegen allen Eigensinn verwahrt worden, und zur Folgsamkeit gewöhnt wäre, daß er bey ihr keine der gewöhnlichern üblen Folgen einer ehelichen Verbindung befürchtete, und sich deswegen vor einigen Tagen mit ihr verlobt hätte. Zugleich fügte er das Versprechen bey, daß diese Verbindung seine Gesinnung und Verhalten gegen sie nicht im geringsten verändern sollte, und zum Beweise hie-

von, wiederholte er sein ehemals gegebenes Versprechen, Juliussen zu sich zu nehmen, und bat um die Erlaubniß, es jezt erfüllen zu dürfen, da doch Julius auf dem dortigen Gymnasio mehr Gelegenheit etwas zu profitiren hätte, als bey dem Pastor Peemüller. Mit eben so vielem Vergnügen wollte er auch ihren Karl zu sich nehmen, so bald sie sich dazu entschlösse, ihn von Hause zu lassen. Diese Nachricht war ein Donnerschlag in den Ohren der Hofräthinn, weil alle Aussichten auf eine ansehnliche Erbschaft für sich oder ihre Kinder dadurch verschwanden, und alle die herrlichen Gebäude, welche sie schon in Gedanken hierauf gebauet hatte, auf einmal umfielen. Indessen konnte sie es nicht ändern; und da hiedurch zugleich die Furcht gröstentheils verschwand, er möchte einmal Juliussen etwas Ansehnliches vermachen, so willigte sie jezt um so viel eher darein, daß er ihn zu sich nehmen möchte, als sie dadurch in Zukunft mancher Ausgabe überhoben würde, indem ihr Bruder für alles was er brauchte zu sorgen versprach. Peemüller wollte anfänglich nicht gerne darein willigen, er hatte sich theils schon so sehr an seine Gesellschaft gewöhnt, daß er sich ungerne von ihm trennte, theils wollte er auch gerne die Ehre haben, ihn so weit gebracht zu haben, daß er die Akademie beziehen könnte. Er hatte ihn bisher mit sehr gutem Erfolg, anfänglich mit Herrn

Treumann gemeinschaftlich, und da dieser sich nach einem sechswöchentlichen Aufenthalt in sein Vaterland begab, allein unterrichtet. Im Lateinischen las er Ciceros Briefe und die Schrift de Senectute, nebst dem schwülstigen Curtius und dem Terentius Varro de re rustica mit ihm: Schriftsteller, die sämtlich für Julius Alter ziemlich schwer waren, allein Neigung, Fleiß und sein guter, durch so mancherley Lektüre aufgeklärter Verstand überwanden bey ihm alle Schwierigkeiten. Er las den Varro mit ausserordentlichem Vergnügen, und empfand schon das Elende in den Venzkyschen Noten, dessen Ausgabe von diesen Schriftsteller er brauchen mußte. Ja er hatte nicht einmal genug an dem, was er unter der Anführung seines Mutterbruders las, sondern begierig die Geschichte des grossen Cäsars zu kennen und ihn mit Alexandern vergleichen zu können, übersezte er für sich allein seine Schriften. Im Griechischen hatte Peermüller mit ihm die Schriften Johannis durchgelesen, und fieng nach Endigung derselben die andern Evangelisten an zu lesen. Julius, der von Herrn Treumann so oft die griechischen Schriftsteller mit vielem Enthusiasmus rühmen, und das Urtheil von ihm gehört hatte, daß viele derselben, besonders Palaphat Aesop, (von dem er schon ehemals einige Fabeln gelesen hatte) Polyän, Aeschines der Sokratiker, Ce-

des, und Xenophon viel leichter wären als das Neue Testament, bat seinen Mutterbruder oft inständigst, daß er doch einen dieser Schriftsteller, die er kennen zu lernen eine so brennende Begierde hätte, mit ihm lesen möchte; allein Peemüller hatte selbst nie einen von denselben gelesen, weil er auf der Schule, wo er gewesen war, keine Gelegenheit dazu, und auf der Akademie mit dem grossen Haufen das Vorurtheil gehabt hatte, ein Prediger dürfe nur so viel aus dem Neuen Testament übersetzen können, daß er damit taliter qualiter vor dem Konsistorio bestehen könnte; er war zwar nachher einigermassen zur Erkenntniß seines Vorurtheils gekommen, und hatte um des Urtheils einiger grossen Männer willen, (denn vom Ehransehn hatte er sich von jeher leiten lassen) die Griechen als Quellen und Muster des guten Geschmacks angesehn und schätzen gelernt: allein nun war es zu spät, zum Lernen war er zu alt und zu phlegmatisch; er traute sich auch die Kräfte nicht zu, weil er dies Studium für unermeßlich, und daher einen Mann, der die griechischen klaßischen Schriftsteller lesen konnte, für einen ausserordentlichen Gelehrten hielt. Er konnte also Juliussens Verlangen unmöglich befriedigen, so gern er seiner Lernbegierde zu Hülfe gekommen wäre, und er hatte die beste Entschuldigung von der Welt, die darin bestand,

daß er keinen von den Schriftstellern in seiner Büchersammlung hätte, die Julius zu lesen verlangte. Von Aesops Fabeln hatte er zwar eine griechisch-lateinische Ausgabe mit Holzschnitten, allein er versteckte sie sorgfältig, daß Julius sie nicht zu sehn bekam. Dagegen wandte er desto mehr Fleiß auf das Hebräische, welche Sprache er ehemals zu Jena mit ausserordentlichem Eifer, als die heilige Sprache studirt hatte. Julius hatte es durch eignen Fleiß lesen gelernt, und unter der Anführung seines Mutterbruders lernte er die Paradigmen, und mußte nach Danzens Grammatik analysiren, er konnte aber nach dieser Methode gar keinen Geschmack an dieser Sprache finden, vielmehr wurde sie ihm dadurch ekelhaft und verdrießlich; sein Kopf, der sich immer gern mit reellen Dingen beschäftigen wollte, wurde dabey mit so vielen Kleinigkeiten unterhalten, und sein Geist, der immer vorwärts strebte, wurde oft mit der Analyse eines einzigen Wortes so lange aufgehalten, besonders mit dem verdrießlichen Morenzählen, daß er dadurch fast alle Lust zu dieser Sprache verlohr. Die Geschichte und Erdbeschreibung, seine alten Lieblingsstudien, sezte er noch immer mit gleichem Eifer fort, wendete er auch mit Beyhülfe seines Mutterbruders die Geometrie durchstudirte. Mit diesen Kenntnissen versehn, ließ ihn endlich Pee-

müller, nach langem Widerſtande, und nachdem er beynahe ein Jahr lang mit dem Kammerrath Wegner Briefe darüber gewechſelt hatte, in einem Alter von nicht völlig zwölf Jahren, nach Stralſund reiſen. Er begleitete ihn ſelbſt bis Berlin, wo er ihn dem nach Stettin fahrenden Schirrmeiſter übergab, um bis Prenzlow die Aufſicht über ihn zu haben; von hieraus aber mußte er die übrigen 17 Meilen über Paſewalk, Anklam und Greifswalde allein machen. Die Trennung von ſeinem Mutterbruder in Berlin gieng ihm auſſerordentlich nahe, und er brachte den ganzen Tag auf dem Poſtwagen mit Weinen zu, bis er endlich durch das Fahren, die Müdigkeit, und die Menge fremder Gegenſtände, welche er zu ſehn bekam, etwas zerſtreut ward. Hiezu kam noch, daß ſich in Prenzlow ein Kaufmann aus Stralſund mit auf die Poſt ſezte, ein ſehr gütiger Mann, der ſich ſeiner liebreich annahm, ihm von ſeinem Wein und Erfriſchungen gab, und auf allerley Art für ihn ſorgte. Indeſſen blieb ſeine Bruſt beklemmt, bis er in Reinberg, zwo Meilen von Stralſund, ſeinen gütigen Onkel Wegner antraf, der ihm bis dahin entgegen gekommen war, er ſprang vom Poſtwagen auf, da er ihn erblickte, noch ehe dieſer ſtill hielt, und ſtreckte die Arme gegen ihn aus; würde aber einen unglücklichen Fall durch

das Fortrücken des Poſtwagens gethan haben, wenn nicht der Kaufmann ihn bey den Füßen ergriffen hätte, da er ſchon halb über dem Wagen hieng. Da ihm endlich der Kammerrath ſelbſt herunter geholfen hatte, konnte er für Freudenthränen lange kein Wort vorbringen, ſeine Lippen blieben unbeweglich an der Hand ſeines Onkels hangen, dann drückte er dieſe wieder an ſeine Bruſt, dann ſah er ihn wieder ſtumm mit den zärtlichſten Augen an, endlich konnte er ſo viel vorbringen: Ach, mein allerliebſter Onkel, ich bin nun weit weit von meinen Eltern, nehmen Sie mich doch ja als ihren Sohn an, und erlauben Sie mir, daß ich Sie immer Vater nennen darf; ich ſoll nun immer bey Ihnen bleiben, wollen Sie mich auch wohl gerne behalten? Von Herzen gerne, mein Sohn, erwiederte der Kammerrath, du kannſt ſo lange bey mir bleiben, bis du einmal auf die Univerſität gehſt, du ſollſt mich auch Vater nennen, ich will alles an dir thun, was ein Vater thun kann, und ich hoffe, daß es dir bey mir ſo ergehen wird, daß du von einer zu heftigen Sehnſucht nach deinen Eltern, von welchen du ſchon ohnehin ſeit geraumer Zeit biſt getrennt geweſen, nicht beunruhiget werden ſollſt. Als ſie in Reinberg Kaffee getrunken hatten, nahm ihn ſein Onkel mit in

seine Chaise, und so fuhren sie beyde nach Stralsund zu. Sein Entzücken war unbeschreiblich, als er jenseits Brandshagen die Stadt und zugleich die See erblickte. Was ist das da für eine erstaunliche Menge von Thürmen, die da so nahe bey einander stehn? fragte er, von der Menge der Gegenstände so zerstreut, daß er selbst nicht wuste, worauf er seine Neugier zuerst richten sollte.

Wegner. Das sind die neun Thürme des Rathhauses.

Julius. Und da hinter der Stadt läßt es ja noch, wie ein ganzer Wald von Thürmen.

Wegner. Das sind die Masten der Schiffe, die in den Häfen liegen.

Julius. Wie? sie sagen in den Häfen? ist denn mehr als ein Hafen da?

Wegner. Ja, es ist ein doppelter Hafen, der durch ein grosses steinernes Bollwerk vor dem Fehrthor getrennt wird; der hier diesseits heißt der Stadthafen, darin laufen nur Kauffartheyschiffe und jenseits ist der Kronhafen, wo die Kriegsschiffe einlaufen.

Julius. Was ist das da für ein prächtiger grosser Thurm und Kirche? Das ist wohl die vornehmste.

Wegner. Es ist die Marienkirche, sie ist die gröste, aber dem Range nach ist die Nikolaikirche dort mit dem einen spitzen und einem stumpfen Thurm die erste.

Julius. Aber wo kriegen sie hier alles das Kupfer her, ich sehe die Kirchen und Thürme sind alle blau, oder ist es Schiefer?

Wegner. Nein, es ist Kupfer, das wir hier aus Schweden wohlfeil haben können. Schiefer haben wir hier gar nicht.

Julius. Aber was für ein Land ist das, welches da hinter der See liegt?

Wegner. Es ist die Insel Rügen.

Julius. Hier vorne liegt ja noch eine ganz kleine Insel.

Wegner. Das ist der Dänholm, dahin wollen wir bald einmal eine Lustfahrt machen, wenn es nicht sehr heiß ist.

Julius. Warum, wenn es nicht heiß ist?

Wegner. Weil auf der kleinen ganz aus Sand bestehenden, gegen Mittag flach liegenden und den Sonnenstralen sehr ausgesetzten Insel des Sommers bey heiterm Wetter eine ganz unerträgliche Hitze ist.

Julius. O sehn Sie einmal, lieber Herr Onkel! nehmen Sies nicht übel, lieber Vater wollte ich sagen, sehn Sie einmal, da kommen

drey grosse Schiffe her, hinter uns, jedes hat drey Masten, das sieht vortreflich aus. Wo mögen die wohl her kommen?

Wegner. Sie haben schwedische Flagge, es scheint wohl, daß sie aus Schweden kommen.

Julius. Aber Schweden liegt ja in Mitternacht, ich sollte denken, wenn die Schiffe daher kommen, so müßten sie wohl von dorther uns entgegen kommen, und nicht hier von hinten aus Mittag.

Wegner. Da oben bey den Inseln Ummanz und Hiddensee sind Untiefen, wo wohl Postjagden und leichte Fahrzeuge segeln können, aber die grossen Schiffe, die aus Schweden kommen, müssen alle um die Insel Rügen herum fahren, und hier von unten wieder herauf kommen. Jezt sehe ich es näher, es sind Finnische Schiffe.

Julius. Woran kennen sie die?

Wegner. An ihrer Länge. Die Finnen bauen sehr lange Schiffe, und das ganz von Holz; es ist kein eiserner Nägel darin, sondern alles ist mit hölzernen Zapfen verbunden. Und die ganze Ladung besteht auch aus Holz, Schaufeln, Löffel, Molden, Wannen und dergleichen hölzernem Geräth mehr, das sie hieher zum Johannismarkt bringen.

Unter diesen und ähnlichen Fragen und Gesprächen, kamen sie in die Vorstadt Frankenhamm, und endlich durch die Festungswerke in das Hauptthor, wo sich Julius die Nische zeigen ließ, wovon ihm sein Onkel ehemals erzählt hatte, daß Karl XII darin geschlafen hätte. Indessen fuhr er mit einer gewissen Aengstlichkeit durch das nach einer Seite hin hängende Thor. Er freute sich über die langen schnurgraden Straßen, dergleichen er ausser Berlin und Potsdamm noch in keiner Stadt, wo er bisher gewesen war, gesehn hatte; und stieg endlich ausserordentlich vergnügt am Altenmarkt mit seinem Onkel vor dessen Hause aus dem Wagen, wo er von seiner neuen Tante sehr liebreich empfangen wurde, die eben erst das Wochenbette verlassen hatte, worin sie vor drey Wochen mit einem jungen Sohn gekommen war. So ermüdet Julius auch von seiner Reise war, indem er von Berlin bis Stralsund drey Tage und zwo Nächte auf dem Postwagen zugebracht hatte, so trieb ihn doch seine Neugierde, die Merkwürdigkeiten der Stadt, die er schon so lange kennen zu lernen gewünscht hatte, zu besehn, sehr früh aus dem Bette. Sein Mutterbruder gieng auf sein anhaltendes Bitten schon um acht Uhr mit ihm aus, und zeigte ihm das grosse ansehnliche Rathhaus, das seines Gleichen wenig in Deutschland hat, das

Kommandantenhaus am Altenmarkt, und die Nikolaikirche, über deren prächtige Grabmäler, oder wie sie dort heissen, Kapellen, und Altar er sehr entzückt wurde; darauf gieng er mit ihm die Badenstrasse herunter, wo er ihm das ansehnliche Palais des Gouverneurs zeigte, wobey sich Julius erinnerte, daß er in Berlin in der Wilhelmestrasse gerade so eins gesehn. Nahe am Thor begegnete ihnen ein Kerl mit einem grossen Karren, der ihnen mit grossem Ungestüm ut'n Weeg zurief. Julius wunderte sich sehr über die Grobheit des Kerls, erfuhr aber von seinem Onkel, daß diese Art Leute, die Strandträger genannt würden, und die Waaren aus den Schiffen führen, nebst den Matrosen die gröbsten auf Gottes Erdboden wären, und Fürsten und Grafen dasselbige Kompliment machten, was dieser ihnen da so eben gemacht hätte. Die größte Augenweide hatte Julius, als er aus dem Thore an den Strand kam, und da einige hundert Schiffe liegen und die grosse See vor sich sahe, ein Anblick, der ihn so entzückte, daß er sich nicht satt daran sehn konnte und sich eine Stunde lang auf der Brücke aufhielt. Sein Mutterbruder machte sein Vergnügen vollkommen, da er mit ihm an das Fehrthor und auf eine dort im Kronhafen liegende Kriegsfregatte gieng, wo er ihn in die Kajüte und unter das Verdeck

führte, und ihm alle Theile derselben nannte. Er führte ihn hierauf wieder in die Stadt, durch die lange ansehnliche Heiligegeiststrasse, zeigte ihm die Jakobs und die grosse prächtige Marienkirche, über deren Höhe Julius erstaunte, das Zeughaus und die übrigen Kirchen, und brachte ihn endlich so müde als vergnügt wieder nach Hause. Des folgenden Tags gieng er mit ihm zu dem Rektor Bartholdi, der ihn examinirte, sich sehr über seine Fertigkeit im Antworten und Uebersetzen freute und ihn für geschickt genug hielt, in die zweyte Klasse zu kommen, es aber doch seiner Jugend wegen für rathsamer fand, ihn noch bis Ostern des folgenden Jahrs in der dritten Klasse zubringen zu lassen; wo er sich, so wie vormals in Magdeburg, bald die Liebe und das Zutrauen seines Lehrers erwarb.

Wenig Tage nach seinem Abschied aus Magdeburg, wohin er vorher mit dem Pastor Petmüller gereist war, erhielt seine Stiefmutter die Nachricht von ihrem Bruder, daß er einen kleinen Erben bekommen hätte, worüber sie ausserordentlich unruhig und misvergnügt wurde: denn sie hatte immer gehofft, daß die Ehe ihres Bruders unfruchtbar bleiben würde, zumal da er ihr vorher nichts von der Schwangerschaft seiner

Frau gemeldet hatte: ob sie gleich sonst keinen Grund dies zu hoffen hatte, als weil sie es wünschte. Ihr einziger Trost dabey war, daß Julius so weit von ihr entfernt war, und daß sie seinetwegen weiter keine Ausgaben nöthig hätte.

Karl hatte es unterdessen im Tanzen so weit gebracht, daß er es eben so gut konnte, als sein Lehrmeister; zum Zeichnen verlor sich die Lust nach und nach bey ihm, sein Zeichenbuch, das ihm sonst so angenehm war, und das in allen Gesellschaften als ein Beweis seiner grossen Geschicklichkeit pflegte vorgezeigt zu werden, wurde jezt unter das Bette geworfen, zum Französischen verlor sich auch die Lust völlig bey ihm; und er drang so lange in seine Mutter, bis der Sprachmeister abgeschafft wurde, bey dem er mit genauer Noth so viel gelernt hatte, daß er etwas gebrochen sprechen und die bekanntesten Dinge französisch nennen konnte. Dagegen legte er sich jezt auf allerley Schnizeleyen, und bekam Lust zu verschiedenen mechanischen Künsten. Bald schnizelte er kleine Kegel; bald machte er aus jedem Schachteldeckel eine Uhr, die freylich von den Theilen einer Uhr weiter nichts hatte, als ein Zifferblatt, Zeiger und Gewichte; bald machte er aus Hollunder und kleinen Stücken Glas,

Fernglässer; bald wurden überall im Garten Sonnenzeiger angebracht. Seine Mutter, um sich das Ansehn zu geben, daß sie seine Neigung überall unterstühte, und es ihm in keinem Stück an Unterricht fehlen liesse, schaffte eine Drechselbank und eine Schleifmaschine an, und ließ ihrem Sohn das Drechseln und Glasschleifen lernen, worin er, so lange er Vergnügen daran fand, einen ziemlich guten Fortgang machte. Ueberdem wurde er täglich eine Stunde zum Uhrmacher geschikt, um Uhren machen zu lernen, wo er aber weiter nichts als die Theile einer Uhr kennen und nennen, und seine Uhr, wenn sie in Unordnung gekommen war, noch mehr verderben lernte. Damit doch aber auch die Erziehung zur Gelehrsamkeit nicht ganz vernachlässigt würde, auf den Fall, daß Karl einmal Lust bekäme zu studiren, so wurde der Magister Häfelius, der damals in Magdeburg privatisirte und sich mit Unterrichten beschäftigte, angenommen, um ihn täglich eine Stunde in der lateinischen, und wenn Karl wollte, auch in der griechischen Sprache zu unterrichten. Häfelius war ein junger rüstiger Mann, ganz Genie, oder wenigstens wollte er es seyn; wie ein Strom fuhr er brausend über alles daher, was ihm in den Weg kam, und nicht wie er Genie war und Schnellkraft besaß. Lichte Vernunft,

fahlblütige Philosophie, Analyse der Begriffe und Erhebung der dunkeln zu deutlichen, war ihm ein Greuel, die wolfische Philosophie nannte er Fieberwahnsinn, nur Phantasie und Imagination waren seine Götzen, denen zu Ehren er auf alle Philosophen und überhaupt auf alle Leute, die nicht wie er schwärmten, wacker schimpfte, mit der Ueberredung, daß er in Glaubenskraft handelte. Wenn es ihm einfiel, stand er während der Mahlzeit mitten aus der Gesellschaft auf, und fieng an zu predigen, oder er lief für sich im Garten herum: zuweilen schlug er mitten auf dem Markte ein Rad, oder gieng auch auf öffentlichen Spaziergängen von einer grossen Schaar Gassenjungen begleitet auf Stelzen. Dies alles dünkte ihn genialmässig zu seyn, er hatte den Grundsatz, ein Genie müßte sich weder selbst einschränken noch von andern einschränken lassen, sich an keine Regel binden, sondern unaufhaltsam seine Bahn fortgehn; das was man Regelmässigkeit nennte, sey nur Pöbelwahn und Schranken, wodurch sich kleine, niedrige, kriechende Seelen einschränken liessen. Dieser Mann gefiel der Hofräthinn ausserordentlich wohl, sie wünschte, daß ihr Karl auch so ein Genie werden möchte, und dies bewog sie, ihn zum Stundenlehrer bey demselben anzunehmen; und alle Thorheiten und Unregelmässigkeiten, die bey seinem Unterricht war,

fielen, eine geraume Zeit zu übersehn und für Früchte des Genies zu halten. Sich an keine Regel, also auch an keine Zeit bindend, kam Häfelius bald des Morgens um vier Uhr, bald zur Mittagsstunde, (besonders wenn er zu Hause nichts zu essen hatte) bald des Abends um acht oder neun Uhr, zuweilen blieb er statt einer Stunde den ganzen Vormittag bey Karln, und die Drechselstunde fiel aus, zuweilen hielt er sich auch nur eine Viertelstunde auf. Wenn ihm und seinem Schüler das Genie in den Kopf fuhr, warfen sie alle beyde die Bücher zur Erden, und rannten, als wenn ihnen der Kopf brennte, in den Garten, wo sie sich eine Stunde lang einander haschten, oder sich auch nackt auszogen und in den kleinen Fischteich sprangen, und dann nach dem Baden noch eine Weile so splinternackt im Garten herumliefen, und sich glücklich schätzten einmal so ganz Naturmenschen seyn zu können. Auch beym Unterricht band sich Mag. Häfelius in Ansehung des Gegenstandes desselben an keine Ordnung oder Regel; alles durch einander geworfen wie Kraut und Rüben, trug er bald Theologie, bald Dichtkunst, bald lateinische Sprache, bald allegorische Erzählungen vor: das letztere am häufigsten, denn er sprach und schrieb auch im gemeinen Leben nichts als Allegorien und Hieroglyphen, und das alltäglichste

Gespräch war mit Metaphern gespickt, so daß es oft Kunst kostete ihn zu verstehen; zumal da er überdem soviel geniemässige Elisionen und Versetzungen der Worte anzubringen pflegte. Eine Grammatik nahm er gar nicht an, weder in der deutschen, noch in der lateinischen Sprache. Genies müßten auch im Ausdruck frey seyn, so wie der erhabne Gedank hervor drängt sich in der hohen edlen Seel, so müßt er entrollen der Zung, nicht bindend sich an Fessel, die der nervenlose Kraft und Gefühl verkennende Pöbel der Kleingeister, die Legion Jungens, die deriviren und abstrahiren können, sich schmiedet; müßt mit allumfassender Kraft, verachtend das armselige, schale, gelernte Bächergeschwätz, mit der Allgewalt Fittigen empor schwingen sich, und der wenigen Edeln, deren Seel noch Schnellkraft hat, Beyfall erstreben und erglauben sich, daß der Busen für Wonnegefühl laut empor hebt sich, schlägt's Herz, und sein allbelebender Ausguß entströmt'm. So pflegte er sich auszudrücken, wenn von der Grammatik und grammatischen Regeln die Rede war; man wird also leicht erachten, daß er Karln auch keine gelehrt habe, vielmehr je wilder und rauher der die Worte übereinander stürzte, desto angenehmer war er ihm. Die edle Unordnung, die in allem herrschte, fand auch bey der Wahl der Stücke statt, die er mit

Karln las, und die sein Alter und erbärmlich schwachen Kräfte unendlich überstiegen. Nichts anders wurde gelesen, als heute eine Ode aus dem Horaz, morgen eine Scene aus dem Plautus, dann wieder ein Stück aus dem Virgil, wobey Karl starr den Mund aufsperrte: er würde vielleicht oft geschlafen haben, wenn er für des Magisters kraftvolles Geschrey und Poltern hätte dazu kommen können. Zuweilen, wenn er bemerkte, daß dieser Hände und Füße stärker bewegte und lauter schriee als vorher, voltigirte er einmal über den Stuhl, als wenn er es für Freuden thäte, und erhielt dann zur Belohnung das Lob: „So „recht, Junge! wirst 'n Genie werden.“ Ueberhaupt war der Magister so recht ein Mann für Karln, er konnte thun, was seinem Herzen gelüstete, wurde von ihm zu keiner Arbeit angehalten, und hatte einen Spielgesellschafter an ihm, so oft er wollte. Er sah es daher sehr ungern, daß der Magister das Jahr darauf, misvergnügt darüber, daß sein Genie in Magdeburg so wenig geschätzt wurde, und er nicht zu einer Pfarre, wornach er strebte, oder vielmehr, wie er sich ausdrückte, zur Apostelwürde gelangen konnte, die Stadt verließ, und in sein Vaterland Schwaben zurückgieng. Indessen war sein Kopf durch denselben völlig zerstreut und in Unordnung gebracht worden: er war nun noch veränderlicher als

vorher, und ſeine Neigung war alle vier Wochen auf einen neuen Gegenſtand gerichtet. Das Glasſchleifen hatte er ſchon bey Häfelins Anweſenheit aufgegeben, des Uhrmachens ward er bald darauf auch überdrüßig, und endlich ward der Drecheler auch abgeſchafft. Nun verfiel er mit einemmal auf die Muſik, er wollte durchaus ein groſſer Virtuoſe werden, und drang ſo lange in ſeine Mutter, bis Inſtrumente angeſchaft, und ein Lehrer angenommen wurde. Nur konnte er anfänglich nicht mit ſich ſelbſt einig werden, welches Inſtrument er wählen wollte; er wählte endlich das Klavier, weil ihm der Mann, der ihn unterrichten ſollte, ſagte, wenn er auf dieſem Inſtrument Fertigkeit erlangt hätte, ſo könnte er hernach mit leichter Mühe alle übrigen, wozu er Luſt hätte, lernen. Allein nach einem zweymonatlichen Unterricht ward er des Klaviers wieder überdrüßig, weil er nicht mit beyden Händen zugleich greifen konnte und wählte die Violine. Aber auch auf dieſer hatte er kaum einige Stücke ſpielen gelernt, als er zur Flöte Luſt bekam, auf welcher er mit etwas ſtärkerm Trieb ſpielen lernte, als auf den vorigen Inſtrumenten: allein nach einiger Zeit zeigte ſich, daß ſeine Bruſt zu ſchwach war, die Flöte zu blaſen, und weil er doch zu gerne bald einmal in den Konzerten mitſpielen wollte, ſo wurde wieder zur Violine gegriffen. Als er

um diese Zeit von seinem Bruder, der nun zwey Jahre in Stralsund gewesen war, einen Brief erhielt, worin ihm dieser unter andern seine Ergötzlichkeiten meldete, die er daselbst bisher genossen hätte, und ihm seine Reisen erzählte, die er mit seinem Onkel nach der Halbinsel Jasmund und dem daselbst auf der Küste befindlichen Wald Stubbenkammer gemacht hätte, imgleichen die schönen Schlittenfahrten, die da im Winter wären, wo er öfters in einer Viertelstunde die halbe Meile über die Meerenge bis Rügen in einem Schlitten zurückgelegt hätte, erwachte in ihm eine grosse Lust ebenfalls nach Stralsund zu kommen; und um dieses zu bewirken, that er, als ob er studiren wollte, und bat seine Mutter inständigst, ihn nach Stralsund zu seinem Onkel zu schicken. Seine Mutter wollte ihn aber nicht so früh von sich lassen, und schlug es ihm daher, seines vielen Bittens ohngeachtet, standhaft ab. Mit der verschwundnen Hofnung von Hause zu kommen, verschwand auch seine ganze Lust zu studiren, und er brachte wieder nach wie vor seine Zeit ohne Geschäfte und ohne Bestimmung zu. Vor halb neun Uhr kam er nicht aus dem Bette, eine Stunde brachte er mit seiner Mutter und seiner Schwester beym Kaffeetisch und Frühstück zu, wobey dann und wann eine Stelle aus einem Roman, die der Hof-

räthinn vorzüglich gefallen hatte, vorgelesen wurde; war sie komisch, oder enthielt sie gewisse Beschreibungen, woran Karl grossen Gefallen fand, gut; wo nicht, so wurde er auch des Hörens bald überdrüßig, lief in der Stube herum und pfif eins dazu. Dann gieng er herunter und fütterte seine Hüner, dann die Tauben, dann kam die Reihe an die Kanarienvögel und den Papagoy, und endlich an das Eichhorn. Um eilf Uhr kam zu seinem äussersten Misvergnügen der Maitre, der ihn auf der Violine unterrichtete, dessen er schon so überdrüßig war, daß er ihn alle Augenblick abgeschafft wissen wollte. Er übte sich nicht allein ausser der Stunde für sich allein gar nicht, sondern er brachte auch die Lehrstunde selbst nicht ihrer Bestimmung gemäß mit der Violine zu. Gemeiniglich erzählte er dem Maitre, was sein Eichhorn für Sprünge gemacht, was Papchen geschwazt, und wie viel Jungen seine Tauben ausgebrütet hätten: dann ließ er sich wieder von jenem etwas erzählen, und damit gieng über die Hälfte der Stunde hin. Um sich noch mehr Erholung zu machen, schrob er zuweilen so lange an der Violine, bis eine Saite sprang, da denn doch immer über die Wiederherstellung derselben einige Minuten vergiengen, die er in wollüstiger Muße unthätig zubringen konnte. Nach Tische spielte er eine halbe Stunde mit Bellinen oder

mit dem Kater, hezte seine beyden Lieblinge wahl einmal an einander, und wollte sich dann über Bellmens List im Angrif, und über den gewaltigen Buckel und das sämische Gesicht des Katers halb todt lachen. Dann ließ er seine übrigen Thiere die Musterung passiren, gieng aus oder hatte Besuch, brachte den ganzen Nachmittag und Abend mit Karten- oder Husarenspiel zu, und so vergieng ein Tag nach dem andern unter lauter Ergötzlichkeiten, ohne daß Karl das Geringste lernte. Ausser diesen gewöhnlichen Vergnügungen hatte er noch manche ausserordentliche. Im Winter stellte seine Mutter ihm zu Gefallen alle 14 Täge einen Ball an, auf welchem er sich gemeiniglich als den geschicktesten Tänzer zu zeigen und Lob und Bewunderung einzuerndten pflegte; und im Sommer befand er sich oft mit seinen Eltern auf dem Lande, wo er seine Zeit mit Fischangeln und Vögel- oder Scheiben schiessen zubrachte, welches ihm seine Mutter so lange erlaubte, bis er sich einmal sein schönes Gesicht mit Pulver entsetzlich verbrannte.

Rosalinde, zwar eben so wunderlich als ihr Bruder, machte doch in der Sache, worin sie unterrichtet wurde, einen weit bessern Fortgang. Sie konnte in einem Alter von eilf Jahren mit vieler Fertigkeit französisch sprechen, das Klavier schön spielen, und mit vieler Anmuth

tanzen: ob ſie gleich auf alles dies auſſer ihren Lehrſtunden nur wenig Zeit verwandte, und nur höchſtens bey einem Feſtin in ihrem Hauſe den Anweſenden ihre Fertigkeit auf dem Klavier hören und bewundern ließ. Aber auch dies nicht einmal ſo oft als es ihre Mutter wünſchte; wenn ihre eigenſinnige Laune ſie nicht ſelbſt dazu trieb, ſo mochten Vater und Mutter, ja alle Anweſende ſo viel bitten als ſie wollten, alles war vergebens, ſie blieb auf ihrem Sinn feſt, und that nur, was ſie wollte. Ja ſie ließ ſogar ihre Eltern mit harten Worten an, beſonders ihren Vater, an dem ſie ſchon ſo viel Schwächen bemerkte, und das Widerſinnige und Unreife ſeiner Urtheile und ſeines übertriebenen Selbſtlobes fühlte. Freylich wären an ihrer Mutter wohl eben ſo viele und vielleicht noch gröſſere Schwächen zu bemerken geweſen, allein dieſe waren ihr weniger auffallend, weil ſie ihres Geſchlechts war. Zu weiblichen Arbeiten hatte ſie wenig oder gar keine Luſt, die Küche hatte ſie kaum zweymal von innen geſehn, und am Nähen und Sticken fand ſie eben ſo wenig Gefallen: wenn ſie auch zuweilen einige Verſuche darin machte, ſo gerieth ihr doch nichts nach ihrem Kopfe, ſie wurde bald ungeduldig, zerriß es oder warf es weg. Dagegen brachte ſie die ganze Zeit, welche ihr der Spiegel, Putz und Geſellſchaften übrig lieſſen,

mit Lesen zu; ihre Begierde darnach nahm von Tage zu Tage zu, und suchte immer neue Nahrung. Sie hatte schon alle Robinsons, die Richardsonischen und eine Menge andrer guter und schlechter Romanen durcheinander, und im Französischen die Komödien des Moliere, das Leben und die Briefe der Ninon Lenclos und der Babet, und die im Haag in sieben Bänden herausgekommenen Amusemens des Dames, ou Recueil d'histoires galantes de meilleurs Auteurs de ce siecle gelesen, worunter ihr besonders Ninon gefiel. Sie war ihre Heldinn, nach welcher sie sich ganz zu bilden suchte. Jezt beschäftigte sie sich mit dem Lesen verschiedener Voltärischen Schriften, die sie durch einen Officier, der fast täglich im Weissenfeldischen Hause war, erhielt, der es mit einem innigen Vergnügen ansah, wie die junge, zum Verderben ohnehin so disponirte Seele, des Mannes Gift eintrank. Hin und wieder machte sie auch einige deutsche und französische Verse, denen es zwar an Ordnung, Regelmäßigkeit und richtigem Sylbenmaaß, aber nicht an manchen schimmernden, witzigen und naiven Gedanken fehlte. Ihr Vater, der sonst ein geschworner Feind der Dichtkunst und aller schönen Künste war, und sich keinen Vers ohne Ekel vorlesen lassen konnte, war dennoch bis zur Ausschweifung entzückt über das göttliche Genie seiner Tochter, wovon er sich als Vater, so we-

nig er auch zur Erziehung beytrug, einen guten Theil beymaß. Er schloß ihre Verse sorgfältig in sein Pult neben seinem Kommentar über das Hohelied bey, die höchste Ehre in seinen Augen, und nahm sich vor, bey Ausgabe des Kommentars, die meisten davon in der Vorrede oder hin und wieder in den Noten mit abdrucken zu lassen, je nachdem die Materie ihm einige Veranlassung gäbe, sie mit anzubringen. Er ermangelte indessen nicht, vorläufig sie in den Gesellschaften in seinem Hause vorzulesen, oder durch einen andern vorlesen zu lassen, und den Beyfall der Anwesenden mit aller Gewalt zu erpressen; bis er einmal so lächerlich wurde, daß er abgeschreckt wurde, sie wieder durch einen andern vorlesen zu lassen. Die leichtfertige Rosalinde war boshaft genug, auf ihren eignen Vater eine Art von Epigrammen zu machen, die er, so sehr auch seine Eigenliebe das bey litte, dennoch bewunderte, jedoch, wie leicht zu erachten, weit entfernt war, sie irgend jemand zu zeigen. Von ohngefähr waren einige dieser Art unter die übrigen gekommen, die er durch einen Referendarius vor einer ansehnlichen Gesellschaft herlesen ließ. Nun geben Sie acht, sagte er, jezt wird ein ganz vortreffliches Gedicht kommen, nicht wahr, mein Schatz? (Diese Frage hatte er sich so angewöhnt, daß er sie oft zu thun pflegte, ehe er noch was gesagt hatte.)

Und siehe da, der Referendarius las folgende Zeilen her:

Voyez ma chere mere de mon pere le portrait,
Il pretend toujours plus ſçavoir qu'il ſçait;
Il avance de la même hardieſſe le menſonge
et la verité,
Et il nous croit aſſez folles pour lui croire
ſans douter.

Der Referendarius, der nichts weniger als dies erwartet hätte, stutzte; die Gesellschaft sahe sich einander an, und that sich allen Zwang an, um nicht in ein lautes Lachen auszubrechen; und Weissenfeld befand sich in der äusserſten Verwirrung, wuste sich gar nicht herauszuhelfen, und fieng an zu stottern: —— O! das gehört—— gehört hier nicht her, ——— das ist, —— das ist —— ist —— das ist ein fremdes Gedicht, unterbrach ihn seine Frau, das hat Rosalinde nur abgeschrieben. Pardonnez moi, fieng Rosalinde an, je l'ai même composé. Schweig, eitles Mädchen! fuhr die Hofräthinn fort, und rühme dich keiner fremden Arbeit; sie wollte wieder antworten, aber auf das Zupfen ihrer Mutter schwieg sie stille. Nicht nur beyde Eltern wünschten es eifrig, daß die Anlage ihrer Tochter weiter ausgebildet würde, sondern Rosalinde selbst hatte grosse Lust dazu, sie wünschte eine geistreiche

Babet zu werden, und einmal unter den gelehrten Frauenzimmern und gekrönten Dichterinnen zu glänzen. Man suchte ihr einen weitern Unterricht zu geben, und bedauerte nichts mehr, als daß der genie- und gefühlvolle Häfelius nicht mehr in Magdeburg war. Endlich schlug ihnen Herr Gleim, der bey einem Besuch Rosalindens Talente kennen lernte und schätzte, den Herrn Cruciger, Lehrer auf dem Kloster Unsrer Lieben Frauen vor, und empfahl ihr daneben das fleißige Lesen der deutschen und französischen Dichter, schenkte ihr auch seine eignen Gedichte, die sie als einen Tribut ihrer Verdienste mit vieler Freude annahm. Ihre Eltern wurden mit Herrn Cruciger eins, daß er sie und ihren Bruder täglich zwo Stunden in der Aesthetik, Prosodie, der lateinischen und englischen Sprache unterrichten sollte. Der gute Mann konnte wohl Lateinisch und etwas Englisch, das er in Hofnung eines künftigen einträglichen Uebersetzergewinns gelernt hatte, aber von der Aesthetik und Prosodie verstand er selbst nicht viel, ob er gleich viel natürlichen Geschmack besaß. Rosalinde, die immer die Hofnung ein berühmtes gelehrtes Frauenzimmer zu werden vor Augen hatte, und durch dieselbe mächtig angefeuert wurde, lernte mit vielem Eifer und Anstrengung, und nahm in kurzer Zeit so merklich zu, daß sie die Prosodie, so gut sie

ihr Herr Cruciger vortragen konnte, inne bekam, das Englische und Latein wurde ihr wegen der Aehnlichkeit mit dem Französischen auch nicht schwer, sie fieng ohne eine Vokabel gelernt zu haben, an zu übersetzen, und war glücklich genug die Bedeutung der mehrsten Wörter zu errathen, so daß auch Herr Cruciger, der sich noch des Angstschweisses erinnerte, den ihm ehemals der zehnmal durchgelernte Cellarius gekostet hatte, nicht begreifen konnte, wie es möglich wäre, daß man ohne Cellarius so fertig übersetzen könnte. Nur mit der Aussprache des Englischen konnte sie nicht fertig werden, die Sache war ihr zu trocken und langweilig, gewährete ihr zu wenig Unterhaltung, und der etwanige Nutzen davon war ihr nicht nahe genug vor Augen.

So lange dieser neue Unterricht für Karln noch den Reiz der Neuheit hatte, lernte er ebenfalls mit ziemlichen Fleiß, wenigstens profitirte er bey Herrn Cruciger im Lateinischen mehr, als bey seinem lieben Magister Häfelius; denn ungeachtet er in der Grammatik immer zurückblieb, und kaum die Conjugationen ganz konnte, so wuste er doch wegen seines guten natürlichen Verstandes unter der Anweisung des Herrn Cruciger recht gut zu übersetzen. Nur wenn er selbst eine kleine lateinische Ausarbeitung machen sollte, zerbiß er eine Feder über die andre, und es wurde

nie etwas daraus. Da er sahe, daß seine Schwester in allen Stücken vor ihm voraus war, wurde doch sein Ehrgeiz in etwas rege, er wollte es ihr wenigstens in Einem Stück zuvorthun, und fiel deswegen mit ziemlichem Eifer über das Englische her, um so mehr, weil es ihm ganz neu war, und er bemerkte, daß es darin mit seiner Schwester nicht recht fort wollte. Allein auch dies währte nicht lange, sein Eifer nahm allmählich immer mehr und mehr ab, und nach einem Vierteljahr war er des Herrn Crucigers und seines Unterrichts so überdrüßig, daß er von den beyden Stunden täglich kaum noch eine besuchte, und endlich gar heraus blieb, und seine Schwester so viel lernen ließ als ihr beliebte. Bey dem allen glaubte er es nicht allein selbst, daß er viel gelernt hätte, sondern er machte es auch andern, besonders Frauenzimmern glauben; denn eine Sache angefangen und sie gelernt haben, war bey ihm gleich viel. Er konnte ein paar Worte Latein und Französisch, konnte etwas zeichnen, auf jedem Instrument zwey Stücke spielen, wuste vom Uhrmachen, Glasschleifen und Drechseln zu sprechen, und hatte eine gewisse Gabe, das Wenige, was er wuste, immer bey guter Gelegenheit so anzubringen, daß ein Jeder, der die Sache, wovon er sprach, nicht recht verstand, hätte denken sollen, Karl verstünde sie völlig.

Man verfiel er endlich plötzlich darauf die Handlung zu lernen und ein Kaufmann zu werden; ein Entschluß, worauf ihn verschiedene Umstände leiteten. Der alte ehrliche Johann, der der Wunderlichkeiten des Hofraths und der Thorheiten seiner Frau gewohnt, dreyzehn Jahre in ihrem Dienste ausgehalten hatte, heyrathete zu Anfange dieses Jahres eine Gastwirthswittwe, einige Meilen von Magdeburg, und Weissenfeld konnte nicht sogleich einen Bedienten wieder bekommen, der das Frisiren und Rasiren verstand, zumal da seine Frau mehr darauf sahe, einen zu haben, der Schneiderarbeit verstände und ihre und ihrer Tochter Kleider machen könnte, und auch endlich so glücklich war, einen in diesem Stück recht geschickten Menschen zu erhalten. Wie denn aber selten alle Vollkommenheiten beysammen sind, so war es auch hier; die Hofräthinn ersparte den Schneiderlohn und mußte dagegen den Barbier und Friseur bezahlen, welcher letztere sie selbst sowohl als ihre beyden Kinder alle Tage frisiren mußte. Dieser Mensch war ganz zum Handel geboren, alle Tage brachte er etwas neues mit, bald einen Stock, bald eine Uhrkette, bald Knöpfe, bald Schnallen, dann wieder eine Dose und dann einen Pfeifenkopf. Denn man muß wissen, daß Karl schon in seinem vierzehnten Jahr anfieng Tabak zu rau-

chen, wozu ihm der neue Bediente und dieser Friseur zuerst die Lust beybrachten. Sein Vater sah es höchst ungerne und wollte es anfänglich durchaus nicht zugeben, daher es Karl eine geraume Zeit heimlich that und bey dieser Gelegenheit beynahe einmal das Haus angesteckt hätte, indem er, da sein Vater unvermuthet auf seine Stube kam, die Pfeife hinter das Bette warf. Zum Unglück mußte er mit ihm ausgehn, und war kaum eine halbe Stunde weg, als man Gestank und Rauch im Hause gewahr ward. Man spürte nach, und entdeckte das Feuer noch früh genug auf seiner Stube, um es löschen und ein weiteres Unglück verhüten zu können: indessen war Bette, Schlafrock und andre daneben liegende Kleidungsstücke grösstentheils verbrannt. Die Hofräthinn war für Zorn über den Verlust ganz ausser sich, weil aber die Pfeife theils verbrannt, theils von den Löschenden zertreten, und also keine Spur, woher das Feuer entstanden wäre, entdeckt war, so gestand es Karl auch nicht, und war dreist genug sich ganz weiß zu brennen und alle Schuld von sich abzuwälzen: die Dienstmagd mußte es entgelten, es hieß, sie hätte beym Bettemachen Feuer an sich gehabt und dadurch das Unglück verursacht. Sie mochte soviel dagegen protestiren als sie wollte, es half alles nichts, sie sollte es einmal gethan haben,

und wurde weggejagt. Karl unterließ demohngeachtet sein Tabakrauchen nicht, erschaffte sich bald wieder eine neue Pfeife an, fieng an über Zahnschmerzen zu klagen und zu sagen, man hätte ihm das Tabakrauchen als das beste Mittel dagegen angerathen. Seine Mutter verstattete es ihm gerne, theils weil er sich stellte, als ob er sogleich Linderung seiner Schmerzen empfände, so bald er einige Züge thäte, theils weil es ihr vorkam, als ob es ihrem Sohn so hübsch alt und groß liesse, wenn er Taback rauchte; sein Vater mußte es sich daher auch gefallen lassen, und hernach hieß es, er hätte ihn sich nun einmal angewöhnt, und könnte ihn ohne Nachtheil seiner Gesundheit nicht lassen. Der Handel mit Pfeifenköpfen hatte nun gar kein Ende, es wurde bald ein ganzes Magezin davon angelegt, bald ward einer davon verkauft, bald vertauscht und dann wieder gekauft, wobey der Fr seur entweder selbst den Handelsmann machte, oder doch die Mittelsperson war. An Geld konnte es Karln nicht fehlen; so karg seine Eltern auch in vieler andern Absicht waren, so sparte doch seine Mutter niemals, wenn es darauf ankam, eine Bitte ihres lieben Karls zu erfüllen oder ihm ein Vergnügen zu machen. Sie gab ihm schon seit einem Jahr alle Woche einen Thaler Taschengeld, da er vorher nur acht

Groschen bekommen hatte; ausserdem erhielt er noch zu Weihnachten, an seines Vaters und seiner Mutter und vorzüglich an seinem eignen Geburtstage beträchtliche Geschenke, die sich gewöhnlich jedesmal auf zehn Thaler beliefen, von welchem allem er gar keine Rechnung ablegen durfte. Allein dies reichte dennoch nicht hin, er sann auf allerley unerlaubte Mittel sich mehr zu verschaffen und fand sie bald. Er verkaufte vieles von seinen eingekauften Sachen, oder auch von denen, welche ihm seine Eltern gegeben hatten, für die Hälfte des Werths, und wenn Nachfrage geschah, fehlte es ihm nie an einer Menge verschmitzter Lügen, um sich heraus zu helfen. Bald waren sie ihm gestohlen, bald hatte er sie verloren, bald stellte er sich, als ob er gar nicht wüßte, daß er dergleichen gehabt hätte; wobey ihm die Zerstreuung und Nachlässigkeit seines sich um weiter nichts als seine Kommentarien bekümmernden Vaters, und die Nachsicht und blinde Liebe seiner Mutter, die ihrer sonstigen Schlauheit ungeachtet einfältig genug war, ihm alles zu glauben, was er ihr aufzubinden Lust hatte, treflich zu statten kam. Wenn er selbst von allen Sachen die ihm entbehrlich schienen entblößt war, so nahm er das erste das beste Buch aus seines Vaters Büchersammlung, oder Münzen aus seinem Münzkabinet und verkaufte

ſie bey Gelegenheit des Jahrmarkts an Juden. Da dies endlich zu merklich wurde und doch durch alles Nachfragen der Thäter nicht heraus zu bringen war, da beyde Eltern ehe alles geglaubt haben würden, als daß ihr eigner Sohn ſie beſtähle, fand ſich Weißenfeld genöthigt ſeinen Büchersaal und Münzenſchrank ſorgfältig zu verſchlieſſen. Weil ihm nun dieſer Zugang abgeſchnitten war, mußte er auf andere Wege ſinnen. Da ſeine Eltern auf einige Tage aufs Land reiſten, bat er es ſich aus, zu Hauſe bleiben zu dürfen, unter dem Vorwande, daß er einer in dieſen Tagen auf dem Alteſtädter Gymnaſio zu haltenden Schulübung beywohnen wollte. Des Abends vor der Abreiſe ſchlich er ſich in ſeiner Mutter Zimmer, da dieſe ſchon ſchlief und nahm ihr den Schlüſſel zum Geldſchrank heimlich aus der Taſche, weil er wußte, daß ſie ihn den folgenden Tag nicht gebrauchen noch ſuchen würde, zumal da beſchloſſen war, ſehr frühe zu reiſen. Sobald ſeine Eltern fort waren, gab er dem Friſeur den Schlüſſel, mit dem Auftrag einen andern darnach machen zu laſſen und ihm beyde noch denſelbigen Tag wieder zu bringen, unter dem Vorwande es ſey der Schlüſſel zu ſeiner Kleiderkommode, den er zuweilen verlegte, und um ſich des verdrießlichen Suchen zu überheben, wünſchte er deren zween zu beſitzen.

Dem Friseur kam die Sache bald verdächtig vor, warum er ihm diesen Auftrag gäbe, und nicht jemand aus dem Hause hinschickte, er eröfnete ihm seine Bedenklichkeit, und da Karl sahe, daß er es ihn nicht überreden konnte, daß es sein eigner Schlüssel sey, gestand er ihm die ganze Sache, fügte aber dabey hinzu, daß er seinen Handel ferner mit ihm nicht würde fortsetzen können, wenn er ihm nicht dazu behülflich wäre, diesen Schlüssel zu erhalten und ihn dadurch in den Stand sezte zu mehrerm Gelde zu gelangen. Zu gleicher Zeit versprach er ihm eine ansehnliche Belohnung und gab ihm den Rath, bey dem Schlösser vorzuwenden, daß er ihn für sich selbst machen liesse. Der Friseur liess sich bereden und brachte noch denselbigen Abend beyde Schlüssel. Karl war schlau genug, nicht sogleich Gebrauch davon zu machen, damit er ihn desto länger machen könnte.

Als seine Mutter, die schon unterwegs ihren Schlüssel vermißt hatte, und deswegen in der grösten Unruhe war, zu Hause kam, suchte sie ihn mit grosser Aengstlichkeit. Karl that als ob er ihr suchen hülfe und holte ihn endlich zwischen ihrem Bette und dem Schrank hervor, wo er ihn vorher hingesteckt hatte. Sie pflegte da ihre Röcke hin zu hängen, und es gewann das An-

sehn, als wenn er da von ohngefähr heraufgefallen wäre. Karl war ausserordentlich froh, daß die Sache so glücklich und seinen Wünschen gemäß abgelaufen war und fieng nach Verlauf einiger Wochen an sich seines Schlüssels zu bedienen und seiner Mutter von Zeit zu Zeit ansehnliche Summen zu entwenden, wobey er noch die Vorsicht brauchte, daß er immer einen Theil des aus einem Beutel genommnen Geldes in einen oder mehrere andre wieder hinein steckte. Seine Mutter, die ihr Geld oft zu zählen und mancherley Veränderungen und Translokationen damit vorzunehmen pflegte, wußte nicht wie sie dran war, in einem Beutel fehlte Geld und in andern war wieder mehr als sie darin erwartet hatte. Sie legte ihrem Gedächtniß, in das sie schon seit einiger Zeit ein Mistrauen zu setzen angefangen hatte, die ganze Schuld bey, und konnte die wahre Ursache dieser Verwirrung gar nicht errathen.

Karl setzte unterdessen mit seinem eignen und dem gestohlnen Gelde seinen Handel unablässig fort und trieb ihn desto stärker, da er durch seinen Friseur eine neue Konnexion mit einem Kaufdiener und einem verabschiedeten Lieutenant bekommen hatte, der unter dem Vorwande, daß er ihn in der Fortifikationskunst unterrichten

und einen geschickten Ingenieur aus ihm machen wollte, täglich bey ihm aus und eingieng, und ihm allerley Sachen zu kauf brachte, ihn betrog und ansehnliche Summen von ihm zog. Er legte sich auf ordentliche kaufmännische Spekulationen, was der eine gerne haben wollte, erhandelte er von dem andern und vertauschte es denn wieder, doch so, daß er bey allem eingebildeten Vortheil beständig Schaden hatte. Seine Mutter sah dies Handeln nicht ungerne, sie hatte es oft gewünscht, daß ihr Karl ein Kaufmann werden möchte, und freute sich nicht wenig darüber, daß er diese Art von Geschäften mit so vielem Vortheil zu treiben wußte: denn er sagte ihr nur allemal die Hälfte oder den dritten Theil dessen, was er für eine Sache gegeben hatte.

Indessen bekam dieser Handel nach einem halben Jahre einen gewaltigen Stoß; die ganze Weissenfeldische Familie verreiste abermals, und die Hofräthinn, welche der Verwirrung mit ihrem Gelde einmal ein Ende machen und wissen wollte, ob sie bloß von ihrem schwachen Gedächtniß, oder von einer andern Ursache herrührete, hatte kurz vor ihrer Abreise in jeden Beutel einen Zettel gesteckt, worauf sie die Summe des darin enthaltnen Geldes geschrieben hatte. Wie erstaunte und erschrack sie nicht, als sie bey ihrer

Zuhausekunft weder Zettel noch Beutel fand; der ganze Schrank war ausgeräumt, über tausend Thaler Currentmünze, für mehr als achthundert Thaler altes Geld, eine Menge Silbergeräth und Juwelen, kurz alles was in dem Schrank gewesen war, war fort, und doch war nicht die geringste Spur von einer gewaltsamen Erbrechung des Hauses, des Zimmers oder des Schranks vorhanden. Die Hofräthinn wußte nicht, ob sie bezaubert oder wie ihr geschehen wäre: sie sank in eine Ohnmacht, aus welcher sie sich nur erst nach geraumer Zeit wieder erholte. Da sie wieder zu sich selbst gekommen war, hielt sie mit ihrem Mann Rath, was hiebey zu thun sey; kein Mensch war da, auf den der Verdacht hätte fallen können, es müßte durchaus ein Hausdieb gewesen seyn: gleichwohl war sowohl der Kutscher als der Bediente mit gewesen, und niemand weiter im Hause gewesen als zwo Mägde und eine alte Jungfer, die sämtlich so viel Proben ihrer Treue abgelegt hatten, daß auf sie gar kein Verdacht fallen konnte. Indessen nahm die Hofräthin eine nach der andern vor und that ihnen die beweglichsten Vorstellungen, sie versprach ihnen allen, falls sie es gethan hätten, nicht nur völlige Amnestie und Straflosigkeit, sondern auch noch eine Belohnung von hundert Thalern, wenn sie das übrige wieder herbey schafften. Als

lein alles war vergebens, die guten Leute fanden sich ausserordentlich beleidigt, und eine von den Mägden, die sich auf ihre vornehme Verwandtschaft stützte, (ein Tanzmeister war ihr naher Vetter) drohte sogar mit einer Injurienklage, so daß die Hofräthinn alle Mühe hatte, sie nur wieder zu besänftigen. Man schickte hierauf zu allen Goldschmieden, Juwelirern und andern Leuten, bey welchen dergleichen Sachen pflegen zum Verkauf gebracht zu werden, ließ es auch in die Zeitungen setzen; allein zur Zeit war alles dieses ebenfalls ohne Erfolg. Keiner war beynahe mehr über diesen Vorfall betreten, als Karl, nicht sowohl deswegen, daß seine Eltern einen so beträchtlichen Verlust erlitten hatten; als vielmehr, weil er wohl sahe, daß ihm hiedurch alle Gelegenheit seinen Diebstahl und Handel fortzusetzen abgeschnitten war, indem seine Mutter weder vor der Hand wieder eine so gefüllte Börse haben, noch auch ihr Geld wieder in den Schrank legen würde, wozu er den Schlüssel hatte. Nach einiger Zeit erhielt der Hofrath von einem Freund aus Halberstadt Nachricht, daß man dort Silberzeug gesehn hätte, welches die in den Zeitungen beschriebenen Kennzeichen hätte: er reiste selbst dahin und erfuhr soviel, daß es von einem Juden wäre verkauft worden, dessen Namen

man aber nicht wuste. Es ward der dortigen Judenschaft angezeigt und eine Belohnung darauf gesezt, wodurch endlich der Jude entdeckt wurde, der es verkauft hatte: von welchem man die Aussage erhielt, daß er es in der Braunschweiger Messe von ein paar fremden Leuten gekauft hätte, die sich für Kaufleute ausgegeben hätten, ihren Namen und den Ort ihres Aufenthalts wuste er nicht, er beschrieb aber ihr Gesicht und Statur sehr genau, und behauptete, daß er sie kennen würde, wenn er sie wieder sähe. Weil man aber auf keinen besonders Verdacht hatte; so half diese Versicherung des Juden zu weiter nichts. Einige Zeit nachher fügte es sich, daß die Hofräthinn ihren Hauptschlüssel verlegt hatte, sie war durch das Suchen desselben so verdrüßlich geworden, daß, als sie ihn wieder fand, sie den Entschluß faßte, sich noch einen darnach machen zu lassen, damit sie auf den Fall, daß sie den einen wieder verlegte, doch in ihrem Schrank noch einen andern hätte. Sie schickte nach einem Schlösser, und erstaunte nicht wenig, als ihr dieser sagte, daß er nach diesem Schlüssel schon einen andern gemacht hätte. Wer hat den machen lassen? fragte sie eilfertig: der Schlösser erwiederte, der Kaufdiener Joachim Vogel sang. Sie konnte zwar nicht begreifen, wie dieser Mensch zu dem Schlüssel gekommen wäre und

war ihm auch um der Freundschaft willen, die er mit ihrem Karl hielt, so gewogen, daß sie nicht sehr geneigt war, ihn für den Dieb zu halten; indessen war es ihr doch etwas verdächtig, daß dieser Mensch, der sonst so oft bey ihrem Karl gewesen war, theils seit einiger Zeit gar nicht in ihr Haus kam, theils sich plötzlich sehr prächtig gekleidet hatte. Sie eröfnete es ihrem Mann, und wurde mit ihm eins, daß sie die ganze Sache geheim halten, unterdessen den Juden von Halberstadt heimlich kommen lassen und ihm den Kaufdiener, der auf eine gute Art ins Haus sollte gerufen werden, vorstellen wollten. Der Jude kam, allein als sie den Kaufdiener rufen liessen, erfuhren sie die unangenehme Nachricht, daß er nach Scheppenstädt zu seinen Verwandten gereist wäre. Der Hofrath setzte sich selbst zu Pferde und ritte dahin, allein er konnte weder dort erfahren, daß er da angekommen wäre, noch daß ein Mensch dieses Namens dort Verwandten hätte. Er kam also nach einem zweytägigen vergeblichen Nachforschen in Scheppenstädt, unverrichteter Sache wieder zurück, und erfuhr bey seiner Zurückkunft, daß der Kaufdiener noch nicht wieder da wäre. Er muste indessen den ganzen Unwillen seiner Frau tragen, die seine vergebliche Reise nicht allein seiner Ungeschicklichkeit, sondern den ganzen Dieb-

stahl sogar seiner Nachlässigkeit und Unvorsichtigkeit beymaß, ungeachtet er den Schrank kaum dreymal des Jahres von innen sehn mochte. Ein Glück war es für Julius, daß er nicht in Magdeburg war, er würde sonst die ganze Last ihres Unwillens haben fühlen müssen. Man zweifelte nun noch weniger daran, daß der Kaufdiener der Dieb wäre, und es war weiter nichts zu thun, als daß man beym Gouverneur nachfragen ließ, aus welchem Thore er geritten wäre? Auf die Nachricht daß er zum Ulrichsthor heraus geritten sey, machte sich der Hofrath auf eine zwote Reise, er erfuhr von dem Thorschreiber, daß er zwar aus diesem Thor hinausgeritten sey, sich aber sogleich links nach der Sudenburg und dem Wege nach Wanzleben geschwenkt habe. Weissenfeld nahm also eben diesen Weg, und ritt aufs Gerathewohl nach Langenweddinge, wo er zuerst auf die Spur kam und von dem Gastwirth Otto, der den Kaufdiener kannte, erfuhr, daß er nach Egeln geritten sey. Hier sagte man ihm weiter, daß er auf Hakeborn und Heteborn, vermuthlich nach Quedlinburg geritten sey. Weissenfeld verfolgte also diesen Weg, und Nachrichten die er in Hedersleben und von dem Zolleinnehmer zu Ditfurt einzog, liessen ihn nicht zweifeln, daß er noch auf der rechten Spur sey. In Quedlinburg erfuhr er, daß der Kaufdiener

würklich da gewesen wäre, eine Nacht im Gaſthofe zum bunten Lamm logirt habe und des andern Tages wieder zum hohen Thore herausgeritten ſey, wo er bey der Wache angegeben, daß er nach Ballenſtädt wollte. Da Weiſſenfeld ſchon ſechs Meilen geritten war, und ſeinem Pferde nicht Kräfte genug zutraute, ſo nahm er hier ein friſches und verfolgte noch denſelbigen Tag ſeinen Weg weiter. Nahe bey Ballenſtädt ſahe er einen Fußgänger vor ſich hergehen, der ſich, als er ihm näher kam, einigemal nach ihm umſahe, und darauf ſehr ſtark anfieng zu laufen. Der Hofrath, dem alles verdächtig war, gab ſeinem Pferde die Sporne um ihn einzuholen: je ſtärker er aber ritte, um deſto ſtärker lief jener. Er kam ihm endlich ſo nahe, daß er ihn für den Friſeur Kirchhof erkannte und ihm zurief, er ſollte ſtehn. Dieſer ſetzte demohngeachtet ſein Laufen fort, und wurde dadurch dem Hofrath vollends verdächtig, bis er endlich ganz abgemattet halb ohnmächtig und athemlos dahin ſank, und kaum noch ſtoßweiſe die Worte vorbringen konnte: ich — — bitte ſie — — — um Gotteswillen — — — ich bin — — — unſchuldig — — — ach Gott ach Gott! Weiſſenfeld ſtieg vom Pferde, um ihm aufzuhelfen, allein in dieſem Augenblicke verdrehte er die Augen und gab ſeinen Geiſt auf. Nun wuſte der

Hofrath nicht, was er machen sollte, der ganze Vorfall, der plötzliche Tod des Friseurs und die Vorstellung, daß er durch sein Jagen die Ursache davon geworden, machten bey seinem ohnehin sehr empfindlichen Temperamente einen so betäubenden Eindruck auf ihn, daß er ganz ausser sich kam, herum gieng, wie ein Sinnloser die Hände rang, laute Klagen und Verwünschungen sein selbst ausstieß, und den Wunsch hatte, daß der Friseur nur wieder leben möchte, gesetzt auch daß er der Dieb wäre und alles durchgebracht hätte. Nachdem er den Vorfall in Ballenstädt angezeigt hatte, wurde der Körper des Friseurs herein geschaft, man untersuchte seine Taschen und fand darin verschiedene alte Geldstücke, die Weissenfeld für die seinigen erkannte, nebst einem Briefe folgendes Inhalts:

Werther Herr Kirchhof!

Wir sind wahrhaftig verrathen. Stell er sich einmal vor, der Schlösser Volkstorf kam zu mich und fragte mir wo ich den Hauptschlüssel her hätte, den ich bey ihm hätte machen lassen; ich sagte, ich hätte ihn für meinen Bruder machen lassen, der in Calbe wohnte: er sagte, ob denn da keine Schlösser wären? das wäre ja der Frau Hofräthinn Weissenfelden ihr Hauptschlüssel, die hätte accurat so einen bey ihm machen lassen.

Ich traute mich darum nicht länger in Magdeburg zu bleiben, wer weiß ob nicht der Jude auch mal hinkommen könnte, und denn könnte es der Junge der Karl auch einmal sagen, daß ich den Hauptschlüssel von ihm gekriegt hätte, denn wären wir unglücklich. Ich hab also alles zusammen was noch übrig war zusammengepackt in meinen Mantelsack und bin hieher geritten nacher Ballenstädt, ich wollt erst weiter nach Harzgerode, aber ich habe mich wieder besonnen, und will nun nach Nordhausen. Komm er mich nach dahin, wir wollen uns da auseinander setzen, das ein jeglicher daß Seinige kriegt, wo denn weiter, mag Gott wissen. Bete er fleißig, das uns der liebe Gott vor Unglück behütet, und uns guten Rath ins Herz giebt. Leb er wohl; ich bin sein getreuer Freund

Joachim Vogelsang.

Weissenfeld konnte nun nicht länger zweifeln, wer ihn bestohlen hätte, nur wuste er nicht, was er aus dem Karl machen sollte, dessen hier erwähnt wurde, er konnte sich unmöglich vorstellen, daß sein Sohn gemeynt sey, und gleichwohl war kein andrer Karl da, von dem der Kanfolierer den Schlüssel konnte bekommen haben. Er eilte indessen nach Nordhausen, um sich des Menschen zu bemächtigen, fand ihn aber aller Nach

fragen ungeachtet nicht mehr da, und alle nach gesandte Steckbriefe waren auch fruchtlos. Nach seiner Zurückkunft in Magdeburg wurde Karl scharf vorgenommen. Er wollte anfänglich nichts gestehen, ob er sich gleich sehr oft mit seinen eignen Worten widersiegte und ganz verwirrt wurde: da man ihn aber bedrohte, daß er zu Hopplussen in die Schule geschickt und von dem selben so lange geschlagen werden sollte, bis er gestände, sagte er endlich folgendes aus: Er hätte dem Friseur den Schrankschlüssel gegeben, um für ihn einen andern darnach machen zu lassen, den er dazu gebraucht hätte, um zuweilen etwas Geld zu nehmen, welches er nicht für unrecht gehalten, da ihm jedermann gesagt hätte, alles, was seinen Eltern gehörte, wäre sein. Einige Zeit nachher, da der Hauptschlüssel von ohngefähr auf seiner Stube gelegen, hätte der Kaufdiener zu ihm gesagt, er wundere sich, wie er so viel Geld hätte, er würde sich wohl des Hauptschlüssels bedienen und es seinen Eltern wegnehmen. Da er dies geleugnet, hätte der Kaufdiener listigerweise gesagt, er wollte ihn auf die Probe stellen: er möchte ihm einmal den Hauptschlüssel auf einige Tage in Verwahrung geben, dann wollte er sehn, ob er noch so viel Geld haben würde. Er hätte dies ganz treuherzig gethan, und da würde der Spitzbube sich wohl

haben einen andern nach dem'elben machen laſſen. Man ließ den Schlöſſer kommen, und erfuhr von ihm, daß der Friſeur nicht einen ſondern zwey Schrankſchlüſſel von einerley Art hatte machen laſſen, und man ſahe nun mehr als zu deutlich, daß er damals gleich einen davon zum gegenlentlichen Gebrauch für ſich behalten hätte. Beyde Eltern wurden auſſerordentlich erbittert auf ihren Sohn, ſie ſchlugen beyde auf ihn los; er, einer ſolchen Behandlung ganz ungewohnt, ſchrie, bat und flehte zwar auf den Knieen, allein diesmal vergebens, ihr Zorn war nicht zu dämpfen, bis ein unvorſichtiger Schlag ins Geſicht ihm die Naſe bluten machte. Der Anblick des Bluts verwandelte bey beyden den Zorn in Mitleid: Der Vater redete ihm zu, er möchte ſich beruhigen, und die Mutter fieng an mit dieſem über den Schlag zu zanken. Sie ſtellte ſich ihren Sohn nicht mehr als den Urheber ihres groſſen Verluſtes vor, ſo nahe ihr derſelbe auch gieng, vielmehr ſchwebte ihr ſein Bild, wie er ſo jämmerlich auf den Knieen flehete und blutete, einige Tage lang vor Augen, und ſie ſuchte alles hervor, wovon ſie nur irgend wuſte, daß es ihm angenehm wäre, um ihm das erlittene Ungemach zu vergüten. Ihr ganzer Zorn fiel nun nur auf die eigentlichen Thäter, und für ihren Sohn wuſte ihr Herz tauſend Entſchuldi-

gungen, um ihn sich selbst als einen durch arglistige Buben verführten Unschuldigen vorzustellen. Alles, was sie noch zu ihrer und seiner künftigen Sicherheit mit ihm vornahm, bestand darin, daß sie einen Eid von ihm nahm, daß er künftig nie wieder sich an ihrem Gelde vergreifen wollte, welchen er mit vieler Bereitwilligkeit, und mit eben dem Leichtsinn, womit er bey allen seinen übrigen Handlungen zu Werke gieng, abschwur. Was die Hofräthinn noch mehr beruhigte, war dies, daß einige Wochen nachher eine Staffette von einem Kollekteur aus Braunschweig die unerwartete, angenehme Nachricht brachte, daß sie in einer holländischen Lotterie 5000 Gulden gewonnen hätte, welches sie für eine unmittelbare Schickung des Himmels hielt, der ihr den gehabten Verlust hätte ersetzen und sie abhalten wollen, deswegen mit ihrem lieben Sohn zu zürnen: ihr Mann glaubte das erstere zwar auch, doch hielt er es noch mehr für eine Belohnung seiner Rechtschaffenheit, besonders seines Fleisses, den er seit einiger Zeit auf die heilige Schrift und deren Erklärung verwandt hatte, und glaubte, Gott wolle ihn dadurch besonders aufmuntern in diesem Fleiß fortzufahren und der Welt ein Licht anzuzünden, dergleichen ihr noch nie geleuchtet hätte. Er ließ sich es auch wirklich dazu dienen, und arbeitet

von nun an mit noch angeſtrengterm Fleiß an ſeinem Kommentar, wovon er ſchon einige Quartbände im Manuſcript fertig liegen hatte. Er handelte dabey allerley Nebenmaterien ab, die ihm in den Wurf kamen, ſo rückte er z. E. als er darauf kam, daß Ana in der Wüſten Maulpferde erfunden hätte, als er ſeines Vaters Eſel geſucht hätte, ein ganzes Kapitel über die Pferde- und Maulthierzucht, und den Gebrauch der letztern in gebürgigen Gegenden, mit ein, und unterſuchte zugleich die Frage: ob es für die Müller vortheilhafter ſey, die Säcke mit Wagen zuſammenfahren zu laſſen, wie in Berlin und den nördlichen Gegenden von Deutſchland geſchehe, oder Eſel und Maulеſel zu halten, wie in dem mittlern Deutſchland gebräuchlich? Er war für das letztere, unter andern auch aus dem Grunde, weil die Eſel patriarchaliſche Thiere wären, und ihrer mehr in der heiligen Schrift erwähnt würde, als der Pferde. Er bewies ſehr bündig, daß die Lichter, deren in der Schöpfungsgeſchichte Erwähnung geſchieht, weder Wachslichter noch Talglichter geweſen, ſondern Sonne und Mond; denn, ſetzte er hinzu, ungeachtet die Regel unumſtößlich richtig iſt, daß man ein jedes Wort, wo möglich, in ſeiner allereigentlichſten Bedeutung nehmen muß, ſo zwingt uns doch hier die äuſſerſte Noth davon abzuweichen, indem ein jedes

anderes Licht wohl schon würde verbrannt seyn. Von ohngefähr hörte er einmal, daß einige Gelehrte den Spruch 1. Joh. 5, 7. für unächt hielten, er ärgerte sich gewaltig darüber, und drohete, wenn er in seinem Kommentar bis an diese Stelle käme, eine Kritik darüber zu schreiben, die sich gewaschen haben und allen Neuerungssüchtigen nicht allein das Koncept gewaltig verrücken, (sind seine eignen Worte) sondern ihnen auch das Maul völlig stopfen sollte. Die Leute müßten ganz blind seyn, er hätte bisher schon mehr als zweyhundert deutsche und lateinische Bibeln gesehn worunter die Hälfte hallische Ausgaben gewesen wären, und in keiner einzigen fehlte der Spruch. Die Noten zu seinem Kommentar waren dreymal so stark als der Text selbst; er machte darin nicht allein praktische Anmerkungen, sog Porismata und Themata heraus zu Predigten, und zerlegte alles in Tabellen, sondern er brachte auch erstaunlich viel Gelehrsamkeit und Citaten an. Alle Bücher, die er gelegentlich nachlas, plünderte er, und schrieb alle Citaten, die er darunter fand, getreulich ab, sie mochten richtig oder falsch seyn, es mochte von der vorhabenden Sache etwas darin stehn oder nicht. Von den meisten kannte er die Verfasser sonst nicht einmal dem Namen nach, geschweige denn daß er sie gesehn oder gelesen haben sollte; aber es ließ doch so trefflich gelehrt, und er besah einen solchen

mit Lib. Cap. Pag. Zahlen und loc. cit. angefüllten Notenbogen manchmal Stundenlang, und weidete sich nicht wenig mit dem Gedanken, wie das doch so unvergleichlich lassen würde, wenn da so viel mit Kapitälchen gedruckte lateinische Namen darunter stünden: und was die Leser für ausserordentliche Begriffe von seiner stupenden Gelehrsamkeit bekommen würden. Er war schlau genug, daß er, um nicht verrathen zu werden, das Buch selbst, woraus er jedesmal alle Citaten nahm, nicht mit citirte, so viel Ueberwindung es ihm auch sonst kostete, einen Namen auszulassen, mit dem er noch die Masse der angeführten hätte vermehren können. Sonst brauchte er nur wenig Hülfsmittel, worunter Langens Licht und Recht und der große Kommentar des Cornelius a Lapide, nebst dem Zeidlerschen Universallexikon die vornehmsten waren. Ich werde in der Folge noch mehrmalen Gelegenheit haben, von dieser seiner Arbeit zu sprechen.

In der Neigung zur Handlung, die bey Karln durch den Verkehr, welchen er mit dem Friseur und seinen Genossen trieb, zuerst erwachsen war, wurde er noch durch einige andere Umstände bestärkt. Ein Kaufmann, der ein weitläuftiger Verwandter war von seinen Eltern, war vor einiger Zeit aus Bengalen zurückgekommen,

wo er sich zuletzt aufgehalten hatte, und erzählte nicht nur viel von den Reizen der Länder und Oerter wo er gewesen war, von Batavia, Mas braß, Calcutta, Pondichery und andern Oertern in verschiedenen Ländern und Inseln von Ostindien, sondern auch von den Reichthümern, die er sich da gesammelt und mitgebracht hätte. Die Neigung zu reisen und auswärtige Länder zu sehn, war mit der Neigung viel Geld zu besitzen und also auch einen stattlichen Aufwand machen zu können, bey Karin gleich groß, seine Mutter wurde durch die Erzählungen ihres Verwandten eben so eingenommen als er; es blieb also gewiß, er wollte und sollte ein Kaufmann werden. Was aber diese Entschliessung am meisten bey ihm nährte und zu beschleunigen trieb, war dies, daß der dortige Kaufmann Lehment eine Nichte von vierzehn Jahren bey sich hatte, die Karin ausserordentlich wohl gefiel. Er jagte jeder Gelegenheit sie zu sehn eifrig nach; er gieng um ihretwillen in die Kirche, worein er sonst selten gekommen war, selten gieng ein mondheller Abend vorbey, da er nicht vor ihrer Thüre einigemal auf- und abgegangen wäre, den ganzen Sonntag Nachmittag brachte er im Sommer auf dem Fürstenwall zu, weil sie bisweilen dort spatzieren gieng, und keinen andern öffentlichen Ort ließ er unbesucht, wo er nur

einigermaßen glauben konnte, daß er sie treffen würde. Nur sprechen konnte er sie nie, noch mit ihr in Gesellschaft seyn, weil zum Unglück seine Eltern mit dem Oheim des Mädchens seit acht Jahren zerfallen waren, und seit dieser Zeit in einer Art von Feindschaft mit ihm lebten, die, wenn sie gleich nicht heftig war und keine weitere Folgen hatte, doch allen Umgang zwischen beyden Häusern abbrach. Karl gab sich alle Mühe von der Welt, bey seiner Mutter dies Misverständniß zu heben, und sie dahin zu bewegen, daß sie ihn bey Herrn Lehment die Handlung lernen liesse, damit er auf diese Art die beste Gelegenheit hätte, der Gesellschaft der Mamsell Hinrichs ununterbrochen zu geniessen. Anfänglich war sie nicht zu bewegen, da sie aber hernach bedachte, daß die eigentliche Ursache ihres Misvergnügens mit dem Lehmentschen Hause gehoben sey, indem die Frau Lehment, auf deren Putz sie neidisch und eifersüchtig war, und mit welcher sie sonst auf verschiedene Art in Collision zu kommen pflegte, bereits vor einem Jahr gestorben war, und die Betrachtung, daß Lehment einer der angesehensten Kaufleute in Magdeburg war, der den größten und ausgebreitetesten Handel hatte, dessen Haus mithin für Karln zur Erlernung eines großen Handels am zuträglichsten und ehrenvollesten seyn würde, nebst den Bit-

ten ihres Sohns, deren Quelle sie nicht wußte, dazu kam, so willigte sie endlich darein: ob sie gleich oft in ihrem Entschluß wieder wankend wurde, wenn sie erwog, daß es für sie einigermaßen erniedrigend seyn würde, wenn ihr Sohn, ein Hofraths Sohn, an dem Orte selbst, wo sie lebten, mitten unter seinen ansehnlichen Freunden und Verwandten ein Kaufbursche wäre; und daß es daher besser und anständiger für sie seyn würde, wenn sie ihn in ein großes Haus nach Braunschweig, Hamburg, oder eine andre grosse Handelsstadt brächte. Indessen mußte er doch auf alle Fälle zu seinem künftigen Geschäft zubereitet werden; und weil er noch sehr schlecht schrieb und nicht viel besser rechnete, so wurde ein Buchhalter angenommen, der ihm im Schreiben, Rechnen und Buchhalten Unterricht geben sollte. Das grosse Verlangen bald in Lehments Haus zu kommen und beständig in Lottchen Hinrichs Gesellschaft zu seyn, machte, daß er diesen Unterricht besser nutzte und sich mehr Mühe gab, als bey alle denen, welche er vorher gehabt hatte. Er begrif in wenig Wochen allerley schwere Rechnungsarten sehr gut, so daß er noch seiner Mutter und seines Lehrers Erwartung übertraf, der ihn sonst schon aus dem Gerücht kannte und sich nicht viel von ihm versprach. Nur im Schreiben wollte es nicht mit ihm fort, seine

Hand wurde wenig oder gar nicht verbessert, weil diese Uebung mehr Geduld erforderte, als er jemals haben konnte.

Rosalinde, die unterdessen ihr zwölftes Jahr erreichte, hatte bey der Unterweisung des Herrn Crucigers so zugenommen, daß sie ein lateinisches oder englisches Buch vollkommen verstehn konnte, und ihr Lehrer selbst erklärte, sie bedürfe seines Unterrichts nicht weiter, sondern würde sich nun schon selbst forthelfen können. Er wurde zu dieser Erklärung unter andern auch durch das Ansinnen gebracht, welches sie an ihn that, mit ihr den Ovidius zu lesen, welchem er auf keine andre Art zu entgehn wußte, als daß er sich von dem Unterricht ganz losmachte: denn alle Vorstellungen, Ovidius sey kein Schriftsteller für Frauenzimmer, fruchteten nicht nur nichts, sondern reizten vielmehr ihre Neugierde noch mehr. Es müßte nichts in der Welt seyn, glaubte sie, das sie nicht lesen könnte, wenigstens nicht eben so gut lesen könnte, als ein Knabe: ein Grundsatz, den sie von ihrer Mutter angenommen hatte. Es währete nicht lange, als sie zu Herrn Crucigern sagte, sie wüßte nun schon zum Theil was im Ovidius stünde, Herr von Matz, der sie immer reichlich mit Büchern versorgte, hätte ihr die Epitres amoureuses d' Ovi-

de, traduites en François gebracht, die sie schon durchgelesen hätte, und sie wünschte nun um desto mehr unter seiner Anweisung den Dichter im Original zu lesen. Um ihr ungestümes Verlangen in etwas zu befriedigen, fieng er an die Verwandlungen mit ihr zu lesen, da er aber bis etwas über die Hälfte des ersten Buchs gelesen und an die Fabel vom Apoll und der Daphne gekommen war, wollte er durchaus nicht weiter, und weil er auf keine andre Art ihrem Verlangen ausweichen konnte, so erwählte er das vorhingedachte Mittel, sich von dem Unterricht ganz und gar loszumachen. Rosalinde nahm sich nun vor, mit Hülfe französischer oder deutscher Uebersetzungen, den Ovidius sowohl als andre lateinische Dichter, von welchen sie etwas gelesen oder gehört hatte, zu lesen. Herr von Matz, der selbst eine ziemliche Sammlung französischer Bücher, und darunter besonders viele schmuzige hatte, und durch seine Bekanntschaft mit allen die dort das Ansehn von Liebhabern der Belles lettres haben wollten, deren noch mehrere zu verschaffen wußte, brachte ihr nicht allein die Metamorphoses d' Ovide vom Abt Banier und die 1719 zu Amsterdam in zehn Bänden herausgekommenen Oeuvres de Plaute en Latin et en François, sondern machte ihr auch ein Geschenk mit den Satyre de Petrone par M. Boi-

ſpreaux, und den zu Paris 1738 herausgekommnen Recueil de Traductions en Vers François, contenant le Poëme de Petrone, deux Epitres d' Ovide, et le Pervigilium Veneris avec des remarques, par M. le Preſident Bouhier, welche Schriften ſie alle mit groſſer Begierde las. Zuweilen ſtieg auch in ihr der Wunſch auf, ein ſo ſprachgelehrtes Frauenzimmer zu werden, als Mademoiſelle le Fevre, die nachmalige Madame Dacier geweſen, deren Ueberſetzung der Komödien des Terenz ſie nebſt der daraus gemachten Patzkeſchen Ueberſetzung, die das Jahr vorher zu Halle herausgekommen war, las. Allein das Griechiſche machte ſie ſtutzen, zumal da ſie keinen Tanaquil Faber zum Vater hatte, wie jene. Bey dem Leſen der römiſchen Dichter und der franzöſiſchen Ueberſetzungen derſelben unterließ ſie nicht Romanen nach wie vor, und mit unter auch deiſtiſche und naturaliſtiſche Schriften, was ihr nur von ihrer Mutter und Herrn von Matz in die Hände geſpielt wurde, zu leſen. Es war für ſie ein großes Vergnügen, wenn ſie den Paſtor Peemüller zuweilen mit Zweifeln und Einwürfen, die ſie aus dieſen Büchern geſammelt hatte, quälen konnte, und ſie that es ſowohl, um ihren Witz und Beleſenheit dabey zu zeigen, als auch auf Anhetzen ihrer Mutter.

Unterdessen wurde Lottchen Hinrichs von ihren Eltern, die sie nur der Erziehung wegen auf einige Jahre nach Magdeburg geschickt hatten, wieder nach Halle abgeholt: mit ihr verschwand der vornehmste Bewegungsgrund, der Karln zur Handlung bestimmt hatte, und weil ihm in der Länge auch das Rechnen und Schreiben zu beschwerlich wurde, so gab er den Gedanken ein Kaufmann zu werden, ganz wieder auf. Er brachte dagegen seine Zeit in lauter Müssiggang mit allerley Ausschweifungen zu, und verübte besonders des Abends mit einer Rotte andrer Buben seines Alters allerley Unfug, klopfte hin und wieder an Thüren und Fenster, und lief dann fort, oder er zupfte und neckte auch die, welche ihm auf der Straße begegneten. Zuweilen vermummte er sich in weissen Habit, und spielte Gespenstergeschichten, sowohl in seiner Eltern Hause, wo er ein Vergnügen daran fand, den Mägden Schreck und Grauen zu verursachen, als auch auf der Straße und den Kirchhöfen; bis er einmal von ohngefähr einen Officier antraf, der ihn anpackte, und seinen Spaß mit so nachdrücklichen Schlägen vergalt, daß ihm die Lust, ihn weiter fortzusetzen, dadurch völlig vergieng. Ob er gleich noch nicht funfzehn Jahr alt war, so war er doch schon auf allen Kaffehäusern und Billards bekannt, wo er mit ab-

wechſelndem Glück Karten und Billard ſpielte. Iſt Mosjö Weiſſenfeld noch nicht da, war alle Nachmittag in Allners Hauſe die gewöhnliche Frage; er wird wohl bald kommen, erfolgte allemal zur Antwort. Seine Mutter wußte dies alles, allein ſie ſagte nichts dazu; ſie hielt es vielmehr für ihren Sohn rühmlich und vortheilhaft, daß er Gelegenheit hätte mit vielen Erwachſenen und mit unter auch vornehmen Leuten umzugehn und dadurch polirt zu werden. Und damit es ihm nicht an Gelde fehlen und er dadurch wieder in Verſuchung gerathen möchte, ſich ſolches durch unerlaubte Mittel zu verſchaffen, bewilligte ſie ihm wöchentlich anderthalb Thaler Taſchengeld; auſſerdem verſprach ſie ihm ſeine Spielkaſſe immer in ſolchem Stande zu erhalten, daß er beſtändig fünf Reichsthaler darin vorräthig haben ſollte, damit er ein ſeinem Stande gemäßes Spiel machen könnte. Beym Pharao, dieſem Zeitvertreib, der ſo abſcheulich iſt, daß ich glaube, wenn ein Mahler eine Gruppe von recht häßlichen, durch allerley Leidenſchaften verzerrten Menſchengeſichtern zeichnen wollte, er einen Pharaotiſch aufſuchen müßte, war er ziemlich glücklich, gewöhnlich auch beym Lombre; wenn er aber bey dem letztern einmal unglücklich war, ſo war ſein Verluſt auch deſto gröſſer, weil er jeden Pyte, den er ſetzte, durchaus wies

der haben wollte, und also aufs Gerathewohl ohne allen Grund spielte und seine Bete ins Unendliche vervielfältigte. Anfänglich überredete er seine Mutter, die geneigt war alles Vortheilhafte von ihrem Sohn zu glauben, daß er beständig gewönne, bis er ihr nach einiger Zeit selbst das Gegentheil eröfnen und sie bitten mußte, dreyßig Thaler Spielschulden für ihn zu bezahlen, weil ihm seine Gläubiger keine Ruhe ließen. Zu Hause hatte er gemeiniglich Langeweile, selten las er eins von den Büchern, worin seine Mutter und seine Schwester zu lesen pflegten, und noch seltner eins aus seines Vaters Büchersammlung, die sonst um diese Zeit anfieng ansehnlich zu werden.

Hofroth Weissenfeld fand nemlich für nöthig, sich zum Behuf seines Kommentars, und um denselben mit noch mehr Gelehrsamkeit aufstutzen zu können, noch verschiedene Bücher anzuschaffen, von welchen er vermuthete, daß sein viel Citaten darunter seyn möchten. Er ließ sich zu dem Ende verschiedene Auctionskatalogen schicken, wo mancher ansehnliche darunter in ihm den Gedanken erregte, daß es doch eine große Ehre wäre, eine starke Bibliothek zu haben, und noch lange nach seinem Tode mit seinem Katalog in den Büchersammlungen zu prangen. Wäre es dem Kanzler Ludewig möglich gewesen

über 13000 Bände zusammen zu bringen, und dem Schöff von Uffenbach eine Bibliothek zu haben, deren Katalog schon vier Bände ausmachte, so müßte er bey seinem ansehnlichen Vermögen doch auch noch ein ziemliches zusammenbringen können. Nur fehlte es ihm zum Unglück an der nöthigen Bücherkenntniß ganz, er wußte brauchbare und unbrauchbare, gute und schlechte nicht von einander zu unterscheiden, und mußte den Mangel dieser Kenntniß oft theuer genug bezahlen. Anfänglich gab er nichts als unbedingte Kommissionen, und war dabey einmal so unvorsichtig, daß er solche zween verschiednen Kommissionairs zugleich gab; weil er nach Absendung der ersten, nach seiner gewöhnlichen argwöhnischen Aengstlichkeit, auf den Gedanken kam, der Kommissionair, der ein Student war, möchte die Kommission nicht gehörig ausrichten. Er unterließ es, dem ersten den gegebenen Auftrag wieder abzuschreiben, und hiedurch kam es, daß er drey Bücher, die zusammen nicht zwanzig Thaler werth waren, mit sieben und vierzig Thalern bezahlen mußte, und seine Rechnung würde zu einer erschrecklichen Summe angewachsen seyn, wenn nicht der zweyte Kommissionair so vernünftig gewesen wäre, nicht ferner zu bieten. Wenn er an dem Orte der Auktion einen guten Freund hatte, so ver

stimmte er auch zuweilen gar kein Buch, sondern gab den ungemeßnen Auftrag, alles für ihn zu kaufen, was man brauchbar und nützlich für ihn hielte, wodurch er viele Bücher doppelt, manche auch wohl drey- oder vierfach bekam. Dennoch verkaufte er keine Doubletten, weil sie unterdessen doch die Zahl vermehren halfen, und sein Hauptzweck nur war, eine große Zahl zu haben. Um indessen doch einigermaßen mit eignen Augen sehn zu können, schafte er sich Joh. Vogts Catalogum librorum rariorum und eine Menge Auktionskatalogen mit Preisen an, die ihm in Zukunft zur Richtschnur dienen sollten. Seine Frau erregte zwar allemal ein fürchterliches Toben, so oft eine Bücherrechnung kam, allein die Gewohnheit hatte ihm dies theils erträglicher gemacht, theils versüßte ihm die Vorstellung, seine Bibliothek so ansehnlich wieder vermehrt zu haben, dies Toben so sehr, daß er es allenfalls immer drey bis vier Tage aushalten konnte: und am Ende mußte sie die Rechnung doch bezahlen, sie mochte murren und schmälen so viel sie wollte. Zuweilen entgieng er demselben dadurch, daß er die Bücher, die er erstanden hatte, an seinen alten Bekannten, den Kanonikus Dähne schicken ließ, und sich die Gelegenheit zu Nuße machte, wenn er ohne seine Frau auf einem seiner Güter war, von wo er

einige Fuhren Getraide nach Braunſchweig ſchickte, ſie verkaufen ließ, das gelöſte Geld unterſchlug, daß es ſeine Frau nicht erfuhr, und alsdann für Bücher wegſchickte. Als er ſchon einen Vorrath von beynahe dreytauſend zuſammen hatte, fieng er ſelbſt an einen Katalogen zu machen, und zwar ſo, wie er dereinſt nach ſeinem Tode gedruckt werden ſollte. Er machte mit dem Titel den Anfang, und richtete denſelben ebenfalls darnach ein. Er lautete, wie folgt: Bibliotheca Weiſſenfeldina, ſive theſaurus librorum, quo dum viueret uſus eſt, Vir quondam excellentiſſimus ac celeberrimus, Elias Weiſſenfeld, S. R. M. Conſiliarius aulicus, Acad. — — Societatis latinae, quae — — — floret, item teutonicae, quae — — — viget, nec non Olomutienſis, — — — etc. etc. Die Lücken ließ er, um darin die Namen der gelehrten Geſellſchaften zu tragen, worin er noch zu kommen ſuchte, wie er denn auch wirklich einige Jahre nachher, von der Anhaltbernburgiſchen deutſchen Geſellſchaft zum Mitgliede aufgenommen wurde. Es iſt faſt unbegreiflich, woher es gekommen, daß der ſonſt ſo ſorgfältige Herr Ruſt zu Bernburg, in dem ſeinen Nachrichten von Anhältiſchen Schriftſtellern angehängten Verzeichniß der Mitglieder dieſer anſehnlichen Geſellſchaft, den Namen unſers Hofraths ausgelaß

sen, der derselben doch soviel Ehre machte. Von der Ollmützer Gesellschaft ließ er sich gleich bey deren Entstehung 1746 zum Mitgliede aufnehmen; und leugnete damals in seinen Briefen nach Ollmütz sogar, daß er ein Lutheraner wäre, weil man ihn dort sonst als einen Ketzer nicht aufnehmen wollte. Weil er auch gesehn hatte, daß manche Besitzer ansehnlicher Bibliotheken eine Vignette in ihre Bücher geklebt hatten, die gemeiniglich die Bibliothek vorstellte, so wünschte er eine dergleichen zu haben, worin nicht allein sein Büchersaal, sondern auch er selbst vorgestellt würde. Der Zeichner wollte ihn anfänglich in der Bibliothek sitzend abbilden, allein er glaubte, dies würde zu sehr en Mignature werden, so daß die Gesichtszüge nicht kenntlich genug wären; er mußte ihn also auf sein eignes ausdrückliches Verlangen unter der Bibliothek, wie einen die ganze Bibliothek tragenden Atlas oder Person abbilden, wovon er zugleich selbst die sinnreiche Deutung machte, daß sein Kopf der ganzen Bibliothek gewachsen sey, und daß ihm Keins, der darin enthaltenen Bücher zu schwer sey. Indessen fiel die Zeichnung so burlesk aus, daß der Mahler Frölich, der sie entwerfen mußte, selbst Bedenken trug, seinen Namen darunter zu setzen. Die Ueberschrift war F. Weissenfeldi et amicorum, weil er unter

der Vignette in den Büchern des bekannten Jordan geleſen hatte C. S. Iordani et Amicorum. Er ſah es auch wirklich gerne, wenn Jemand ein Buch von ihm lieh, und rechnete die Zuflucht zu ſeiner Bibliothek ſich zur großen Ehre; nur lange durfte niemand ein Buch behalten, ſelten über vier bis fünf Tage, damit, wenn unterdeſſen etwa ein Fremder die Bibliothek beſähe, nicht ſo viele Lücken da wären. Eben ſo gerne hätte er es geſehn, wenn ſein Karl ſich ſeine Bibliothek fleißig zu Nutze gemacht hätte, und er ſuchte ihn zu überreden, daß er das Amt eines Bibliothekars bey ihm übernehmen möchte, ſogar mit Verſprechung eines jährlichen Gehalts von zwanzig Thalern. Karl, dem das Geld deswegen ſehr lieb war, weil er viele Gelegenheiten es zu brauchen kannte, nahm dieſen Vorſchlag zwar an, allein die ganze Erfüllung ſeiner Amtspflicht beſtand in weiter nichts, als daß er des Vormittags eine viertel- oder halbe Stunde auf den Büchersaal gieng, und eins oder das andre Buch, worin Kupfer waren, durchblätterte und angaffte. Am liebſten hielt er ſich bey nakt vorgeſtellten Perſonen und andern obſcönen Kupferſtichen auf. Wenn ſein Vater Fremden ſeine Bibliothek zeigte, ſo war er allemal mit zugegen und paradirte als Bibliothekar, wenn es aber darauf ankam, daß er ein Buch ſuchen ſollte,

ſo wußte er, auſſer denen, die er öfters zu beſehn pflegte, keines zu finden. Nach Verlauf eines Vierteljahrs verlangte er ſeinen vierteljährigen Gehalt à fünf Reichsthaler. Weiſſenfeld ſagte es ſeiner Frau, ſie möchte ihrem Sohn dieſe kleine Summe auszahlen, die er ihm als Gehalt verſprochen hätte; ſie erwiederte aber, ſie gäbe ihm ohnehin ſo viel als er brauchte, reichlich, würde ihm auch, wenn es nöthig wäre, dieſe fünf Thaler mit Vergnügen geben, aber in der Qualität als Bibliothekar gäbe ſie ihm nicht einen Heller, zumal da er ihm dieſen Gehalt ohne ihr Vorwiſſen und Erlaubniß verſprochen hätte. Da Karl ſahe, daß er den verſprochenen Gehalt nicht erhielt, hörte er auch auf, auf die Bibliothek zu kommen, bis ihn nach einiger Zeit eine andre Neigung wieder herauftrieb.

Er fieng nemlich an aus langer Weile den Kalender zu leſen, und endlich andre darnach zu machen. Am meiſten gefiel ihm die Vorherbeſtimmung der Sonn- und Mondfinſterniſſen, und er wünſchte die Aſtronomie zu verſtehn, um ein Gleiches thun zu können. Seine Mutter, der er dieſen ſeinen Wunſch eröfnete, glaubte ſchon bey der bloßen Anhörung deſſelben einen künftigen Profeſſor der Mathematik in ihm zu ſehn, und verſprach ihm alle Unterſtützung.

Er ſuchte in ſeines Vaters Bücherſammlung alle mathematiſche und beſonders aſtronomiſche Bücher auf, um für ſich ſelbſt die Aſtronomie daraus zu lernen, allein er fand eines theils deren nur wenige; Lindners aſtronomiſche Beluſtigungen, Treibers aſtronomiſche Seltenheiten und Wolfs deutſche Anfangsgründe, war alles, was in dieſem Fache vorhanden war; und hiernächſt war er auch nicht im Stande ſie zu verſtehn; ja er fand auch nicht einmal darin, was er ſuchte, nemlich das Verfahren, wodurch man Sonn- und Mondfinſterniſſe ausrechnete: es verſteht ſich von ſelbſt, daß er von aſtronomiſchen Tafeln nie etwas gehört hatte. Seine Mutter bat, auf ſein inſtändiges Verlangen, den Herrn Paſtor Silberſchlag, der als ein großer Mathematiker in Magdeburg bekannt war, ihm Unterricht zu geben, weil ihm aber ſeine anderweitigen Geſchäfte dies nicht erlaubten, ſchlug er es ab, verſprach aber ihr einen andern geſchickten Mann zu verſchaffen, wenn ſie ihn als ordentlichen Hofmeiſter bey ihrem Sohn annehmen wollte. Sie entſchloß ſich zwar dazu, allein der Mann, welchen Herr Silberſchlag in Vorſchlag brachte, wollte unter ſo geringen Bedingungen, als ihm angeboten wurden, ſich nicht dazu verſtehn. Von ohngefähr traf es ſich, daß die Hofräthinn einen jungen Menſchen, der eben die

Akademie verlassen hatte, und auf seiner Reise nach Stendal, wo er zu Hause gehörte, durch Magdeburg kam, kennen lernte. Er gefiel ihr ausserordentlich durch sein munteres freyes Wesen, und sie hörte ihn kaum sprechen, als sie den Wunsch hatte, ihn zum Hofmeister bey Karln anzunehmen. Wie heißt ihr werther Name mein Herr? — — Bischof.

Hofräthinn. Darf ich fragen, wo Sie bisher studirt haben?

Bischof. Zu dienen, in Halle und Jena.

Hofräthinn. Haben Sie sich auch auf die Mathematik applicirt?

Bischof. Ihnen aufzuwarten; bin manchsmal mit aufs Feld gestiegen und habe gemessen, 's war wahrhaftig 'ne wahre Lust.

Hofräthinn. Aufs Feld gestiegen? — auf die Berge werden Sie sagen wollen.

Bischof. Nein, erlauben Sie: aufs Feld: kann wohl seyn, daß wir mit unter auch mal auf Bergen gewesen sind, das kann ich so eben nicht sagen.

Hofräthinn. Aber aufs Feld steigt man ja nicht, da pflegt man hin zu gehn.

Bischof. 's ist so ein akademischer Terminus, da sagt man immer zu Dorfe steigen, in die Schenke steigen, aufs Feld steigen.

Hofräthinn. Wie machten Sie es denn? nahmen Sie auch Felder, Gärten, Flüsse, Wege und dergleichen auf?

Bischof. O ja! wir haben oft den ganzen Tag zugebracht: wenn's denn Mittag wurde, schlugen wir den Professor breit, daß er mit uns in ein Dorf stieg, wo wir uns Schinken, Schnaps und Bier aufwixen ließen, comme il faut, bis wir so recht fidel wurden, wer denn teek hätte seyn wollen, der wäre schlecht weggekommen. Lieber verkeilt oder auf Pump genommen, als teek.

Hofräthinn. Von dem, was Sie da erzählen, versteh ich nicht das dritte Wort; wie es scheint, so haben die Studenten wohl eine ganz eigne Sprache.

Bischof. Ihnen aufzuwarten, liebe Madam! Sehn Sie, man gewöhnt sich das denn so mit an, wenn man das alle Tage hört. Ich könnt Ihnen ein ganzes Lexikon machen, von lauter Studentenausdrücken, wenn Ihnen damit gedient wäre.

Hofräthinn. Auf ein andermal, wenn es Ihnen gefällig ist; jetzt sagen Sie mir nur, ob es wirklich Ihr Ernst ist, daß Sie sich auf die Mathematik gelegt haben?

Bischof. Allerdings, werthe Madam. Ich würde Ihnen ja wohl nichts vorlügen. Wis

gesagt, bin oft mit zum Messen ausgewesen, auf allerley Art, mit Schritten, mit Stäben und mit der Kette; mit der Mensul, Astrolabium und Boussole: habe geometrisch und trigonometrisch gemessen, und mit Logarithmen gerechnet, daß 's nur so eine Art hat.

Hofräthinn. Aber, wenn ich fragen darf, haben Sie sich auch wohl etwas auf die Astronomie geleget?

Bischof. O ja! ich habe Sie bey S*** gehört.

Hofräthinn. Wollten Sie wohl meinem Sohn Unterricht darin geben? er hat sehr grosse Lust darzu.

Bischof. Ey warum das nicht; wohl in mehrern Theilen der Mathematik, wenn Sie befehlen. Ich wollte ohnehin in Condition gehn, ob ich nun hier bin oder anderswo, das verschlägt mich nichts. Aber sollte ich nicht auch in andern nützlichen Sachen Unterricht geben? ich kann recht gut französisch und bin auch in der Musik nicht ungeschickt: will sehn, wer's in der Liste mit mir ansetzen soll.

Hofräthinn. Das übrige können wir schon reguliren, wenn wir völlig mit einander eins sind; zunächst ist mirs nur um die Astronomie zu thun, wozu mein Sohn ausserordentlich Lust hat; und bey seinem vortreflichen Kopf werden

Sie ihre Luſt ſehn, was für auſſerordentliche Progreſſen er machen wird.

Biſchof. Ach lieber Himmel! Das geht mit der Aſtronomie ſogleich nicht, da muß er vorher noch Arithmetik und Algebra, Geometrie, ebne und ſphäriſche Trigonometrie, und Gott weis, was ſonſt noch alles lernen.

Hofräthinn. Aber iſt denn das ſo ganz nothwendig? ich dächte, wenn Sie ihm die Aſtronomie nur recht erklären wollten, ſo könnte er ſie wohl gleich anfangen, ſo gut als jede andre Wiſſenſchaft.

Biſchof. Werthe Frau Hofräthinn, das geht bey meiner Seel nicht, fragen Sie nur, wen Sie wollen: das muß ich ja verſtehn.

Hofräthinn. Nun, was für Gehalt verlangen Sie denn jährlich?

Biſchof. Ja was meynen Sie wohl, was wollen Sie mir wohl geben?

Hofräthinn. Ich dächte dreyßig Thaler und freyen Tiſch würden Sie nicht zu wenig finden.

Biſchof. Ey behüte Gott! liebe Frau Hofräthinn! wo denken Sie hin? Habe auf der Univerſität mit hundert und funfzig Thalern des Jahrs kaum fertig werden können, und ſollte als Kandidat nur dreyßig haben. Nein, wahr-

haftig nicht; das gehe bey meiner Seel nicht an.

Hofräthinn. Ja darum haben Sie auch Stube, Tisch und Collegia bezahlen müssen, das fällt hier alles weg.

Bischof. Ja wenn auch; das geht doch wahrhaftig nicht an. Ich brauche ja wohl alle Jahre ein Kleid, wenn ich das davon bezahle, und mir so viel Schuh und Strümpfe anschaffe, als ich des Jahrs brauche, so habe ich ja nicht einen Heller übrig. Wovon soll ich den Friseur bezahlen und andre nöthige Ausgaben bestreiten?

Hofräthinn. Nun, Sie sollen sehn, daß ich räsonnabel bin; ich will noch zehn Thaler zulegen, das sind vierzig Thaler, mehr habe ich vor acht Jahren Herrn Treumann auch nicht gegeben, das war ein geschickter Mann.

Bischof. Ja, lieber Himmel! vor acht Jahren, seitdem haben sich die Zeiten gewaltig geändert. Ich hatte mir sonst vorgenommen unter achtzig Thaler und alles frey, nirgendswo eine Condition anzunehmen, weil's aber in Magdeburg ist, und weil Sie's sind, werthe Madam, will ich mit sechzig Thalern zufrieden seyn.

Weil die Hofräthinn wie um eine Elle Tuch handelte, und doch gerne das Verlangen

ihres Sohns befriedigen wollte, auch eine ziemliche Vorstellung von Bischofs Geschicklichkeit hatte, weil ihr die Wörter Logarithmen, Bousole, Astrolabium, sphärische Trigonometrie, die sie ihn nennen hörte, sehr gelehrt mathematisch zu seyn schienen, wozu die Dreistigkeit kam, mit welcher er sprach, die sie für eine Folge seiner Geschicklichkeit hielt, und endlich da er und sein ganzes Wesen ihr ganz wohl gefielen, so wurde sie endlich um vier und funfzig Thaler und zwölf Groschen mit ihm eins. Bischof bat sich nur die Erlaubniß aus, vorher seine Verwandten auf vierzehn Tage besuchen zu dürfen, worauf er seinen Unterricht antreten wollte. Er meldete sogleich seinen Freunden in Halle sein neues Glück, das er gemacht hätte, und ehe er noch von Stendal wieder zurück kam, traf schon ein Brief von einem Pferdeverleiher aus Halle an den Hofrath ein, worin auf sechs Thaler von seinem Gehalt Arrest gelegt wurde. Der Hofrath zeigte ihm den Brief bey seiner Ankunft: plagt den infamen Philister der — —? fuhr er auf, na warte, nun sollst du noch drey Jahr passen, nun du mir den Streich gespielt hast. Sie werden doch des lumpichten Briefs wegen nicht glauben, daß ich mich aus Halle fikkire hätte? Sie werden ja auch noch wohl wissen, werther Herr Hofrath, wie's mit einem

Abgehenden ist, man braucht Geld zur Reise, und da kommt hier und dort einer und will noch was haben, man wird gezupft und gerupft an allen Ecken und Orten; so gieng's mir auch, ich dachte, der Pferdepfeiffer könnte noch am ersten warten, und wollt den Kerl in den ersten drey Monaten bezahlen, aber nun soll er hol mich der — — — passen. Weissenfeld sprach ihm guten Muth ein, und sagte ihm zum Trost, daß es ihm selbst vormals nichts besser ergangen sey. Er führte ihn hiernächst auf seine Bibliothek, und fragte ihn, ob er sich nicht über die Menge wunderte? ob er sich wohl vorgestellt hätte, in Magdeburg eine solche Bibliothek zu treffen? Bischof erwiederte, er hätte zwar schon mehr Bibliotheken gesehn, die so zahlreich als diese gewesen wären, indessen wollte er es gerne glauben, daß diese in Magdeburg die zahlreichste sey. Ein Mann ist nur hier, versetzte der Hofrath, der mir die raren Bücher entsetzlich in die Höhe treibt, ich hätte schon manches mehr, wenn der nicht wäre, und das ist der Tischler Bauer. Ein Tischler? — fragte Bischof voll Verwunderung. Ja wohl, ein Tischler; er ist ein guter Mechaniker, und hat verschiedne mathematische Kenntnisse. Er hat seinen Vogt so gut als ich, und wenn einmal ein Buch in einer Auktion vorkommt, das

im Vogt ſteht, ſo treiben wir beyde uns einander um die Wette in die Höhe. Sehn Sie, da habe ich meine raren Bücher ſtehn, ich habe in alle vorne die Nachricht aus dem Vogt geſchrieben, und dieſen dabey citirt; ſehn Sie, ſo viel Mühe gebe ich mir um meine Bücher. Ein Paar habe ich bis jetzt noch nicht bekommen können, die mir eben dieſer Bauer weggeſchnappt hat, das iſt der Alcoran des Cordeliers und die ſchöne groſſe franzöſiſche Ausgabe vom Vitruv. Mit vielem Vergnügen ſteht Ihnen indeſſen meine ganze Bibliothek zu Dienſten, brauchen Sie daraus wenn und wieviel Sie wollen; ja Sie würden mich noch mehr verpflichten, wenn Sie das Amt eines Bibliothekars übernehmen wollten. Biſchof dankte vielmal für dies Anerbieten, und verſprach das ihm aufgetragne Amt zu verwalten, ob er gleich eben ſo wenig litterariſche Kenntniß hatte, als Weiſſenfeld ſelbſt, der ſich übrigens nicht wenig mit den Gedanken kizelte, daß ſeine Bibliothek ſchon ſo anſehnlich ſey, daß er einen eignen Bibliothekar dazu gebrauchte. Biſchof fragte nach den mathematiſchen Büchern; Weiſſenfeld wußte anfänglich keine zu finden, auſſer denen, worin ſein Sohn zu leſen pflegte, und die ſchon vorher genannt ſind: endlich fand er noch Petri de Herigone curſum mathematicum lateiniſch

und französisch in fünf Oktavbänden, und Keckermanni Systema astronomicum, woraus sich Bischof aber nicht viel Trost versprach. Er fieng endlich seinen Unterricht mit Karln, nach Anleitung der Wolfischen Anfangsgründe an, und suchte ihm Paragraph für Paragraph nach seinem besten Vermögen zu erklären: Ob er gleich, meiner Einsicht nach, bey einem Charakter, wie Karl war, der bey abstrakten und allgemeinen Sachen so wenig Geduld und Standhaftigkeit hatte, besser würde gethan haben, wenn er die synthetische oder strengmathematische Ordnung verlassen, und statt dessen mit solchen Sachen den Anfang gemacht hätte, von welchen er sich die meiste Unterhaltung für Karln versprechen konnte; wenn er von diesen hernach rückwärts gegangen wäre, und die Grundsätze nachgeholt hätte, woraus sie erklärt und bewiesen werden. Karl hätte mir, so bald ich die Geometrie mit ihm angefangen hätte, zwar zuerst die Figuren einiger Flächen, hiernächst aber gleich eine Distanz, ein paar Häuser, Bäume oder dergleichen, mit einem Berg, Morast oder Fluß dazwischen zeichnen sollen, zumal da er noch etwas zeichnen konnte. Dann hätte ich ihm gezeigt, wie man es mache, eine solche Distanz zu messen; das Verfahren selbst konnte er begreifen, ohne vorher etwas von den vorigen Sätzen gehört zu haben: nun aber die

Richtigkeit des Verfahrens, ich würde ihm zeigen, daß er dieſe nicht einſehn könnte, ohne vorher die Sätze von der Gleichheit und Aehnlichkeit der Triangel zu wiſſen, welche die Geometrie verträgt, und dieſe wiederum nicht, ohne die Sätze von Triangeln, Winkeln und Linien; und ſo hätte ich dies jedesmal nach Nothdurft nachgeholt. Ob dieſer Weg Biſchofen nicht beyfiel, oder ob er ihn nicht einſchlagen wollte, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn: ich glaube aber kaum, daß er es gethan hätte, wenn er ihm auch wäre in Vorſchlag gebracht worden. Ueberhaupt ließ er es ſich mit dem Unterricht ſo ſehr Ernſt nicht ſeyn; wenigſtens war er träger dazu, als zur Parthie Piquet. Einen groſſen Theil der zum Unterrichte beſtimmten Zeit brachte er mit Erzählungen ſeiner vorigen Begebenheiten und allerley Schüler- und Studentenſchwänke zu, die er und andre ausgeübt hatten, woran Karl einen groſſen Gefallen fand. Die hohe Meynung, welche dieſer durch ihn von den Vorzügen des Studentenlebens und der damit verbundnen Freyheit bekam, reizten ihn ſo ſehr, daß er ſich zum Studiren entſchloß. Nur konnte er noch nicht mit ſich ſelbſt eins werden, was er ſtudiren wollte: Theologie fiel zwar von ſelbſt weg, weil er theils an dem Predigerſtande keinen Gefallen hatte, theils auch Biſchof ihm ſagte, daß ein Theologe ſich auf der

Universität schon immer etwas mehr einschränken und ein wenig eingezogner leben müßte, als ein andrer Student; allein zwischen der Rechts- und Arzneygelehrsamkeit wählte er noch. Weil indeß sin das Studiren selbst seine Hauptabsicht nicht war, so quälte er sich auch nicht lange mit der Wahl, sondern ließ die Entscheidung derselben dahin gestellt seyn, bis er die Universität beziehn würde. Seine Mutter, die mit allem, was er wollte oder vornahm, sehr wohl zufrieden war, ließ sich auch diesen seinen Entschluß gerne gefallen: die Mathematik wurde einstweilen wieder an Nagel gehängt, nachdem er in der Stereometrie bis an den Satz gekommen war, daß die Kugel zwey Drittel von einem Cylinder sey, der mit ihr gleiche Grundfläche und Höhe hätte, welchen weder er begreifen konnte, noch auch Bischof ihm deutlich genug vorzutragen wußte, vielleicht ihn auch selbst nicht recht verstand: ob er sich gleich sonst damit beschäftigte, die Quadratur des Cirkels zu finden, auch einmal, da er eine Weile darüber gerechnet hatte, vor Freuden in des Hofraths Zimmer gesprungen kam, und wie Archimedes nach Erfindung der Hydrostatik, εὕρηκα, εὕρηκα rief. Er war nemlich auf den Gedanken gekommen, wenn er die Sehne einer Oktave oder den $\frac{1}{744181760000000000}$ eines Cirkels mit dem Bogen als gleich annähme, so würde dabey gar

kein Irrthum statt finden; wenn er nun diese Sehne und ihren Bogen für 1 annähme und hienach den Diameter berechnete, so müßte nothwendig das wahre Verhältniß herauskommen. Die ganze Sache kam nur darauf an, wie das Verhältniß einer solchen Sehne zum Diameter zu finden sey? Und eben dies war es, was er gefunden zu haben glaubte, da ihm von ohngefähr einfiel, daß die Sehne eines Bogens von 60 Graden halb so groß sey, als der Durchmesser. Er fieng nun an weiter nach dieser Proportion zu theilen, so daß er immer die Sehne des dritten Theils eines Bogens, als halb so groß annahm, als die Sehne des vorigen Bogens, also die Sehne eines Bogens von 20 Graden für halb so groß, als die des Bogens von 60 Graden. So fand er endlich, seiner Meynung nach, daß die Sehne eines Bogens von 10 Secunden, 58 Terzen, 26 Quarten, 10 Quinten, 22 Septen, 13 Septimen und 40 Octaven 5[illegible], und der Octave 1 wäre, wenn der Durchmesser des Cirkels für 5142850000020480 angenommen würde. Er war über seine Erfindung ganz ausser sich, und wollte sie schon vorläufig in einer Zeitung bekannt machen, und sich von irgend einer Akademie die versprochene Belohnung dafür geben lassen, als ihm ein der Sache kundiger Mann,

dem er seine Erfindung mittheilte, nicht nur bewies, daß wenn die Sehne eines Bogens von 512000000020 Octaven von einer gleichmäßigen Anzahl Einheiten angenommen würde, man diese Zahl nicht theilen, und durch die Division die Sehne einer Octave suchen könnte, ohne in den nemlichen Fehler zu fallen, den man begienge, wenn man durch Theilung des Diameters mit 180 die Sehne Eines Grades suchen wollte; sondern ihm auch zu seiner äussersten Beschämung zeigte, daß er den gröbsten Fehlschluß gemacht hätte, da er geschlossen, daß die Bogen halbirter Sehnen nach eben der Proportion von 1 : 3 abnehmen, wie der Bogen, dessen Sehne dem halben Diameter gleich wäre, von halben Cirkel abgenommen hätte, indem dadurch ein Verhältniß des Diameters zur Peripherie, wie 1 : 104 und wenn er die Theilung weiter fortsetzte, ein noch grösseres herauskommen würde. Bischof schämte sich, ließ die Lippen hängen und war stille; unterließ aber dennoch nicht auf eine neue Auflösung dieses Problems zu sinnen, um derentwillen er manchen Anfall von Kopfschmerzen ausstand. Es gieng ihm so wie den meisten, die hierüber grübeln, je weniger sie in das Innere der Mathematik eingedrungen sind, desto eher verfallen sie darauf, diese ihrer Natur nach unauflösliche Aufgabe auflösen zu wollen. Ich will

indeſſen meinen Leſern nicht mit der Mittheilung ſeiner übrigen Auflöſungen beſchwerlich fallen. So ſehr ſich Herr Biſchof hiedurch das Anſehn eines gelehrten und tiefſinnigen Mathematikers zu erwerben ſuchte, ſo wenig konnte er noch im übrigen den Studenten verleugnen; und eben dadurch gewann ihn Karl von Tag zu Tage immer mehr lieb, und ward in ſeinem Vorſatz zu ſtudiren, oder vielmehr ein recht vergnügtes Studentenleben zu genieſſen, immer mehr beſtärkt. Er kam mit ſeinem Lehrer überein, daß er ihn, falls er unterdeſſen noch keine Beförderung erhalten hätte, auf die Univerſität führen und auch dort ſein Mentor ſeyn ſollte, und ſeine Mutter genehmigte dieſen Vortrag mit vielem Vergnügen.

Unterdeſſen kam die Zeit näher heran, daß Karl auf irgend eine groſſe Schule auſſerhalb Magdeburg geſchickt werden ſollte, und die Hofräthinn ſahe ſich um ſo mehr genöthigt, ſeine Entfernung nicht lange aufzuſchieben, je gröſſer die Uneinigkeit zwiſchem ihm und ſeiner Schweſter von Tag zu Tage wurde. Roſalinde, beynahe vierzehn Jahr alt, philoſophirte und moraliſirte über alles, niemand war gegen ihre Kritik und Satyre ſicher, alle tadelte und meiſterte ſie, am meiſten aber ihren Bruder, der es freylich auch vollkommen verdiente. Indeſſen war es bey ihr

nicht sowohl Neigung ihn zu bessern, als Lust zu tadeln, und sich als Kennerinn und Philosophinn zu zeigen: auch betraf ihr Tadel nicht so wohl seine in vielen Stücken unmoralische Gesinnung und Handlungsart, als seine Nachläßigkeit, Unordnung und Unwissenheit. Sie wollte bey aller Gelegenheit zeigen, wie weit sie ihn übersähe, und wie viel Wissenschaft sie vor ihm zum voraus hätte. Sie erzählte in Gesellschaften, wo sie selbst ihres Vaters nicht schonte, nur gar zu gerne die Blössen und Schwächen ihres Bruders, und salzte sie so mit ihrem Witz, daß er immer in der lächerlichsten Gestalt erschien. Obgleich sein Ehrgeiz sonst nicht stark war, so war es ihm doch unerträglich, sich von seiner Schwester, die jünger als er war, so herunter setzen zu lassen, und es vergieng also kein Tag, wo er sich nicht aufs bitterste mit ihr zankte: sogar fehlte es manchmal nicht an Thätlichkeiten, zumal wenn ein Dispüt von Vorzug des einen Geschlechts vor dem andern auf das Tapet kam, wo Rosalinde allemal mit der lebhaftesten Hitze den Vorzug des ihrigen behauptete, und dem männlichen Trägheit und Dummheit schuld gab, wobey sie nie ermangelte ihren Bruder zum Exempel anzuführen, und dann von ihm gemeiniglich mit einem nachdrücklichen Schlag widerlegt wurde. Umgekehrt, wenn er seine phlegmatische Laune hatte, und

ſtatt ihre Vorwürfe und Satyren zu beantworten, darüber lachte, ſo wurde ſie aufs äuſſerſte aufgebracht, und fuhr ihm mit dem größten Ungeſtüm (die ſtärkſte Widerlegung der behaupteten Vorzüge ihres Geſchlechts) in die Haare. Ihrer Mutter war dieſe Uneinigkeit unter ihren Kindern äuſſerſt unangenehm, und ſie wußte kein andres Mittel dieſelbe zu heben, als Karls Entfernung, ob ſie gleich ſonſt, den Fall ausgenommen, wenn über den Geſellſchaftsvorzug Streit war, immer auf des letztern Seite war. Hiezu kam noch der Ausbruch des Kriegs, da der König am 29ſten Auguſt unvermuthet in Sachſen einrückte, wobey der Hofrath nach ſeiner hypochondriſchen Aengſtlichkeit, gegen allen Schein der geringſten Wahrſcheinlichkeit befürchtete, ſein Sohn möchte ausgehoben werden und Dienſte thun müſſen. Die Hofräthinn ſchrieb demnach an ihren Bruder nach Stralſund folgenden Brief.

Lieber Bruder!

Magdeburg den 3. Sept. 1756.

Ich habe an meinem allerliebſten Karl die Freude erlebt, daß er ſich nicht allein zum Studiren entſchloſſen, ſondern auch bisher in allerley Künſten

und Wissenschaften einen vortreflichen Fortgang gemacht hat. Er spricht Latein, Englisch und Französisch wie seine Muttersprache, spielt verschiedene Instrumente mit grosser Fertigkeit, ist ein Meister in der Mathematik, und versteht verschiedene mechanische Künste, z. E. Uhrmachen, Glasschleifen, Drechseln u. s. w. aus dem Grunde. Im Tanzen hat er es soweit gebracht, daß er auf allen Bällen der erste ist. Ungeachtet ich ihn also für geschickt genug halte, schon jetzt die Akademie beziehn zu können, so wünschte ich doch, daß er vorher noch einige Jahre älter würde, etwas mehr Welt kennen lernte, und die dazwischen verfliessende Zeit auf irgend einem ansehnlichen Gymnasio zubrächte, wo er sich zu den bereits erworbenen, noch mehr Kenntnisse einsammeln könnte. Aber ich wünschte auch zugleich, daß er bey seiner Entfernung von Hause unter guten Händen wäre, die ihm die Trennung von seinen Eltern weniger empfindlich machen und gegen Verführung sichern könnte. Denn ungeachtet ich von der Güte seines Herzens und seiner Gesinnungen so sehr überzeugt bin, daß ich es ihm hinlänglich zutraue, er werde sich so leicht nicht hinreissen lassen, so weiß man doch leider wohl, wie groß bisweilen die Macht der Verführung ist. Wo könnte ich aber wohl diesen meinen Wunsch besser befriedigt, wo meiner

Sohn in beſſern Händen ſehn, als bey Dir, beſter Bruder? Die Briefe, welche uns Julius ſchreibt, enthalten alle ein enthuſiaſtiſches Lob Deines Hauſes, der liebreichen Begegnung, die Du ihm wiederfahren läſſeſt, und des vortheilhafſten Unterrichts, den er dort genießt: Du kannſt leicht erachten, wie glücklich ich mich ſchätzen würde, wenn meinem Karl ein gleiches Glück wiederführe. Und ob ich gleich im geringſten nicht Urſache habe, an Deiner Güte zu zweifeln, um ſo viel weniger, da mein lieber Karl Dein Pathe iſt, und Du auch ſchon ſonſt verſprochen haſt für ihn zu ſorgen, ſo ſchäme ich mich doch Dir läſtig zu werden, zumal da Du ſelbſt Familie und ſchon ſo viele Laſt von Julius gehabt haſt. Ich bitte es mir alſo von Dir aus, daß Du mir aufrichtig meldeſt, wie viel Penſion ich Dir für ihn, für Tiſch und Wohnung bezahlen ſoll; zugleich verſpreche ich, daß Julius eben ſo viel bezahlen, und alles was er Dir bisher gekoſtet auf einem Brete nachzahlen ſoll. Du darfſt Dir im geringſten kein Bedenken machen, dies anzunehmen, da er ja ſeine Zinſen hat, die nun ſchon ſeit ſo langer Zeit geſammlet worden, und da Du es ſonſt vor Deiner Frau und Kindern nicht verantworten kannſt, ihnen ſo viel zu entziehen und es an Fremde wegzugeben. Uebrigens will ich wünſchen, daß wir, wenn Dein

Sohn groß wird, Gelegenheit haben mögen, ihm gleiche Dienste zu erweisen.

Ueber Rosalinden habe ich ebenfalls meine Herzensfreude; in diesem Jahrhundert ist wohl schwerlich, wenigstens in dem einfältigen Deutschland nicht, ein so kluges, scharfsinniges Frauenzimmer gebohren worden, und ich glaube fast, daß selbst Frankreich wenige ihres Gleichen in seiner Geschichte aufzuweisen haben möchte. Sie macht im Französischen eben so schöne Verse als im Deutschen, besonders Epigrammen: niemand ist vor ihrer Satyre sicher, und jedermann, selbst die gelehrtesten Männer fürchten sich vor ihrem Witze, womit sie die Ehre ihres Geschlechts zu behaupten weiß. Zu ihrem vortreflichen Verstande kommt der gute Gebrauch, den sie davon gemacht, und die schönen Kenntnisse, die sie sich eingesammlet hat. Sie hat schon eine unsägliche Menge Bücher gelesen, Romanen, witzige Schriften, Gedichte, philosophische und theologische Bücher, so daß sie in ihrem vierzehnten Jahre schon eine Belesenheit hat, deren manche Mannsperson sich in ihrem dreyßigsten wohl nicht rühmen kann. Daneben weiß sie über alles, selbst theologische Sachen so klug zu urtheilen, und ihre Meynung mit so starken Gründen zu unterstützen, daß sie den Pastor Peemüller und andre, die sich mit ihr einlassen, oft zum

Stillschweigen bringt. Wie oft wünsch ich, daß Dein lieber Fritze zehn Jahr älter seyn möchte, dann sollte kein andrer als er ihr Mann werden: es geht mir manchmal nahe, daß keiner aus unsrer Familie das Glück sie zur Frau zu bekommen, haben soll.

Mein Mann bekümmert sich jezt noch weniger um unsre Haus- und Familienangelegenheiten, als er von jeher gethan hat; er sitzt gemeiniglich vom frühen Morgen bis in den späten Abend auf seiner Studierstube und arbeitet an einem groſſen Werke, wovon er schon vier Quartbände im Manuscript fertig liegen hat; es soll, wie er sagt, für die Welt ein kostbarerer Schatz werden, als wenn das Geheimniß Gold zu machen, erfunden wäre. Ich habe ihm schon so oft zugeredet, er sollte doch fort machen, und das was er fertig hat, drucken lassen, damit ein Theil des Geldes wieder heraus käme, das er seit einiger Zeit in Bücher gesteckt hat, allein er will von nichts hören, ehe das ganze Werk nicht fertig ist. Es ist unglaublich und unbeschreiblich, wie viel Geld mein Mann für Bücher ausgiebt; es fällt keine Auction weder hier in Magdeburg noch auswärts vor, wo er nicht die ansehnlichsten Rechnungen hat, und weil jedermann weiß, Hofrath Weiſſenfeld läßt kein Buch fahren, worauf er einmal

bietet, so werden sie ihm so hoch herauf getrieben, daß er sehr viele über den Ladenpreis bezahlt. Alle meine Vorstellungen fruchten wenig oder nichts dagegen, da er seit einiger Zeit so eigensinnig geworden ist, daß er auf meinen Rath, den er sonst überall zu befolgen pflegte, gar nicht mehr achtet. Ich sage oft zu ihm, wenn Du es noch so machtest, wie Herr Pastor M. * *, der, so oft er ein Buch kauft, sogleich ausrechnet, wie viel es ihm wieder einbringen müsse, entweder durch Uebersetzung desselben, oder durch Auszüge, die er daraus macht, und theils besonders drucken, theils in periodische Blätter einrücken läßt; allein er antwortet mir immer, er brauche seine Zeit nöthiger zu seinem Kommentar über die Bibel, der seinem Ueberschlage nach, auf 16 bis 20 Quartbände anwachsen und ihm, wenn er fertig wäre, viel mehr einbringen müßte. Er wolle ihn nemlich auf Pränumeration drucken lassen, ein Avertissement dazu schreiben, worin er den allgemeinen Nutzen seines Buchs so deutlich darlegen wollte, daß er einem jeden einleuchten müßte; ja er wolle das einfältigere Publikum so mit der Nase darauf stossen, daß es nicht allein die überschwängliche Nutzbarkeit, sondern auch die Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit desselben mit Händen greifen solle; dann wolle er in jeder Stadt von Deutschland, sie sey so klein als sie wol-

le, einen Collecteur beſtellen, und wenigſtens würde denn doch dieſer Collecteur für ſich, Ehrenhalber, und zur Vergeltung für die Ehre, daß ſein Name mit in dem Avertiſſement zu einem ſo wichtigen Werke gedruckt worden, ein Exemplar nehmen; in einer groſſen Stadt könnte er wohl zehn, zwanzig, bis funfzig Pränumeranten hoffen, dies würde nach ſeinem Ueberſchlag in allem eine Zahl von fünf bis ſechstauſend Pränumeranten ausmachen; und wenn nun, wie er bey ſo einem frommen Werke mit Recht hoffen könnte, der liebe Gott ſein Manuſcript in der Druckerey ſegnete, daß es recht viel gedruckte Bogen gäbe, ſo zweifelte er nicht, daß ihm nicht das ganze Werk auf achtzigtauſend Thaler einbringen ſollte, präter propter viertauſend Thaler Vortheil auf jeden Band gerechnet. Ich muß geſtehn, ob ich gleich meinem Mann alles Gute zutraue, daß mir doch das Project noch ziemlich weitausſehend ſcheine; ich wünſchte gerne einmal Deine Meynung darüber zu hören.

Hier bey uns iſt jezt alles kriegriſch, ſchon ſeit länger als vier Wochen wird hier unaufhörlich gearbeitet, und vor ſechs Tagen ſind unſre Truppen in Sachſen eingerückt, was daraus werden wird, mag die Zeit lehren. Man ſagt, daß auch in Schweden groſſe Bewegungen wären, und daß der leztere Aufſtand dort mit den jezigen

Begebenheiten einigen Zusammenhang hätte. Der arme Graf Brahe dauert mich recht sehr. Melde uns doch etwas Neues von dortigen Sachen, die uns um Deinetwillen beynahe so sehr interessiren als die hiesigen. Ich bin nach vielen Komplimenten u. s. w.

Karolina Weissenfeld.

Einige Wochen nachher erhielt sie von ihrem Bruder folgende Antwort.

Stralsund, den 18. Sept.

Liebe Schwester!

Die Geschicklichkeit, welche Du von Deinem Sohn rühmst, hat mir viele Freude gemacht, zumal wenn Du Deine Urtheile über ihn, wie ich hoffe, von sachkundigen Männern hast, die Dir nicht haben schmeicheln wollen. Du wirst mir diesen offenherzigen Zusatz nicht übel nehmen, da wohl niemand weniger als die Eltern selbst fähig sind, die Vorzüge oder Fehler ihrer Kinder einzusehn, und jene gemeiniglich in dem Maße zu erhöhen pflegen, als sie diese vermindern: überdem wirst Du es Dir auch ohne Scham bewust seyn können, daß Du mit der englischen und lateinischen Sprache, so wie mit der Mathematik nicht in dem Grade bekannt bist, daß Du eines

andern Geſchicklichkeit darin mit hinlänglicher Gewißheit angeben könnteſt. Allein da Du gewiß ſelbſt wiſſen wirſt, daß niemand eine Sache leichter bewundert, als der, welcher am wenigſten davon verſteht, ſo hoffe ich, wie geſagt, daß Du Dein Urtheil über ihn ohne Zweifel von ſachkundigen Männern haben wirſt, und freue mich deshalb nicht wenig darüber. Mit auſſerordentlichem Vergnügen werde ich Deinem Verlangen ihn in mein Haus zu nehmen, willfahren, doch mit beygefügter Bitte, daß Du kein Wort wieder von Penſion, weder für ihn, noch für meinen lieben Julius erwähnſt, wenn Du mich nicht beleidigen willſt; des letztern geſetztes, vernünftiges und ordentliches Betragen, und der merkliche Wachsthum in allem Guten, den ich an ihm ſehe, iſt mir mehr als alle Penſion. Was Du von meiner eignen Familie ſchreibſt, paßt auf mich und die hieſige Denkungsart nicht. Hier an der Oſtſee herrſcht noch alte Ehrlichkeit und Dienſtfertigkeit, man iſt hier nicht ſo ſtrenge gerecht gegen ſeine Kinder, als in dem mittlern Deutſchland, daß man glauben ſollte denſelben etwas Beträchtliches von dem Nachlaß zu entziehen, wenn man bey ſeinen Lebzeiten mit ſeinem Vermögen auch andern Freunden und beſonders nahen Blutsverwandten Gefälligkeiten erweiſt; und der Fall würde hier ſehr viel Aufſehn ma-

machen, der mir aus einer Stadt, die funfzig Meilen südlicher liegt, bekannt ist, daß eine Großmutter für ihre leibliche Enkel, von ihrer Tochter, die sich in mittelmäßigen Umständen befand, Pensien nahm, um dem Einen ihrer Kinder nicht mehr zu erzeigen als den Andern. Dafür ist man dort auch kultivirter und klüger als hier. Man kann schlechterdings kein guter Weltbürger und Menschenfreund, ja ich setze hinzu, kein Christ seyn, den immer ein vernünftiges Vertrauen auf Gottes Fürsorge und Regierung sichtbar unterscheiden muß, wenn man an weiter nichts denkt, als seinen Kindern recht viel zu hinterlassen, zumal wenn man für diese schon so viel hat, als hinreichend ist, sie in den Stand zu setzen, daß sie sich selbst ihren Unterhalt auf eine ordentliche Art erwerben können. Ich habe immer aus denen die besten Menschen werden gesehn, die sich mehr auf ihre eigne Geschicklichkeit als auf ihr Geld verlassen mußten. Weiß ein junger Mensch, daß ihm viel von seinen Eltern hinterlassen wird, und ist er dabey nicht recht guter Art, so schläfert er sein Genie und seine Thätigkeit mit der täuschenden Hofnung ein, daß er auch, ohne sein Bemühen, und ohne beschwerliche Anstrengung seiner Kräfte, dereinst seinen Unterhalt finden werde; er fängt an bloß für diese Welt zu leben, und alle seine Hofnungen

und Erwartungen auf ſie einzuſchränken, vergißt ſeine Beſtimmung und verſäumt den erſten und gröſten Zweck, die Erhebung und Veredlung ſeiner Seelenkräfte und die Erweiterung ſeiner Kenntniſſe nebſt dem thätigen Beſtreben nach Tugend. Ich muß es Dir daher frey geſtehn, daß es mir gar nicht gefallen hat, wenn ich ſahe und hörte, daß Dein Karl es ſchon ſo ſehr wußte, von wie vielem Gelde er dereinſt Beſitzer ſeyn würde, und daß er jezt ſchon ſo viel Geld unter Händen hatte, wovon er gewiß noch keinen weiſen Gebrauch zu machen wußte. Es iſt nöthig, daß Kinder etwas Geld in Händen haben, damit ſie vor gewiſſen Verſuchungen, die beym Mangel zu entſtehn pflegen, bewahrt bleiben, daß ſie mit dem Gelde umgehn, und eben weil ſie nur wenig haben, eine vernünftige Sparſamkeit lernen; wenn es aber zu viel iſt, ſo werden ſie nicht allein Verſchwender, ſondern ſie werden auch eben den Verſuchungen ausgeſetzt, die bey dem Mangel alles Geldes zu entſtehen pflegen. Weil es viel iſt, glauben ſie, es könne ſo leicht kein Ende nehmen, und ehe ſie es ſich verſehn, hat es ein Ende, dann ſind ſie gewohnt viel auszugeben, und können dieſe Gewohnheit nicht anders als durch unerlaubte Mittel ausüben. Ich bitte es mir alſo als eine Gewogenheit von Dir aus, daß Du theils Deinem Sohn

nicht zu viel Taschengeld giebst, theils mir es erlaubst, ihm dasselbe nach meinem Gutbefinden wöchentlich oder täglich, je nachdem ich mehr oder weniger Hang zur Verschwendung bey ihm gewahr werde, zu geben, damit ich im Stande bin, auf seine Handlungsart in diesem Stück desto genauere Aufsicht zu haben. Ich werde, so viel an mir liegt, in keiner Absicht etwas sparen, um den Zweck, wozu er hieher geschickt wird, zu befördern, und über sein Verhalten zu wachen.

Uebrigens zweifle ich nicht, wenn er selbst nur fleissig seyn will, daß er hier noch manches wird lernen können, was ihm in jedem Fach nützlich ist. Wir haben neulich einen würdigen und geschickten Mann zum Rektor erhalten, den Magister Büttner, der bisher in Stettin an der Rathsschule gestanden und vormals in Halle Kollegia gelesen hat. Er hat seine gröste Stärke in der Philosophie, Mathematik und hebräischen Sprache, und soll auch ein guter Lateiner seyn, wenigstens hat er wohl zwanzig Programmen vom lateinischen Stil geschrieben. Nur fürchte ich beynahe, daß er für ein Gymnasium etwas zuviel Philosophie treiben wird; denn wie ich höre, will er seinen Schülern wöchentlich in zwo Stunden die Logik, und in dreyen die Metaphysik vortragen, da, mei-

ner Einſicht nach, eine Stunde wöchentlich für eine Schule genug wäre, auf welcher man die Sprachen, (es verſteht ſich, daß mit denſelben auch Sachen gelehrt werden) nicht zu viel Zeit rauben muß.

Ich komme nun zu der Stelle Deines Briefes, die Deine Tochter betrift; und muß Dir zuerſt ſagen, daß Du mich durch den Ausdruck das einfältige Deutſchland ſo aufgebracht haſt, daß ich Dir, wenn Du gleich in der erſten Hitze zugegen geweſen wäreſt, harte Worte, und wenigſtens das würde geſagt haben, daß Du nicht werth wäreſt in dem Schooße Deines edlen Vaterlandes geboren zu ſeyn, wenn Du Dich deſſen ſchämen und daſſelbe verachten willſt. Einem andern würde ich geſagt haben, daß ich den, der ein fremdes Land, das er nicht kennt, ſeinem Vaterlande vorzieht, für einen aller edlen Empfindung unfähigen Thoren hielte. Wer Gott, Wahrheit und Vaterland nicht liebt, was wird der lieben? Ich mache den Franzoſen ihre Verdienſte nicht ſtreitig, aber noch haben ſie, meines Wiſſens, keinen Leibnitz, Klopſtock, Kamler und Kleiſt aufzuweiſen; und in ihrer Geſchichte keinen Friedrich, der Heinrich den IV. in einer unabſehlichen Ferne hinter ſich zurück läßt, und der entehrt würde, wenn man ihn mit Ludwig dem XIV. vergleichen wollte, der weiter nichts Groſſes

hatte, als daß er so glücklich war grosse Generals und gute Dichter unter seiner Regierung zu haben, die ihn wetteifernd besangen und groß machten; der bequem die Festungen in Person eroberte, die seine Generals bis zur Uebergabe gebracht hatten, und dabey den Grund zum Ruin seines Landes legte. Wer ein Land, das solche Köpfe und überdem die herrlichsten Erfindungen hervorgebracht hat, einfältig nennen kann, der — — Doch ich erinnere mich, daß ich an meine Schwester schreibe, also kein Wort weiter von dieser unangenehmen Sache.

Daß Deine Tochter Verse macht, ist recht gut, ob es ihr gleich in meinen Augen keinen besondern Werth giebt; denn ich glaube, daß sie und ihr künftiger Mann eben so glücklich seyn würden, wenn sie keine machte; daß aber niemand vor ihrer Satire sicher ist, und jedermann sich vor ihrem Witze fürchten muß, ist meiner Meynung nach keine Sache, die geschickt wäre, die Ehre ihres Geschlechts zu behaupten; an welchem ich sonst den Hang zum Tadeln und Spott als einen seiner gemeinsten Fehler zu bemerken pflege. Eine starke Belesenheit lieben manche sehr am Frauenzimmer, wenn sie aber so stark ist, daß sie sich auszeichnet und bemerkt wird, liebe ich sie nicht, und würde meinem

Frizen, wenn ich ſo lange lebte, bis er heyrathen wollte, es ſcharf einknüpfen, ſich an kein Frauenzimmer zu machen, daß ſehr ſtark philoſophirt, dogmatiſirt oder polemiſirt; und damit er dieſe deſto beſſer kennen möchte, würde ich ihm mit dem Loſungswort bekannt machen, das ſie zu führen pflegen, welches in Klagen über Verabſäumung des Frauenzimmers in Anſehung des Unterrichts in der Philoſophie und andern ſoliden Wiſſenſchaften beſteht; oder welches einerley iſt, in Klagen, daß aus Zinn keine Feilen gemacht werden. — Ich wünſche nur, daß Deine Tochter nicht der Tochter eines dortigen reformirten Predigers, der die Weinfäſſer beſſer als die Kirchenväter kannte, ähnlich werden möge, die aus Begierde geiſtreich zu ſeyn, gemeiniglich in das Naſeweiſe verfiel.

Wenn es Dir möglich iſt, ſo ſuche Deinen Mann dahin zu bewegen, daß er von der vorhabenden Arbeit, einen Kommentar über die Bibel zu ſchreiben, abläßt, und ſich lieber mit Etwas beſchäftigt, das in ſein Fach einſchlägt. Ich kann durchaus die Rechtsgelehrten und Aerzte nicht leiden, die ſich mit theologiſch-dogmatiſchen oder exegetiſchen Sachen abgeben; ausgenommen wenn es natürliche Theologie oder Moral betrift, Dinge, die ſie mit ihrer Vernunft ſo gut als der Gottesgelehrte ohne Sprachkenntniß begreifen können. Von der ge-

offenbarten Dogmatik und Exegeſe aber ſollten ſie nur immerhin wegbleiben, weil es leider bekannt genug iſt, daß die mehreſten unter ihnen keine Sprachkenntniß haben; und wenn ſie denn auch zur Noth ein Bischen Griechiſch können, ſo fehlt es ihnen doch am Hebräiſchen, und ohne dieſes zu können, auch nur das Neue Teſtament auslegen und beſſer verſtehen wollen, als Männer, die beyde Sprachen können, iſt Thorheit. Es kann daher immer einer in der Reichshiſtorie, im Staatsrecht oder in einem andern Theil des Rechts ein Stern erſter Gröſſe ſeyn, als bibliſcher Exeget oder Dogmatiker wird er immer eine ſo mittelmäßige Rolle ſpielen, daß dieſelbe mit ſeiner juriſtiſchen Gröſſe übel figurirt, und ihn von der Anwendung der Lehre des Apelles auf ihn nicht frey macht. Bitte ihn daher, daß er lieber irgend ein Feld aus dem weitausgedehnten und hin und wieder noch öden Gebiet der Rechtsgelehrſamkeit bearbeite, beſonders das Staatsrecht, wobey Ehre und Geld genug zu erwerben iſt. Bücher aber muß er auf jeden Fall haben, er mag arbeiten was er will, wenn ſeine Arbeit etwas mehr werden ſoll als ſeichte Schreiberey, und wenn er nicht andern nachſchreiben und nachcitiren will: eine gelehrte Windbeuteley, die zwar nicht ſogar ſelten, aber deswegen doch nicht löblich iſt. Das Beyſpiel des finanzirenden Paſtor

M * * welches Du Deinem Mann vorgestellt haſt, will mir ſo wenig gefallen, als ich es überhaupt billigen kann, wenn einer nur deswegen drucken läßt, damit er ein Stück Geld löſe, und wohl gar, damit er dies doppelt bekomme, ſeine Sachen zuerſt in eine periodiſche Schrift einrücken und hernach beſonders drucken läßt. Du haſt ganz recht, daß das Projekt Deines Mannes ſehr weit ausſehend ſey, ich kann auch nicht anders davon urtheilen.

Die Nachricht, daß der Krieg dort losgebrochen ſey, iſt mir ſehr unangenehm geweſen. Hier iſt man gut Preuſſiſch geſinnt, und hofft, oder wünſcht wenigſtens, wenn unſer Hof ſich darein mengt, daß er Preuſſiſche Parthie ergreifen möge, wiewohl ſich von gewiſſen von jedem Wind des Geldes beweglichen Leuten alles fürchten läßt. Ein paar neue Regimenter ſind hier ſeit kurzem errichtet, ſo daß wir ſtatt zwey Regimentern künftig viere in Garniſon haben werden, auſſer dem Artillerie- und Ingenieurcorps: auch wird hin und wieder an unſern Feſtungswerken gearbeitet. Meine Frau und Kinder, wozu ich auch meinen lieben Julius rechne, empfehlen ſich Dir und Deinem Mann beſtens. Ich bin ꝛc. ꝛc.

Hieronymus Wegner.

Obgleich die Hofräthinn die Aufrichtigkeit ihres Bruders in manchen Stellen seines Briefes sehr übel empfand, so machte doch sein gütiges Anerbieten, ihren Karl umsonst bey sich zu haben, und die Erwartung, daß er Juliussen dort gewiß aus der Gewogenheit seines Oheims verdrängen würde, daß sie dies alles vergaß, für ihren Sohn die nöthige Equipage anschafte, ihm noch zwey neue Kleider machen ließ, wovon das Eine mit Gold besetzt war, und ihn in Bischofs Gesellschaft nach Stralsund brachte, weil ihr Mann von der Arbeit an seinem Kommentar nicht so viel Zeit abmüssigen konnte, die Reise mitzumachen. Sie wurde mit ausserordentlicher Zärtlichkeit von ihrem Bruder empfangen, und hielt sich vierzehn Tage lang bey ihm auf, welche Zeit er ihr so angenehm als möglich zu machen suchte, ob er gleich manches Unangenehme von ihr auszustehn hatte, wohin unter andern dies gehörte, daß er alle Mühe hatte, sie davon abzuhalten, daß sie sich nicht für eine Edelfrau ausgab. Abwechselnd wurden Spatzierfahrten, und kleine Wasserreisen, nach Hiddensee, Ummanz und Rügen angestellt und Besuche in der Stadt abgelegt, wo er sie mit dem Olthofischen, Kanzowischen, Giesischen, Stiefelebischen, Stannikischen und andern guten Häusern, unter andern auch mit dem witzigen in den vornehmsten

Gesellschaften gerne gelittenen Becker Schrembke, in dessen Hause mehr Champagner und Burgunder getrunken wird, als bey manchem Grafen, bekannt machte; wo sie sich überall für ihren Karl den Zutritt ausbat. Sie reiste endlich, nachdem sie, damit Karl nicht weniger seyn möchte als Julius, es durch Bitten dahin gebracht hatte, daß ihn der Rector in die erste Klasse setzte, ganz vergnügt wieder von Stralsund ab. Herr Bischof, gegen den sie unterwegs viel Freundlichkeit blicken ließ, wurde nach ihrer Zurückkunft verabschiedet, und wurde Secretär beym Feld-Kriegs-Commissariat.

Julius, dessen allgemeines Lob, das er sowohl von seinen Lehrern, als von dem Kammerrath Wegner erhielt, die Hofräthinn mit dem äusserſten Verdruß angehört hatte, fuhr indessen in seinem Fleiß unabläßig fort, und studirte mit dem brennendsten Eifer die Griechen und Lateiner, besonders die erstern, von welchen er ganz bezaubert war, da er es sich vorher nie hatte vorstellen können, daß Leute in so alten Zeiten schon so schön und gut geschrieben und so herrliche Sachen gesagt hätten. Besonders war Vater Homer sein täglicher Gesellschafter, und weil er in der Schule weder öffentlich noch privatim gelesen wurde, so las er ihn für sich zu Hause mit

Beyhülfe der Clarkischen Ausgabe und RICCII disputationum Homericarum, welche beyde seltene und kostbare Bücher ihm der Kammerrath Wegner geschenkt hatte. Er widmete dieser Lektüre, sobald er sein Morgengebet verrichtet hatte, allemal die beyden ersten Stunden des Tages. Lars Nilsen, der Bediente seines Oheims, ein Schwede von Geburt, der in seiner Jugend auch ein Bischen Latein gelernt hatte, wunderte sich, daß er ihn immer so emsig in diesem Buche lesen sahe; Wat iß dat da für ein Buk, Mosjö Weissenfeld! fragte er ihn einmal; wer in sie alle Morgen so emsik leest?

Julius. Das ist nächst den Büchern Mosis das älteste Buch in der Welt, das wir haben.

Lars. Wer iß denn som hat die Buk geschrieben?

Julius. Homer, der klügste Mann des Alterthums, und ich könnte wohl sagen, der größte Kopf in der Welt, wenigstens hat nach ihm kein Genie Gelegenheit gehabt sich so groß zu zeigen als er, der in den dunkelsten Zeiten, da noch wenig Kultur war, so viel historische und geographische Kenntniß, eine so gesunde Moral, so viel Einsicht in Anordnung des Plans, so viel Geschmack in Ausführung desselben, und so viel

Kenntniß der Natur und des Menſchen in ſeinen Gleichniſſen und Schilderungen zeigt.

Lars. Wenn hat denn dieße Mann gelebt?

Julius. Das läßt ſich nicht mit Gewißheit ſagen; einige glauben, daß er 1000, andre, daß er 800 Jahre vor Chriſti Geburt gelebt habe.

Lars. Ta mei Dieſwulen, da iß ja dieſe Welt nok nich erſchaffen geweßt.

Julius. Alter Narre, die iſt damals wenigſtens ſchon 3000 Jahr alt geweſen.

Lars. Les ſie mik doch was vor aus die Buk.

Julius. Haſt du wohl etwas von Hektor gehört?

Lars. O ja, men! dat bleib die Karo Bub, hat mik oft Tort gedahn in Durak und Schnip, Schnap, Schnurr.

Julius. Du dummer Menſch, hier iſt ja nicht von Karten die Rede, ſondern von einem Menſchen der Hektor heißt.

Lars. O die Menſch kenn ik ok ſo, dat bleib eine Balbier in Sülze.

Julius. Mit dir iſt nichts anzufangen, ich werde den Homer nicht dadurch entweihn, daß ich dir etwas daraus vorieſe.

Lars. Bleib ſie nit böß Mosjö Weiſſenfeld, und les ſie mit was vor aus die Buk.

Julius. Dieſer Hektor war Kronprinz in Troja, einer alten Stadt und Königreich in Aſien, wo jezt die Türken ſind. Er war aus einer Schlacht mit den Achäern, die nahe vor Troja, der Reſidenz ſeines Vaters gehalten wurde, in die Stadt gegangen, um etwas nöthiges zu beſtellen, und eh er wieder zurückkehrte in die Schlacht, traf er ſeine Gemahlinn und ſeinen kleinen Sohn an, von welchen er den zärtlichſten Abſchied nahm, den Homer folgendermaſſen beſchreibt.

„Ihm begegnete ſeine Gattinn, neben ihr gieng eine Magd, die ein zartes noch unmündiges Kind auf dem Arm hatte, Hektors einzigen Sohn; deſſen Antlitz heiter wie ein ſchöner Stern glänzte. Hektor nannte ihn Skamandrius, die andern aber Aſtyanax. Stumm ſah er ſeinen Sohn an und lächelte: Andromache (ſo hieß ſeine Gemahlinn) näherte ſich ihm, die Augen voll Thränen, drückte ihm die Hand und ſagte: Unglücklicher! deine Tapferkeit wird dir den Tod bringen: du erbarmſt dich nicht deines unmündigen lallenden Kindes, nicht deiner unglücklichen Gattinn, die bald deine Witwe ſeyn wird. Denn bald werden die Achäer dich umbringen, wenn ſie alle auf dich eindringen. Für

mich wäre dann kein Wunsch, als das Grab, wenn ich ohne dich leben sollte. Denn wenn dich der Tod hinrafft, so hab ich weiter keinen erquickenden Trost in der Welt; nichts weiter als Kummer. Ich habe ja keinen Vater, keine gute Mutter mehr. Meinen Vater mordete der starke Achill, da er Theben, die Stadt der Cilicier zerstörte; und meine sieben Brüder kamen alle an Einem Tage ins Schattenreich, alle mordete der schnelle, starke Achill, bey den Heerden. Meine Mutter nahm er gefangen, und ließ sie für eine grosse Ranzion wieder los; da starb sie, vom Schlage gerührt, im Hause meines Vaters. Nun bist du, lieber Hektor! mir Vater, mir Mutter, mir Bruder, du mein blühender Gemahl. Wohlan, erbarme dich jezt meiner, und bleib hier auf der Mauer, daß du dein Kind nicht zur Waise, dein Weib nicht zur Wittwe machst.„

Lars. (indem er einige Thränen fallen ließ) Herr Jeßu! ik jammer mik bald zu nicht över das arme Andromake.

Julius. Habe ich dir nicht oft gesagt, du solltest den heiligen Namen nicht bey jeder Gelegenheit unnüz nennen?

Lars. Vergeben sie mik, ik hab dat wieder vergessen, nun will nik wieder so sagen. Leeß

ſie dek weiter, lieber Mosjé! Dat bleib ein ſcharmante Buk.

Julius. „Stelle das Volk da bey dem Feigenwald, wo die Stadt am leichteſten zu erſteigen iſt, wo man leicht über die Mauer kann. Dreymal ſind ſchon die tapferſten dahin gekommen, und haben es verſucht; ich weiß nicht, ob's ihnen ein Prophet geſagt hat: oder ob ſie ſelbſt darauf verfallen ſind. Ihr erwiederte der groſſe kriegeriſche Hektor: Wahrhaftig, Frau! Dies alles hab ich ſelbſt ſchon bedacht; aber ich müßte mich für Trojaner und Trojanerinnen ſchämen, wenn ich feigherzig der Schlacht entwiche. Selbſt mein Geiſt erlaubt mir's nicht, da ich einmal gelernt habe, immer brav zu ſeyn, und unter den vörderſten Trojanern zu fechten, um meines Vaters groſſen Ruhm, ſo wie meinen eignen zu behaupten. Ich weiß es indeſſen ſehr wohl, mein Herz ſagt mirs, daß ein Tag kommen wird, an welchem das gute Troja, und Priamus und das Volk des kriegeriſchen Priamus untergehn wird. Aber ſo nahe geht mir nicht das künftige Herzleid der Trojaner, ſelbſt das Herzleid meiner Mutter Hekuba nicht, noch des Königs meines Vaters, noch meiner Brüder, die viel an der Zahl und brav, vielleicht von den Feinden in den Staub geſtreckt werden, als mir dein Jammer gehn würde, wenn dich ein bepanzerter Achäer

deiner Thränen nicht achtend wegführte, und dir die Freyheit raubte: wenn du denn in Argos für eine Andre weben, und Waſſer tragen müßteſt, aus der Meßeiſchen oder Hypereiſchen Quelle, und dich, ſo ſauer es dir auch ankäme, harter Zwang dazu nöthigte. Dann würde vielleicht mancher, der deine Thränen ſähe, ſagen: das iſt Hektors Weib, Hektors, der unter den Trojanern der tapferſte im Streit war, als ſie für Ilium fochten. So würde dann vielleicht mancher ſagen, und der Gedanke, daß dieſer Mann dir fehlt, dich gegen Knechtſchaft zu ſchützen, wird neuen Jammer dir machen. Mich muß aber eher erblaßt die Erde bedecken, ehe ich dein Geſchrey, dich wegſchleppen hörte.„

Lars. (noch immer Thränen in den Augen) Ik hab wahrhaftig all mein Dag ſo was ſcharmante nich gehört! meyn Stül nich.

Julius. Aber mich dünkt, es will mir nicht recht gefallen, daß dem Hektor Vater, Mutter, Bruder und Vaterland nicht ſo nahe gehn als ſeine Frau.

Lars. Heyrathen ßie man erſt, Mosjö Weiſſenfeld, denn werden ßie nik ßo ſpreken; die alte Mann hat gans reckt, die das hat geſchrieben. Wenn ik war an die arme Hektors Stell, ik würd auk ßo geſakt haben.

Julius. Das kann seyn, Lars, das weiß ich jezt noch nicht. Soll ich weiter lesen.

Lars. Om ik seit hätt, so hört ik die ganße Dag tu.

Julius. „So sprach der ruhmvolle Hektor, und streckte die Arme nach seinem Sohn aus: aber das Kind bog sich schreyend an den Busen seiner Amme, scheute sich für den Anblick seines lieben Vaters, und zitterte vor dem blinkenden Erz, und dem Helmbusch von Pferdehaaren, den er fürchterlich oben auf dem Helm schwanken sah. Sein lieber Vater und seine erhabne Mutter lächelten. Sogleich nahm der ruhmvolle Hektor den schimmernden Helm vom Kopf, und setzte ihn auf die Erde. Darauf küßte er seinen lieben Sohn, schütteite ihn mit seinen Händen, und sprach betend zum Jupiter und den andern Göttern: Jupiter und ihr andern Götter, schaff't doch, daß dieser mein Sohn werde wie ich, glänzend unter den Trojanern, so stark an Kräften, daß er mächtig über Julium herrsche, und man dereinst sage, wenn er aus der Schlacht zurück kommt, der ist viel tapferer als sein Vater; daß er den Feind erlege, und seine blutigen Waffen erbeute, und seine Mutter sich herzlich erfreue.

„So sprach er, und gab seinen Sohn seiner lieben Gattinn in die Hände: sie nahm ihn auf

ihren Schooß, und lächelte mit Thränen in den Augen. Ihr Gemahl sah es, und sie dauerte ihn, er streichelte sie mit der Hand und sprach: Meine Beste, betrübe deine Seele nicht zu sehr: kein Mensch wird mich wider den Willen des Schicksals ins Schattenreich schicken. Hingegen wird, wie ich glaube, noch niemand dem Schicksal entflohn seyn, er sey feige oder brav.„

Nun Lars, wie gefällt dir das? thue ich Recht daran, daß ich immer in diesem Buche lese?

Lars. Dat bleib ein exellente Buk, Lehr ßie mik auch die Griekisch, Mosjö Weissenfeld, dat ik leeßen kann die Buk.

Julius. Das ist sobald nicht gelernt, mein lieber Lars, da gehört lange Zeit zu, ehe man das lernt. Ich habe nun schon vier oder fünf Jahre damit zugebracht, und weiß noch nicht viel.

Lars. Men bleib denn die Hektor dodt gestorben in die Krieg, eller nik?

Julius. Freylich! das steht weiter hinten in eben diesem Buch, das will ich dir ein andermal vorlesen, wenn wir mehr Zeit haben. Der starke, grausame Achill hat ihn erlegt, nachdem Hektor seinen Wurfspies schon verschossen hatte. Und er hat ihn nicht bloß er-

legt, sondern ihm auch nach seinem Tode Riemen durch die Füsse gezogen, an seinen Wagen gebunden, und so dreymal um die Stadt geschleift. Gegen alle Bitten des Sterbenden, seinem Körper ein ordentliches Begräbniß zu verstatten, war er unerweichlich, und taub, er ließ ihm nicht einmal im Tode den Trost, sie erhört zu hoffen, obgleich nach damaligen Sitten kein grösser Unglück in der Welt war, als unbegraben bleiben; und drohte ihm, seinen Körper von Hunden und Vögeln fressen zu lassen.

Lars. Dieswulen han sekta den verflukten verbanneden Kerl, dat bleib ein Satan von Kerl geweßt.

Julius. Mein lieber Lars, der Kerl, dem du den Teufel auf den Hals wünschest, wird noch jezt von manchen Leuten sehr gepriesen, die das einen edeln Charakter nennen, wenn man so denkt wie er, und wohl gar den Wunsch äussern, daß wir jezt noch solche kraftvolle Leute hätten, die alles um sich herum todt schlügen, was ihnen nicht ansteht; kurz die so ganz wie Löwe oder ander Vieh ihrer Wut und übrigen Leidenschaften den Zügel schiessen liessen.

Der ehrliche Lars wurde hierüber äusserst aufgebracht, und war im Begrif noch manchen

Dieſwulen über die Leute zu ſchicken, die ſo dächten, als ihn ſein Herr, der eben aufgeſtanden war, rief und den Kaffee verlangte. Homer war indeſſen nicht der einzige griechiſche Schriftſteller, den Julius las: ſondern er wechſelte unter den Dichtern neben her mit dem Sophokles und Theokrit ab, und unter den proſaiſchen Schriftſtellern las er am liebſten den Xenophon, Lucian und die moraliſchen Schriften des Plutarch, die ihn wegen der geſunden darin herrſchenden Grundſätze auſſerordentlich hinriſſen. Mit dem Plato, deſſen Schreibart ihn ganz bezauberte, machte er auch verſchiedene Verſuche, allein er konnte ihm in ſeinen Räſonnements nicht folgen, und es mangelte ihm dabey ein Kommentar, doch hatte er den herrlichen Phädon durchgeleſen, würde aber durch den abſtrakten und verwickelten Euthyphron, den er hierauf anfieng, abgeſchreckt weiter zu leſen. Den Thucydides, der ihm ſehr gerühmt war, verſuchte er auch zu leſen, allein er war ihm in Anſehung der Schreibart zu ſchwer. Auſſer den Alten, die er für ſich las, pflegte er ſich immer auf das ſorgfältigſte auf ſeine Schullection vorzubereiten, die er allemal vorher durch las und ſie für ſich zu verſtehn ſuchte; was ihm ſchwer oder dunkel war, unterſtrich er, und hierauf wandte er in der Klaſſe vorzüglich ſeine Aufmerkſamkeit. Aber auch auf die Erklä-

rung dessen, was er glaubte verstanden zu haben, merkte er genau, um die etwanigen Fehler, die er in der Erklärung begangen, zu bemerken, und sich künftig dafür zu hüten. Hiedurch befand er sich im Stande, alles was ihm aufgegeben wurde, mit einer Fertigkeit zu übersetzen, die den mehresten seiner weniger fleißigen Mitschüler unbegreiflich und unnachahmlich war. Weil er mit dem Homer ziemlich bekannt war, so merkte er sich bey der Vorbereitung auf den Virgil, allemal die Stelle aus jenem, die dieser übersetzt und nachgeahmt hatte, und brachte durch Anführung derselben, seinen Lehrer, der mit dem Homer und überhaupt mit der griechischen Litteratur nicht sehr bekannt war, manchmal in Verwirrung und Verwunderung. Virgil verlor sonst in seinen Augen sehr gegen den Homer, er fühlte zwar die Kunst und das Schöne in seinen Ausdrücken, aber er hielt ihn doch immer für einen Bettler, gegen den unendlich reichen Homer, dessen Einfalt und Natur ihm weit besser gefiel, als die Politur, Gelehrsamkeit, und der studierte Ausdruck des Lateiners, der ihm hierauf den grösten Theil seiner Kunst verschwendet zu haben schien. In der Geschichte und Erdbeschreibung war er zwar weit über den Schulunterricht weg, weswegen er auch in den Stunden, wo sie getrieben wurden, etwas weniger Aufmerksamkeit als sonst

bewies, allein er unterließ dennoch nicht zu Hause dieſes ſein altes Lieblingsſtudium fortzuſetzen, und Büſchings Geographie, für ihn die erwünſchteſte Erſcheinung, wovon die beyden erſten Bände vor zwey Jahren zuerſt herausgekommen waren, nebſt der allgemeinen Weltgeſchichte, ſo wie ein Band dieſer Gebauerſchen Goldgrube herauskam, zu leſen. In der Mathematik hatte er nicht das gemeine Vorurtheil ſo vieler jungen Leute, daß er diejenigen Sätze, deren Nutzen ihm nicht ſo gegenwärtig war, daß er ihn mit Händen greifen konnte, für bloße trokne Spekulation gehalten hätte, ſondern er ſtudierte ſie, und vorzüglich die Algebr mit auſſerordentlichem Fleiß, und merkte ſchon jezt zum Theil die Belohnung deſſelben, indem er merklich ſpüren konnte, wie es in ſeinem Kopf immer lichter und heller wurde. Noch mehr wurde er zu dieſem Studio durch zween ſeiner Mitſchüler, Mönnich und Kophamel, die darin mit ihm wetteiferten, angereizt. Daß er kein ſklaviſcher nachbetender Kopf ſey, zeigte ſich am deutlichſten in der Philoſophie, wo er ganz von den Grundſätzen ſeines Lehrers, der gröſtentheils ein Wolfianer war, abgieng, und ſich ſein eignes Syſtem formirte, das ſich ſo ziemlich zum Materialismus neigte. So viel iſt gewiß, daß er ſchon damals ein Traducianer und Influxioniſt im gröbern Sinn war, und

dieſe Hypotheſen für die natürlichſten, ſimpelſten und leichteſten hielt. Ueber die Freyheit des Menſchen hatte er ſchon damals viele Zweifel, die in der Folge noch ſtärker wurden, und Leibnitzens Theodicee that ihm nicht völlig Genüge. Er theilte ſeine philoſophiſchen Zweifel und Betrachtungen mit ſeinem Freund Oldewelt; beyde arbeiteten, bald jeder für ſich, bald gemeinſchaftlich philoſophiſche Aufſätze aus, die ſie theils ihrem Lehrer vorlegten, und ſich Belehrung darüber ausbaten, theils darüber unter einander diſputirten. Da Oldewelt die Schule früher verließ, als Julius, und die Akademie Greifswalde bezog, ſetzten ſie beyde ihr gemeinſchaftliches Studium der Philoſophie in Briefen fort, die ſie über allerley dahin einſchlagende Materien mit einander wechſelten. Nur das Hebräiſche wollte ihm nicht recht gefallen, weil ſein geſchäftiger Kopf dabey, nach der ſtrengſten Danziſchen Lehrart, mit dem Morenkram, und der weitläuftigſten Analyſe über jede Veränderung der Punkte, die ſchon hundertmal da geweſen war, zu lange aufgehalten, und ungeduldig gemacht wurde; und dies um ſo viel mehr, da ihm Jemand geſagt hatte, daß in der Punktation viel Willkührliches ſey. Was ihm ſonſt in dem Unterricht den er genoß merkwürdig und anmerkungswerth vorkam, (und hierin beſaß er eine

gute Beurtheilungs- und Unterscheidungskraft) das zeichnete er alles in sein Tagebuch, das er beständig bey sich führte, unter gewisse Rubriken ein, und überlas es nach einigen Wochen von neuem, um es desto sicherer zu behalten. Damit er auch desto ungestöhrter in seinem Fleiß seyn könnte, vermied er alle weitläuftige Bekanntschaften und Gesellschaften, besonders alle Spiele und andre Ergötzungen dieser Art. Sein ganzer Umgang schränkte sich auf seine drey vorhin genannten Freunde ein, mit denen er ein Kränzchen hielt, das abwechselnd alle Sonntag Nachmittag nach drey Uhr zusammen kam, und bis halb zehn Uhr zusammen blieb, und zwar des Winters gewöhnlich im Hause, des Sommers aber entweder in Richters Garten, oder sie fuhren auch zusammen nach dem Dänholm, und brachten die ganze Zeit, etwa zwo Stunden abgerechnet, in welchen sie Kegel schoben, mit Gesprächen von nützlichen zu ihrem Studiren gehörigen Sachen zu. Sie urtheilten gemeinschaftlich über das, was sie die Woche hindurch gehört und gelernt hatten, warfen sich einander Zweifel auf, befragten und belehrten sich einander. Niemals war, bey der gröſten Verschiedenheit der Meynungen, Streit oder Zank unter ihnen, weil keiner unter ihnen mit der Pest der Gesellschaft, Eigensinn und Rechthaberey behaftet war, und

sie sich einstimmig das unverbrüchliche Gesetz gemacht hatten, daß keiner sich ein ἀυτὸς ἔφα merken lassen, und keiner widersprechen sollte, ohne die Gründe seines Widerspruchs anzugeben. Hiezu hatte sie besonders das abschreckende Beyspiel eines dortigen alten wunderlichen Mannes gebracht, der durchaus keinen Widerspruch vertragen konnte, und doch selbst allen ohne allen Grund widersprach, um nur zu widersprechen und etwas bizarres zu sagen: der dabey verlangte, daß man ihm alles auf sein blosses Wort glauben, und seine Vernunft unter seiner Autorität gefangen nehmen sollte; der aber dadurch in der ganzen Stadt lächerlich und verhaßt wurde; ein ähnliches Schicksal als zu Magdeburg der Hofrath Weissenfeld, bey einem ähnlichen Charakter hatte. Man sah also hier, daß böse und wunderliche Leute auch oft in der Gesellschaft durch ihr Beyspiel nützlich sind, zumal wenn sie recht arg und recht wunderlich sind, und die Folge ihres Charakters, Unwille und Verachtung anderer Menschen gleich dabey ist: man sieht an ihrem Beyspiele anschauender und lebhafter, was man lassen soll, als aus trocknen Verboten. Julius hatte es sich überhaupt zur Regel gemacht, daß, wenn er an andern etwas sahe, das ihm misfiel, oder seinen Unwillen erregte, er sich selbst sorgfältig beobachtete, auch wohl zuweilen seine

Freunde hat, auf ihn Acht zu geben, ob sie auch etwa die nehmliche Unart an ihm entdeckten, die ihm an andern so misfiel.

Ausser dem Sonntag wandte er noch den Mittwoch Nachmittag zu seinem Vergnügen an, da er entweder auf den Wall, am Strande, oder in einem Garten spatzieren gieng, oder auch an unbestimmten Gesellschaften Theil nahm. Er wurde überall, nicht nur von seinen Lehrern, sondern auch von andern verständigen Leuten in der Stadt, geliebt und geschätzt, und hatte einen Zutritt in den angesehnsten Häusern; dessen er sich aber aus Bescheidenheit nur selten bediente. So kam er, zum Beyspiel, in das Gebhardische Haus nur dann, wenn er wußte, daß Herr Spalding aus Barth, ein Schwiegersohn des D. Gebhardi, gegen welchen er ausserordentlich viel Hochachtung und Ehrfurcht hatte, und bey seinen Gesprächen, die freylich auch alle gedruckt werden könnten, ganz Ohr war, einen Besuch in demselben ablegte. Die übrige Zeit aber widmete er ohne Ausnahme seinem Studiren; und damit er keinen Theil desselben versäumen, oder hintansetzen möchte, so hatte er seine Zeit den ganzen Tag über auf das genaueste eingetheilt, und jeder Sache, womit er sich beschäftigte, ihre gewisse Stunde oder halbe Stunde gewidmet. Er stand gewöhn-

lich des Morgens um halb fünf Uhr auf, wurde ihm aber durch einen Zufall die zu dieser oder jener Sache bestimmte Zeit geraubt, so stund er des folgenden Morgens eine Stunde oder halbe Stunde früher auf, um das Versäumte wieder einzubringen. In der Bescheidenheit, Ernsthaftigkeit und Anständigkeit war er ein Muster, und es fand sich nicht der geringste Hang zu einer studentischen Freyheit, oder vielmehr Frechheit und Zügellosigkeit bey ihm, der sonst den Schüler in seinen Jahren so leicht anzuwandeln pflegt. Seine Munterkeit hatte sonst keiner als Lars zu empfinden, den er zuweilen etwas zum Besten hatte, doch ohne den ehrlichen Tropf zu ärgern oder zu kränken. Ja als sich dieser einmal durch seine Veranlassung etwas betrunken hatte, empfand er einige Wochen lang darüber die bitterste Reue, und suchte es auf alle Art wieder gut zu machen. Die Gelegenheit dazu war diese: Julius war ein eifriger Patriot, und als ein solcher, bat er sich, da er die Nachricht erhielt, daß der König von Preussen am ersten October die Oesterreicher unter dem General Broune bey Lowositz in Böhmen geschlagen hätte, von seinem Onkel die Erlaubnis aus, mit seinen Freunden ein Siegesfest feyern zu dürfen. Dieser erlaubte es ihm nicht nur, sondern schenkte ihm auch zwo Bouteillen Rheinwein dazu. Julius sowohl als seine

Freunde hatten es sich zum Gesetz gemacht, in ihrem jetzigen Alter nie mehr als zwey Gläser Wein zu trinken, und sie sorgten dafür, daß Karl, der dabey gegenwärtig war, und der nach der Gewohnheit, die er in seiner Eltern Hause angenommen hatte, sein Glas immer auf Einmal niederstürzte, auch nicht mehr als drey trinken durfte. Die andre Bouteille, welche also noch mehrentheils ganz war, schenkte Julius zu Karls äusserstem Verdrusse Larsen, hauptsächlich deswegen, damit Karl sie nicht in seiner Abwesenheit zu sich nehmen möchte; und sagte jenem dabey, er möchte sie auf die Gesundheit des Königs von Preussen austrinken. Lars, der ohnehin den König von Preussen, so wie andre seiner Landsleute, seinen Mutterbruder nannte, vermöge der Vermählung seiner königlichen Frau Schwester mit dem König von Schweden, nahm dies Geschenk mit Freuden an, und leerte die ganze Bouteille, bis auf ein Glas, welches sich Karl noch von ihm erbettelte, aus. Der Kammerrath Wegner, der um Juliussen, auf dessen gutes Betragen er sich hinlänglich verlassen konnte, und seine Freunde nicht zu geniren, ausgegangen war, wunderte sich nicht wenig, da er bey seiner Zuhausekunft Larsen ganz ausschweifend lustig und spaßhaft fand. Er machte allerley sonderbare Kompli-

mente und Krahfüsse, anstatt daß er seines Herrn Paruke auf den Parukenstock setzen sollte, setzte er sie selbst auf, und da jener seinen Schlafrock verlangte, brachte er seinen eignen alten Hausrock. Auf alle Fragen, die sein Herr über seine Possen an ihn that, antwortete er weiter nichts als, Vivat myn Moderoroder, vivat Frederik. Der Kammerrath erfuhr endlich von Julius die wahre Ursache seiner Ausschweifung, verwies es diesem sowohl als Karsen freundlich, und lachte hernach über den alten Kauz. Lars ärgerte sich selbst des andern Tages nicht wenig, da ihm sein Herr alles vorhielt, was er gemacht hatte, und that ein Gelübde, nie wieder Wein zu trinken, es sey denn, daß sein Herr es ihm beföhle.

Obgleich Julius viel mit Karsen sprach, und ihm bey aller Gelegenheit seinen Aberglauben zu benehmen, und dagegen manchen nützlichen Unterricht beyzubringen suchte, so hatte doch dieser gegen jenen eine beynahe eben so grosse Achtung, als gegen seinen eignen Herrn; da er hingegen mit Karln, der ihn bey aller Gelegenheit zum Besten haben wollte, bald so vertraulich wurde, daß er kein Bedenken trug ihm allerley Grobheiten zu sagen. Alle Lehren, die ihm sein Onkel gab, daß man gegen Bediente zwar nicht stolz seyn, aber sich auch nicht mit ih-

nen gemein und vertraulich machen müſſe, was [illegible] fruchtlos. Er warf ihn mit Nußſchalen, machte ihm allerley Zeichen mit Kreide auf den Rücken, zog den Stuhl unter ihm weg, wenn er ſich hinſetzen wollte, nähte ihn mit der Kinn zuſammen, ſchickte ihn in Kneip, [illegible] wenn er ſchlief, mit Dinte einen Knebelbart, und was dergleichen Poſſen und Muthwille mehr war. Dies gieng ſo weit, daß [illegible] einmal in Hitze gerieth, und ihm ein paar Ohrfeigen gab. Oft jagte ihn ſein Mutterbruder aus der Geſindeſtube, und ſeine Tante aus der Küche heraus; er nahm die harten Verweiſe, die ſie ihm gaben, hin, weinte ein paar Stunden darüber, und nach einigen Tagen war er doch wieder, wie vorhin. Er verlangte gleich bey ſeiner Ankunft, an dem Kränzchen, das Julius mit ſeinen Freunden hielt, Antheil zu nehmen; ungerne erlaubten ſie es ihm, zumal Julius, der ihn kannte, indeſſen konnte er es ihm nicht abſchlagen, theils weil er ſein Bruder war, theils auch, weil er Eine Stube mit ihm bewohnte. Karl wurde es aber bald von ſelbſt überdrüſſig, weil von nichts als ernſthaften Sachen geſprochen wurde, und weil ſich keiner bereit finden wollte, die von ihm oft in Vorſchlag gebrachten Spiele mit ihm zu machen. Hiezu kam noch, daß ihm von den andern kein Wein vorgeſetzt wurde, ungeachtet er

darauf bestand, und als die Gesellschaft bey ihm war, den Anfang damit machte, indem er ihnen zwo Bouteillen Burgunder versetzte, die er des Abends selbst holte, weil Lars sich durchaus nicht dazu verstehn wollte, es ohne Vorwissen seines Herrn zu thun, zumal da er sie auf Kredit holen sollte. Seine Mutter hatte ihm, der ausdrücklichen Bitte ihres Bruders zuwider, ausser dem, was er durch diesen wöchentlich an Taschengeld erhielt, noch heimlich vier Louis d'or zurück gelassen, zu seiner völlig freyen Disposition, und zu allerley willkührlichen Ausgaben; und hatte überdem mit dem Postdirektor Lindemann, den sie dort kennen lernte, die Abrede genommen, daß sie ihm vierteljährig eine Summe für Karln zum Extrageide schicken wollte, die er ihm heimlich und ohne Vorwissen ihres Bruders auszahlen möchte. Mit diesem Gelde in der Tasche, das er bey aller Gelegenheit sehn ließ, besuchte er den Rathskeller, verschiedne Billards und andre öffentliche Häuser, wo er es bald durchbrachte, aber auch zugleich, weil man wußte, daß seine Eltern viel Vermögen hatten, und daß der Kammerrath Wegner sein Mutterbruder wäre, bald Kredit erhielt. Weil sein Mutterbruder sorgfältig über seine Gänge wachte, so wandte er theils Besuche und Einladungen von seinen Freunden vor, wozu er sich die wildesten

und muthwilligſten der dortigen Schüler ausgeſucht hatte, theils gieng er, ſtatt die Schule zu beſuchen, in Eins der gedachten Häuſer. Gegen ſeinen Bruder bediente er ſich allerley Ausflüchte, womit er ſein Ausbleiben aus der Schule beſchönigte, wobey er ihn inſtändigſt bat, es zu verſchweigen, und ſeinem Mutterbruder nicht wieder zu ſagen. Sein Bruder that das auch anfänglich eine Zeitlang, da er es aber zuletzt zu arg machte, und kaum Einmal wöchentlich des Nachmittags die Schule beſuchte, ſo fand er ſich in ſeinem Gewiſſen gedrungen, es ſeinem Mutterbruder anzuzeigen. Dieſer hielt es ihm in Gegenwart des Rektors vor, der ihn eben beſuchte; Karl konnte es eben daher nicht leugnen, daß er die Schule verſäumt hatte, ſuchte aber allerley Ausflüchte zu erdichten, womit er es beſchönigen wollte. Weil er ſich aber nicht darauf gefaßt gemacht hatte, ſo wollten ihm auch ſeine Erfindungen nicht glücken, ſondern er verwirrte und widerſprach ſich einmal über das andre; ſo daß er ſich zuletzt nicht weiter zu helfen wußte und es nur geſtand. Ein Strom von Thränen rollte dabey über ſeine Wangen: vergeben Sie es mir nur diesmal, beſter Onkel, brach er aus, ich verſichere Sie heilig, es iſt nicht aus eignem Trieb geſchehn, nicht aus Hang zur Unordnung. Sie wiſſen, wie ſchwer ich widerſtehn kann, wenn

mich jemand um etwas bittet. Buntebart, Posberius und Burchardi gaben mir immer so viel gute Worte, daß ich ihnen nicht abschlagen konnte. Ich erkenne aber mein Vergehn und bereue es von ganzem Herzen, und schwöre es Ihnen hoch und theuer, daß es nie wieder geschehn soll.

Karl hatte bey aller seiner Unordnung, ich weis selbst nicht wie oder woher, eine gewisse Gewalt über die Herzen, selbst der vernünftigsten Leute, er wußte sich bey allen einzuschmeicheln und zu gefallen, und seinen Bitten und Thränen konnte nicht leicht jemand widerstehn. Sein Mutterbruder wurde also ebenfalls durch sein Bitten erweicht, und sagte zu ihm: ich vergebe es dir diesmal, aber hauptsächlich in der Rücksicht, weil ich glaube, daß du selbst einsehn wirst, daß du eben so sehr, und noch mehr wider dich selbst, und wider dein eignes Glück gehandelt hast, als wider mich. Bedenke, wie thöricht der Landmann handeln würde, der zur Zeit der Saat seine Pferde zu Lustreisen brauchen, oder von dem zum Samen bestimmten Korn sich selbst einen Theil stehlen, verkaufen und das daraus gelöste Geld verprassen wollte; wie viel Vergnügen, wie viel Gutes würde er nicht im Herbst und in der Zukunft entbehren müssen, gegen das kurze elende Vergnügen gerechnet, das

er im Frühling anticipiren will? Bedenke, ob er sich nicht selbst in Mangel und Noth stürzen würde. Baue nicht auf das Vermögen deiner Eltern, und glaube nicht, daß es dich der Mühe überhebe etwas Gründliches zu lernen. Kein Reichthum ist so solide als der Reichthum des Kopfs, der einzige, der uns durch keinen Zufall geraubt werden kann, da jeder andere auf tausenderley Art verschwinden kann. Zugleich ist er der einzige, den wir für die Ewigkeit einsammeln und in die Gegenden jenseits des Grabes mitnehmen, da wir jeden andern zurücklassen müssen, und uns dann ohne jenen dereinst dort in einer Dürftigkeit befinden werden, die drückender und quälender seyn wird, als hier alle Noth und Mangel des elendesten Bettlers ist. Du kennst doch den alten Pezold, mit dem zerrissenen Rokelor, den er aus Mangel eines Hemdes auf bloßem Leibe trägt?

Karl. Welchen, lieber Herr Onkel? ich kann mich nicht besinnen.

Wegner. Der hier alle Sonnabend einen Allmosen bekommt. Du machtest dich noch über seinen durchlöcherten Hut und seine zerrissenen Strümpfe lustig, und fragtest ihn, ob er in Campagne gewesen wäre.

Karl. Ja recht, jetzt erinnere ich mich seiner; er hat immer so einen Haufen Jungens

hinter sich, die ihm Brumbart, Brumbart nachrufen, und mit Koth werfen.

Wegner. Ganz recht! solltest du wohl glauben, daß der Mensch dreymal soviel Vermögen gehabt hat, als du von deinen Eltern dereinst zu hoffen hast?

Karl. Ha ha ha ha!

Wegner. Nun! wie kannst du darüber lachen? wir sprechen jetzt ernsthaft.

Karl. Der alte Kerl? so viel Vermögen? — — Wo hätte er denn das gelassen? Das hätte er ja unmöglich durchbringen können.

Wegner. Allerdings hat er es durchgebracht; und er machte es gerade so wie du. Schon auf Schulen lebte er so locker, daß er seinen Eltern über anderthalb tausend Thaler kostete, und er lernte nichts dafür; er versäumte die Lehrstunden, besuchte die Billards und Kaffeehäuser, trieb während der Schulstunden Possen, und kam eben so unwissend auf die Universität als er auf die Schule gekommen war. Hier setzte er sein voriges Leben fort, brachte fünf tausend Thaler durch, ohne etwas zu lernen, und die Lust zu verschwenden war bey ihm unterdessen durch die Gewohnheit gewachsen. Kaum war er majorenn, als sein Vater starb, und ihm sein ganzes Vermögen zu seiner freyen Disposi-

en überließ. Er glaubte deſſelben kein Ende finden zu können, die koſtbarſten Weine waren in ſeinem Keller, ſein Haus war immer voll Fremde, und wenn ihn keiner beſuchte, ſo beſuchte er, ſeiner alten Gewohnheit nach, die Wein- und Kaffeehäuſer. Nach drey Jahren wurde er inne, daß von ſeinem ganzen Vermögen nur noch fünf tauſend Thaler übrig waren; er ſahe wohl ein, daß dieſe in einem oder zwey Jahren auch verzehrt ſeyn würden, wenn er bey ſeiner vorigen Lebensart bliebe. Er dankte ſeine Bedienten ab, that ſein Geld auf Zinſen, und ſuchte nun ein Amt: allein der Faulheit, des Müſſiggangs und Wohllebens gewohnt, konnte er ſich weder im rechten Ernſt entſchlieſſen ein Amt, das Thätigkeit und Arbeit erforderte, anzunehmen, noch auch beſaß er Geſchicklichkeit genug es zu verwalten, weil er auf Schulen und Univerſitäten nichts gelernt hatte. Da nun ſeine Zinſen bey weitem zu ſeinem Unterhalt nicht zureichten, und er ſich nicht weiter einzuſchränken wußte, ſo wurde Ein tauſend Thaler nach dem andern vom Kapital aufgekündigt, und ehe noch volle fünf Jahre verſtrichen, war auch dies ganz aufgezehrt. Nun wandte er ſich in der äuſſerſten Noth an ſeine Freunde, die bisher ſo manche Mahlzeit und ſo manches Glas Wein bey ihm genoſſen hatten, und ſuchte Unterſtützung bey ihnen; allein ſie wa-

ren taub gegen alle seine Klagen. Er sahe sich endlich genöthigt sein Haus zu verkaufen; für den sechsten Theil des Preises kauft er sich ein anders ganz kleines wieder, und von dem übrigen Gelde zehrte er wiederum vier Jahre. Da auch dies aufgezehrt war, verkaufte er sein Silberzeug, dann sein kleines Haus, und endlich seine Kleider. Nun verwünschte er sich selbst, und seinen vormaligen auf Schulen bewiesenen Unfleiß tausendmal, und wünschte mit vielen Thränen, das Vergangne wieder gut machen zu können; allen meinen verschwendeten Reichthum wollte ich verschmerzen, pflegte er beständig mit tiefen Seufzern zu sagen, wenn ich nur die geringste Geschicklichkeit in meiner Jugend mir erworben hätte; ach Gott! wenn ich nur ein Handwerk gelernt hätte, so hätte ich doch noch etwas, worauf ich mich verlassen könnte, es möchte so wenig seyn, als es wollte. In seiner Verzweiflung faßte er den thörichten Entschluß, in einem Alter von vierzig Jahren, noch einmal auf die Schule zu gehn, und wo möglich noch etwas zu lernen, um sich sein Brod zu verdienen. Um weit genug von seinen Bekannten zu seyn, gieng er nach Eisleben, gab sich dort für zwölf Jahre jünger aus, und wollte sich durch Chorsingen und Informiren dabey seinen Unterhalt verdienen; er, der in seinen erstern Schuljahren in verbrämten

Kleidern gieng, und jährlich fünf hundert Thaler verzehrte. Er wurde dort bald ein Spott der jüngern Schüler, die alle seine Söhne seyn konnten, das Lernen wollte auch in diesem Alter nicht mehr gehn, zumal da sein Kopf an keine ordentliche und anhaltende Beschäftigung gewöhnt war: er fieng endlich an zu stehlen, wurde mit Schimpf und Schande weggejagt, und ließ sich von den Preussen zum Soldaten anwerben. Die strenge Zucht und Ordnung, die vielen Prügel, welche er wegen seiner Nachlässigkeit und Unordnung bekam, gefielen ihm nicht, er desertirte, wurde ertappt und mußte Spießruthen laufen, wovon er noch die Narben auf seinem Rücken trägt. Endlich fiel er darauf ein falscher Münzer zu werden, auch dies wurde entdeckt, und er auf zehn Jahr zum Festungsbau verurtheilt. Nach Verlauf dieser Zeit ist er wieder hieher gekommen, und bettelt jetzt hier in dem elenden Aufzuge, worin du ihn gesehn hast, und ist ein Spott aller Gassenjungen. So oft er vor seinem ehemaligen Hause in der Ochsenreiherstrasse vorbey geht, fällt ihm eine Thräne aus den Augen. Und das ist eben der Pezold, der sonst so vermögend war, daß ihn jedermann den reichen Pezold nannte. Ich habe ihn in deinen Jahren gekannt, und er hatte in seinem damaligen Betragen, und in vielen andern Stücken ausserordentlich viel

Aehnlichkeit mit dir und deinem jetzigen Betragen.

Karl. O! mein Gott! mein Gott! wie iſt das möglich? Der alte Pezold, der alte Brumbart? ſo geweſen, wie ich? er, ſo viel Vermögen gehabt?

Wegner. Ich verſichere es dich, er hatte über ſechzig tauſend Thaler im Vermögen, und niemand in der Stadt, ſelbſt der General-Gouverneur nicht, machte ſo viel Aufwand als er. Aber bey einem unordentlichen Leben kann man alles, auch das größte Vermögen durchbringen. Nun denke dich einmal in ſeine Stelle; ſtelle dir vor, daß du, dem jetzt nichts fehlt, der du jetzt mit goldner Treſſe und Feder auf dem Hute, mit verbrämtem Kleide und ſeidnen Strümpfen gehſt, nach acht oder zehn Jahren mit einem ſolchen alten Rokelor auf der Straſſe gehn und dein Brod vor den Thüren ſuchen müßteſt, zum Spott deiner Bekannten, und aller derer, die dir jetzt zu klein ſind: wie würdeſt du dir in dieſen Umſtänden gefallen. Und glaube nicht, daß du dafür ſicher ſeyſt; Pezold dachte es vor vier und zwanzig Jahren eben ſo wenig von ſich, daß es möglich ſey, daß er in eine ſolche Lage kommen könnte, als du es jetzt von dir denkſt, und dennoch iſt es geſchehn; und es wird gewiß

mit dir eben ſo kommen, wenn du bey deiner Unordnung bleibſt.

Karl. Ich will Tag und Nacht beten, daß mich Gott dafür bewahre: beten Sie auch für mich, lieber beſter Onkel.

Wegner. Mein Sohn, du ſcheinſt mir unrichtige Begriffe von der moraliſchen Wirkung und Nutzen des Gebets zu haben. Gott verfährt weder ohne noch nach dem Gebet ſo gewaltſam mit uns, daß er uns dieſe oder jene Geſinnung oder Entſchlüſſe mechaniſch einflöſſen ſollte. Der moraliſche Nutzen des Gebets beſteht für den Menſchen eben darin, daß es gute moraliſche Geſinnungen in ihm hervorbringt und erhält. Wenn ich z. E. bete, daß mir Gott dieſes oder jenes, was ich für gut halte, auf den Fall es wirklich etwas Gutes ſey, und mit ſeiner Weisheit, dem Wohl des Ganzen, und meinem eignen beſtehn könne, geben wolle: ſo iſt dieß Gebet ein Mittel mein Vertrauen auf Gott, meine Ergebung in ſeinen Willen, meine lebendige und praktiſche Anerkennung ſeiner Allmacht, Weisheit und Güte zu erhalten und zu ſtärken. Wenn ich Gott danke für ein empfangenes Gutes, ſo iſt dies Dankgebet nicht ſo wohl eine Gott nöthige Sache, als mir ſelbſt unentbehrliches Mittel, meine Liebe und Dankbarkeit gegen Gott zu ſtärken, und ſie Quelle meiner Hand-

lungen werden zu lassen. Wenn ich bete, daß mich Gott für diese oder jene Gesinnung, Sünde und Laster bewahren wolle, so setzt dies Gebet voraus, daß ich solche Gesinnung schon für etwas Böses erkannt, und den Entschluß gefaßt habe, sie zu vermeiden. Widrigenfalls würde es ein thörichtes, gedankenloses Gebet seyn. Habe ich aber den Entschluß schon gefaßt, so dient das Gebet dazu, daß ich ihn von neuem unter Gottes Augen und Gegenwart fasse und bestärke, und also dadurch in den Stand gesetzt werde, ihn desto leichter auszuführen. Je öfter ich einen Gedanken denke, je stärker, lebhafter und eindrücklicher ich ihn denke, desto geläufiger wird er mir, und desto eher komme ich dahin, daß dieser Gedanke praktisch in mir wird, das ist, daß ich mich in meinen Handlungen nach demselben richte. Eine Fürbitte, oder Gebet, das wir für andre thun, hat ihrer Natur nach mehr moralischen Nutzen für den Fürbittenden, in welchem es ausser der Unterhaltung der Gemeinschaft mit Gott, und dem allgemeinen Nutzen eines jeden Gebets, Menschenliebe stärkt, als für den, für welchen die Fürbitte geschieht; es sey denn, daß entweder seine Gesinnungen und sein eignes Gebet ohnehin schon mit der Fürbitte harmoniren, oder daß er selbst dabey zugegen ist, sie mit anhört, und gute Gedanken und Entschlüsse

dadurch in sich erwecken läßt. Wenn dir also, mein guter Karl, dein und mein Gebet etwas helfen soll, so mußt du den festen Entschluß fassen, das, was an dir liegt, zu thun, und das Unglück, was du vermeiden kannst, zu vermeiden. Laß dir Pezolds Beyspiel zur Warnung dienen, du siehst daran, wie unglücklich Faulheit, Unordnung und Verschwendung mache; erspare dir seine Reue und seine herzfressende Thränen: noch kannst du es.

Karl brach in einen Strom von Thränen aus, versprach mit vielen Schwüren hoch und heilig sich zu bessern, ordentlich zu leben, und seinen Bruder zum Muster zu wählen. Er gieng einige Tage lang in einer Art von Melancholie herum, so daß ihm weder Essen noch Trinken schmecken wollte, und der alte rustige Pezold schwebte ihm beständig vor Augen. Vierzehn Tage lang besuchte er die Schule sehr ordentlich und fleissig, und war darin so still und aufmerksam, daß sich alle seine Mitschüler, die ihn kannten, darüber verwunderten. Kaum war diese Zeit verstrichen, als sein Fleiß schon allmälig anfieng wieder zu erkalten. Seine Augen waren nicht mehr wie vorher, auf den Lehrer und auf das Buch gerichtet, er plauderte entweder mit denen, die zunächst neben ihm sassen, oder machte allerley Grimassen, oder schrieb klei-

te Billets, die er an die andern gab und cirkuliren ließ, oder er flatterte sonst mit seinen Gedanken umher. Wenn im Vortrag etwas vorkam, das auch nur den Schein des Lächerlichen hatte, so brach er in ein lautes Lachen aus, und alles, was nur zum Zerstreuen dienen konnte, fieng er mit der größten Begierde auf. Wenn er von seinem Lehrer über etwas, das vorgekommen war, gefragt wurde, so wußte er ihm entweder gar nichts zu antworten, oder er antwortete so in die Quere, daß ein allgemeines Gelächter darüber entstand, wobey er gemeiniglich selbst am meisten mitlachte, und das Lachen der andern nicht seiner Unwissenheit, sondern seinem Witze zuschrieb. Alle Bemühungen seiner Lehrer, seinen Ehrgeiz rege zu machen, und ihn dadurch zum Fleiß anzuspornen, waren vergebens. Er fand sogar ein Vergnügen darin, nicht nur seine Mitschüler, sondern auch seine Lehrer auf allerley Art zu necken. Und da noch einige Wochen vergangen waren, befand er sich völlig wieder in seiner alten Lage und Lebensart, versäumte die Schule, gieng auf dem Wall spatziren, und besuchte die Weinhäuser nach wie vor. So oft ihm sein Onkel zum Fleiß antrieb, versprach er mit der größten Ehrerbietigkeit und angenommener Folgsamkeit, und mit einer einnehmenden bescheidenen Miene, Gehorsam;

ſetzte ſich auch ſogleich hin und nahm etwas vor; allein kaum hatte ſein Onkel die Stube verlaſſen, ſo blieb alles wieder liegen; und wenn er ja noch zu Hauſe blieb und las, ſo war es ein Roman, was er las. Sobald er aber wußte, daß ſein Onkel ausgegangen war, ſo war auch nichts fähig, ihn zu Hauſe zu halten. Seine Gläubiger hatte er alle bis auf Weihnachten vertröſtet, mit der Verſicherung, daß er alsdann einen ſtarken Wechſel erhielte. Er empfieng auch wirklich nicht nur die zwanzig Thaler, welche ihm ſeine Mutter verſprochen hatte, durch den Poſtdirektor Lindemann, ſondern ſie hatte auch noch, weil es Neujahr war, zehn Reichsthaler zum Neujahrsgeſchenk beygefügt und überdem ſchenkte ihm ebenfalls zuu Neuenjahre ſein Mutterbruder einen Louisd'or. Anſtatt mit dieſem Gelde ſogleich ſeine Gläubiger zu bezahlen, kaufte er Feuerräder, Confect, allerley Spielwerk und Bänder, die er theils den Mägden im Hauſe, theils einer Beckerstochter in der Nachbarſchaft, mit welcher er Bekanntſchaft gemacht hatte, ſchenkte. Dies war noch nicht genug; er bat ſich von ſeinem Onkel Erlaubniß aus, mit einem ſeiner Schulfreunde auf einige Tage nach Schönhof eine Meile von Stralſund reiten zu dürfen, weil deſſen Eltern ihn eingeladen hätten, ſie in Geſellſchaft

Ihres Sohns zu besuchen. Allein anstatt nach Schönhof zu reiten, ritt er nach Greifswalde, machte mit verschiedenen Studenten Bekanntschaft, wurde von ihnen nach Dyks Kaffeehaus geführt, und bewirthete sie um der Ehre ihrer Bekanntschaft würdig zu seyn, mit Punsch und Wein, so lange sie wollten. „Bruder, der Fuchs hat Moſen„ sagte Zühl, ein frecher Renommist zu seinem Freund Buchholz, der in allem mit ihm wetteiferte, „den laß uns prellen. Herr Weißenfeld, können wir die Ehre haben Brüderschaft mit Ihnen zu trinken? Von Herzen gerne, erwiederte Karl, es wird viel Ehre für mich seyn. Nun wurde angestossen, die Gläser klungen, die Arme wurden durch einander geschlungen, und nachdem die Gläser ausgeleert waren, erfolgte ein verbindliches: Ich bitte mir deine Freundschaft aus, Herr Bruder! hinterher. Komm, Herr Bruder, hieß es hierauf, laß uns eine Parthie Lomber machen. Der Tisch und die Karten wurden gebracht. Karl vom Weine erhitzt spielte unaufhörlich und verlor unaufhörlich; er bekam nie ein schwarzes Aß in die Hand, gleichwohl fiel es ihm gar nicht auf, und der Gedanke kam ihm auch nicht einmal ein, daß seine neuen Herren Brüder ganz natürliche Mittel könnten gebraucht haben, um dies zu bewirken. Da sie sahen, daß er hitzig genug zu ih-

rer Absicht spielte, paßten sie immer wechselsweise, auch bey den besten Karten, liessen ihn beständig spielen, und wußten es dahin zu bringen, daß immer einer unter ihnen die Codille gewinnen mußte. Als Karl merkte, daß sein Geld zu Ende gieng, wollte er aufhören zu spielen; nein! nein Herr Bruder! sagten die andern, du hast verloren, du must Revenge haben, das Glück wird sich wohl ändern, überdem sind die Bete ja noch nicht ab. Karl ließ sich also bereden und fuhr weiter fort, bis endlich sein Geld darauf gegangen und er genöthigt war auf Kredit zu spielen. Das Spiel währte bis Ein Uhr in der Nacht, und da sie endlich aufstanden, fand sich, daß Karl ausser seinem verlohrnen baaren Gelde, Zühlen eilf Thaler und Buchholzen sechse schuldig war. Beyde forderten mit Ungestüm ihre Bezahlung; Karl entschuldigte sich, daß sie schon alles sein baar Geld, und zwar über fünf und zwanzig Thaler von ihm bekommen hätten, und daß er weiter keinen Pfennig in der Tasche hätte. Das hilft nichts, Fuchs! du mußt schaffen und bezahlen, du wirst doch keine alte Bursche prellen wollen? Liebster Bruder, woran soll ich bezahlen, erwiederte er, ich habe ja keinen Pfennig weiter, Schurke, bezahle erst, fuhren sie fort, dann kannst du Bruder sagen, oder sonst wollen wir dich was anders lehren. Karl

fieng an zu weinen und flehentlich zu bitten, allein er fand kein Gehör; seht die Memme an, sagte Zähl, da sieht man, was ein Fuchs ist; und hiemit gab er ihm einige Stockprügel. Karl weinte noch mehr, und hatte sich erbärmlich, allein alles war vergebens: Es half ihm nichts, er mußte seine goldne Uhr hergeben, und wurde so lange gezupft und gezerrt, geschuppt und zerzaust, gestoßen und geschlagen, bis ers that. Nun kam noch Madame Dyk mit einer Rechnung von vier Thalern für zwo Bohlen Punsch, fünf Thalern für Rheinwein, und einen Thaler für Butterbrod et cetera, summa zehn Thalern; unterschrieben, zu Dank baar bezahlt. Karl empfand Höllenangst beym Anblick derselben, er fragte mit Zittern und einer weinerlichen Stimme, ob Madame wohl seinen Onkel, den Kammerrath Wegner in Stralsund kenne. Sehr wohl, versetzte sie, es ist ein braver Mann, der überall als die Rechtschaffenheit selbst bekannt ist: ich habe also die Ehre, einen Neffen von ihm zu sehn?

Karl. Ja, Madame! und ich wollte sie wohl herzlich bitten, mir um seinet willen die zehn Reichsthaler zu kreditiren, bis ich wieder in Stralsund werde angelangt seyn, dann will ich ihnen alles bey Heller und Pfennig bezahlen. Ich bin so unglücklich gewesen all mein Geld, was ich bey mir hatte, im Spiel zu verlieren.

Madame Dyk. Mein lieber Herr Weissenfeld, Sie werden es mir verzeihen, ich habe es mir zum Gesetz gemacht, keinem ausser der Stadt etwas zu borgen; und ich kann auch in diesem Fall keine Ausnahme machen. Ihr Herr Onkel ist zwar ein sehr braver Mann, dem ich heute zweytausend Thaler kreditiren wollte, wenn ich könnte, aber ich weiß nicht, ob es sein Wille ist, daß sie hier so viel verzehrt haben. So viel ich ihn kenne, muß ich daran zweifeln.

Buchholz. Was? Der Fuchs thut erst groß, daß er uns tractiren will, und hernach will er nicht bezahlen? Herausgerückt, den Augenblick.

Karl. Madame, ich habe diesen Herren meine goldne Uhr für siebzehn Thaler zum Pfande gelassen; sie ist über funfzig Thaler werth: haben sie die Güte sich mit daran zu halten, und lassen sie sich von diesen Herren die zehn Thaler darauf ausbezahlen.

Zühl. Schurke! Denkst du denn, daß wir Philister sind, die dir auf Pfand Geld leihen sollen? Deine Lumpenuhr ist ja nicht mehr werth, als das wofür wir sie angenommen haben; die behalten wir für uns: siehe du zu, wie du Madame befriedigst. Aber befriedigen must du sie, oder wir prügeln dich krumm und lahm.

Karl fieng von neuem an zu jammern und zu wehklagen, und bewürkte dadurch weiter nichts, als daß er sich den Mißhandlungen seiner neuen Herren Brüder nur noch mehr aussetzte, wovon ihn der eine stieß, der andre Ohrfeigen anbot, und Nasenstieber gab. Er bat endlich, daß man ihn doch zu einem Juden bringen möchte, er wollte zusehn, daß er von demselben auf Pfand so viel geliehen erhielte, daß er das Geld bezahlen könnte. Da seh mir einer die Dummheit, versetzte Buchholz, er weiß noch nicht einmal, daß hier gar keine Juden im Lande geduldet werden. Bring ihn zum Pferdephilister Krüger, erwiederte Zühl, der leiht auch Geld auf Pfänder; wenn der Fuchs noch etwas hat, so kann ers da anbringen. Karl wurde also hingebracht, und verlangte zwölf Reichsthaler auf seinen silbernen Degen; Herr, nicht sechse leih ich ihm darauf, erwiederte Krüger. Karl bot noch seine silberne Sporne dazu an, aber auch dies reichte nicht zu. Krüger verlangte noch seine Knie- und Halsbinden-Schnallen, seine mit Goldbesetzte Weste, und die weisse Feder nebst der Tresse von seinem Hute, und für alles dieses erhielt er mit genauer Noth eilf Thaler baar, doch so, daß er eine Handschrift auf dreyzehn Thaler ausstellen, und die übrigen zwey Thaler theils als Douceur, theils als pränumerirte Zin-

sen zurücklassen mußte. Es war früh am Morgen, und er, halb in Verzweifelung, wußte nun nicht, ob er zurück nach Stralsund reiten, oder noch einen Tag dort bleiben sollte. Das letztere rieth ihm theils seine Ermüdung, da er die ganze Nacht vorher nicht geschlafen hatte, theils die grimmige Kälte, der er sich ohne Weste aussetzen sollte, theils die Furcht vor seinem Onkel. Da er aber auf der andern Seite wieder bedachte, daß er denselben doch wieder vor Augen kommen müßte, es sey heute oder morgen, daß sich die Kälte vielleicht so bald nicht ändern würde, und was das meiste war, daß er kein Geld hätte, länger im Wirthshause zu zehren, so entschloß er sich zur Rückreise. Unterwegs befand er sich in einer völligen Verzweifelung, er verwünschte wechselsweise sich selbst und die Leute, die ihn zu Greifswalde ins Unglück gestürzt hatten, und that für sich die feyerlichsten Gelübde, in Zukunft ordentlicher zu seyn, und besonders sich nie wieder in ein Spiel einzulassen. Er kam endlich halb erfroren in Reinberg an, und hätte sich gerne zu seiner Erquickung Kaffee machen lassen, allein sein ganzer Geldvorrath belief sich nur auf drittehalb Groschen, und hievon konnte er sich nicht ganz entblössen. Ueberdem jammerte ihn sein armes Pferd, das am Morgen ohnehin kein

Futter bekommen hatte, und kaum mehr fort konnte. Er lernte also jezt in der Noth und durch die Erfahrung etwas klüger gemacht, ein ordentliche Eintheilung seines Geldes machen. Einen Groschen behielt er zur Reserve, für neun Pfennige ließ er sich Bier wärmen, und für die übrigen neun Pfennige seinem Pferde etwas Brod geben; worauf er seinen Weg weiter fortsetzte. Je näher er Stralsund kam, desto mehr nahm seine Angst und Beklemmung zu. Er stellte sich den ersten strafenden Blick seines so gütigen als rechtschaffnen Onkels vor, und traute sich nicht Stärke genug zu, ihn ertragen zu können; zumal da sein eignes Herz ihn ohnehin schon so sehr strafte. Er entschloß sich demnach, als er zu Brandshagen, eine Meile vor Stralsund war, nach dem nahe gelegnen Schönhof zu reisen, von dort aus an seine Mutter zu schreiben, damit sie das was vorgegangen so viel möglich redressiren, und für ihn bey ihrem Bruder intercediren möchte, und wo möglich vor der Hand seinem Onkel gar nicht wieder vor die Augen zu kommen. So viel Schwierigkeit ihm auch dieser Entwurf selbst zu haben schien, so machte er doch den Anfang der Ausführung damit, daß er wirklich nach Schönhof ritt, und seinen Freund Schevenius, der zwar zu Hause bey seinen Eltern war, aber nicht ein Wort

davon wußte, daß ihn Karl besuchen wollte, wie dieser gleich anfangs bey seinem Onkel vorgegeben hatte, überraschte. Er kam gerade zu Mittage ganz erfroren dort an, und ließ sich die Mahlzeit vortreflich schmecken; nach Tische wandte er vor, die Kälte hätte ihn so müde gemacht, daß er sich des Schlafs nicht erwehren könne, er bäte sich also die Erlaubniß aus, ausruhen zu dürfen. Man wies ihm ein Bette an, und er schlief bis nach fünf Uhr. Als er wieder aufgestanden war, forderte er sich Papier, Feder und Dinte, und schrieb an seine Mutter.

Allerliebste, beste, unvergleichliche
Frau Mutter!

Ich kann diesen süssen Namen nicht nennen oder schreiben, ohne mir mit paradiesischem Entzücken zugleich Ihr ganzes Bild, das Bild der vollkommensten liebreichsten Mutter vor Augen zu malen. Ja, theureste und beste aller Menschen, Sie sind Tag und Nacht der einzige Gedanke, womit ich mich beschäftige, womit ich des Abends mich hinlege, und des Morgens wieder aufstehe. Und wenn dies auch nicht schon natürlicher Trieb bey mir wäre, so müßten mich die unnennbaren Wohlthaten dazu entflam-

men, die ich nicht nur die ganze Zeit meines Lebens von Ihnen genossen habe, sondern noch immerhin genieſſe. Ich habe Ihre mehr als mütterliche Liebe gegen mich auch in dem ansehnlichen Weihnachtsgeſchenk geſehn, das Sie mir zu machen die Güte gehabt haben, und wo mit Sie mich ſo beſchämt und gerührt haben, daß ich mich in einigen Stunden der Thränen nicht erwehren konnte.

Stellen Sie ſich aber mein trauriges Schikſal vor. Ich bat mir von meinem Onkel Erlaubniß aus, einen meiner Schulfreunde, der während der Weihnachtsferien zu ſeinen Eltern verreiſt war, beſuchen, und einige Tage bey ihm zubringen zu dürfen. Sie werden leicht erachten können, wie mir das Herz blutete, mich ſo weit von Ihnen, theureſte geliebteſte Mutter, entfernt zu ſehn, daß ich dieſe Zeit nicht bey Ihnen zubringen konnte. Unterwegs verirrte ich mich, und ritte ſo lange herum, bis ich vor Kälte nicht weiter konnte, und mich genöthigt ſahe die Nacht auf einem Dorfe im Kruge zuzubringen. Wie erſchrack ich aber nicht, da ich am folgenden Morgen entdeckte, daß ich um all das Meinige gekommen war; mein Geld, Ihr ganzes gütiges Geſchenk, meine goldne Uhr, mein ſilberner Degen, meine ſilbernen Sporne, Knieſchnallen, Hut, Weſte,

kurz alles bis auf den Rock, Ueberrock und Stiefeln noch, war mir gestohlen. Es ist nicht genug, daß ich über meinen Verlust ganz untröstlich und fast in Verzweiselung bin, sondern ich fürchte mich auch noch dazu für den Ernst meines Onkels, (Sie wissen, daß er ein harter Mann ist) und scheue mich ihm wieder unter die Augen zu kommen. Sollten Sie die traurige Lage meines Gemüths sehn, beste Mutter, Sie würden gewiß Mitleiden mit mir haben. Ich halte mich jezt bey meinem Freund Schevenius zu Schönhof, eine Meile vor Stralsund auf, und wage es nicht in die Stadt zu kommen. Auf Sie allein, vortreflichste und gütigste aller Mütter, habe ich mein ganzes Vertrauen gesetzt. Sie sind die Einzige auf der Welt, die mich aus meinem jetzigen Unglück retten kann; thun Sie es doch, ich bitte Sie um Gottes und Ihrer mütterlichen Liebe willen, und machen Sie es so, daß mein Onkel ja nichts davon erfährt. Es geht mir zwar durch die Seele, daß ich Ihnen solche Kosten verursachen soll, indessen es ist nun einmal geschehen, und ist nicht zu ändern. Da ich weiß, daß Sie gütig genug seyn werden, meine Bitte zu erhören, so überlasse ich die Art und Weise, wie Sie es machen wollen, gänzlich Ihrer Einsicht: wenn nur mein Onkel nichts davon erfährt.

Man ſpricht in Stralſund auch ſehr vom Kriege, und es heißt, daß im künftigen Frühjahr oder Sommer eine Schwediſche Armee heraus kommen werde: wohin es aber gehn wird, für oder wider Preußen, weiß noch kein Menſch. Der gemeine Mann, der einen tödtlichen Haß gegen die Ruſſen hat, wünſcht ſehr, daß es gegen Rußland gehen möge: Leute, die es verſtehen, ſagen, es werde darauf ankommen, von wem die vier und zwanzig kleinen Könige von Schweden, ſo nennen ſie die Reichsräthe, das meiſte Geld bekommen.

Ich bitte Sie nochmals flehentlich, allerbeſte Mutter, daß Sie meine obige Bitte erhören wollen; und zugleich, daß Sie dieſen Brief ja verwahren, daß ihn weder Papa noch Roſalinde zu ſehn bekommt. Ich werde mich bemühen ewig dankbar zu ſeyn, und Ihnen bis in den Tod die reinſten Empfindungen der zärtlichſten kindlichen Liebe zu zeigen, mit welcher ich unaufhörlich bin

Meiner ewig geliebteſten Frau Mutter
gehorſamſter Sohn
Karl Weiſſenfeld.

Schönhof den 7ten Januar 1757.

Als Karl drey Tage zu Schönhof gewesen war, fieng er an zu befürchten, daß seinem Onkel die Zeit zu lange währen möchte, ehe er wieder zurück käme; um also einen Vorwand seines Ausbleibens zu haben, stellte er sich krank, schickte sein Pferd wieder zurück nach Stralsund, und ließ seinem Onkel sagen, daß er unpaß sey. Bey diesem hatten sich unterdessen schon Karls Gläubiger gemeldet, weil er ihnen nicht Wort gehalten hatte, sie noch vor dem Neuen Jahre zu bezahlen, und ihre Forderungen, die sie eingereicht hatten, beliefen sich zusammen über vierzig Thaler. Der Kammerrath hunzte sie nachdrücklich aus, daß sie einem jungen Menschen so viel geborgt hatten, und drohte ihnen anfänglich keinen Heller zu bezahlen: nach vielem Bitten ließ er sich endlich bewegen die Bezahlung zu versprechen, jedoch unter beygefügter ausdrücklicher Drohung, daß dies das erste und letztemal sey; würden sie ihm noch einmal etwas borgen, so wollte er nicht allein dafür sorgen, daß sie nicht bezahlt würden, sondern er wollte sie auch noch dazu verklagen, daß sie nach seiner geschärften Warnung sich dennoch unterstanden hätten, einen jungen Menschen zu verführen, und ihn durch Kredit zur Verschwendung und Ausschweifung zu reizen. Er erstaunte, da er von ihnen hörte, daß Karl am

länglich Geld genug, und sogar drey bis vier Pistolen in der Tasche gehabt hätte, und warte te voll Ungeduld auf seine Zurückkunft, um dies Räthsel auflösen zu können. Unterdessen langte aber statt seiner sein Pferd mit der Nachricht an, die ein Knecht blos mündlich überbrachte, daß er unpäßlich sey.

Der Kammerrath ließ sogleich des folgenden Tages seinen Wagen anspannen, und einige Betten hineinlegen, und reiste selbst nach Schönhof, in der liebreichen Absicht, ihn von dort abzuholen, und ihm mehr Pflege und einen bequemern Gebrauch des Arztes zu verschaffen. Er fand bey seiner Ankunft Karln ganz munter, und in seinem Gesicht war keine Spur einer Krankheit, wohl aber ein ganz ausserordentlicher Schreck über seine unerwartete Ankunft wahrzunehmen. Wie erschrickst du denn so über meine Ankunft, mein lieber Karl? sagte er zu ihm.

Karl. Verzeihen Sie, lieber Herr Onkel, es nicht sowohl Schreck als Freude; und ich habe das so an mir, wenn ich eine unerwartete Freude habe, pflege ich allemal ein wenig dabey zu erschrecken.

Wegner. Ich kann mich nicht erinnern, ob ich dies sonst schon bey dir wahrgenommen habe. Aber wie steht es denn mit deiner Krankheit? Mich dünkt, du siehst doch noch so ziemlich

munter aus. Es kann wohl nicht viel gewesen seyn, was dir gefehlt hat.

Karl. Ach lieber Onkel, ich habe die grimmigsten Kopf- und Zahnschmerzen gehabt, die auch zum Theil noch anhalten. Es — — kommt so — — ab — — abwechselnd; — — und ich darf mich nicht — — nicht einen Augenblick der Luft exponiren; so sind sie gleich wieder da.

Wegner. Wenn du aber in einer zugemachten Kutsche fährst, das wird dir hoffentlich wohl nichts schaden. Ich komme eben in der Absicht her, dich abzuholen, und habe auf den Fall, daß du gefährlich krank wärst, so gar Betten mitgebracht.

Karl. Verschonen sie mich damit, bester Onkel, es ist mir eine wahre Unmöglichkeit mit zu reisen: die Kutsche kann doch nicht so dicht verwahret werden, daß nicht einige Zugluft durchgehn sollte; und so bald ich die empfinde, würde ich vor Schmerz nicht wissen, wo ich hin sollte.

Wegner. Es wird nichts zu sagen haben; du würdest doch ohnehin wohl nicht so unverschämt seyn dem Herrn Schevenius länger beschwerlich zu fallen, bey dem du nun schon eine ganze Woche zugebracht hast.

Schertnius. Erlauben Sie, es ist heute erst der vierte Tag, da ich das Vergnügen habe ihn bey mir zu sehn.

Wegner. Was höre ich? erst der vierte Tag? Wo bist du Nichtswürdiger denn so lange gewesen?

Karl. Ach lieber, bester Onkel! ich — — muß — — muß es nur gestehn; — — ich habe — — ich hab unterwegs ein grosses Unglück gehabt.

Wegner. Vermuthlich durch deine Schuld. Das scheint mir dein Stottern zu verstehen zu geben, und die Verlegenheit, die auf deinem Gesichte herrscht.

Karl. Nein, lieber Onkel! gar nicht durch meine Schuld. Ich verirrte mich unterwegs, und war zuweit links gekommen; da irrte ich den halben Tag auf dem Felde herum, bis ich vor Frost nicht weiter konnte, und mich genöthigt sahe auf einem Dorfe zu bleiben, wo ich die Nacht im Kruge bleiben mußte. Hier bin ich, ich muß es ihnen nur gestehen, ganz abscheulich bestohlen worden; all mein Geld, der Louisd'or, den sie mir gütigst geschenkt hatten, meine Uhr, Schnallen, Degen, Sporne, Hut, kurz alles ist mir gestohlen.

Wegner. Was ist das? Da steckt gewiß noch etwas anders hinter. Wo bist du denn die andern beyden Tage gewesen?

Karl. Ich — — blieb noch da, — — — und gab — — mir Mühe, ob ich nicht den Dieb entdecken, und das Gestohlne wieder bekommen könnte.

Wegner. Wie gesagt; mir ist die ganze Sache verdächtig; ich sehe gar nicht ein, wie du dich linker Hand hättest verirren können; da hättest du ja an die See kommen müssen.

Karl. Ja, ich versichere Sie hoch und theuer, liebster Herr Onkel, es ist wahr.

Wegner. Wie hieß denn das Dorf?

Karl. Das Dorf? — — Das Dorf? — — das hieß —, — hieß — — ach nun kann ich mich nicht auf den unglücklichen, fatalen Namen besinnen. Das hieß — — ja recht, nun fällt mirs ein, es hieß Eimenhorst.

Wegner. Du widerlegst dich selbst immer mehr; Eimenhorst liegt ja weit rechter Hand von Schönhof, und du sagtest, du wärst zu weit links gekommen. Du hättest dich mit der hiesigen Geographie erst müssen mehr bekannt machen, wenn die Lügen dieser Art glücken sollten.

Karl. Verzeihn sie, lieber Onkel, ich habe mich nur versprochen, ich wollte auch eben sagen, ich wäre zu weit rechter Hand gekommen.

Wegner. Ich will dies auch einmal annehmen, ob ich dir gleich sagen muß, daß ich dir kein Wort glaube, so wußtest du ja doch, daß in Emenhorst unser guter Freund Herr Seekt wäre, den du schon bey mir hast kennen gelernt. Er würde dich herzlich gerne aufgenommen haben, und du hättest nicht nöthig gehabt, die Nacht im Wirthshause zuzubringen.

Karl. Das fiel mir hernach erst bey, als ich schon wieder fort war, ich habe es tausendmal bereut, daß ich nicht zu ihm geritten bin.

Wegner. Wie ist es endlich überall möglich gewesen, daß du dich hast verirren können? Du sagtest ja zu mir, daß du in Gesellschaft des jungen Schevenius reistest; der ist doch gut hieher gekommen.

Karl. Er war schon fort, da ich in sein Logis kam, und da mußte ich allein reisen.

Schevenius. Verzeihen sie, Monsieur Weissenfeld, mein Sohn ist erst den Tag nachher gekommen, da sie der Angabe ihres Herrn Onkels nach aus Stralsund müssen weggeritten seyn.

Karl. Ja, so müssen mir die Mägde was vorgelogen haben, sie sagten doch wahrhaftig, er wäre schon fort.

Wegner. Ich will der Verwirrung bald ein Ende machen; mache dich fertig, wir wollen gleich den Augenblick nach Elmenhorst fahren, ich muß doch zusehn, ob von dem Diebstahl nichts wieder zu bekommen ist.

Karl. Ich bitte sie um Gottes willen, liebster bester Onkel; es ist mir unmöglich zu reisen; ich habe schon wieder in diesen Augenblick die grimmigsten Zahnschmerzen; und bedenken Sie einmal die Kälte.

Wegner. Da wollen wir uns nun diesmal nicht daran kehren, du kannst meinen Wildschur anziehen. kurz, sage dem Kutscher, er soll den Augenblick anspannen, wir wollen fahren.

Karl. Ach mein Gott! mein Gott! was soll ich anfangen? ich kann unmöglich fahren. Haben sie doch Mitleid mit mir, bester Onkel.

Wegner. Es hilft nichts, du mußt: ich habe ohnehin noch unterwegs ein Wörtchen mit dir zu sprechen. — — Was ist das da für ein Hut?

Karl. Es ist der Meinige, lieber Onkel.

Wegner. Du sagtest ja, er wäre dir gestohlen? und wo ist denn die Tresse und die Feder?

Karl. Ich habe mich nur versprochen, der Hut ist mir nicht gestohlen, sondern sie

haben mir nur die Tresse und die Feder herum-geschnitten.

Wegner. Sonderbar genug, daß sich die Diebe so viel Mühe gegeben, und nicht lieber den ganzen Hut mitgenommen haben. Sie müssen doch noch für deine Gesundheit besorgt gewesen seyn. — — Was ist denn das? Du hast ja auch keine Weste an?

Karl. Auch die ist mir gestohlen.

Wegner. Treflich, treflich! Da werden schöne Sachen heraus kommen.

Unterdessen war der Wagen angespannt und fuhr vor die Thür; Karln pochte das Herz ausserordentlich, er nahm in der grösten Zerstreuung von seinem Freund und dessen Vater Abschied, und stieg mit unbeschreiblichem Zittern hinein. Da sie eine Strecke von Schönhof entfernt waren, redete ihn sein Onkel noch einmal in dem feyerlichsten Ton an: Du siehst es jezt selbst, daß in zwey Stunden, dein ganzes Gewebe von Lügen entdeckt seyn wird, wovon ich ohnehin, wie ich dir schon gesagt habe, kein Wort glaube. Dein Leugnen wird dir also nicht das geringste helfen, vielmehr dich in meinen Augen noch verächtlicher machen, deine Sünde und mit derselben deine Strafe noch vergrössern. Da Karl alle Ausflucht für sich abgeschnitten sahe, nahm er seine Zuflucht wieder

zu seinem gewöhnlichen Mittel, zum Weinen. Seine Thränen flossen so reichlich und er schluchzete so sehr, daß er in geraumer Zeit kein Wort vorbringen konnte. Endlich fieng er mit einer kläglichen Stimme an. Ich habe das Vertrauen zu ihrer Güte, mein allerliebster Onkel, daß sie mir mein Vergehn vergeben werden, das ich ihnen jezt aufrichtig bekennen will. Ich würde dies schon eher gethan haben, wenn ich mich nicht vor dem Herrn Schevenius geschämt hätte. Da ich eine kleine Strecke von Stralsund entfernt war, nicht weit vom Gericht, kamen zween Greifswalder Studenten hinter mir geritten, die mir eine so schöne Beschreibung von dem Orte machten, und mich so sehr überredeten mit ihnen zu reiten, daß ich meiner jugendlichen Neugierde nicht länger widerstehn konnte. Ich that es, vergeben Sie mir's, bester Onkel, ich ritt mit ihnen; sie zeigten mir das prächtige Kollegium und alle andre Merkwürdigkeiten der Stadt, und nahmen mich hernach mit in Gesellschaft, wo ich so stark zum Spiel genöthigt wurde, daß ich es Ehrenhalber nicht abschlagen konnte, und zwar um so mehr, da ich mich für die Studenten gewaltig fürchtete, und besorgt seyn mußte, daß sie mich prostituiren würden, wenn ich die angebotene Parthie nicht annähme. Ich war ganz entsezlich unglücklich, verlohr all mein

Geld, und noch siebzehn Thaler dazu. Ich entschuldigte mich, daß ich nichts mehr bey mir hätte, aber es half nichts, sie wollten mich schlagen, und einer sagte gar von Todtstechen; wollte ich mich nicht ins äusserste Unglück, ja in Lebensgefahr begeben, so mußte ich mich entschliessen, ihnen meine Uhr hinzugeben. Da dies geschehn war, sagten sie der Wirthinn, ich würde alles, was verzehrt worden, bezahlen: und diese brachte noch eine Rechnung von zehn Thalern. Ich protestirte aus allen Kräften dawider, allein es half nichts, der gröste Theil war schon weggegangen, und die übrigen zwangen mich mit Gewalt, daß ich zu einem Pferdeverleihor gehn, und alles was ich hatte, sogar meine Weste und Tresse vom Hut versetzen mußte. Sehn Sie, mein liebster Onkel, dies ist die ganze Sache, die ich ihnen aufrichtig, und im Vertrauen auf ihre mehr als väterliche Güte bekannt habe. Nun bleibt mir weiter nichts übrig, als Sie demüthig und flehentlich wegen meines begangenen Vergehens um Vergebung zu bitten, und Ihnen die aufrichtigste Besserung heilig zu versprechen. Ich werde mich in Zukunft sorgfältig für ähnliche Vergehn hüten, es soll nie, nie wieder dergleichen von mir geschehn.

Hier warf er sich im Wagen auf die Knie, weinte laut, drückte und küßte dem Kammerrath

unaufhörlich die Hände, und wusch sie mit seinen Thränen, daß auch der ernste Mann, so sehr er es sich vorgesetzt hatte, ihm aufs härtste zu begegnen, dadurch wäre erweicht geworden, wenn nicht Karl, auf sein Befragen, wie viel er in Stralsund schuldig sey, und wie viel Geld er gehabt hätte, von neuem wieder gänzlich geleugnet hätte, daß er überall etwas schuldig sey, und daß er mehr als seine sechs Groschen Taschengeld je gehabt hätte. Bis er endlich, da ihm sein Onkel seine Gläubiger namentlich nannte, nebst der Summe, die er jedem schuldig sey, es gestehn mußte: und da ihm sein Onkel hart zusetzte, gestand er endlich auch, daß ihm seine Mutter heimlich noch eine Summe Geldes zurück gelassen hätte. Wegner wurde hierüber ausserordentlich entrüstet, und der Unwille, den er über seine Schwester empfand, war beynahe eben so stark, als der über Karls Unordnung, Verschwendung, Lügen und Betrug: weil er sie selbst als die vorzüglichste Ursache hievon betrachten mußte. Er zitterte, wenn er an die Zukunft, und an das Unglück dachte, worin Karl durch seinen Hang sich und seine Eltern unausbleiblich stürzen würde; und traute allen Gegenmitteln, auf welche er sann, nicht viel Wirksamkeit zu, den jungen Menschen, der schon so weit darin gekommen war, wieder davon zurück

zu bringen, zumal wenn seine Schwester nicht ernstlich mit Hand anlegen wollte. Er gab indessen Lorin fürs erste die nachdrücklichsten Verweise, verbunden mit den beweglichsten Vorstellungen, und mit erneuerter Vorhaltung des Beyspiels vom alten Petold. Die ganze Folge davon war, daß Karl desto länger weinte und schluchzete, seine Denkungsart selbst, blieb ungeändert. Da sie zu Hause gekommen waren, setzte sich der Kammerrath unverzüglich hin, und schrieb an seine Schwester.

Liebe Schwester!

Dir kann dieser Brief schwerlich unangenehmer zu lesen seyn, als er mir zu schreiben ist. Aller angewandten Sorgfalt ungeachtet, bin ich nicht im Stande gewesen, den Hang Deines Sohnes zur Verschwendung und Unordnung einzuschränken, und daran bist Du selbst Schuld. Du wirst mir es nicht übel nehmen, daß ich dies aufrichtig sage. Aller meiner Bitten, ihm so wenig als möglich Taschengeld zu geben, und dies durch meine Hände gehn zu lassen, damit ich wissen könnte, wie viel er jedesmal hätte, ungeachtet, hast Du ihm dennoch heimlich eine ansehnliche Summe gegeben. Da er alles hat, was er braucht, wozu diente denn diese anders, als ihn zur Verschwendung und Ausschweifung zu

reizen? Vernimm also die Folgen davon. Er hat nicht allein das Geld, was Du ihm gegeben hast, auf die unnützeste Art durchgebracht, sondern sich auch dadurch Kredit zu verschaffen gewußt, und vermittelst desselben über vierzig Thaler Schulden gemacht. Ueberdem ist er vor einigen Tagen, ohne mein Vorwissen nach Greifswalde gereist, hat sich dort mit Studenten in ein Spiel eingelassen, und nicht nur seinen ganzen Geldvorrath, sondern auch seine Uhr und Kleidungsstücke verspielt. Ich bemerke mit dem äussersten Misvergnügen, daß alle meine Ermahnungen und Vorstellungen gegen diese seine Art zu handeln vergebens sind, und wenn er sich durch die, welche ich ihm jezt gethan habe, noch nicht bessern lassen will, so muß ich mich, so ungerne ich es auch um Deinetwillen thue, von der Pflicht, ferner über ihn die Aufsicht zu haben, ganz lossagen.

Ich werde ohnehin immer mehr davon überzeugt, daß ein Charakter wie der seinige, nicht anders als durch anhaltende und große Trübsal zu bessern ist; und wie ist ihm die zu machen, so lange er im Ueberfluß sitzt so lange er sich auf die Unterstützung seiner Eltern und Verwandten verlassen kann, so lange er für die Schulden die er macht und für die Verschwendung die er begeht,

nicht Mangel und andre unangenehme Folgen fühlt? Mein Rath wäre der, daß man ihn, wenn er sich nicht bessert, durch einen Menschen, den er nicht kennt, heimlich aufheben, und nach einem von uns entfernten Ort auf eine Schule bringen liesse, wo er unter der genauesten Aufsicht stünde, und wo er nicht erführe, daß man von seinem Aufenthalt daselbst etwas wüste. Alle seine Briefe müßten unbeantwortet bleiben, und seinen dringendsten Bedürfnissen müßte unter der Hand durch einen dritten Mann dasigen Orts abgeholfen werden; doch so, daß kein Heller von den Schulden, die er daselbst machte, bezahlt würden. Ein großer Ort, wo Gelegenheit und Reiz zur Verschwendung und Ausschweifung ist, müßte dies nicht seyn; also nicht Berlin, Dresden oder Leipzig. Am besten wäre es, wenn er auf die Schulpforte gebracht würde. Es ist wahr, der Vorschlag hat manche Schwierigkeiten, indessen sehe ich kein anderes Mittel, den gewünschten Zweck, seine Besserung zu bewirken.

Ich sehe wohl ein, daß es Dir viel Ueberwindung kosten wird; allein Du müßtest die unangenehme Empfindung, welche Du davon hättest, theils als eine verdiente Strafe Deiner Versündigung ansehn, die Du durch seine Verzärte-

lung begangen haſt, theils erwegen, daß Du ihn dadurch vor dem äuſſerſten künftigen Unglück bewahrſt; und Dich mit dem Segen tröſten, den er Dir in Zukunft, wenn er zu Vernunft kommt, über dieſe jezt an ihm bewieſene Härte anwünſchen wird. Ueberlege alles reiflich, und ſey verſichert, daß dieſer mein Rath aus dem aufrichtigſten brüderlichen Herzen, und aus der wärmſten Liebe gegen Dich und ihn gefloſſen ſey. Ich bin ꝛc.

Hieronymus Wegner.

*

Hiernächſt ſchrieb der Kammerrath auch an den Prorektor, und meldete ihm den Verfall, bat auch zugleich, die Studenten zur Strafe zu ziehn, und zur Auslieferung der Uhr anzuhalten. Er erhielt aber zur Antwort, daß der Prorektor bedauerte, daß es ihm hierunter nicht dienen könnte, ſo gerne er es zu thun wünſchte; er hätte beyde Studenten fordern laſſen, und von ihnen erfahren, daß ſie die Uhr ſogleich den Tag darauf, da ſie dieſelbe bekommen, verkauft hätten; und da er ihnen hierauf angedeutet hätte, daß ſie ſie wieder erſetzen ſollten, hätten ſie ſich ſogleich in der folgenden Nacht unſichtbar gemacht.

Als die Hofräthinn den Brief ihres Sohnes empfieng, empfand sie die innigste Betrübniß, und das herzlichste Mitleid mit ihrem armen Karl. Der erlittene Verlust schmerzte sie zwar ausserordentlich, indessen dauerte sie Karl doch noch mehr, den sie sich in der tiefsten finstersten Melancholie versunken vorstellte. Sie las seinen Brief wohl zehnmal, und benetzte ihn mit ihren Thränen, und rief vor sich selbst aus: der arme Junge! wie mag er da nun wohl sitzen, von allem entblößt; wie manche traurige Stunde mag er wohl haben? Freylich, er hätte nicht so unvorsichtig seyn sollen! aber lieber Gott! er ist ja noch jung und unerfahren, und hat zu viel getraut. Nun er wird in Zukunft wohl klüger werden. Ich kann doch den armen Scheim unmöglich lange in seinem Unglück lassen; er hat mich doch recht lieb; sein ganzer Brief ist ja voll der zärtlichsten Ausdrücke. Und was ist es mehr, wenn ich auch einige Thaler daran wende, er kriegt es ja doch einmal, kann ich ihm doch nun einige traurige Stunden damit abkaufen; wer weiß, ob es ihm in Zukunft einmal so angenehm ist? und nun kann ich noch bey meinem Leben das Vergnügen haben ihm Freude zu machen, und ihm das allein zuwenden, wovon sonst Julius auch sein Theil bekäme. Wenn er was Guts dafür lernt, so wird er es in Zu-

kunft ſchon einmal wieder einbringen, was ich jezt für ihn ausgebe. Sie ſchickte demnach unverzüglich hin, ließ wieder eine goldne Uhr, Schnallen, Degen, Treſſen, Tuch zur Weſte u. ſ. w. holen, kaufte es, packte es zuſammen, nebſt acht Louisd'or, und ſchickte es an den Poſtdirektor Lindemann, mit einem eingeſchloſſenen kleinen Briefe an ihren Sohn, dieſes Inhalts.

Mein allerliebſter Karl!

Es iſt unbeſchreiblich, wie Du armer Schelm mich gedauert haſt, und wie mich Dein lieber Brief bis zu Thränen gerührt hat. Du hätteſt wohl etwas klüger und vorſichtiger ſeyn können; Du kennſt die Welt und die Menſchen noch nicht genug. Laß Dir alſo dies zur Warnung dienen, mein engliſcher Sohn, und nimm Dich künftig beſſer in Acht. Wenn Du wüßteſt, wie ſauer es mir würde, und mit welchem ſchweren Herzen ich Dir dies ſchicke, Du würdeſt es gewiß thun. Sieh indeſſen hieraus, wie lieb ich Dich habe, mein ſcharmanter Karl, da ich Dir noch etwas mehr Geld ſchicke, als Dir geſtohlen iſt. Ich habe es gethan, Dir Deinen gehabten Schreck und

Betrübniß in etwas zu vergüten. Thue Dir etwas dafür zu gute, und trink auf die Gesundheit

Magdeburg, den 16ten Jun. 1757

Deiner Dich unaussprechlich liebenden Mutter
Karolina Weissenfeld.

N. S. Du darfst nicht besorgt seyn, daß Dein Vater Deinen Brief zu lesen bekommen möchte, er bekümmert sich jezt um nichts, kommt selten von seiner Studierstube, und schreibt Tag und Nacht an seinem Kommentar: und dies ist ein großes Glück für uns alle, weil sonst nicht mit ihm auszukommen seyn würde. Er wird von Tag zu Tage eigensinniger, und disputirt mit jedermann, der ihm vorkommt, wodurch er sich schon bey den meisten Leuten lächerlich und verhaßt gemacht hat.

*

Einige Tage nachher, da sie diesen Brief hatte abgehn lassen, erhielt sie auch den von ihrem Bruder, den sie mit dem äussersten Verdruß durchlas. Die beyderseitigen verschiedenen Berichte, wußte sie auf keine Art mit einander zu vereinbaren. Sie würde ohne Zweifel dem Bericht ihres Bruders Glauben beygemessen haben,

wenn er ihn, wie er vormals wohl zu thun pflegte, mit einem Beweiſe von hundert Thalern an Werth unterſtützt, und ſeinen Brief in einem andern Ton abgefaßt hätte. So aber maß ſie ihrem Sohn mehr Glauben bey, und dachte, daß entweder ihrem Bruder die Sache falſch berichtet worden, oder daß er ſie aus Haß gegen Karln falſch vorgeſtellt hätte. Eine Art zu handeln, die ihr ſelbſt ſehr gewöhnlich war, und die ſie eben deswegen auch bey andern vermuthete. Dieſe Abneigung gegen Karln, die ſie bey ihrem Bruder argwohnte, ſchrieb ſie ſeiner großen Neigung gegen Julius zu; und dies vergröſſerte ihren Haß gegen dieſen jungen Menſchen noch mehr. Sie befand ſich nun in einer groſſen Verlegenheit, wie ſie den Brief ihres Bruders beantworten ſollte; anfänglich war ſie willens ihm einen ſtolzen und ſpitzfindigen Brief zu ſchreiben, den ſie auch ſchon entworfen hatte, und worin ſie beſonders ſeinen ihr gegebenen Rath, ſo viel ſie konnte, lächerlich zu machen ſuchte. Da ſie aber hernach bedachte, daß man nicht wiſſen könnte, wie es in der Zukunft einmal kommen könne, zumal da ſie bey ihrer Anweſenheit in Stralſund, die Kinder des Kammerraths ſehr ſchwächlich zu finden glaubte, ſo befürchtete ſie, es könne ihr und ihrem Sohn, einmal den empfindlichſten Schaden, und hingegen Juliuſſen

den gröſten Vortheil zuwege bringen, wenn ſie jezt ihren Bruder ſich zum Feinde machte. Sie zerriß alſo den abgefaßten Brief wieder und warf ihn weg. Aber auf der andern Seite konnte ſie ſich auch nicht entſchlieſſen ſeinen Brief höflich zu beantworten, worin ſie ſo ſehr beleidigt zu ſeyn glaubte. Sie ward alſo endlich mit ſich ſelbſt eins, gar nicht zu antworten, und wenn ihr Bruder noch einen zweeten Brief ſchriebe, oder ſonſt nachfragen lieſſe, ſich zu ſtellen, als ob ſie den erſten gar nicht empfangen hätte. Um dies deſto wahrſcheinlicher zu machen, wollte ſie noch einige Zeit warten, und alsdann an ihn ſchreiben, ohne ſeines Briefes mit einem Worte zu erwähnen; vielmehr wollte ſie ſich beklagen, daß bey jezigen Kriegsumſtänden ſo manche Briefe auf der Poſt geöffnet, und hernach gar nicht abgegeben würden.

Zum Unglück ließ ſich eben Herr Paſtor Lönnies aus Calbe melden; ſie gieng heraus ihn zu empfangen, und vergaß den Brief ihres Bruders auf ihrem Pult. Ihr Mann, mehr aus Trieb mit dem Paſtor, an dem er ſich gerne zu reiben pflegte, zu diſputiren, als aus Freundſchaft, kam von ſeiner Stube, da er des Mannes Ankunft hörte, und fand auf dem Pult ſeiner Frau den Brief ihres Bruders. Er kam mit demſelben in der Hand, in das Viſitenzimmer,

worin sich der Fremde befand, der schon manchen sauren Blick von der Hofräthinn bekommen hatte, weil er immer bey dem Spuckkasten, den sie ihm wohlbedächtig hinsetzte, vorbey, und auf den Fußboden spuckte, den sie vor drey Tagen erst hatte scheuren lassen. Nachdem der Hofrath dem Fremden ein ganz kurzes Kompliment gemacht hatte, fieng er sogleich an: was ist das für ein impertinenter Brief, den ich auf deinem Pult gefunden habe? Ich habe es deinem Bruder schon lange an der Stirne angesehen, daß er ein grober Kerl ist, und unserm Sohn an der Oberlippe, daß ein Verschwender und Taugenichts aus ihm wird.

Lönnies. Sie können also Grobheit und Verschwendung an Stirn und Lippen sehn? Das ist doch sonderbar.

Weissenfeld. Hm! sonderbar? Das muß ein jeder rechtschaffner Physiognomist können.

Lönnies. Wie sieht denn die Stirne eines Groben, oder die Oberlippe eines Verschwenders aus, die wäre ich sehr begierig zu sehn.

Weissenfeld. Ein grober Mensch hat eine kurze und breite Stirne, mit einer herzförmigen Falte vorne, die ohngefähr einen Winkel von fünf und siebzig Graden macht. Und die Oberlippe

eines Weichlings, Verſchwenders, und Muthwilligen, fällt unter der Naſe gleich ſo zurück, daß ſie mit derſelben einen ſtumpfen Winkel macht.

Lönnies. Träfe denn das allemal ſo richtig ein?

Weiſſenfeld. Ich weis nicht, wo ſie hindenken, daß ſie darnach noch fragen können. Allerdings trift das allemal richtig zu: da iſt kein Zweifel daran.

Lönnies. Alſo jede Falte, jeder Strich, jedes Grübchen im Geſicht, jede beſondre Biegung und Form der Naſe, des Kinns, der Lippen, hätte nicht nur ihre beſondere Bedeutung, ſondern man könnte auch allemal ſagen, das bedeutet dies, und jenes das?

Weiſſenfeld. Ich begreife nicht, wie ſie daran noch zweifeln können; die Sache iſt ja klärer als der Tag. Sonſt wäre es ja mit der ganzen Phyſiognomik nichts, und die halte ich doch für eine ſehr zuverläßige Wiſſenſchaft.

Lönnies. Beydes läßt ſich nicht ſagen. Es iſt allerdings Etwas mit der Phyſiognomik, aber eine zuverläſſige Wiſſenſchaft iſt es nicht; wenigſtens laſſen ſich keine allgemeine Regeln von der Bedeutung einzeler Theile und Züge des Geſichts geben.

Weiſſenfeld. Bewahre Gott! Herr Paſtor, reden ſie doch nicht ſo widerſinnige Dinge: trauen ſie mirs doch zu, daß ich die Sache verſtehe, ich habe ſie lange, lange ſtudirt. Der ſelige Thomaſius, bey dem ich noch gehört habe, trug viel Gründliches davon in ſeinen Collegiis mit vor, und der verſtand die Sache beſſer als unſre jetzigen Leute. Es iſt mit den jetzigen Leuten nichts mehr; wenn ich an die jetzige Art zu ſtudiren und zu räſonniren denke, ſo ärgere ich mich immer, daß ich toll werden möchte.

Lönnies. Sie werden doch aber wohl Widerſpruch vertragen können?

Weiſſenfeld. Von einem ſo jungen Mann, wie ſie ſind, nicht gut: wenn ich ſie bitten darf, ſchweigen ſie ſtill.

Lönnies. Das werd ich nicht thun, und wenn ſie Methuſalems Jahre hätten; warum ſollte ein jüngerer Mann nicht ſo gut Wahrheit ſehn können, als ein alter? Wenn ein Alter ſich mehr Erfahrung beylegt, ſo habe ich nichts dawider; mit dem Verſtande verhält ſichs oft umgekehrt.

Weiſſenfeld. Warum ſollten ſich aber keine allgemeine Regeln von der Bedeutung einzeler Theile und Züge des Geſichts geben laſſen?

Lönnies. Weil meiner Meynung nach kein einzeler Theil für ſich etwas bedeutet, ſondern

nur in der Combination mit andern; mithin die Physiognomik so viel Regeln geben müßte, als verschiedene Combinationen, d. i. als verschiedene Menschengesichter möglich sind: und weil, wie ich glaube, der nemliche Zug, der in dieser Combination dies bedeutet, in einer andern gerade das Gegentheil anzeigt. Der gesetzte, ernste, rechtschaffene Mann, und der determinirte Böswicht können einerley Stirn, Nase, u. s. w. haben, nur der eine hat sie in Verbindung mit diesen, der andre mit andern Gesichtszügen.

Weissenfeld. Ich sehe noch nicht recht ein, was sie sagen wollen.

Lönnies. Was meynen sie wohl, wenn einer ein Buch vom Lomberspiel schreiben, und darinnen Regeln geben wollte, in welcher Ordnung man die Karten ausspielen sollte; würde das Buch nicht ungeheuer dick, und der Regeln unendlich viel werden müssen; so viel nemlich als verschiedene Combinationen im Spiel möglich sind? Und da diese Combinationen nur durch vierzig Karten gemacht werden, so ist ihre Zahl noch übersehbar: aber erwägen sie nur die unendliche Zahl der bestimmenden Theile und Züge eines Gesichts, und bedenken sie die Trillionen und Quadrillionen verschiedener Combinationen die daraus erwachsen.

Weissenfeld. Was thut das alles zur Sache? sollten sich deswegen keine bestimmte Regeln in der Physiognomik geben lassen?

Lönnies. Ich sage nein, und bleibe bey meinem Gleichniß, um ihnen die Sache zu erläutern. So wenig ich sagen kann, daß Spadille immer eine gute Karte sey, die es in der Verbindung mit andern im hohen Maaße seyn kann, hingegen aber auch schädlich werden kann, wenn sie entweder zum Spielen und Verlieren verführt, oder einen Gegenspieler nöthigt, den zweeten Stich zu nehmen, da er nur einen haben will; so wenig also der, welcher sie hat, geradezu dadurch ein gutes Spiel hat; eben so wenig kann ich sagen, daß dieser oder jener Zug im Gesichte allgemein gut sey, und einen guten Charakter anzeige. Umgekehrt, so wenig Coeur Sieben im Allgemeinen eine schlechte Karte ist, da sie durch Verbindung mit andern sehr vortheilhaft werden kann, so kann ich auch nicht diesen oder jenen Theil des Gesichts geradezu für übeldeutend ausgeben. Mithin können Sie auch nicht über die kurzen und breiten Stirnen geradezu das Urtheil sprechen, daß sie einen groben Menschen anzeigten, da eben diese Stirn, je nach dem sie mit andern Zügen in Verbindung ist, etwas sehr Gutes bedeuten kann.

Weissenfeld. Ich glaube gar, Sie hal-ten also wohl von der ganzen Physiognomik nichts?

Könnies. Ich halte allerdings etwas darauf; aber ich glaube nicht, daß man Grundsätze und Regeln darin geben könne, die sich auf deutliche Begriffe gründeten, sondern die ganze Sache beruhet auf das Gefühl. Es verhält sich damit fast so, wie mit körperlicher Schönheit oder Häßlichkeit. Da man aber mit allem, was vom Gefühl abhängt, nicht vorsichtig und behutsam genug umgehn kann, so hat man auch bey den Schlüssen vom Gesicht auf den Charakter die größte Vorsichtigkeit nöthig, welche leider selten bey den rechten Physiognomisten anzutreffen ist. Daß es hauptsächlich eine Sache des Gefühls sey, kann man auch schon daraus sehn, daß hauptsächlich die Leute, bey denen Gefühl und Imagination stark ist, viel darauf halten.

Weissenfeld. Sie mögen sagen, was Sie wollen, ich lasse mich von Ihnen doch nicht überzeugen. Ich weis es gewiß, daß ich recht habe, wie ich immer in allen meinen Behauptungen gehabt habe. Sehn Sie nur hier das Ge-

ſicht des jungen Karls an, ſo hat ihn Biſchof vor ſeiner Abreiſe nach Stralſund nach dem Schatten gezeichnet. Und nun halten Sie einmal Juliuſſen dagegen, der in ſeinem ſechſten Jahre gezeichnet iſt. Können Sie da nicht den Unterſchied mit Händen greifen?

Carl Weissenfeld. 16. Jahr alt.

Julius Weissenfeld. 6. Jahr alt.

Lönnies. Ey, wer wird daran zweifeln, daß ein Unterſchied ſey, und — —

Hier wurden beyde von der Hofräthinn unterbrochen, die auf einmal entſetzlich auf ihren Mann zu ſchmälen anfieng, und ihm in Ge-

genwart des Pastors die gröbsten Impertinenzen sagte, worunter das wenigste darin bestand, daß er dumm und unklug sey. Der günstige Leser wird hieraus leicht auf das Uebrige schliessen, und mir die Erzählung desselben schenken können. Der Hofrath ermangelte an seiner Seite auch nicht, seiner Frau Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und den Pastor auf ihr ohnehin schon mehr als zu viel auffallendes Betragen aufmerksam zu machen. Da sehn Sie, sagte er, was es für ein böses Weib ist, [illegible] schon an die siebzehn Jahre habe plagen müssen, das hätte kein andrer ausgehalten, der nicht [illegible] christliche Geduld und Sanftmuth besäße, die ich habe. Lange genug habe ich sie mit Liebe getragen, aber nun kann ich [illegible] kaum mehr ausstehn. Der Henker wird dich noch einmal dafür plagen. — Kommt denn der Wunsch auch aus christlicher Liebe? versetzte der Pastor. — Widersprechen Sie mir nicht, das rathe ich Ihnen, fuhr der Hofrath fort, gieng in voller Wuth zur Stube heraus, und warf die Thüre so stark zu, daß ein Fenster aufsprang, und die goldne Uhr der Hofräthinn, die sie, um sie zu zeigen, ins Fenster gelegt hatte, weil ihr Anzug es nicht erlaubte, daß sie sie anhängen konnte, herausfiel und grossen Schaden litt. Sie verließ den Pastor ebenfalls, und eilte ihrem

Mann nach, um den angefangenen Zank weiter fortzusetzen, auch allenfalls wohl, wenn es die Gelegenheit so mit sich brächte, ihn ein wenig zu kratzen. Der Pastor, der ohnehin schon mit grossem Verdruß ein Zeuge dieses Zanks gewesen war, nahm endlich, da sie nicht wieder kamen, seinen Hut und gieng still zum Hause hinaus. Der Hofrath rächte sich nachher an beyden dadurch, daß er einige Stellen in seinem Kommentar über die Offenbarung Johannis, woran er ohnehin täglich zu ändern, und die Ideen, welche ihm gelegentlich vorkamen, hineinzuschreiben pflegte, änderte, und die babylonische Hure von seiner Frau, doch ohne sie zu nennen, und den falschen Propheten vom Pastor Lönnies erklärte. Er beschrieb sie aber beyde so deutlich, daß ein jeder, dem sie bekannt waren, sie nicht verkennen konnte.

Ueberhaupt hatte er die Gewohnheit, bey aller Gelegenheit verdeckte Ausfälle auf Leute, die er nicht leiden konnte, zu thun, auch wohl Dinge, von deren Gegentheil er überzeugt war, zu behaupten, weil er wußte, daß er Leute, die ihm verhaßt waren, damit ärgern konnte. Daher kamen die vielen Widersprüche in seinen Behauptungen, indem er heute dies und morgen das Gegentheil behauptete, je nachdem er einen vor sich fand, dem er gerne Verdruß machen wollte,

und ihn hiedurch machen zu können glaubte. Besonders aber hatte er die Vorreden zu seinem Kommentar dazu bestimmt, Ausfälle, darin auf eine Menge von Gelehrten zu thun, theils solchen, von denen er verschiedner Meynung war, theils solchen, die sich eine gewisse Reputation in der gelehrten Welt erworben hatten, die er selbst zu haben wünschte. Und um diesen recht Verdruß zu machen, nahm er sich vor, alle diejenigen, wovon er wüßte, daß sie ihre Antagonisten wären, mit ausserordentlichen Lobeserhebungen zu überhäufen. Ferner beschloß er, alle Herausgeber gelehrter Zeitungen und Journale, und wo möglich auch die übrigen vornehmsten Mitarbeiter auszukundschaften, und ihnen im ersten Theil seines Kommentars, sowohl in der Vorrede als in den Noten, überall, und sollte er auch die Gelegenheiten dazu vom Zaun brechen, Komplimente in der verbindlichsten Stellung zu machen. Liessen sie sich aber dadurch auch nicht bewegen, seinen Kommentar so recht, wie ers wünschte, mit aufgeblasenen Backen zu loben, so sollte hernach bey den folgenden Theilen eine solche Lauge auf diese Neidharde, wie er zu sagen pflegte, gegossen werden, daß sie es, so lange sie lebten, nicht vergessen sollten; und er selbst wollte, um sie noch weiter zu bestrafen,

in seinem ganzen Leben keine gelehrte Zeitung oder Journal wieder lesen.

Karl empfieng unterdessen den Brief seiner Mutter mit dem Gelde und den übrigen Sachen; zum Glück mußte es sich fügen, daß Lars gerade auf seine Stube kam, als des Postdirektors Bedienter das Paquet brachte, und er würde vielleicht nicht einmal etwas geargwöhnt haben, wenn Karl es ihm nicht ausdrücklich verboten hätte, seinem Onkel nicht zu sagen, daß er ein Paquet erhalten hätte. Er bot ihm sogar einen Thaler an, um ihn dadurch desto sicherer auf seine Seite zu bringen. Lars aber bedankte sich und nahm ihn nicht an; und weil er seinem Herrn treuer war, als jedem andern, und demselben für alle Schätze der Welt nichts verheelt haben würde, wovon er geglaubt hätte, daß es seinem Herrn nachtheilig seyn könnte, gieng sogleich hin und zeigte es an. Der Kammerrath gieng stehenden Fusses auf Karls Stube, und fragte ihn nach dem Paquet. Er wollte allerley Winkelzüge machen, da aber sein Onkel die Sache zu genau wußte, und scharf in ihm drang, mußte er es herausgeben, nebst dem Briefe seiner Mutter. Wegner erstaunte über diese ihm sonst ganz ungewöhnliche Freygebigkeit seiner Schwester, worin er aber auch mehr als zu gut eine der Hauptquellen von Karls Verderben

sah. Noch mehr erstaunte und ärgerte er sich über den tändelnden und liebkosenden Brief, den sie an ihren Sohn geschrieben hatte, da er erwartet hätte, daß sie ihm die schärfsten Verweise geben würde. Er nahm indessen das Geld zu sich, und erklärte Karln geradezu, daß er keinen Heller davon in Händen haben, sondern es zur Bezahlung seiner Schulden anwenden sollte. Er ließ hierauf seine Gläubiger zusammen berufen, und ihre Forderungen nahmhaft machen, und bezahlte sie sämtlich, und zwar so, daß er noch sechs Thaler aus seiner Tasche zulegen mußte, weil die übersandte Summe nicht hinreichte. Zugleich deutete er den Gläubigern an, daß, woferne sie ihm in Zukunft wieder etwas borgen würden, nicht das geringste davon bezahlt werden sollte: und Karln machte er bekannt, daß ihm so lange die Hälfte von seinem Taschengelde abgezogen werden sollte, bis die zugeschossenen sechs Thaler abgetragen wären.

Karl befand sich vier Wochen lang in einer Art von Melancholie, während welcher Zeit er zugleich der bescheidenste und ordentlichste Mensch von der Welt war. Allmälig aber fieng er an, wieder nach und nach in das alte Geleis zu treten, die Schule unfleißiger zu besuchen, und in seine vorigen Possen zu verfallen. In der Schule

hatte er oft Zank, besonders mit den gebohrnen Stralsundern, weil er seit der Zeit, da ihm seine vorigen Gläubiger nicht mehr borgen wollten, bey aller Gelegenheit auf die Stralsunder überhaupt schmälte, und dagegen sein Magdeburg erhob. Bey allem was vorkam, war immer sein erstes Wort; „das ist in Magdeburg so; so macht mans in Magdeburg; in Magdeburg hat man die Mode.„ Er ward hiedurch bald lächerlich, seine Mitschüler zogen ihn damit auf, und fragten ihn hernach von selbst bey jeder Gelegenheit: nun, Weissenfeld, wie ist das in Magdeburg? Ausser den Streitigkeiten mit seinen Mitschülern, hatte er dergleichen auch mit andern Leuten, die er auf allerley Art neckte. Er trat zuweilen des Abends auf die Strasse hin, sahe mit einer Art von Erstaunen den Himmel an, und hatte sich klägelich und ungeberdig, als wenn er ein ungewöhnliches Wunderzeichen sähe; wenn sich dann ein grosser Haufe Menschen neben ihm versammelte, und ebenfalls hinauf sahe und nichts erblicken konnte, so erhub er ein helles Gelächter und lief davon. Den Fischweibern am Strande warf er Aepfel und Steine in ihre Fässer, und lachte dann recht herzlich darüber, wenn sie ihn in den kräftigsten Ausdrücken ausschalten. Besonders machte er es mit einer

alten buklichten Konditorinn arg, die seine wichtigste Gläubigerinn gewesen war, da ihre Forderung allein sich auf siebzehn Thaler belaufen hatte, die ihm aber seit dem Verbot seines Onkels nichts mehr borgen wollte. Ausser unzähligen Neckereyen und Possen, die er ihr spielte, wußte er es immer zu machen, daß sie hinaus gehn mußte, wenn er bey ihr war. Sie war treuherzig genug dies zu thun, und unterdessen leerte er einen Theil ihrer Büchsen aus, und füllte seine Taschen damit an.

Endlich wurde es ihm unerträglich, so sehr vom Gelde entblößt zu seyn, als er zeither gewesen war. Der Februar war noch nicht zu Ende, mithin hatte er noch lange nicht von seiner Mutter etwas durch den Postdirektor zu erwarten, und er mußte überdem auch gewärtig seyn, daß ihm sein Onkel diesen entdeckten Kanal möchte verschlossen haben. Er sann also auf andere Mittel und fand sie bald. Er verkaufte zuerst einen Theil seiner eignen Bücher, und weil er hieraus nicht viel lösete, entwandte er seinem Bruder die Pauwische Ausgabe vom Aeschylus, und die prächtige mit neun und zwanzig Kupfern gezierte Ausgabe des Longus, welche zu Paris 1754 in Quart herausgekommen war, wovon Julius die letztere von seinem Onkel zum Geschenk erhal-

sen, und die erstere für sein eignes erspartes Geld sich gekauft hatte. Er war über seinen Verlust untröstlich, und würde es noch mehr gewesen seyn, wenn er gewußt hätte, wie wohlfeil seine schönen Bücher, die er für zwanzig Thaler nicht weggeben hätte, an einen Buchbinder verkauft worden. Alle Nachfragen, die geschahen, waren vergebens; Karl suchte den Verdacht auf Karsen zu wälzen, von dessen Ehrlichkeit Julius so überzeugt war, daß er sich eher selbst würde in Verdacht gezogen haben, als diesen Menschen, der auch wirklich von dergleichen Handlungen so weit entfernt war, daß er es für eine Todsünde hielt, einem andern Menschen nur eine Nadel zu entwenden; ja der sich in der äussersten Unruhe befand, als er einmal auf der Strasse ein Etui gefunden hatte, und nicht eher ruhete, als bis er es wieder an den wahren Besitzer gebracht hatte. Julius verfiel vielmehr gleich darauf, daß sein Bruder es wohl möchte gewesen seyn, der ihm gottloser Weise seine liebsten Kostbarkeiten geraubt hätte, indessen hatte er ein zu zartes Gewissen, als daß er sich gegen ihn das geringste von seinem Verdacht hätte merken lassen.

Weil aber Karl auch mit dem Gelde, das er hiefür bekommen hatte, (es waren zween Thaler) nicht lange reichte, vielmehr dadurch

nur nach mehrerem lüstern geworden war, so fieng er endlich an, auch seinem Onkel eine Menge von Sachen zu entwenden, eine Schaberacke, Dosen, silberne Löffel u. s. w. und da der größte Theil dieser entwendeten Sachen, bis auf die Löffel noch, nicht gleich vermißt wurden, so konnte er seinen Diebstahl eine geraume Zeit treiben. Aber auch von den Löffeln erfuhr der Kammerrath nicht einmal etwas. Karl hatte sie aus der Küche entwandt, und weil seine Tante, die Kammerräthinn, so gut sie auch als Unverheyrathete gewesen war, sich doch als Frau gewaltig verändert hatte, und herrschsüchtig, zänkisch, eigensinnig und besonders geizig geworden war, wodurch sie ihrem guten Mann manchen Verdruß verursachte, so forderte sie von den Mägden, die die Löffel unter Händen gehabt, die Ersetzung oder Bezahlung derselben; und weil sie wußte, daß ihr Mann dies nimmermehr zugeben würde, verheelte sie es sorgfältig vor ihm, daß die Löffel fehlten, und wollte es unter der Hand den Mägden vom Lohn abziehn.

Karl hatte sich durch das Geld, was er hiefür bekam, da er die entwandten Sachen theils versetzt, theils verkauft hatte, von neuem bey andern Weinhändlern und Konditorn, die ihn noch nicht kannten, Kredit gemacht, und weil

Oſtern, da er wieder von ſeiner Mutter etwas zu bekommen hoffte, immer näher kam, und er alsdann die verſetzten Sachen wieder einlöſen, und an ihren Ort legen wollte, von den übrigen aber noch ſeine Schulden vollkommen bezahlen zu können hoffte, ſo zehrte er raſch drauf los; indem er aber nicht überrechnete, wieviel er ſchon Schulden gemacht hatte, ſo kam es, daß ſich die Summe davon, noch vor Oſtern über neunzig Thaler belief. Es war nicht genug, daß er wieder Schulden machte; er kam auch ſpät und unordentlich zu Hauſe, und alle noch ſo harte Verweiſe, die er darüber bekam, brachten weiter nichts, als ein viertelſtündiges, reuvoll ſcheinendes Weinen hervor.

Sein Geld kam endlich an, und damit es nicht wieder ſeinem Onkel in die Hände fallen möchte, brauchte er die Vorſicht, es ſelbſt vom Poſtdirektor abzuholen. Erfreut darüber, und über den liebevollen Brief, den ihm ſeine Mutter abermals dabey geſchrieben hatte, gieng er geradeswegs ins Weinhaus, um auf ihre Geſundheit zu trinken. Er ließ ſich ein halbes Maaß Portugies Wein geben, wodurch er in ſolche Ekſtaſe gerieth, daß er ſechs Officieren von der Königinn Leibregiment, die ſo eben herein kamen, es gleich anbot, ſie zu bewirthen; ſie möchten nur fordern

was sie wollten. Sie nahmen sein Anerbieten an, und forderten Champagner, Ungarischen, und was nur sonst von kostbaren Weinen zu haben war, und tranken ihm tapfer zu. Je mehr er trank, desto freygebiger wurde er. Er bot ihnen endlich auch ein Spiel an, sie waren aber zu stolz, mit einem Schüler zu spielen, von dem sie sich gleichwol hatten bewirthen lassen, und schlugen es auf eine höfliche Art ab. Um zwölf Uhr giengen sie aus einander, und Karls Rechnung belief sich auf achtzehn Thaler und vierzig Schillinge, so daß er von der ganzen erhaltenen Summe nicht einmal einen Species Thaler übrig behielt. Karl ganz berauscht wußte das Haus seines Onkels nicht zu finden; unsinnig lief er die Fehrstrasse herunter, und in derselben sowohl, als in Zitter-Flachs- und Reifferhagen warf er überall Fenster ein, bis er endlich in der Frankenstrasse auf einige Schaarwächter stieß, die er ebenfalls insultirte, die aber die Sache unrecht verstanden, und ihn zuerst mit ihren Morgensternen zu Boden schlugen, und hernach aufhuben und in die Wachschreiberey *) schleppten.

Da Karl um hab eilf Uhr nicht zu Hause war, gab der Kammerrath Larsen Befehl das

*) So heißt das öffentliche Stadtgefängniß in Strahlsund.

Haus zu verſchlieſſen, und nicht länger auf ihn zu warten. Demohngeachtet blieb dieſer noch zwey Stunden auf, aber vergebens. Am folgenden Morgen, da er nach dem Apollonienmarkt geſchickt wurde, fragten ihn alle ſeine Bekannte, die ihm unterwegs in der Münchenſtraſſe und auf dem Hüks begegneten, ob er wohl wüßte, daß der jüngſte Weiſſenfeld in der Wachſchreiberey ſäſſe? Lars raufte ſich die Haare aus, und ſchrie immer, ak Herr Jeßu! was wird meine arme Herr daßu ßagen! nu weiß ik warum dat geſter ni; Aſton nik iß ßu Hauß gekommen. Er nahm ſich vor, es ſeinem Herrn auf die gelindeſte, und glimpflichſte Art beyzubringen, und ſann hin und her, wie er es wohl machte, zuletzt beſchloß er zu ſagen: erſchrecken ſie nik, lieber Herr Kammerrath, dar iß ein groſſe Unglück paßeert; und es ihm dann nach und nach vorzutragen; da er aber zu Hauſe kam, erfuhr er, daß ſein Herr es ſchon wußte. Das Gerücht breitete ſich bald in der Stadt aus, und nun kamen die neuen Gläubiger und überliefen den Kammerrath, und legten ihm zu ſeinem Erſtaunen ihre Rechnungen vor. Zugleich kamen auch die, bey welchen er etwas verſetzt hatte, und verlangten die Einlöſung des Pfandes, worin der Kammerrath ſeine eignen Sachen erkannte. Er ärgerte ſich ſo darüber, daß ſeine Frau ſeiner Geſundheit wegen beſorgt

wurde; und beſchloß hierauf ganz feſt, ſich ſeiner gar nicht mehr anzunehmen, ſondern ihn nun völlig ſeinem Schickſal zu überlaſſen, damit er die Folgen ſeiner Unart und Ausſchweifung fühlen möchte. Indeſſen war es Pflicht ſeine Schweſter davon zu benachrichtigen. Er ſchrieb ihr dieſen kurzen Brief.

Liebe Schweſter!

Ungeachtet Du meinen letzten Brief noch nicht beantwortet haſt, ſo nöthigt mich doch Deines Sohns ganz unerhörte Ausſchweifung, dich von neuem mit einem zu behelligen. Er hat aller Ermahnungen, die ich ihm gegeben, und aller Verſprechungen, die er mir darauf gethan, ungeachtet, von neuem über neunzig Thaler Schulden gemacht, hat ſich beſoffen, eine Nacht herum geſchwärmt, vielen Leuten die Fenſter eingeworfen, die Schaarwache inſultirt, und iſt darüber ins öffentliche Gefängniß geſetzt worden. Ueberdem hat er mir verſchiedene Sachen entwandt, und dieſelben verſetzt, und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß er Juliuſſen einige koſtbare Bücher geſtohlen, die dieſer vermißt. Dies alles wird mich in Deinen Augen hinlänglich rechtfertigen, wenn ich Dir die unangenehme Erklärung thun muß, daß ich ihn durchaus

nicht länger behalten kann und will, nachdem er mein Haus und unsre ganze Familie so entsetzlich beschimpft hat, und ich an aller Besserung bey ihm verzweifeln muß; indem alle meine ernstlichen und mit den stärksten Gründen unterstützten Ermahnungen bisher weiter nichts bey ihm bewürkt haben, als daß er einige Stunden geweint hat. Ich bitte Dich also je eher je lieber ihn abholen zu lassen, oder wo möglich selbst abzuholen, damit Du eine Augenzeuginn von der übeln Situation werdest, worin er sich hier durch seine Thorheit selbst gesetzt hat. Du wirst auf alle Fälle einige hundert Thaler mit bringen müssen, um so wohl seine Schulden, als auch die ansehnliche Strafe bezahlen zu können, welche er wegen seines verübten nächtlichen Frevels wird erlegen müssen. Gott weiß es, daß ich so gewiß an allen unschuldig, als ich

Dein

Dich aufrichtig liebender Bruder bin

Hieronymus Wegner.

Stralsund den 18ten April 1757.

Die Hofräthinn sank bey Durchlesung dieses Briefes in eine Ohnmacht, und als sie sich aus derselben wieder erholt hatte, schmälte und fluchte

sie wechselsweise auf ihren Sohn, Bruder und Stiefsohn; doch auf den letzten am meisten, weil sie ihn für die ganze Ursache von Karls Unglück hielt, oder doch gerne halten wollte. Sie glaubte, er hätte ihren Bruder nicht nur Gleichgültigkeit und Widerwillen gegen Karln beygebracht, sondern auch andre Bösewichter angestellt, daß sie ihn verführen sollten, damit er selbst desto mehr in den Augen des Kammerraths den Vorzug behielte. So sehr sie auch der Geldverlust, den sie durch ihren Sohn hatte, schmerzte, und so böse sie auch deswegen auf ihn war, so war es ihr doch unerträglich, daß ihr Bruder so harte Ausdrücke von ihm gebraucht hatte, und an aller Besserung bey ihm verzweifelte. Sie hatte es überhaupt an sich, daß sie, wenn sie an Leuten, denen sie einmal ihre Affection geschenkt hatte, und noch mehr an ihren Verwandten, auch selbst die größten Fehler bemerkte, es doch durchaus nicht leiden konnte, wenn ein andrer dies ebenfalls bemerkte, oder wohl gar sagte. Gesetzt also, sie wäre auch überzeugt gewesen, daß ihr Sohn der größte Bösewicht wäre, so hätte doch kein anderer sich unterstehn dürfen, nur einen oder den andern Fehler von ihm zu nennen und zu rügen, ohne sie auf das gröblichste zu beleidigen. Hiezu kam nun noch, daß der ganze Zorn, den sie jezt wider ihren Sohn gefaßt hatte, bald

durch die Vorstellung, daß er im Gefängniß lä-
ge, welche ihre Imagination ihr traurig und
elend genug ausmahlte, gemildert, gedämpft
und in Mitleid verwandelt wurde. Aber in
eben dem Grade, da dieser abnahm, nahm die
Erbitterung gegen ihren Bruder zu; daß er
dort an Ort und Stelle wäre, und ihren Sohn
Schimpf und Elend im Gefängniß ausstehn
liesse. Sie ließ demnach unverzüglich Pferde
bestellen, und beschloß den folgenden Tag selbst
nach Stralsund zu reisen. Bis dahin war aber
ihr Haus der Hölle gleich; ihr Mann und ihr
Gesinde, alles versteckte und verkroch sich vor
ihrem fürchterlichen und bisweilen gotteslästerli-
chen Toben. Ihre Augen funkelten wie Dra-
chenaugen, ihr ganzes Gesicht war verzerrt,
und man glaubte ein Ideal einer Furie in ihr
zu sehn. Selbst Rosalinde, die sonst noch un-
ter denen, welche jezt im Hause waren, das mei-
ste über sie vermochte, war nicht im Stande
etwas bey ihr auszurichten, sondern wurde mit
den härtsten und drohendsten Ausdrücken von ihr
zurückgestossen. Am verdrießlichsten war es ihr,
daß sie keinen Reisegefährten bekommen konnte,
und doch zu furchtsam war, allein zu reisen.
Sie schickte nach einem Kriegsgefangnen Oester-
reichischen Officier, der sonst oft in ihr Haus
kam, und ließ ihn ersuchen sie zu begleiten,

allein er konnte die Erlaubniß dazu vom Gouverneur nicht erhalten. Ein gewisser unverheyratheter Doktor war bereit dazu, allein weil eben die Nachricht einlief, daß der Prinz von Bevern am 21sten ein Oesterreichisches Corps von 20000 Mann bey Reichenberg in Böhmen geschlagen hätte, setzte er sich in patriotischer Freude hin, und trank so viel, daß er krank davon wurde. Endlich fand sich noch des Abends spät ein Referendarius, der in Anklam zu Hause gehörte, und sich entschloß, sie bis dahin zu begleiten. So bald sie weg war, wandelte den alten Weissenfeld seine üble Laune an, und er setzte das Toben da fort, wo seine Frau aufgehört hatte, nur mit dem Unterschiede, daß es bey ihm größtentheils wider Karln selbst gieng, den er zu erwürgen drohte, wenn er wieder zu Hause käme. Rosalinde, die eben so übel auf ihren Bruder zu sprechen war, als ihr Vater, konnte es indessen nicht ausstehn, daß sie um Karls willen ihres Vaters Unwillen mit entgelten mußte, und von ihm beständig angefahren wurde. Sie blieb ihm anfänglich so wenig schuldig, daß sie auch die kindliche Ehrerbietung ganz aus den Augen setzte, und ihm die gröbsten Bitterkeiten und Spöttereyen wieder sagte; da sie aber sahe, daß dies alles nichts helfen wollte, begab sie sich heim-

lich aus dem Hauſe zu einer ihrer Freundinnen, und ließ ihrem Vater nichts eher von ihrem Aufenthalt wiſſen, bis ſie hörte, daß er ſich ihrentwegen in der gröſten Angſt befinde. Er mußte endlich ſelbſt kommen, und ihr viele gute, zu dem Verhältniß, worin er gegen ſie als Vater ſtand, ganz unſchickliche Worte geben, ehe ſie ſich bequemte wieder zurückzukehren.

In Stralſund wollte man den Kammerrath Wegner, den Jedermann ſeiner Rechtſchaffenheit wegen liebte und ſchätzte, nicht gerne kränken, und ließ ihn wiſſen, wenn er für Karln bis zur ausgemachten Sache Bürge ſeyn wollte, ſo wollte man ihn aus dem Gefängniſſe los laſſen. Er ließ aber antworten, es ſey ein ſo unerathner Menſch, daß er es gar nicht für rathſam fände, es ihm merken zu laſſen, daß er ſich noch ferner ſeiner annähme, überdem könnte er auch auf keinen Fall für ſeine künftige Aufführung ſtehn. Er hätte deswegen bereits an ſeine Schweſter geſchrieben ihn abzuholen. Wollte man ja das Schimpfliche etwas mildern, ſo bäte er, daß man ihn aus der Wachſchreiberey bis zu ausgemachter Sache in das ordentliche Schulkarzer brächte. Und dies geſchah auch. Hier befand er ſich alſo, als ſeine Mutter in Stralſund ankam, die gegen ihren Bruder ſo erbit-

tert war, daß sie nicht einmal in seinem Hause, sondern nicht weit von ihm im goldnen Hirsch abtrat. Sie verlangte sogleich ihren Sohn zu sehn und zu sprechen, konnte aber nicht dazu gelangen, weil seine Sache noch nicht zu Ende war. Ungeachtet sie ihrem Bruder nicht einmal ihre Ankunft hatte wissen lassen, so kam dieser doch, da er sie von ohngefähr sahe, von selbst zu ihr ins Wirthshaus und gab sich alle ersinnliche Mühe, sie zu überreden, daß sie doch zu ihm kommen möchte; allein alle seine Bemühungen waren vergebens, weil sie hartnäckig auf ihrem Vorsatz blieb.

Des folgenden Tages wurde Karls Sache dahin entschieden, daß er den an Fenstern verursachten Schaden, der sich auf neun Thaler belief, ersetzen, und für seinen verübten gewaltthätigen und die öffentliche Ruhe störenden Frevel noch vier Wochen im Karzer sitzen sollte. Als die Hofräthinn davon benachrichtiget wurde, bat sie um Erlaubniß, die Strafe abkaufen zu dürfen; man wollte anfänglich nicht darein willigen, erließ sie aber dennoch, da die Hofräthinn vorstellte, daß sie in der Absicht da wäre, ihn abzuholen, und durch diese Art von Strafe zu lange würde aufgehalten werden, gegen Erlegung von achtzig Reichsthalern. Alles, was also die Hofräthinn für ihren Sohn zu bezahlen hatte,

belief ſich auf beynahe zweyhundert Thaler, bey deren Auszahlung ſie abwechſelnd für Verdruß weinte, und dann wieder ſchmälte und fluchte.

Sie ließ ihn hierauf nach erhaltener Erlaubniß holen, und der Schulſchlieſſer, der ihn aus dem Karzer ließ, machte ihm bekannt, daß ſeine Mutter da wäre. Freude, Scham und Furcht bemächtigten ſich ſeiner zugleich, er wollte ſich anfänglich nicht auf der Straſſe, vielweniger vor ſeiner Mutter ſehen laſſen, indeſſen da er auch nicht im Karzer bleiben konnte noch wollte, wo ihm ein vierzehntägiger Waſſer- und Brodgenuß gar nicht gefallen hatte, ſich auch noch mehr fürchtete zu ſeinem Mutterbruder zu gehn, deſſen Unwillen er im Gefängniß ſtark genug gefühlt hatte, da er ihm, der gehabten Erlaubniß ungeachtet, nichts zu eſſen geſchickt, ſo entſchloß er ſich endlich zu ſeiner Mutter zu gehn. Weil er ſich aber ſchämte, ſich bey Tage auf der Straſſe ſehn zu laſſen, ſo ließ er ihr durch den Schulſchlieſſer ſagen, ſie möchte ihre Kutſche auf den Kathrinenberg ſchicken, weil er ſich vorne durch die Haakſtraſſe und Hüks nicht zu gehen getraute, ſo wollte er hinten durch des Rektors Haus gehn, und ſich dort in die Kutſche ſetzen; widrigenfalls könnte er nur erſt auf den Abend kommen. Da ſeine Mutter zwar ihren Wagen, aber nicht ihre

Pferde bey sich hatte, indem sie mit Extrapost gereist war, so nahm sie sogleich eine Miethkutsche, setzte sich selbst darein, und fuhr zum Rektor. Karl erschien hier vor ihr, ganz mager und abgezehrt, sein Gesicht war blaß, und Gram und Melancholie herrschte darauf. Vorne auf der Stirne und am Halse hatte er ein grosses Pflaster liegen, womit die Wunden, welche ihm die Schaarwächter geschlagen hatten, bedeckt waren. Mit lautem Weinen, übereinandergeschlagenen Händen, und zur Erde niedersehend trat er vor ihr, und konnte vor Schluchzen kein Wort vorbringen. Es fehlte nicht viel, daß seine Mutter nicht abermals in eine Ohnmacht gesunken wäre. Sie fieng ebenfalls an überlaut zu weinen, und beyde standen eine geraume Zeit vor einander, ohne ein Wort zu sprechen. Sie wollte ihn einigemal umarmen, und fuhr immer wieder mit einem lauten Schrey zurück, schlug in die Hände, und rief aus: Ach mein armer, mein armer, unglücklicher, verführter Sohn! in welchem klägelichen Zustande muß ich dich finden. Ach hätt ich dich doch bey mir zu Hause behalten. Herr Rektor, sie und mein Bruder haben es zu verantworten, sie hätten meinen Sohn besser ermahnen sollen. Der Rektor stellte ihr die Unvernunft dieses Vorwurfs und dieser Forderung vor, bezeugte, daß alles an ihm geschehn sey, was nur

irgend geſchehn könne, daß aber Ermahnungen, Vorſtellungen und Strafen bey ihm nichts gefruchtet hätten, und auch fernerhin nichts fruchten würden, wenn er nicht lange Zeit ein hartes, arbeitſames, von aller Weichlichkeit entferntes Leben zu führen gezwungen, und durch anhaltende widrige Schickſale und Begegnung genöthigt würde, ſeine Hülfe und Rettung in ſeinem eignen beſſern Verhalten zu ſuchen. Freylich ſey dies ein hartes und doch noch ungewiſſes Mittel, aber beſſer ſey es doch als gar keines: und ein ſolches hartes Mittel würde nicht nöthig ſeyn, wenn er in ſeiner frühern Kindheit mehr Strenge und Ernſt erfahren hätte. Was damals mit der ernſten Verſagung eines Vergnügens bewirkt werden können, müßte jezt ſchon mit der gröſten und anhaltendſten Strenge erzwungen werden. Er müßte es frey ſagen, daß der ganze Fehler in der erſten Erziehung ſtecken müſſe; es ſey offenbar, daß Karl anfänglich zu weichlich und mit zu vieler Nachſicht müſſe erzogen ſeyn; und die Hofräthinn könnte nun aus ſeinem Beyſpiele deutlich ſehn, wie thöricht das Mitleiden der Eltern ſey, die es dauert ihren Kindern ein Vergnügen, oder den häufigen ſinnlichen Genuß zu verſagen, und ſie über eine begangene Unart zu beſtrafen, da ſie durch eine kleine, in wenig Minuten vergeſſne und verſchmerzte Kränkung, ihnen eine

unendlich grössere in der Zukunft, die von unglücklichen Folgen für das ganze Leben seyn kann, ersparen könnten, und im Gegentheil selbst das beissende Gewissen ins Grab nehmen müßten, daß sie durch strafbare Weichlichkeit und Nachgeben, selbst die Schöpfer des zeitlichen und ewigen Unglücks ihrer Kinder geworden; indem sie bey den Fehlern ihrer Kinder nur auf den schwachen Einfluß, den sie damals gehabt, und nicht auf die schrecklichen Folgen der Zukunft gesehn, und sich gescheut hätten, einen ätzenden Balsam in eine kleine Wunde zu giessen, um ein kleines Beissen zu vermeiden, die hernach, da man sie wild werden liesse, den kalten Brand und die Abnahme eines Beins verursachte, wobey es dann noch immer ungewiß bliebe, ob auch hiedurch noch das Leben gerettet werden könnte.

Die Hofräthinn stand in einer Art von Betäubung da, und schien von allem, was der Rektor sagte, nichts zu hören noch zu verstehn; wenigstens wollte sie nichts davon verstehn. Sie that als ob sie sich aus einer tiefen Betrachtung erholte, und antwortete kurz: Es ist alles nicht wahr. Thue ich Ihnen etwa zu viel, fuhr jener fort, oder verwerfen sie mein ganzes Urtheil über eine zu weichliche und nachgebende Erziehung? Alles mit einander ist nicht wahr,

ſagte ſie, ich glaube es doch nicht, Sie mögen ſagen was Sie wollen, genug es iſt nicht wahr, es iſt nicht wahr. Und hiemit hielt ſie ſich die Ohren zu.

So unſinnig und eben daher unglaublich auch dies Betragen zu ſeyn ſcheint, ſo kann der Verfaſſer dieſer Geſchichte doch mit der größten Gewiſſenhaftigkeit verſichern, daß er ſo wie alles, alſo auch dies mit der möglichſten Treue erzählt habe. Die Hofräthinn hatte überall den Grundſatz, durchaus keinem Menſchen Recht zu laſſen, ſelbſt wenn von Dingen geſprochen wurde, die ſie gar nicht verſtand: und dieſer Fall traf ſich bey ihrer Schwachheit und Einfalt in allem Guten, trotz aller Argliſt und Schlauheit zum Böſen, ſehr oft. Der Verfaſſer erinnert ſich noch, einmal einen Gelehrten in ihrer Gegenwat von den tiefſinnigſten philoſophiſchen Sachen ſprechen gehört zu haben, die unendlich weit über ihren Horizont giengen; weil er aber dabey ihrem Mann widerſprach, und ſie dies, ſo verächtlich ſie ihm auch ſelbſt begegnete, von keinem Andern ausſtehen konnte, ſo erhub ſie gerade ein ſolches Geſchrey, wie hier, und rief mit zugehaltenen Ohren, immer ins Gelag hinein: Es iſt nicht wahr, es iſt doch nicht wahr, es iſt par tout nicht wahr, es iſt abſolut nicht wahr; ſo daß ſelbſt der Bediente, der eben den Kaffee herein brachte, ſtehn

blieb, und über die lächerliche Figur, die sie machte, lachte. Und nachher, da der Gelehrte weg war, sagte sie zu ihrem Mann: so muß mans machen, man muß durchaus solchem Kerl das letzte Wort nicht lassen; gegen mich soll keiner aufkommen, ich will sie schon überschreyen, es sey wer es wolle.

Da der Rektor sahe, daß ihre Wut sie so weit verleitete, daß sie auf die einfältigste Art alle Höflichkeit aus den Augen setzte, zuckte er die Achseln, und sagte mit einem mitleidigen Lächeln, Madame, diese Art zu disputiren habe ich sonst nur hier am Strande gehört, ich würde mich ebenfalls zum Pöbel erniedrigen, wenn ich darauf antworten wollte; und hiermit drehte er sich um, und ließ sie stehn. Hierauf fiel sie unter abermaligem Weinen und Schluchzen ihrem Sohn um den Hals, drückte ihn an ihre Brust und sagte, mein armes, armes Kind, wie siehst du aus! Du hast mich zwar entsetzlich betrübt, aber ich muß doch Mitleid mit dir haben, mein lieber, bedaurenswürdiger, verführter Karl. Den letztern Ausdruck machte er sich gleich zu Nutze, und schob die ganze Schuld auf die Offiziere, die ihm anfänglich so scharf zugetrunken, und hernach zu seinen Ausschweifungen verleitet hätten. Eben so machte er es in Ansehung seiner Schulden, die er unter tausenderley Vorwand beschönigte, und

seine Mutter deswegen unter vielen Thränen und den besten Versprechungen um Vergebung bat. Sie versprach ihm alles dies und noch mehr zu vergeben, wenn er es bezaugen hätte, und bat ihn nur inständig, doch künftig ja vorsichtiger zu seyn. Sie erkundigte sich auch nach seinen Wunden am Kopfe, er klagte über heftigen Schmerz, und erpreßte dadurch noch mehr Thränen und Bedauren von ihr. Sie gieng endlich zum Hause hinaus, ohne vom Rektor Abschied zu nehmen, dessen Frau sie sich nur kurz empfahl, setzte sich mit ihrem Sohn in den Wagen, und fuhr mit ihm nach dem goldnen Hirsch.

Ihr Bruder schickte Larsen noch einmal hin, und ließ sie zum Abendessen bitten, allein sie schlug es ab, und ließ sagen, sie wollte den folgenden Tag wieder abreisen, und hätte deswegen, da sie zumal auf der Herreise schon so viel Beschwerlichkeiten ausgestanden, Ruhe nöthig. Er gieng nach dieser durch seinen Bedienten erhaltenen abschlägigen Antwort noch einmal selbst hin, und wandte alle Bitten und alle brüderliche Zärtlichkeit an, allein er konnte sie durch nichts bereden, und nahm endlich mit den Worten Abschied von ihr: ich will wünschen, daß Dir deine heutige Härte, die Du an mir beweisest, und noch mehr die Ursache, woraus dieselbe herrührt, die

zu groſſe Nachſicht gegen deinen Sohn, niemals gereuen möge. Und dir Karl empfehle ich, daß du oft an den alten Pezold denkſt, da kommt er eben aus des Kommendanten Hauſe, er hatte auf Schulen jährlich nur fünfhundert Thaler verzehrt, du haſt deinen Eltern in einem halben Jahre beynahe viertehalb hundert gekoſtet. Hüte dich vor dem alten zerriſſenen Rokelor, und lebe wohl; beſſer als bisher. Als er weggegangen war, kam Julius, um ſowohl ſeiner Stiefmutter ſeine kindliche Ehrerbietung zu bezeugen, als auch von ſeinem Bruder Abſchied zu nehmen; ſie ließ ihn aber drauſſen im Hauſe durch den Hausknecht abweiſen, ohne ihn zu ſehn oder zu ſprechen.

Weil der Kammerrath einige gute Freunde nach ſeinem Garten vor dem Triebſeer Thor zum Abendeſſen eingeladen hatte, hauptſächlich um ſeiner Schweſter willen, um ſie durch eine angenehme Geſellſchaft und den Genuß eines ſchönen Maytages in freyer Luft aufzumuntern, ſo mußte er hinaus fahren, ſo ungerne er es auch um ſeiner Nachbarn willen that, die es wußten, daß ſeine Schweſter da war. So bald ſie ſahe, daß er mit ſeiner Frau und Kindern, nebſt Juliuſſen weggefahren war, gieng ſie mit Karln nach ſeinem Hauſe, um deſſen Sachen abzuholen und einzupacken, und ſtörte bey dieſer Gelegenheit alles, was ſie von ihres Bruders und Juliuſſens

Papieren und besonders Briefen fand, durch, und las alles mit der größten Begierde, obgleich nichts darin war, was jenen zum Nachtheil, oder ihr zum Vortheil hätte gereichen können. Indessen konnte sie es niemals lassen, so bald sie in ein fremdes Haus kam, und besonders bey ihren Bekannten oder Verwandten, mit einem wilden gierigen Habichtsblick die Tische und Pulte zu überschauen, ob unter den daraufliegenden Papieren keine Briefe oder sonstige Nahrung für ihre Neugierde seyn möchte. Fand sie dergleichen, so gieng sie mit einer quälenden Unruhe hin und her, bis sie Gelegenheit fand, daran zu kommen, und etwas davon zu lesen. Zuweilen vergaß sie sich auch wohl so, daß beym Sprechen mit andern, ihre Augen immer seitwärts auf das Papier geheftet blieben, oder daß sie in Gedanken starr davor stehen blieb und las. Bey welcher Unverschämtheit es ihr mehr als einmal begegnete, daß man ihr Papier oder Brief vor der Nase wegnahm und verschloß. Im Gegentheil, weil sie nach sich andre beurtheilte und das von ihnen befürchtete, was sie selbst that, verwahrte und verschloß sie sorgfältig in ihrem Hause jedes Stückchen Papier, wenn es auch noch so unerheblich war. Ihres Mannes Studierstube hielt sie immer verschlossen, und der vertrauteste Bekannte durfte nicht hinauf, aus Besorgniß, es

möchte ihm da etwas in die Hände fallen, wor-aus er Vortheil ziehn könnte. Ja sie konnte es nicht einmal leiden und machte flämische Gesich-ter, wenn der Pastor Peemüller, der gerne, wo er hinkam, die Bücher, welche er vorfand, auf-schlug und durchblätterte, eines von den Büchern ihres Mannes, das etwa unten herum lag, in die Hände nahm und aufschlug, weil sie befürch-tete, er möchte daraus ihrem Mann etwas von seinen Projecten absehn, und ihm in einem oder dem andern zuvorkommen, obgleich der ehrliche offenherzige Peemüller, der aus seinen Angele-genheiten, zumal aus Kleinigkeiten kein Geheim-niß zu machen pflegte, nichts Arges darunter hatte; vielmehr eher Ursache gehabt hätte, seine Korrespondenz heimlich zu halten, weil die Hof-räthinn, so bald sie erfuhr, daß er mit irgend einem Gelehrten korrespondirte, ihm diesen einge-bildeten Vorzug nicht gönnend, sogleich ihren Mann anreizte, daß er auch an denselben schrei-ben mußte. Wäre sie klüger gewesen, so hätte man ihre Aengstlichkeit in Verwahrung der Bü-cher ihres Mannes eher daraus herleiten können, daß sie besorgt hätte, es möchte Jemand die Reitpferde desselben entdecken, und seine thörichte Eitelkeit im Citiren solcher Bücher, die er nie-mals gesehn hatte, beschämen können; allein so war sie zu einfältig dazu, um dies zu wissen.

Nachdem sie in ihres Bruders Hause alles durchgesucht, und alles, was sie an Papieren und Briefen hatte finden können, gelesen hatte, packte sie ihres Sohnes Sachen ein, und ließ sie durch den Hausknecht abholen. Des andern Morgens reiße sie noch vor fünf Uhr ab, damit ihr Bruder sie nicht noch einmal mit seinem Besuch beunruhigen möchte. Unterwegs überlegte sie, ob sie sich nicht würde schämen müssen, ihren Sohn, nach einer so kurzen Abwesenheit, wieder mit nach Magdeburg zu bringen, und ob dies dort nicht Aufsehn und allerley Muthmassungen hervorbringen würde? Dies zu verhüten, und ihren lieben Karl gegen alle üble Nachrede zu verwahren, nahm sie sich vor, ihn auf irgend eine andre Schule zu bringen, und wo möglich, in Berlin zu lassen. Sie hatte gehört, daß auf dem Joachimsthalischen Gymnasium eine genaue Aufsicht und gute Ordnung herrschen sollte, und glaubte ihn nirgends besser anbringen zu können, als dort. Sie trat in der Burgstrasse im Gasthofe zum König von Portugall ab, und ließ sich gleich des folgenden Tages beym Rektor Heinius melden, erfuhr aber von ihm, daß ihr Sohn zwar als Hospes das dortige Gymnasium besuchen, aber nicht als Alumnus auf demselben wohnen und speisen könnte, weil er ein Lutheraner wäre, und die dortige Verfassung es so mit sich

brächte, daß keine andre als Reformirte, für die das Gymnasium gestiftet sey, auf diesen Fuß angenommen werden könnten. Sie fragte, ob er ihr denn wohl riethe ihren Sohn auf das Gymnasium zum grauen Kloster zu bringen? Das Gymnasium kann er dort wohl besuchen, erwiederte er, allein es ist keine Gelegenheit für Schüler zu wohnen bey demselben; und eben so verhält sichs mit dem Köllnischen und Friedrichswerderschen Gymnasium. Endlich brachte er ihr die Realschule in Vorschlag, welches sie annahm, und sogleich nach der Kochstrasse zum Oberkonsisterialrath Hecker fuhr. Dieser würdige Mann sah es Karln am Gesicht an, daß Berlin kein Ort für ihn seyn würde, und suchte sie auf alle Art zu bereden, ihn nach einem andern Ort, und wo möglich auf Kloster Bergen zu bringen. Da dies aber ganz wider ihre Absicht gieng, so wollte sie nichts davon hören, sondern bestand darauf, daß er ihn dort behalten möchte. Er gestand es ihr endlich zu, fügte aber hinzu, daß sich ihr Sohn dort die strengste Aufsicht würde gefallen lassen müssen. Sie bezeugte, daß sie dies eben wünschte, und regulirte mit ihm weiter das Nöthige.

An demselbigen Tage, da sie aus Stralsund gereist war, wurde Julius des Abends von einem Soldaten vom Spenschen Regiment auf der

Straſſe anzefallen, der ihm mit ſeinem Seitengewehr einen leichten Hieb in die Schulter verſetzte. Zum Glück war es nicht weit von des Kammerraths Hauſe, und Karl, der eben vor der Thür ſtand, und ihn über Gewalt rufen hörte, kam herzu geſprungen. Der Soldat wollte davon ſpringen, ſie verfolgten ihn aber beyde durch die Mühlenſtraſſe bis an das Küter Thor, wo ſie ihn durch die Wache arretiren lieſſen. Der Kerl wurde zu vierzig Paar Ruthen und dreyjährigem Feſtungsbau verurtheilt, und bekannte im Verhör, daß er durch eine fremde Dame, die in dieſen Tagen im Gaſthofe zum goldnen Hirſch logirt hätte, dazu angereizt und vermittelſt eines Thalers wäre beſtochen worden. Da keine andre Dame in dieſem Gaſthofe logirt hatte, als die Hofräthinn, ſo war es nur mehr als zu deutlich, wer die Gottloſigkeit begangen hatte. Man möchte auch faſt zweifeln, ob auſſer ihr noch ſonſt jemand dazu fähig geweſen. Julius ertrug ſein Unglück mit Gelaſſenheit und Standhaftigkeit, und äuſſerte nicht einmal Rachbegierde gegen ſeine Stiefmutter, ob es ihn gleich unendlich mehr kränkte, daß ſie die Urſache davon geweſen war, als wenn es ein Andrer geweſen wäre. Der Kammerrath aber wurde ganz auſſerordentlich erbittert über ſeine Schweſter, und beſchloß bey ſich ſelbſt, dieſe unwürdige verruchte

Person von nun an gar nicht mehr für seine Schwester zu erkennen, und alle Gemeinschaft und Verbindung mit ihr aufzuheben. Indessen wollte er doch, daß sein Schwager es wissen sollte, und schrieb deswegen diesen kurzen Brief an ihn.

Werthgeschätzter Herr Bruder!

Ob ich Sie gleich ungern in Ihren Geschäften unterbreche, so muß ich Ihnen doch mit wenig Worten einen Unglücksfall unsers lieben Julius melden. Ein Soldat hat ihn neulich des Abends überfallen, und ihm mit seinem Seitengewehr einen Hieb in die Schulter versetzt; die Wunde ist sehr entzündet und der arme Jüngling hat dazu ein so starkes Wundfieber bekommen, daß man an seinem Aufkommen zweifeln muß. Der Kerl ist dazu von einer fremden Dame bestochen worden, die in dem Gasthofe logirt haben soll, worin in diesen Tagen sonst niemand als Ihre Frau logirt hat. Lösen Sie mir das sonderbare Räthsel: mir ist es unbegreiflich.

Ich bin u. s. w.
Hieronymus Wegner.

Stralsund,
den 9ten May 1757.

Weissenfeld wollte eben in die Kirche gehn, um der Dankpredigt beyzuwohnen, welche wegen des vom Könige am 6ten May erfochtenen herrlichen Siegs über die Oesterreicher, gehalten wurde, als ihm der Briefträger in der Hausthüre den Brief brachte. Es war hohe Zeit in die Kirche zu gehn, und er steckte deswegen den Brief unerbrochen in die Tasche seines Bräutigamskleides, das er an diesem Tage seit sechs Jahren zum erstenmale wieder angezogen hatte. Als er aus der Kirche kam, hatte er den Kopf noch voll von den 7000 Gefangenen und 250 Kanonen, die dem König in die Hände gefallen waren, und von dem in Prag eingeschlossenen linken Flügel der Oesterreichischen Armee, der ihm vielleicht noch in die Hände fallen möchte, und vergaß also beym Ausziehn des Kleides den Brief heraus zu nehmen und zu lesen. So bald er sich ausgezogen hatte, setzte er sich wieder bey seinem Kommentar, und darüber kam es ihm völlig aus den Gedanken.

Er beschäftigte sich jezt mit mancherley curiösen Untersuchungen, wie er sie selbst nannte, über verschiedene Bücher und Stellen der heiligen Schrift, je nachdem ihm eine oder die andre in die Hände fiel; und gedachte dieselbe bey Gelegenheit seinem Kommentar einzuver-

leiden. Apoſt. Geſch. 19, 5 war es ihm auf-fallend, daß Paulus da einige Leute getauft hätte, die ſchon Johannis Taufe empfangen hätten. Er befürchtete, die Wiedertäufer möchten ſich durch die Stelle begünſtigt halten, und erklärte die Stelle ſehr künſtlich ſo, daß er annahm, diejenigen, wovon es v. 5 heißt, da ſie das hörten, wären andre geweſen, als die wovon vorher die Rede geweſen. Ein Prediger, dem er dieſe ſeine Erklärung mittheilte, ſtellte ihm vor, daß ja keiner andern Erwähnung geſchähe, und daß die Vergleichung des 3 und 5 Verſes, ja der ganze Zuſammenhang, offenbar zeige, daß von einerley Leuten die Rede ſey; allein er blieb dabey: ich habe Recht, ſie werden am Ende ſehn, daß ich doch Recht habe. Jener ſtellte ihm vor, daß Cyprian und die Afrikaner, welche die Ketzertaufe behaupteten, die Stelle ſchon ausdrücklich für ihre Meynung angezogen. Die Kirchengeſchichte wird da wohl nicht ſo ganz richtig ſeyn, erwiederte er, ſehn Sie nur nach, Sie werden finden, daß ich Recht habe. Ich brauche nicht nachzuſehn, fuhr jener fort, ich weiß die Stelle aus Cyprians Briefen aus dem Kopfe. Sie ſteht im 73ſten Briefe, der an den Jubajanus gerichtet iſt, und lautet ſo: nec recuſabunt baptizari apud nos haereticilegitimo et vero Eccleſiae

baptiſmo, quando ex nobis didicerint, baptizatos quoque a Paulo eos qui jam baptiſmo Joannis baptizati fuiſſent; ſicut legimus in Actibus Apoſtolorum. Vielleicht hat ſich Cyprian geirrt, und nicht recht nachgeſchlagen, verſetzte er, das kann einem wohl paſſiren. — — Ja was ſollte er nachſchlagen, ſagte jener, er war es ja ſelbſt, der es behauptete.

Hofrath. Nun was wollen Sie denn daraus beweiſen, Cyprian iſt ja ein ſehr ſpäter Schriftſteller, Sie müßten die Quellen nachſchlagen.

Der Prediger. Was für Quellen? er iſt ja die Quelle ſelbſt; das Haupt in dem Streit über die Frage, ob man die Ketzer taufen ſollte.

Hofrath. Cyprian die Quelle? Da ſehn Sie, daß ich Sie auf einem fahlen Pferde getroffen habe. Sie verſtehn die Kirchengeſchichte noch nicht, mein Herr; werden Sie erſt ſo alt als ich, dann werden Sie wiſſen, daß Ernſt Salomo Cyprian ein neuer Schriftſteller iſt. Ich habe ihn noch gekannt, und kann Ihnen ſeine Hilaria Euangelica und ſein Tabularium Eccleſiae Romanae zeigen, welches er erſt 1743 herausgegeben. Das ahndete mich doch gleich, daß ich Recht haben würde.

Der Prediger. Nichts weniger als das! Sie befinden sich in dem seltsamsten Irrthum; ich rede ja nicht von dem Kirchenrath in Gotha, sondern von dem alten Kirchenvater Cyprian, der im dritten Jahrhundert nach Christi Geburt Bischof zu Karthago in Afrika war.

Hofrath. Ach das ist ein Lumpenkerl! Was will doch so ein Kirchvater? der versteht ja von alle dem nichts; wenn der nur die Kirche im baulichen Stande erhalten kann.

Der Prediger. Ich sehe wohl, Sie wollen mich zum Besten haben, oder Sie sind zu zerstreut. Ich sage ja ausdrücklich, daß er Bischof gewesen und unter die sogenannten Patres oder Kirchenväter gerechnet wird, die ein Mann wie Sie im Ernst unmöglich mit unsern Kirchvätern verwechseln kann.

Hofrath. So so! ein Pater; o ja! die Patres kenne ich wohl. Nun so muß die Stelle untergeschoben seyn: genug, ich habe Recht.

Dies war Eins zur Probe, von seiner Art zu disputiren. Ferner behauptete er, der Leib Christi sey im Grabe kein Cadaver, sondern, wie er sich seltsam genug ausdrückte, ein hoquo corpus, vim vitae internam habens et retinens gewesen. Gelegentlich verband er hiemit

die Behauptung, der heilige Geist hätte über die Leichname der Gläubigen auch noch im Grabe einige Aufsicht, und überliesse sie nicht ganz ihrem Schicksal, nachdem die Gewalt des Teufels über die Todten aufgehoben worden. Ob er diese Aufsicht von der allgemeinen Vorsehung unterschieden, und geglaubt, daß ohne dieselbe der Teufel etwa einen Spaß machen und den Körper etwas tiefer in die Erde keilen, oder ihm die vim centrifugam ertheilen könne, damit er ihn aus der Atmosphäre unsers Erdballs wegpracticirte, läßt sich nicht sagen, weil er die Gründe seiner Behauptungen selten anzugeben pflegte. Endlich behauptete er auch, daß Röm. 12, 2 die Maskeraden von Paulus verboten worden. Nicht selten polemisirte er auch. Als er z. E. bey Matth. 20, 21 fand, daß ein Ausleger die Meynung äusserte, die Apostel hätten ein weltliches Reich Christi gehofft, fand er dieselbe so albern, daß er eine ganze Abhandlung von zween Bogen dagegen schrieb. Er las sonst gerne guten Freunden, die ihn besuchten, einige Stücke aus seinem Kommentar vor, und hinter jeden Perioden hängte er die Frage an: habe ich nicht Recht? Diejenigen, welche ihn kannten, und wußten, daß durch allen Widerspruch bey ihm nichts auszurichten war, da er zuweilen ausdrücklich zu sagen pflegte, ich lasse mich nicht

überzeugen, ich verstehe das Ding besser als alle mit einander, bejaheten diese Frage, und riefen auch wohl unter dem Vorlesen, seinem Wunsch gemäß, einmal über das andre aus: schön! vortreflich! allerliebst! unverbesserlich! Nur Rosalinden konnte er nie dazu bewegen, daß sie ihm beygestimmet hätte. Sie widersprach ihm hartnäckig, um so mehr, da sie seit einiger Zeit durch Lesen und Umgang eine völlige Deistinn geworden war; und es war nicht genug, daß sie widersprach, sondern sie spottete auch gemeiniglich, wodurch Weissenfeld endlich so verdrießlich wurde, daß er sich fest vornahm, um sie zu bestrafen, ihr nichts wieder vorzulesen.

Als seine Frau wieder zu Hause kam, war er gar nicht damit zufrieden, daß sie Karln in Berlin gelassen hatte, und es entstand ein harter Wortwechsel zwischen beyden, der sich zulezt darauf concentrirte, daß beyde immer einerley wiederholten, er, ich habe doch recht, und sie, es ist nicht wahr. Ihn verdroß es am meisten, daß er in Angelegenheiten seiner Kinder gar nicht gefragt wurde, und sie, daß er jezt nicht undeutlich anfieng Julussen vorzuziehn.

Karln gefiel es übrigens in Berlin recht wohl, es schien ihm so recht ein Ort nach seiner Neigung und Geschmack zu seyn; nur die Ein-

ſchränkung, worin er ſich auf der Realſchule befand, wollte ihm durchaus nicht gefallen, und er war kaum vierzehn Tage da geweſen, als er darauf zu ſinnen anfieng, wie er ſich davon los machen möchte. Er machte bald Bekanntſchaft mit einem Kauſdiener, eine Art Leute, die nebſt den Bombardiers in Berlin das ſeyn würde, was auf freyerm Univerſitäten der Student iſt, wenn nicht jene die vortrefliche Policey, und dieſe überdem noch die ſtrenge Mannszucht in Ordnung hielte. Dieſer Menſch mußte ſich für einen Verwandten von ihm ausgeben, und zum öftern für ihn Erlaubniß auszugehn, und ihn den Kauſdiener zu beſuchen, erbitten. Beyde giengen dann in Geſellſchaft mehrerer Kauſdiener und andrer jungen Leute des Sonntags im Luſtgarten, oder auf den Nikolai Kirchhof, und lieſſen die aus der Kirche kommenden Frauenzimmer die Muſterung paſſiren. Eine Sache, die Karl ſchon in Stralſund zu treiben pflegte, wo er nicht nur blos deswegen die Kirchen zu beſuchen, ſondern auch nach Endigung des Gottesdienſtes ſich an den Kirchthüren zu ſtellen pflegte, und alle Frauenzimmer bey ſich vorbey paſſiren ließ, um wo möglich von dieſer oder jener ein erquickendes Kompliment zu bekommen; ob ihm gleich ſeine Abſicht gemeiniglich fehl ſchlug. In Berlin konnte er dies um ſo viel weniger erhalten, da man

dort keine andre als Bekannte zu grüssen pflegt, und es für Neckerey halten würde, wenn es von einem Unbekannten geschähe. Er mußte sich also hier mit dem bloſſen Anblick begnügen, und um diesen recht zu geniessen, trat er zuweilen den angesehensten Frauenzimmern bis zur Unverschämtheit nahe unter das Gesicht, und sahe sie starr an. Er mußte sich es aber auch gefallen lassen, daß ihn ein Officier, der eine angesehene Dame führte, für seine Dreistigkeit mit ein paar derben Maulschellen belohnte. Des Nachmittags nach dem Gottesdienst gieng er mit seinen Freunden im Thiergarten, besuchte Michaelis und Taxones Billard, wo er mit abwechselndem Glück spielte und Chokolade trank. Von da gieng er um fünf Uhr nach dem halben Mond oder Zeltenplatz an der Spree, wo um diese Tageszeit die gröſte Frequenz, besonders vom Frauenzimmer zu seyn pflegt. Hier setzte er sich von einer Bank auf die andre, je nach dem Plätze leer neben darauf sitzenden Damen waren. Nachher begab er sich in die Zelte, ließ sich Cottwizer oder Ruppiner geben, und rauchte eine Pfeife Tabak dazu.

Endlich wurde seinem Stubenaufseher der Umgang mit dem Kaufdiener verdächtig, und ihm wurde die Erlaubniß ihn ferner besuchen, oder mit ihm ausgehn zu dürfen abgeschlagen. Die

Art von Gefängniß, worin er sich nun befand, wurde ihm unerträglich, und er beschloß sich davon los zu machen, es koste auch was es wolle. Zu diesem Ende schmiedete er zween Briefe an seine Mutter, den einen im Namen des Oberkonsistorialraths Köppen, worin dieser der Hofräthinn meldete, er hätte erfahren, daß sie ihren Sohn auf die Realschule gebracht hätte, er hielte dieselbe nicht für geschickt einen jungen Menschen zur Gelehrsamkeit zu bilden, da sie mit ungeschickten Lehrern besetzt wäre, und so vielerley Nebendinge auf derselben getrieben würden. Er, als ein guter Freund ihres Bruders in Stralsund hätte sich dies zu Herzen genommen, und wollte ihr wohlmeynend rathen, ihren Sohn von dieser Schule wegzunehmen, und ihn das Gymnasium zum grauen Kloster besuchen zu lassen. Da er hierüber die Mitaufsicht hätte, so wollte er alles zur Unterstützung und Empfehlung ihres Sohns beytragen. Den andern schrieb er im Namen des Probst Süßmilch, und ließ derselben darin sagen, er hätte von Ober-Consistorialrath Köppen gehört, daß er ihr gerathen, ihren Sohn von der Realschule wegzunehmen, und auf das graue Kloster zu schicken; er müßte diesem Rath mit der vollkommensten Ueberzeugung beytreten. Und da ihr Sohn seinen

ganzen Beyfall hätte, so wäre er erbötig, ihn entweder selbst ins Haus zu nehmen, oder ihn doch in ein gutes Haus zu bringen.

Beyde Briefe ließ er durch ein paar Kaufdiener, mit denen er Freundschaft gemacht, abschreiben, damit die Hand nicht kenntlich wäre; und damit er durch die Antwort seiner Mutter in keine Verlegenheit gebracht würde, so ließ er beyde hinzufügen, daß sie ihnen die Antwort nur durch ihren Sohn zuschicken möchte. Einen Posttag nachher schrieb er selbst, und beklagte sich über den schlechten mangelhaften Unterricht, den er auf der Realschule genösse: Jedermann verdächte und widerrieth es ihm, und es wäre in Berlin eine durchgängig bekannte Sache, daß das Gymnasium zum grauen Kloster für Studirende eine weit bessere Schule sey. Das nehmliche sagten auch der Obercons sistorialrath Köppen und der Probst Süßmilch, und beyde hätten ihm versprochen, deswegen an seine Mutter zu schreiben. Er bäte sie also, sie möchte doch dem Rath dieser einsichtsvollen Männer und seinen Bitten Gehör geben, und ihm erlauben, daß er von der Realschule wegziehen, und das vorhingedachte Gymnasium besuchen dürfte. Er erhielt bald darauf eine Antwort, die seinen Wünschen gemäß war, und

zugleich hatte seine Mutter, die ohnehin das Porto gerne sparte, die Antworten an die beyden Oberconsistorialräthe beygeschossen, die er sogleich ins Feuer warf. So schlau sie sonst war, und so schwer es hielt, sie in gemeinen Sachen zu betrügen, so argwöhnte sie doch nicht im Geringsten dergleichen Betrug von ihrem Sohn.

Karl war über die erhaltene Antwort zum höchsten erfreut; er machte seiner Mutter Entschluß sogleich dem Oberconsistorialrath Hecker bekannt, und übergab ihm den Brief, den seine Mutter auch an diesen beygeschlossen hatte. Zum Unglück für ihn hatte sie darin des Raths, den ihr die beyden vorhingedachten Oberconsistorialräthe gegeben, Erwähnung gethan, und dieser nahm davon Gelegenheit es seinen Collegen freundschaftlich vorzuhalten. Er wurde aus ihren Antworten bald gewahr, daß die ganze Sache ein Betrug sey, und so wenig ihm auch an Karln gelegen war, so hielt ers doch für Pflicht, seinen Eltern bekannt zu machen, wie schädlich sie von ihrem Sohn hintergangen würden. Er schrieb deswegen an den Hofrath selbst, meldete ihm, daß er sich bey seinen Collegen wegen des Raths, den sie seiner Frau laut ihrem Briefe sollten gegeben haben, erkundigt, aber die ganze Sache falsch be-

funden hätte, da die beyden würdigen Männer versicherten, weder die Frau Hofräthinn noch ihren Sohn zu kennen. Es müßte also ohne Zweifel entweder ein arger Betrug, oder ein grosser Irrthum dahinter stecken. Er bäte den Hofrath die Sache zu untersuchen, und ihm nähere Erklärung davon zu geben.

Der Hofrath wurde über diesen Brief ausserordentlich entrüstet; so geht es, wenn die Weiber etwas betreiben, rief er aus, die machen nichts als dummes Zeug; wenn ich nicht allenthalben selbst bin, so wird nichts ordentlich gemacht. Er hielt seiner Frau den Vorfall mit vieler Bitterkeit vor, und übertrieb ihn noch nach seiner Gewohnheit. Es entstand ein heftiger Wortwechsel von beyden Seiten; seine Frau behauptete, es sey unmöglich, daß die beyden Räthe es leugnen könnten, ihr den Rath gegeben zu haben, daß sie ihren Sohn auf das graue Kloster bringen sollte, da sie ihre eigenhändigen Briefe in Händen hätte; es müßte also nur der Verdruß einen reichen Schüler zu verlieren, den Herrn Hecker bewogen haben, dies zu schreiben. Als der Hofrath die Briefe sahe, zankte er nicht nur mit seiner Frau von neuem fort, daß sie ihm die Briefe nicht eher gezeigt hätte, sondern er ward auch sehr gegen

Herrn Hecker aufgebracht, gegen den er den Argwohn seiner Frau annahm. Er setzte sich hin, und schrieb einen sehr heftigen Brief an diesen Mann, legte die beyden geschmiedeten Briefe von Karln bey, und schickte dieselben eingesiegelt an Karln, mit Befehl, diesen Brief sogleich an den Oberconsistorialrath Hecker abzugeben. Weil Karls Brief dadurch etwas dicke geworden war, so wurde er auf dem Hofpostamt zu Berlin verdächtig, das innre sehr dick gemachte Siegel war von aussen zu fühlen. Der Brief ward also geöfnet, und weil sich noch einer darin fand, so wurde Karln angedeutet, daß er zehn Thaler Strafe für diesen Postbetrug geben müßte. Er betheuerte, daß er nichts dafür könne, und die Strafe wurde ihm noch diesmal erlassen; zugleich aber auch bekannt gemacht, daß, wenn es noch einmal geschähe, er sie ohne Gnade erlegen müßte, indem die königliche Postordnung auf das Einlegen eines Briefs diese Strafe bestimmt, und zugleich verordnet hätte, daß man sich an den Empfänger des Briefs, zumal wenn der Absender ausser Landes sey, halten solle, und der Empfänger könne seine Schadloshaltung vom Absender suchen. Der Kürze wegen würde man sich aber überhaupt an den Empfänger halten.

Karl war froh, daß er diesmal mit der Erlegung des doppelten Porto davon kam, welches er um so viel lieber bezahlte, weil dadurch von neuem ein Brief an den Obercensistorialrath Hecker in seine Hände gefallen war, von dem er um so weniger etwas Gutes vermuthete, da er seines Vaters Hand in der Aufschrift sahe, und dieser auch an ihn selbst schon einen etwas harten Brief geschrieben hatte. Er verbrannte also diesen Brief von neuem, nachdem er ihn eröfnet hatte, nebst den beyden untergeschobenen. Er war unterdessen schon gleich nach Empfang des vorigen Briefes von seiner Mutter von der Realschule weggezogen, und hatte in der Nachbarschaft seines Freundes des Kaufdieners, mit dem er zuerst Bekanntschaft gemacht, eine Stube unter den Linden vorne heraus bezogen, um aus seinem Fenster das dort spazierende Frauenzimmer desto besser beobachten zu können. Er befand sich nun in völliger Freyheit, und machte sich dieselbe aus allen Kräften zu nutze. Seiner Mutter meldete er, daß ihm der Herr Probst Süßmilch das Quartier angewiesen hätte, welches er bewohnte, und daß derselbe ihn zugleich der Aufsicht des Wirths, welches ein sehr rechtschafner Mann sey, aufs genaueste empfohlen hätte. Sie möchte ihm nur jezt die beym Eintritt in das Gymnasium

nöthigen Kosten, welche sich auf funfzehn Thaler belaufen würden, Geld zu den nöthigen Schulbüchern, welches ohngefähr zwölf Thaler betragen würde, vierteljährige Pränumeration für den Tisch und die Stube, welche beydes er zusammen für hundert Thaler jährlich accordirt hätte, nebst noch etwas Taschengeld schicken, weil er sein bisheriges für Ausbesserung seiner Kleidungsstücke und andere nöthige Ausgaben hätte verwenden müssen. Er empfieng also von neuem von seiner Mutter siebzig Thaler: dachte aber an nichts weniger, als sie zu dem Gebrauch anzuwenden, wozu sie bestimmt waren; ja es fiel ihm gar nicht einmal ein, das graue Kloster besuchen zu wollen, sondern er lebte nun ganz frey und unabhängig für sich. Des Morgens lag er bis zehn Uhr im Bette; dann stand er auf, trank Chokolade oder Kaffee und rauchte einige Pfeifen Tabak dazu. Des Mittags gieng er nach dem goldnen Adler oder nach der Stadt Paris, und speiste da für sein Geld, des Nachmittags besuchte er die Tabagien und Billards in verschiedenen Gegenden der Stadt. Gegen sechs oder sieben Uhr gieng er in einen Italiänerkeller in der Königsstrasse, und speiste Austern oder Neunaugen, und trank ein Glaß Rheinwein oder Liqueur dazu. Alle Wochen machte er eine Lustreise, nach Charlottenburg,

Schönhausen, Friedrichsfeld oder Strahlau. Zwey bis drey Nachmittage brachte er wöchentlich im Thiergarten zu, wo er auch zuweilen frühstückte; und besonders fehlte er keinen Sonntag Nachmittag oder Abend daselbst. Hier setzten sich einmal unter einer Laube zwey Frauenzimmer neben ihm, die etwas mehr Freyheit und Gefälligkeit zeigten, als die worauf sonst seine Blicke geheftet waren. Er ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein, wo sie ihm allerley Schmeicheleyen sagten, die Backen knippen, ihn kützelten u. s. w. Zween französische Prediger kamen so eben gegangen und sahen ihn in dieser Gesellschaft, er dauerte sie, sie riefen ihn zu sich, fragten ihn, wie er hiesse, und wo er her wäre, baten ihn, er möchte ihnen ein wenig Gesellschaft leisten, und suchten ihn hiedurch dem Verderben zu entreissen. Eine der Lasterhaften rief ihm zu, wo er hin wollte, es wäre nicht hübsch, wenn man einmal Kompagnie gemacht hätte, dieselbe zu verlassen. Er sahe sich um und wühlte was er thun sollte; er wußte nicht, wie er sich auf eine gute Art von den Predigern los machen sollte, und gleichwohl hatte er nicht Lust mit zu gehn. Langsam zog er seinen Fuß fort, es war ihm als ob ihm jemand denselben fest gehalten hätte, und wenn er einen Schritt gethan hatte, sah er sich wieder seitwärts um, und nickte unvermerkt

den ihm winkenden Weibspersonen zu. Da die Prediger sein Zaudern und innres Widerstreben merkten; faßte ihn der eine unter dem Arm, und zog ihn so mit fort. Sie giengen quer durch, bis zum Baßin, wo Karl ein nothwendiges Geschäfte vorschützte, das er zu Hause hätte, und sich den Predigern empfahl. Sie sahen ihm noch eine Weile nach, sobald er aber merkte, daß er ihren Augen entgangen war, wandte er sich links, und kam durch die Birkenallee wieder zu den Zelten. Er traf hier noch die Gesellschaft, die er verlassen hatte, und die er für Personen vom Stande gehalten hatte; wunderte sich aber nicht wenig, da er zween Unterofficier von dem jezt in Berlin stehenden Garnisonregiment neben ihnen sitzen sah, mit welchen sie eben so vertraulich sprachen und scherzten als mit ihm. Sobald sie ihn erblickten, stand die eine davon auf, kam ihm entgegen, und bat ihn mit ihr spazieren zu gehn. Beym Spazierengehn bat sie ihn, sie zu besuchen, sie wohnte mit ihrer Schwester, die er dort gesehn hätte, in der Behrenstrasse, ohnweit der Friedrichsstrasse. Er versprach es, und sie schieden von einander. Die unglücklichen Folgen dieser Bekanntschaft, und das unbeschreibliche Elend, worein er dadurch versank, verbietet die Muse zu erzählen. Das wenigste war, daß ihm bey

seiner Zuhausekunft seine Uhr, sein Geldbeutel und sein Schnupftuch fehlte. Es währte nicht fünf Wochen, als er schon die von seiner Mutter erhaltnen siebzig Thaler verzehrt hatte. Er suchte nun seine alten Künste hervor, und machte an allen den Orten, wo er bisher für baares Geld gelebt, immer seine Louisd'or gezeigt, und viel von seinem Reichthum erzählt hatte, Schulden. Er verglich sich mit dem Wirth im goldnen Adler, künftig nicht mehr für jede Mahlzeit, sondern quartalweise zu bezahlen, bey dem Italiäner und bey Herrn Michaelis lebte er auch auf Kredit; und der Friseur hatte, so lange er da war, noch keine Bezahlung erhalten. Dabey fehlte es ihm doch an Taschengeld, welches! zu bekommen, er sich auf dem Friedrichswerder im Adreßhause sehr bekannt gemacht hatte. Er hatte endlich alle seine Sachen bis auf einen alten Ueberrock noch, theils versetzt, theils verkauft, und auch diesen nahm ihm der Friseur weg, weil er alles Mahnens ungeachtet zu keiner Bezahlung kommen konnte. Er mußte sich also in der äussersten Noth, von Krankheit und allem Mangel geplagt, und von aller Kleidung entblößt zu Hause und im Bette halten, und würde haben verhungern müssen, wenn ihm nicht sein Wirth aus Mitleid einen Tag um den andern etwas zu essen geschickt hätte. Der Arzt ver-

ließ ihn und verzweifelte an seiner Genesung, desto fleißiger besuchten ihn seine ungestümen Gläubiger. Was sein Unglück noch voll machte, war folgender Brief seines Vaters.

Nichtswürdiger Bube!

So eben erfahre ich durch den Oberkonsistorialrath Hecker, daß man zu Berlin auf dem grauen Kloster noch nichts von Dir weiß, und daß Du noch mit keinem Fuß das Gymnasium betreten hast. Ueberdem ergiebt sich aus allen Umständen, daß Du die beyden Briefe, welche deine Mutter von den beyden Oberkonsistorialräthen erhalten hat, selbst geschmiedet hast. Ich melde Dir also nur hiemit, daß man in Berlin eine scharfe Untersuchung deswegen anstellen wird, und dann wirst Du deines Unglücks kein Ende wissen. Zugleich sage ich Dir hiemit alle Verbindung auf, ich werde Dich enterben, und Du sollst niemals sagen, daß Du mein Sohn gewesen bist.

Elias Weissenfeld.

Magdeburg, den 28. Sept. 1757.

*

Er hatte nicht einmal einen Dreyer, oder eines Dreyers werth, um den Briefträger bezahlen zu können, und mußte also auch dessen Schuld-

ner blieben. Der Brief selbst brachte ihn vollends in Verzweiflung, er wußte vor Angst nicht, was er machen, oder wo er hin sollte. Es fehlte ihm an allem Trost und Zuspruch; ausgehen konnte er nicht, weil er nichts anzuziehen hatte, und niemand kam zu ihm. Mehr als einmal faßte er den Entschluß sich zu entleiben, und wenn er ihn ausführen wollte, fehlte es ihm sowohl an Muth, als an einem Mittel, wodurch er es hätte thun können. Dann wollte er wieder an seine Mutter schreiben, ihr sein Elend klagen, und um Hülfe bitten, allein er hatte weder Feder und Papier noch Lack; und am meisten schreckte ihn der Brief seines Vaters ab. Sogar seine Betten hatte er verkauft, und auf seiner Stube befand sich weiter nichts als ein wenig Stroh, worauf er lag, ein paar alte Stiefeln, ein Stiefelknecht und ein zerbrochner Topf, der ihm zum Nachtgeschirr diente.

Er hielt es endlich doch für das einzige Mittel seiner Rettung, an seine Mutter zu schreiben, und bat endlich den Wirth um ein wenig Papier und Schreibzeug. Es war Abend, und er hatte sich eben hingesezt zu schreiben, als unvermuthet Jemand an die Thür klopfte, er rief herein, und da öfnete sich die Thüre, und zween Gerichtsdiener traten herein, die ihm anzeigten, daß sie auf Anhalten seiner Gläubiger, und andrer

Ursachen wegen, Befehl hätten ihn in die Hausvogtey zu bringen. Er hatte sich erbärmlich, bat und flehete, und versicherte, daß er vor Krankheit und Schmerzen nicht gehn könnte; allein es half nichts, der eine Gerichtsdiener blieb dort, und der andere holte ein Paar Portechaisenträger mit einer Portechaise, wo sie ihn hineinsetzten und fortbrachten.

Dies alles würde nicht geschehn seyn, wenn seine Mutter auf den erhaltenen widrigen Brief von Herrn Hecker, ihrem Vorsatz gemäß, sogleich hätte nach Berlin reisen können. Allein dringende häusliche Angelegenheiten hielten sie von der Ausführung dieses Vorsatzes ab. Die Franzosen hatten sich, nachdem sie am 26sten Julii die alliirte Armee unter dem Herzog von Cumberland bey Hastenbeck unweit Hameln geschlagen hatten, und der gedachte Herzog, so weit er konnte, zurück gegangen war, sehr stark im Magdeburgischen und Halberstädtischen ausgebreitet. Bey dieser Gelegenheit hatten nicht nur die Güter des Hofraths ausserordentlich gelitten, sondern man war auch in Magdeburg selbst wegen einer Belagerung in Besorgniß. Diese Umstände machten die beständige Gegenwart der Hofräthinn auf den Gütern ihres Mannes unumgänglich nothwendig, um so mehr, da er selbst sich nicht getrauete einen Fuß aus Magdeburg zu setzen: zu

gleicher Zeit verursachten die Zerstreuungen und die Widerwärtigkeiten, welche sie da hatte, daß sie an ihren Sohn nicht so oft und so lebhaft dachte, als sonst geschehn seyn würde. Sie wurde zwar mit den auf ihren Gütern im Quartier liegenden französischen Officieren bald sehr bekannt und vertraulich, und durch sie in ihrer Meynung, die sie schon immer von der Artigkeit der Franzosen gehabt hatte, sehr bestärkt, zumal da diese ihr gegenseitig versicherten, daß sie noch keine so artige, angenehme und umgängliche Dame in Deutschland gefunden hätten, als sie wäre, allein diese Bekanntschaft schützte sie nicht gegen die Erlegung von 4000 Thaler Contribution, und eine Lieferung von 50 Wispel Hafer. Diese ansehnliche Einbusse, wozu noch der Verlust von 3000 Thalern an baarem Gelde und Kostbarkeiten kam, die sie aus Furcht in Magdeburg vergraben hatten, und die ihnen durch diebische Hände entwendet waren, brachte den Hofrath sowohl als seine Frau zu dem Entschluß, ihre Güter zu verkaufen, sobald sich ein Käufer fände, der nur einigermassen annehmlich wäre. Alle diese Sorgen, nebst der Gesellschaft der französischen Officier beschäftigten die Hofräthinn so sehr, daß sie an ihren Sohn gar nicht denken konnte.

Dieser befand sich bereits über acht Tage, ohne Trost und Hülfe, in dem erbärmlichsten Zu-

ſtande im Gefängniß, ſahe und ſprach keinen Menſchen, auſſer den Arzt der Hausvogtey, der ihn einigemal beſucht und ihm Medicamente gegeben hatte, und einen Aufwärter des Gefängniſſes, der ihm täglich eine dünne Suppe und etwas Brod brachte, als ihm gemeldet wurde, daß ein Fremder da ſey, der ihn zu ſprechen verlangte. Ein Fremder mich ſprechen? — — Wer mag doch das wohl ſeyn? ſagte er. Indem wurde die Thüre geöfnet und Julius trat herein, und entſetzte ſich zugleich nicht wenig über die elende Geſtalt, über das magere jämmerliche Gerippe, worin er ſeinen Bruder erblickte. So wenig Karl auch ſeinen Bruder in Stralſund geachtet hatte, ſo ſehr erheiterte ihn, der ſich von allen Menſchen verlaſſen glaubte, ſein unvermutheter Anblick.

Julius, der ſeinen Fleiß zu Stralſund unaufhaltſam fortgeſetzt hatte, beſonders nach der Entfernung ſeines Bruders, der ihm manchmal hinderlich war, hatte ſich eigentlich vorgeſetzt, auf Oſtern im kommenden 1758ſten Jahr die Akademie Halle zu beziehn. Weil aber auch in dortigen Gegenden die Kriegsunruhen dazu kamen, indem während des Sommers eine ſchwediſche Armee zu Stralſund und auf Rügen landete, und es ſich endlich nur mehr als zu deutlich offenbarte, wogegen dieſe Anſtalten gerichtet waren, indem

die schwedische Armee, zum größten Misvergnügen aller Soldaten, die sich hie und da verlauten ließen, sie wollten gegen ihren Mutterherrn nicht fechten, am 13. Sept. über die Peene in das preussische Pommern einrückte, wohin ihr ihr Befehlshaber, der Feldmarschall Ungern von Sternberg bald folgte, so besorgte Julius, es möchten bald Avokatorien an die preussischen Landeskinder ergehen, wie auch hernach unter dem 7ten Nov. geschahe, nachdem die Schweden schon unter dem 28sten Sept. dergleichen hatten ergehen lassen, und beschloß also, auf Anrathen seines Onkels, sogleich auf Michaelis die Schule zu verlassen, und die Akademie Halle zu beziehn; welchen Entschluß er sowohl seinem Vater, als seinem Onkel Peemüller bekannt machte, und zugleich den erstern um seine Einwilligung und Unterstützung bat. Von seinem Vater erhielt er weiter nichts als die wenigen Worte zur Antwort, er möchte auf die Universität gehn, wann er wollte, mit Geld aber könnte er ihm bey gegenwärtigen bedrängten Umständen nicht unterstützen. Er müßte sich mit den Zinsen des ihm durch Erbschaft zugefallenen Kapitals, das sich jezt auf zweytausend Thaler belief, behelfen. Der Pastor Peemüller, der diesen Entschluß des Hofraths mündlich von ihm erfahren hatte, antwortete Juliussen, er sey bereit ihm diese hundert Thaler

jährlich auszuzahlen, und die erſte Zahlung ſogleich als er in Magdeburg angekommen ſeyn würde, zu verrichten. Weil er aber wohl einſähe, daß Julius damit nicht auskommen könnte, ſo wollte er ihm von ſeinem eigenen Vermögen jährlich fünf und zwanzig Thaler zulegen, und ſeinen Vater zu bereden ſuchen, daß er wenigſtens eben ſo viel zulegte. Der Kammerrath Wegner machte ihm ein Geſchenk mit hundert Thalern und dem Reiſegelde bis Magdeburg, und verſprach ihm überdem jährlich, ſolange er auf der Univerſität wäre, funfzig Thaler zu geben. Endlich hatte ſich Julius noch funfzig Thaler geſammelt, von den Geſchenken, die ihm ſein Mutterbruder während ſeines Aufenthalts in Stralſund gemacht hatte, ſo daß ſich die ganze Summe, welche er bey ſich führte, auſſer ſeinem Reiſegelde, auf hundert und funfzig Thaler belief.

Er nahm unter den heißeſten Thränen der Dankbarkeit von ſeinem liebreichen gütigen Onkel Abſchied; Gott vergelte es Ihnen, ſagte er noch auf der Schwelle, was Sie mir erwieſen haben: es überſteigt menſchliche Güte und Menſchenliebe, und mein Dank kann ſich nicht über den gewöhnlichen erheben. Wenn ich einſt in

der Ewigkeit noch die Früchte ihrer Wohlthätigkeit in mir genieſſe, und mich der durch Sie erhaltnen vollkommnen Zufriedenheit freue, dann will ich Sie vollkommner segnen; und Sie oft an das erinnern, was ich durch Sie bin; vielleicht legt dieſe Erinnerung dann ihrer Glückſeligkeit noch einige Gran zu. Der Kammerrath konnte ebenfalls für Thränen und Wehmuth kaum ſprechen; er drückte ihm die Hand und ſegnete ihn mit den aufrichtigſten und feurigſten Wünſchen. Lars, der ſich gerne hinter dem Kammerrath und ſeiner Frau zudrängen wollte, rief immer: lieber, kiära hiertens Mosjö Weiſſenfeld, leb ßie mik nok ein Hand, leb ßie dausßentmal wohl. Hier fieng er ſo überlaut an zu heulen, daß die Leute auf der Straſſe ſtehn blieben und zuhörten, was da vorgehn ſollte. Sein Herr befahl ihm wegzugehn; er war aber nicht wegzubringen, vielmehr bat er ſich die Erlaubniß aus, den jungen Herrn noch bis vors Thor begleiten zu dürfen. Da er dieſelbe erhielt, lief er neben dem Poſtwagen her, und ſo oft der Poſtillion etwas langſamer fuhr, reichte er Juliuſſen die Hand hin, drückte und ſchüttelte die ſeinige. Er ſtellte ſich endlich vor dem Thore auf den Köpfeberg, und ſah der Poſt nach, ſoweit ſeine Augen reichten. So oft ſich Julius umſah, nahm er den Hut ab, und

ſchwenkte ihn um den Kopf, und rief ihm noch ein Lebewohl nach.

In Oranienburg traf er den Herrn Adler, Gaſtwirth im goldnen Adler, (über deſſen Namen ſich Paſtor Peemüller, der einmal bey ihm logirte, auſſerordentlich freute, weil er dabey das Sprichwort: nomen et omen haber, anbringen konnte,) der ſich mit auf die Poſt ſetzte und nach Berlin fuhr. Nichts war wohl natürlicher, als daß er, da er vernahm, daß Julius einige Tage in Berlin bleiben würde, ihn nöthigte in ſeinem Gaſthofe zu logiren. Da dieſer Mann hörte, daß Julius Weiſſenfeld hieße, fragte er ihn haſtig, ob er etwa einen Bruder oder Vetter in Berlin hätte. Ja, einen Stiefbruder, verſetzte Julius.

Adler. Wie alt iſt er wohl ohngefähr?

Julius. Er iſt zwey Jahre jünger als ich, und jetzt ſiebzehn Jahre.

Adler. Ach, mein Gott! wie dauren Sie mich!

Julius. Wie ſo! wiſſen Sie etwas von ihm?

Adler. Leider! mehr als zu viel. Er ſitzt hier Schulden halber in der Hausvogtey in dem elendeſten Zuſtande, und iſt auch mir für Tiſch und Wein über zwanzig Thaler ſchuldig.

Julius. Kann er denn nicht loskommen, und hat man deswegen nicht an meine Eltern geschrieben?

Adler. Das weis ich nicht. Loskommen kann er wohl, wenn seine Schulden bezahlt werden, und er sonst nichts verbrochen hat.

Julius konnte sich der Thränen nicht länger enthalten, er fragte den Wirth, wo die Hausvogtey wäre, und bat ihn sehr, ihn doch dahin zu bringen. Der Wirth gab ihm den Hausknecht mit, der kaum mit fort konnte, so schnell gieng Julius; und dennoch dünkten ihm die Strecken vom goldnen Adler bis an die Königsstrassenecke, von da bis zur langen Brücke, und weiter bis zu den Werderschen Mühlen und zur Hausvogtey jede so lang als die Friedrichsstrasse zu seyn. Die Augen giengen ihm über, da er seinen Bruder erblickte, er wußte nicht, ob er ein Schattenbild oder seinen Bruder sahe. Er verlangte von ihm eine aufrichtige Erzählung der Begebenheiten, die ihn an diesen Ort gebracht hätten; Karl, der sich sonst zu nichts weniger würde bequemt haben, war durch die Last des Unglücks so erweicht, daß er ihm alle seine Schulden erzählte, und ihm auch den Streich mit den Briefen nicht verschwieg, weil er gehört und aus dem Briefe seines Vaters befürchtet hatte, daß dieser auf seine Gesan-

genſetzung mit Einfluß gehabt hätte. Julius, der ihn nicht anſehn konnte, ohne den ernſtlichen Entſchluß in ſich aufſteigen zu laſſen, ihn wo möglich aus ſeinem Elende herauszureiſſen, gieng ſogleich zu beyden Oberkonſiſtorialräthen, bat ſie im Namen ſeines Bruders ehrerbietig um Vergebung, und zugleich um ihre Vermittelung, daß er aus dem Gefängniß erlöſt würde, indem er hinzuſetzte, daß er ihn mit nach Magdeburg nehmen wollte. Beyde Männer wurden durch ſein ehrliches Geſicht, durch ſeine Thränen und ſeine eifrige brüderliche Liebe gerührt, und verſprachen ihm nicht allein von ihrer Seite Vergebung, ſondern auch alles anzuwenden, damit er befreyt würde. Julius kam vergnügt mit dieſer Nachricht wieder zu ſeinem Bruder, und ließ ſich die Summe ſeiner Schulden ſagen, welche ſich auf hundert und dreyßig Thaler beliefen. Jetzt empfand er recht lebhaft den Verluſt ſeiner Tante Kleppien und ihres Mannes, welche beyde, während daß er in Stralſund geweſen war, geſtorben waren, und welche die einigen geweſen wären, die ihm in dieſer Noth hätten helfen können. Endlich brachte er durch vieles Bitten Karls geweſenen Wirth, den Herrn Adler, und den Arzt, welcher ihn vorher kurirt hatte, deren Forderungen ſich zuſammen auf achtzig Thaler beliefen, dahin, daß ſie mit einer ſchriftlichen

Versicherung von ihm, daß er binnen sechs Wochen ihnen ihre Bezahlung verschaffen wolle, oder daß sie ihn selbst widrigenfalls beym Prorektor zu Halle verklagen sollten, zufrieden waren. Die übrigen funfzig Thaler zahlte er baar aus, und ließ sich Quittungen darüber geben, die sein Bruder durch seine Unterschrift anerkennen mußte, daß dies Geld für ihn ausbezahlt sey. Er gab ihm hierauf von seinen eignen Kleidungsstücken das nöthige, nebst einem Ueberrock, bezahlte die Post für ihn, und nahm ihn mit fort. Karl dankte seinem Bruder mit heissen Thränen, für seine mehr als brüderliche Hülfe; je näher sie aber an Magdeburg kamen, desto mehr Angst ließ er blicken, und äusserte gegen Julius, es komme auch wie es wolle, so könne er durchaus sich nicht vor seinen Eltern sehn lassen. Alle Vorstellungen, die Julius dagegen that, wollten nichts fruchten. Karl that endlich den Vorschlag, Julius möchte ihn in Hohen Ziatz lassen, seinen Eltern sein Verhalten von der erträglichsten Seite vorstellen, und sie zu seinem Vortheil einnehmen, hernach aber ihn von dort abholen. Dies konnte Julius unmöglich bewilligen, da Karls Denkungsart und Umstände nicht so waren, daß er ihn vier Meilen von Mag

deburg hätte allein lassen können. Er bestand also darauf, daß er mit herein fahren sollte, und wenn er sich ja nicht getrauete seinen Eltern sogleich vor Augen zu kommen, so sollte er neben der Post in Allners Gasthofe so lange bleiben, bis er Julius käme, und ihn von dort abholte. Die Post traf um vier Uhr Morgens in Magdeburg ein, da es noch finster war, und also gieng es an, daß Karl von keinem gesehn wurde.

Julius selbst blieb noch einige Stunden in Allners Hause, um seinen Vater nicht aus dem Schlaf zu stören, und ließ für sich und seinen Bruder Kaffee machen. Nachdem sie getrunken und einige Parthieen Billard mit einander gespielt hatten, schlug es halb sieben, und Julius gieng nach seines Vaters Hause. Er erfuhr von den Dienstleuten, daß seine Stiefmutter nicht zu Hause sey, welches ihm zwar um sein selbst willen gewissermassen lieb, um seines Bruders willen aber desto unangenehmer war, weil er wußte, daß sein Vater kein Geld unter Händen hatte, und sich mit Bezahlen nicht abgab. Er wurde zärtlich und liebreich von seinem Vater empfangen, der sich einige Stunden lang mit ihm von seinem Aufenthalt in Stralsund und von allerley theologischen Sachen unterhielt, wobey sich Julius sorgfältig in

Acht nahm, ihm nicht zu widersprechen, um ihn auf keine Weise aufzubringen. Einmal über das andere rief der Alte aus: mein lieber Sohn! bist du denn endlich einmal wieder bey mir, seh ich dich denn nach so langer Zeit einmal wieder? Julius leitete endlich das Gespräch nach und nach auf seinen Bruder; der Hofrath wollte gar nichts von ihm hören, bis Julius ihm den elenden Zustand, worin er ihn zu Berlin gefunden hatte, mit so lebhaften Farben und von so rührenden Seiten schilderte, daß der Hofrath endlich erweicht wurde, und wünschte, daß seine Frau nur zu Hause seyn, und sogleich Anstalten zu Karls Erlösung machen möchte. Julius entdeckte ihm hierauf, es sey von ihm schon geschehn, zeigte die Quittungen vor, und bat, daß er die ausgelegten funfzig Thaler bald wieder erhalten, und zugleich von der Bürgschaft wegen der übrigen achtzig Thaler befreyt werden möchte. Der Hofrath versprach dies zwar bey seiner Frau zu bewirken, seufzte aber dabey über die unglücklichen Zeiten, und den harten Verlust, den er durch die Feinde sowohl als durch die Diebe erlitten hätte, und fluchte zwischen drein wieder auf Karln, der ihm sein Unglück so sehr vermehren hülfe. Julius hörte aber nicht eher auf, als bis er völlige Vergebung für ihn erbeten

hätte, worauf er seinen Vater mit der Anzeige, daß er seinen Bruder mit nach Magdeburg gebracht hätte, überraschte. Nun holte er Karln aus dem Gasthofe ab, und brachte ihn nach Hause, sein Vater fuhr zwar anfänglich hart auf ihn ein, aber seine elende, abgezehrte, kaum noch kennbare Gestalt, und seine demüthige flehentliche Stellung, worin er um Gnade und Vergebung bat, machten, daß der Hofrath seinen Zorn bald fahren ließ, und wieder freundlich mit ihm redete. Er fertigte hierauf sogleich einen Boten nach seinen Gütern ab, um seiner Frau und Rosalinden, die sich nebst ihrer Mutter schon einige Wochen da aufgehalten hatte, die Nachricht von Karls und Julius Zuhausekunft wissen zu lassen; und weil er alles gerne zu übertreiben pflegte, so ließ er seiner Frau sagen, wenn sie ihren Sohn noch Einmal zu sehn und zu sprechen verlangte, so möchte sie eiligst nach Hause kommen, er sähe so jämmerlich aus, daß er kaum glaubte, daß er noch drey Tage leben würde.

Die Hofräthinn, welche bisher wegen abwechselnder Lieferungsgeschäfte und Lustbarkeiten, die sie mit den Officieren genoß, (um deren willen sie auch ihre Tochter mitgenommen hatte, theils damit diese durch den Umgang mit so ga-

lanten französischen Herren noch mehr verfeinert werden möchte, theils damit die Gesellschaft, wobey sich nur Ein Frauenzimmer befände, nicht so einförmig seyn, und desto eher ein Pfänderspiel zu Stande kommen möchte) an ihren Sohn nicht gedacht hatte, wurde doch durch diese Nachricht sehr beunruhigt: sie ließ sogleich anspannen, und fuhr mit ihrer Tochter nach Magdeburg. Hatte Karls Anblick auf den Hofrath Eindruck gemacht, so machte er denselben auf seine Mutter noch weit stärker. Sie fiel ihm um den Hals, weinte, und küßte ihn; und ob sie ihm gleich dazwischen einige strafende Vorwürfe machte, so konnte sie es doch durchaus nicht leiden, daß Rosalinde ein Gleiches thun sollte; und als diese daher mit einem bittern Ton sagte: der junge Herr empfindet ja weiter nichts, als was seine Thaten zwiefach verdienet haben, ließ sie dieselbe sehr hart an, und äusserte sogar, um Rosalinden zu ärgern, sie würde wohl wünschen, daß ihr Bruder sterben möchte, damit sie nur desto mehr von der Erbschaft bekäme. Rosalinden schmerzte dieser Vorwurf so, daß sie auf ihre Kammer gieng, sich krank stellte, und in dreyen Tagen sich gar nicht wieder sehn ließ. Julius hingegen wurde von seiner Stiefmutter mit der größten Kälte empfangen, und sie konnte ihn nicht einmal ansehn, wozu auch freylich das böse Ge-

wissen, welches sie seinetwegen von Stralsund her hatte, mitwirkte.

Da ihr Mann ihr erzählte, was Julius für seinen Bruder gethan hätte, veränderte sie zwar anfangs die Miene etwas, und wurde ein wenig freundlicher gegen ihn; da aber der Hofrath Juliussen deswegen ausserordentlich lobte und erhob, versetzte sie, es wäre zwar recht gut, daß Julius dies gethan hätte, aber ein so ausserordentliches Lob verdiente seine That gar nicht; es sey brüderliche Pflicht gewesen, und Julius würde ganz gottlos gehandelt haben, wenn er es nicht gethan hätte. Julius schlug bescheiden die Augen nieder, ohne ein Wort dazu zu sagen. Da endlich Karl sie bat, sie möchte doch seinem Bruder das Geld wiedergeben, was derselbe für ihn ausgelegt, und die übrige Schuld in Berlin bezahlen, wofür er gut gesagt hätte, antwortete sie ganz kurz, wir wollen sehn, das hat noch Zeit, jezt habe ich kein Geld. Aber du siehst ja, daß Julius auf die Universität geht, und also das Geld nothwendig braucht, erwiederte ihr Mann.

Hofräthinn. Und ich sage dir kurz und gut, ich kann ihm jezt nichts geben. Wo hast du denn das Geld her bekommen, Julius, was du für deinen Bruder ausgelegt hast?

Julius. Ich hatte es mir von den Geschenken gespart, die mir der Onkel Wegner nach und nach gemacht hat.

Hofräthinn. So! weist du nicht, daß er mein Bruder ist, daß du nur um meinetwegen und durch mich mit ihm bekannt geworden bist, daß mein Bruder dir das Geld nur um meinetwegen gegeben hat, und daß ich also nähern Anspruch daran habe als du? und du willst so unverschämt seyn, das Geld von mir einzumahnen? Pfui! schäme dich! Du bist ja nicht werth, daß du mich Mutter nennst.

Julius. Aber erwägen Sie doch, daß Papa mir nichts zu meinem Studiren giebt, daß ich von den Zinsen leben soll, die der Onkel Peemüller mir auszahlt, und daß diese unmöglich zu meinem ordentlichen Durchkommen auf der Universität hinreichen werden; daß ich also dies Geld würklich nöthig brauche.

Hofräthinn. Denkst du denn gar nicht daran, daß dich mein Bruder so viele Jahre umsonst gefüttert, und dir alles gegeben hat?

Julius. Ich erkenn es mit dem lebhaftesten Dank; aber sonst hätt es ja mein Vater thun müssen; was also dadurch erspart ist, ist ihm erspart.

Hofräthinn. Räsonnire mir nicht, und packe dich nur je eher je lieber nach Halle; aus

dem Gelde wird jezt nichts; die übrigen achtzig Thaler, die noch in Berlin reſtiren, will ich bezahlen, und dies iſt Güte genug von mir, daß ich das thue.

Alle ernſtliche und bittende Vorſtellungen, die der Hofrath ſowol als Karl der Hofräthinn thaten, Juliuſſens Edelmüthigkeit und gute Abſicht nicht mit ſolchem ſchnöden Undank zu belohnen, fruchteten nichts. Julius empfand die Härte und Ungerechtigkeit ſeiner Stiefmutter mit dem gröſſeſten Unwillen, mäßigte ſich aber doch ſo, daß er nichts ſagte noch that, was ihm für Mangel der Ehrerbietung hätte ausgelegt werden können. Da er ſahe, wie ſehr er ſeiner Stiefmutter unangenehm war, packte er nach einem fünftägigen Aufenthalt ſeine Sachen zuſammen, und reiſte zum Paſtor Peemüller, in deſſen Geſellſchaft er einige Tage darauf nach Halle reiſte. Nicht weit von Halle wurden ſie von einer Partey Franzoſen, die dort herumſtreifte überfallen, und rein ausgeplündert, und beyde entkamen noch mit genauer Noth in Oberhemden und ohne Hüte und Stiefeln, mit Verluſt ihres Fuhrwerks, welches die Franzoſen ebenfalls wegnahmen, und einige Marode die ſie bey ſich führten darauf ſetzten. Sie giengen zum Paſtor in Tretha, und wollten ihn jeder um ein Paar Schuh bitten, damit ſie ſich bey der ſtrengen Witterung nicht verkäl-

ten möchten, allein er hielt sie für Vagabonden, und wollte sie gar nicht einlassen. Peemüller erinnerte sich hierauf, daß der Pastor in dem nahegelegenen Giebichenstein sein alter Bekannter wäre, er gieng mit Juliussen zu ihm, wurde von ihm erkannt, und freundlich aufgenommen. Peemüller trug sein Anliegen vor, allein der Pastor entschuldigte sich, und sagte, daß er nicht mehr als das Ein: Paar Schuh hätte, das er an hätte. Er bat hierauf um ein Nachtlager, für sich und Julius, allein auch dies konnte oder wollte ihm sein Freund nicht zugestehn! Er wußte tausenderley Entschuldigungen, und schützte vornemlich die Unsicherheit vor. Endlich legte er beyden das Weggehn so nahe, daß weiter nichts fehlte, als ihnen auf die gröbste Art die Thüre zu weisen. Sie mußten also weiter, ob es gleich schon anfieng finster zu werden. Zu ihrem Glücke begegnete ihnen noch in Giebichenstein Herr Aaronson, ein in Halle Medicin studirender Jude, dem sie ihre Noth klagten. Er führte sie in die Schenke, und kaufte dem Wirth zwey Paar alte Schuhe, und ein Paar alte Hüte ab, und schenkte ihnen dieselben, nebst acht Groschen zur nothdürftigen Zehrung. Ganz nahe vor Halle kam ihnen abermals eine französische Parey entgegen; sie suchten derselben auszuweichen, und wandten sich links nach dem Steinthor hin. Als

lein eben durch dieſe Wendung wurden ſie den Franzoſen nur noch verdächtiger, ſie ſetzten ihnen nach, und holten ſie ein, da ſie eben im Begrif waren, über eine leinerne Wand zu ſpringen, wo Julius auch ſchon herüber geſetzt war. Der Paſtor Peemüller aber, der nicht ſo hurtig fort konnte, bekam einen Hieb in den Arm, und wurde darauf von den Franzoſen ergriffen, und an eins ihrer Pferde gebunden. Julius, der ſich leicht hätte retten können, trug Bedenken ſeinen ehrlichen Onkel im Stiche zu laſſen, er kam alſo von ſelbſt zurück und ergab ſich den Franzoſen. Sie banden ihn an ein andres Pferd, und nahmen beyde mit ſich nach Teiche, wo ſie einen Feldpoſten hatten. Man hielt ſie für Spionen, und ſchickte ſie deswegen den dritten Tag nachher nach Connowitz, wo der Prinz von Soubiſe ſein Hauptquartier hatte. Dieſer hatte nicht Luſt die Sache zu unterſuchen, und gab ohne Bedenken den Befehl, ſie ſogleich an einen Baum aufzuknüpfen. Sie wurden hingeführet, und der Profoß legte ſchon Hand an ſie, als ein dabey ſtehender Officier von den Reichstruppen ſie plötzlich erkannte, und dem Profoß zurief, er ſollte inne halten, bis er weitere Ordre erhielte, es wären ein Paar Leute von des Prinzen von Sachſen Hildburghauſen Armee, die ohne Zweifel von den Preuſſen wären ausgeplündert worden. Er

lief unverzüglich zum Prinzen selbst, und gieb bey ihm das nehmliche vor, mit dem Zusatz, der eine sey Feldprediger und der andere Secretair beym Proviantwesen. Der Prinz überließ es also diesem Officier, sie nach gedachter Armee zu bringen. Unterwegs nahmen sie sich die Freyheit ihn zu fragen, wer er sey, und woher er sie kenne? Kennen Sie mich denn nicht mehr? erwiederte er, mein Name ist Bischof; ich habe sie ja öfters in Magdeburg im Weissenfelsischen Hause, und diesen jungen Herrn in Stralsund gesehn, da ich die Frau Hofräthinn dahin begleitete. Aber mein Gott! fuhr Peesmüller fort, sagen Sie mir in aller Welt, wie kommen sie hieher? Sie werden es vielleicht wissen, versetzte er, daß ich mich beym Feldkriegskommissariat engagirt hatte; hier bekam ich Verdrießlichkeiten mit einem Officier, mit dem ich mich herum schlug, und ihm einen derben Hieb über den Backen versetzte. Ich mußte darauf flüchtig werden, und gieng zur Reichsarmee über, wo ich das Glück hatte, dem Prinz so zu gefallen, daß er mich zum Lieutenant machte. Als sie zu Marktleeberg eine Meile von Leipzig, im Hauptquartier des Prinzen von Hildburghausen angekommen waren, gieng Bischof sogleich zum Prinzen, und erzählte ihm die ganze Sache, und daß er kein anderes Mittel

gesehn hätte, die guten Leute, die seine alten Bekannten und guten Freunde wären, zu retten, als dieses, zugleich bat er, der Prinz möchte ihm die gesagte Unwahrheit gnädigst vergeben, und bey vorkommender Nachfrage gegen den Prinz von Soubise rechtfertigen. Der Prinz versprach es, fand es aber dennoch für rathsam beyde Leute noch einige Zeitlang in Verwahrung bey sich zu behalten. Als der König das Morizische und Ferdinandische Corps an sich gezogen hatte, und am 31sten October von Leipzig aufbrach, zogen sich auch die Französische und Reichsarmee über die Saale zurück, und Peemüller nebst Juliussen mußten als Arrestanten mit und wurden nach Weissenfels gebracht. Als die Preussen am dritten November in diese Stadt rückten, und ihnen daselbst dreyhundert Franzosen, nebst des Prinzen von Soubise Handbibliothek in die Hände fiel, wurden auch Peemüller und Julius ihres Arrests erledigt, mußten aber dagegen bey der Preußischen Armee bleiben; wo sie Gelegenheit hatten, zween Tage darauf die herrliche Schlacht bey Roßbach mit anzusehen. Sie befanden sich in der größten Angst, als sie die drey langen Kolonnen der Feinde sahen, womit sie die Preußen einzuschliessen suchten, und glaubten nichts gewisser, als daß der kleine Haufen Preußen von denselben würde verschlungen wer-

ben. Das erschreckliche Feuer der Preussen flößte ihnen aber wieder Muth ein, und ihre Freude war unbeschreiblich groß, als sie nach anderthalb Stunden die Feinde überall fliehen sahn. Den Tag nach der Schlacht erhielten sie Erlaubniß zu gehn, wohin sie wollten. Sie bedienten sich der Erlaubniß und nahmen das Schlachtfeld in Augenschein; der Anblick von einigen tausend Todten war für Julius sehr schaudervoll; und noch schrecklicher war ihm das Gewinsel und Geschrey der Verwundeten anzuhören. Er sahe unter andern einen sächsischen Bauer, der verwundete Franzosen auf einen Wagen packte, und ganz grausam mit denselben umgieng, so daß er manche schwer Blessirte, die sich gar nicht helfen konnten, vorsetzlich und aus Muthwillen einigemal zur Erden warf, und dann mit barbarischer Härte auf den Wagen schmiß. Es war ihm unmöglich dies gleichgültig anzusehn, er gieng zu dem nächsten Preussischen Officier, der die Aufsicht über den Transport der Verwundeten hatte, und zeigte es ihm nicht nur an, sondern bat ihn auch inständigst, der Grausamkeit des Bauern zu wehren. Der Officier that es, und ließ dem Bauer auf der Stelle funfzig Prügel geben. Mit Schrecken sahen sie ein Defilee, bis fast nach Buttstedt hin, ganz voll gepfropft von Todten, die alle durch einerley Hieb

getödtet zu seyn schienen; alle waren queer über das Genick gehauen, selten fand sich einer darunter, dem von hinten der Kopf der Länge nach gespalten war.

Hier fanden sie auch zu ihrer äusserſten Betrübniß ihren Streiter Vischof schwer verwundet und röchelnd liegen. Er erkannte sie noch, mit halb gebrochnen Augen, bat sie flehentlich ihm noch die einzige Liebe zu erweisen, und ihm mit seinem Degen den Kopf vollends abzuhauen; und da sie sich dessen weigerten, zog er seine Geldbörse heraus, und reichte sie ihnen hin, mit Bitte, sie anzunehmen; er würde ohnehin bald sterben, und er möchte übrigens sterben oder leben, so würde sie ihm doch abgenommen werden; thäten es die Soldaten nicht, so würden es doch die Bauern thun. Auf sein inständiges Bitten, nahmen sie dieselbe an, es waren hundert und sechzig Louisd'or darin; und Julius eilte sogleich zu einem Officier, empfahl demselben den Verwundeten, und begleitete seine Empfehlung mit zwanzig Louisd'or aus desselben Börse, die als ein freywilliges Geschenk von einem Dritten bessere Wirkung thaten, als wenn sie dem Verwundeten selbst wären abgenommen worden, da man sie als etwas worauf man ohnehin Recht hätte, würde angesehn haben. Dem Bauer, der ihn auf den Wagen brachte, gab Julius ebenfalls 5 Louisd'or, damit er ihm einen bequemen Platz geben möchte,

und beyde begleiteten den Wagen bis Merſeburg. Hier erhielten ſie es ferner durch einige Geſchenke, daß er nicht mit andern verwundeten Officieren auf das Schloß, ſondern in ein Bürgerhaus gebracht wurde, wo ſie nicht nur dem Wirth zehn Louisd'or zurück lieſſen, um ſein das für zu pflegen, ſondern auch dem Feldſcheer, der ihn verband, ein anſehnliches Geſchenk machten, um deſto ſorgfältiger Acht auf ihn zu haben. Das übrige wollten ſie ihm wieder zuſtellen, er wollte es aber durchaus nicht nehmen, und ſagte, ſterbe ich, wie es höchſt wahrſcheinlich iſt, ſo würde es nur einem Andern zu Theil werden, den ich nicht kenne; und komme ich durch, ſo will ich ſchon ſehn, wo ich etwas wieder bekomme. Mit vieler Mühe brachten ſie ihn dahin, daß er noch zwanzig Louisd'or annahm. Sie lieſſen ſich hierauf in Merſeburg neue Kleider machen und reiſten beyde in Ruhe nach Halle. Sein Mutterbruder wollte nichts weiter von dem Gelde, als ſo viel, wofür er ſich wieder zwey Pferde und einen Wagen anſchaffen könnte, und Julius behielt das übrige, welches ſich beynahe noch auf dreyhundert Thaler belief, das er aber mit vieler Unruhe beſaß, und gar nicht würde angegriffen haben, wenn nicht ein Bote von Merſeburg ihm die Nachricht gebracht hätte, daß Biſchof geſtorben ſey.

Er war kaum drey Wochen in Halle, als er vor den Prorektor gefordert wurde, der ihm bekannt machte, daß eine Klage von Berlin eingelaufen sey, wegen achtzig Thaler, wofür er sich verbürgt hätte. Julius erstaunte, daß seine Stiefmutter ihres Versprechens ungeachtet auch dieses Geld nicht bezahlt hätte. Er erkannte indessen die Hand der Vorsehung, die ihm so viel verschaft hatte, daß er nicht allein sein ihm abgenommenes Geld grösstentheils ersetzt erhalten, sondern auch noch diese achtzig Thaler einbüssen könnte, und zahlte sie ohne Weigerung aus. Er meldete es aber seinem Vater, und beklagte sich darüber, daß man ihn im Stich gelassen hätte, indessen wäre er bereit, auch diese achtzig Thaler fahren zu lassen, wenn ihm seine Stiefmutter nur seine Wäsche und andere Kleidungsstücke, die er bey der Plünderung verlohren, ersetzen wollte, indem er, wenn er auch diese ersetzt bekäme, und das Geld von Bischof als eine Ersetzung seines Verlustes ansähe, den er an baarem Gelde gehabt, doch noch die funfzig Thaler einbüßte, die er in Berlin für seinen Bruder bezahlt hätte.

Allein die Hofräthinn dachte an nichts weniger, als Juliussen nur im Geringsten schadlos zu halten, zumal da sie ausser ihrem Kriegsschaden sehr starke Ausgaben für Karls Kur und

neue Bekleidung hatte. Jezt stieg ihr doch dann und wann der Gedanke auf, daß es wohl wahr seyn könnte, was ihr hie und dort gesagt worden, daß sie durch ihre Erziehung in Etwas an Karls Verderben Schuld sey, ob sie gleich diesen Gedanken aufs sorgfältigste vor sich selbst zu verheelen suchte. Doch schien er es zu veranlassen, daß sie etwas mehr Kaltsinn und Gleichgültigkeit, als sonst, einige Wochen lang gegen ihn blicken ließ. Nach und nach aber begann das Andenken an seine vorigen Ausschweifungen wieder etwas schwächer zu werden, der Verlust, den sie durch ihn gehabt hatte, war verschmerzt, und da er ihr überdem oft vorweinte und nach seiner gewöhnlichen Art schmeichelte, so kam es bald dahin, daß sie ihn mit eben der Wärme und Nachsicht wieder liebte, als vorher, und auch nicht eher nachließ, als bis ihr Mann, der sein Betragen nicht so leicht als sie vergessen konnte, ihm auch keine Vorwürfe mehr machen durfte. Indessen sah sie wohl ein, daß er zum Studiren verdorben wäre, wenigstens getraute sie sich nicht, ihn wieder auf irgend eine fremde Schule zu bringen, und ihn jezt eine Magdeburgische Schule besuchen zu lassen, schämte sie sich. Karl selbst hielt sich für Scham beständig zu Hause, und kam während der ganzen Zeit sei-

nes diesmaligen Aufenthalts zu Magdeburg, fast gar nicht von der Stube; ließ sich auch ausser den Leuten im Hause von sonst Keinem sehn, als von dem Arzt.

Das Vermögen des Hofraths war unterdessen ansehnlich geschmolzen. Er hatte bereits einige Kapitalien aufkündigen müssen, um die Kontributionen an die Franzosen bezahlen zu können. Ein anderes Kapital war ihm durch den Bankerot eines Hamburger Kaufmanns verloren gegangen, und da die Franzosen, nach der Schlacht bey Roßbach, über deren Verlust die von der Armee des Herzogs von Richelieu sich zum Theil selbst freuten, und noch mehr, nachdem der Herzog Ferdinand mit dem Erbprinz von Braunschweig heimlich in der Nacht von Magdeburg weg, und nach Stade gegangen war, und daselbst die Kloster Seevener Konvention aufgehoben hatte, das Herzogthum Magdeburg räumten, und der Hofrath nun durchaus darauf bestand, daß seine Güter und überhaupt alle seine liegenden Gründe in baar Geld verwandelt werden sollten, damit er in Zukunft nicht wieder so viel an Kontributionen bezahlen dürfte, so bekam er, weil er den ersten den besten Käufer annahm, noch nicht voll vierzig tausend Thaler dafür, da sie sonst über sechzig tausend Thaler werth geschätzt wurden. Sein ganzes Vermögen bestand jezt ungefähr aus

54000 Thaler, wovon 30000 Thaler von der Bank zu Berlin angenommen wurden. Die Hofräthinn sahe wohl, daß der dritte Theil dieses Vermögens, (denn so viel Mühe sie sich auch gab, ihren Mann dahin zu vermögen, daß er Juliussen enterben sollte, konnte sie doch bis jezt ihren Zweck noch nicht erreichen) nicht hinreichend seyn würde, daß Karl dereinst nach der Art, die er gewohnt war, davon leben könnte. Sie hielt es also für unumgänglich nöthig, daß er eine gewisse Lebensart ergriffe; und fiel darauf, daß er die Oekonomie lernen sollte. Ein Oesterreichischer Oberster, der einer von den 21000 Gefangenen war, welche die Preussischen Truppen bey und nach der für die Oesterreicher so schimpflichen Schlacht bey Leuthen am 5ten December gemacht hatten, und in des Hofraths Hause sein Quartier hatte, suchte sie zwar zu bereden, daß er Kriegsdienste nehmen möchte, und versprach ihm für 10000 Thaler unter der Oesterreichischen Armee eine Hauptmannsstelle zu verschaffen; allein so schmeichelnd auch dieser Gedanke für die Hofräthinn war, ihren Sohn so früh als Hauptmann zu sehn, und es vielleicht noch zu erleben, daß er General würde, so schreckte sie doch auf der andern Seite die Gefahr, das liebe Kind im Kriege zu verlieren, und noch mehr die Vorstellung ab, daß er als ein Preussisches Landeskind sich nicht wieder würde im Lande sehn lassen

dürfen, wenn er feindliche Dienſte genommen hätte. Am meiſten aber war der Hofrath, als ein geſchworner Feind des Hauſes Oeſterreich, dagegen. Er ließ ſich vernehmen, er wollte ſeinem Sohn lieber das Genicke brechen, ehe er einem Hauſe dienen ſollte, das noch die ſtolzen und herrſüchtigen Ferdinandeiſchen Abſichten ganz Deutſchland in die Sklaverey zu bringen, nicht vergeſſen zu haben ſchiene. Es blieb alſo dabey, daß Karl die Oekonomie lernen ſollte, und er wurde in dieſer Abſicht, im Anfange des Jahres 1758, zu dem Amtmann Reuter auf dem Petersberge im Saalkreiſe geſchickt. Er war kaum vier Wochen dort geweſen, als ihm ſchon das einſame ländliche Leben äuſſerſt mißfiel. Einigermaſſen gereichte es ihm noch zum Troſt, daß er öfters Gelgenheit hatte nach Halle zu kommen, denn ſo oft der Amtmann Korn dahin ſchickte, ritt er allemal mit. Anfänglich pflegte er noch bey dieſer Gelegenheit ſeinen Bruder zu beſuchen, aber in der Folge unterblieb auch dies: zumal da er Urſache zu entdecken glaubte, eiferſüchtig auf ihn zu ſeyn. Er verkaufte nemlich einmal Korn an Herrn Hinrichs, den Bruder des Mädchens, das ſchon in Magdeburg ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte, und hatte bey dieſer Gelegenheit das Glück ſie wieder zu ſehn und zu ſprechen. Allein

er fand ſie äuſſerſt gleichgültig und kaltſinnig gegen ſich, und ſie entzog ſich ſeiner Geſellſchaft, ſobald als ſie nur konnte; dagegen mußte er zu ſeinem äuſſerſten Verdruß anhören, daß ſie mit dem gröſten und wärmſten Lobe von ſeinem Bruder ſprach, und ihn ein Muſter eines ordentlichen und rechtſchaffenen jungen Menſchen nannte. Noch mehr verdroß es ihn, als er hernach erfuhr, daß ſie ihm ein Dutzend Oberhemden und andre neue Wäſche, die ſie mit eignen Händen gemacht hatte, geſchenkt hätte.

Julius war nemlich durch den nachmals ſo berühmten Thomas Abbt, der eben damals in Halle ſtudirte, und bald anfangs ſein vertrauteſter Freund wurde, in ihrem Hauſe bekannt geworden. Er erzählte ihr und ihren Eltern die Unglücksfälle, welche ihn durch die Franzoſen betroffen hatten, doch ohne des Verluſtes mit einem Worte zu erwähnen, den er durch ſeinen Bruder und durch ſeine Stiefmutter gehabt hatte. Nur dies führte er an, daß ihm ſeine Stiefmutter, aller ſeiner dringenden Bitten ungeachtet, noch keine Wäſche wieder geſchickt hätte, und daß er ſich faſt auſſer Stand ſähe, ſich ſelbſt ſolche wieder anzuſchaffen. Mamſell Hinrichs, welche die Hofräthinn noch von Magdeburg her kannte, und dort viel von der Härte gehört hatte, mit wel-

cher sie ihm begegnete, wurde dadurch zum Mitleid gerührt, und versprach ihm gleich, ihn in Ansehung seiner verlohrnen Wäsche schadlos zu halten. Dies erfuhr Karl wieder und konnte es durchaus nicht verschmerzen, da er sich geschmeichelt hatte, Lottchen Hinrichs Gewogenheit im vorzüglichen Grade zu besitzen und zu verdienen. Seine Eigenliebe ließ ihn glauben, daß der so sehr auffallende Unterschied, welchen sie zwischen ihm und seinem Bruder machte, nicht von seiner Person, sondern von seinem Stande herrühren müsse, und daß sie in seinem Bruder vielleicht nur dem Studenten gut sey, und in ihm den Oekonom nicht leiden könne.

Es stieg also von neuem in ihm die Lust zu studiren auf. Weil er es aber anfänglich nicht wagte, sie seinen Eltern zu eröfnen, so wollte er noch vorher einige Versuche machen, ob es nicht möglich sey, sich seiner Geliebten auch als Oekonom in einem solchen Glanz zu zeigen, daß sie dadurch für diesen Stand eingenommen würde. Er zog also allemal seinen besten reich mit Gold besetzten Habit an, wenn er zur Stadt kam, zeigte seine ansehnliche Geldbörse, die seine Mutter mit funfzig Thalern gefüllt hatte, als er nach dem Petersberg kam, und wozu er noch das Geld steckte, was er aus des Amtmanns Korn gelöst hatte; und sprach beständig von dem Reichthum

eines Oekonomen, und von dem Vortheil, den er sich bey gegenwärtigem Kriege machen könnte. Er machte Bekanntschaft mit Studenten, und besuchte mit denselben ein Weinhaus, das dem Hause des Herrn Hinrichs gerade gegen über war, um Lottchen zu zeigen, daß die Studenten ihn nicht verachteten, sondern auf einen eben so vertraulichen Fuß mit ihm lebten, als wenn er selbst einer wäre. Allein alles dies, so wie die Versuche, durch Geschenke ihre Gewogenheit zu erwerben, waren vergebens. Er kaufte von einem Juden einen prächtigen Halsschmuck für vierzig Thaler, und wollte ihr ein Geschenk damit machen, allein sie erwiederte ganz kaltsinnig darauf, sie stände mit ihm von keiner Seite betrachtet in so nahem Verhältniß, daß sie Geschenke von ihm annehmen könnte, am wenigsten ein so kostbares, dessen Verschenkung er so wenig vor seinen Eltern verantworten könnte, als sie die Annehmung desselben vor den ihrigen.

Diese Weigerung schmerzte ihn ausserordentlich, und er sahe sich genöthigt den Halsschmuck für Zweydrittel dessen, was er ihm gekostet hatte, wieder an den Juden zu verkaufen. Dem ohngeachtet gab er die Hofnung Lottchens Neigung zu gewinnen, nicht auf, vielmehr beschäftigte ihn dieselbe so, daß er sich in einer beständigen Zerstreuung befand, in welcher er auf die

Oekonomie im geringsten nicht achtete. Wenn der Amtmann im Frühling mit ihm aufs Feld ritte, ihm das Winterkorn, und das Säen des Sommerkorns, nebst andern Feldarbeiten zeigte, so sagte er zu allem gut! und schön! dabey waren seine Augen so wie seine Gedanken unaufhörlich nach Halle gerichtet. Da der Amtmann nach Ostern kein Korn mehr zur Stadt schickte, so nahm er die Gelegenheit in Acht, wenn derselbe verreist war, und hielt sich dann beständig einige Tage in Halle auf. Der Amtmann erfuhr es zu verschiedenenmalen, und gab ihm deswegen nachdrückliche Verweise, allein diese waren in den Wind gesagt. Reuter schrieb deswegen schon vor der Erndte an seine Eltern, und meldete ihnen, daß mit Karln nichts anzufangen sey, daß er sich um die Oekonomie gar nicht bekümmere und kein Geschick dazu zu haben schien. Und was noch mehr wäre, so beklagten sich die Mägde ausserordentlich über ihn, daß sie vor seinen Neckereyen nirgends sicher wären.

Die Hofräthinn ließ deswegen ein scharfes Ermahnungsschreiben an ihren Sohn ergehn, das demohngeachtet doch wieder mit liebkosenden Ausdrücken durchspickt war. Den Amtmann bat sie in einem Briefe sehr angelegentlich, ihn doch bey sich zu behalten, und einige kleine Schwachhei-

ten und jugendliche Fehler an ihm zu übersehn. Es sey die bloſſe Jugend bey ihm, ſonſt hätte er einen vortreflichen Kopf und könnte bald etwas begreifen, wenn man ihm die Sache nur angenehm zu machen wüſte. Sie zweifle nicht, er würde beſonders in der Erndte noch groſſen Geſchmack an der Wirthſchaft finden, und dereinſt ein guter brauchbarer Landwirth werden. Der Amtmann ließ ſich bereden, und wandte während der Erndte alle Mühe an, ihm Geſchmack an dem Landweſen beyzubringen, allein da er zu dieſer Zeit noch ſeltner als ſonſt nach Halle zu kommen Gelegenheit hatte, oder vielmehr die ganze Erndte hindurch nicht hin kam, ſo wurde er dadurch nur immer zerſtreuter, misvergnügter, und die Landwirthſchaft wurde ihm noch mehr dadurch zuwider. Auf der andern Seite wurde der Amtmann ebenfalls von Tag zu Tage mit Karls Betragen misvergnügter, denn zu geſchweigen, daß alle Mühe, die er ſich mit ihm nahm, vergebens war, ſo ereigneten ſich noch verſchiedene Vorfälle auf dem Felde, die Karln ſo viel Schande als dem Amtman Verdruß machten, und die es verurſachten, daß man im ganzen Dorf mit Fingern auf ihn wies. Noch würde er ihn vielleicht getragen haben, wenn er nicht bald darauf erfahren hätte, daß er auch ſeine beyden Söhne, wovon der eine vierzehn und der andere

zwölf Jahre alt war, verführt, und sie allerley Zoten und Dinge gelehrt hatte, die diesem Alter billig ein Geheimniß seyn sollten. Der Amtmann war zu verschiedenen malen von dem benachbarten Prediger in Krosik, einem vernünftigen Mann, gewarnt worden, seinen Söhnen keinen genauen Umgang mit Karin zu verstatten, und sie nie mit ihm allein zu lassen, indem die Gesellschaft eines Jünglings von siebzehn bis einige und zwanzig Jahre für Kinder fast niemals vortheilhaft sey, und so sorgfältig als möglich vermieden werden müßte, da die Erfahrung leider lehrte, daß die mehresten Mannspersonen, welche in der Folge ausschweifen, den ersten Samen dazu in dem Alter vom zehnten bis zum funfzehnten Jahr, und zwar gewöhnlich von solchen Jünglingen empfangen hätten; allein weil er selbst ein ehrlicher, treuherziger und von aller Ausschweifung entfernter Mann war, so hatte er anfänglich Karin zu viel Gutes zugetraut, und diese Warnung in den Wind geschlagen. So bald er aber zu seiner äusserſten Betrübniß die Richtigkeit der ihm gegebenen Warnung erfuhr, wollte er auch Karin keinen Augenblick länger bey sich dulden: er mußte sogleich seine Sachen einpacken, und sich binnen zwo Stunden vom Petersberge weg begeben: worauf der Amtmann seinen Eltern die

ganze Sache meldete. Seinem Vater wurde dadurch seine patriotische Freude, über die so eben empfangene Nachricht von dem grossen Siege, den der König am 25sten August über die Russen bey Zorndorf erfochten, sehr verbittert, und es entstand von neuem, wie gewöhnlich, zwischen ihm und seiner Frau ein heftiger Zank.

Karl hatte sich unterdessen zu seinem Bruder nach Halle begeben, der durch den Entschluß, daß er vier Wochen bey ihm bleiben wollte, nicht sehr erfreut wurde, weil er natürlicherweise besorgen mußte, daß er dadurch in seinem Fleiße sehr würde gehindert werden, den er bisher seinem Studiren unaufhaltsam gewidmet hatte. Er beobachtete dabey eben das Verfahren, das er schon in Stralsund in Acht genommen hatte, bereitete sich auf jedes Kollegium mit der größten Sorgfalt vor, merkte während der Vorlesung nur das Wesentliche von dem, was er wieder zu vergessen befürchtete, summarisch an, und wiederholte es hernach für sich zu Hause. Den Tachygraphen, denen kein Wort des Professors entfallen mußte, das sie nicht aufschrieben, (von welcher Art Leuten Halle damals ganz angefüllt war, so daß sich auch der sel. Baumgarten darnach hatte bequemen und in einem dictirenden Ton lesen müssen) war seine Art zu studiren unbegreiflich, sie hiel-

ten ihn für nachläſſig, faul und flüchtig, weil er nicht wie ſie beſtändig die Feder ſchnurren ließ, ſondern nur dann und wann ein Wort aufnotirte; und gleichwohl wußte er in den Examinatoriis immer beſſer zu antworten als ſie, und hatte das Gehörte im Kopf, was ſie ſorgfältig in den Heften verwahrten. Seine Lehrer waren vor andern in der Theologie und den dazu gehörigen Wiſſenſchaften D. Semler, D. Knapp und M. Röſſelt. Er machte auch einen Verſuch bey dem ſeligen Franke die Moral zu hören, konnte es aber nicht über drey Stunden aushalten, weil der ſel. Mann weiter nichts that, als beatum Parentem citiren, und aus deſſen Schriften ſo wie aus andern einige Seiten über die von ihm dictirten Aphoriſmen, Wort für Wort herleſen. Mehr als einmal bedauerte er es, daß er nicht ein halbes Jahr eher nach Halle gekommen war, um noch den groſſen Baumgarten perſönlich kennen gelernt zu haben, der im Junius des 1757ſten Jahrs geſtorben war. In der Philoſophie war Meier ſein Führer, dem er jedoch nicht blind folgte; in der Mathematik und Naturlehre Segner, und in den orientaliſchen Sprachen Chriſtian Benedikt Michaelis. Ueber griechiſche Schriftſteller hörte er theils Herrn Röſſelts Vorleſungen, theils las er ſie für ſich zu Hauſe, und zwar mit ſolchem Fortgange, daß er in der Zeit von nicht

völlig einem Jahre, die er in Halle zugebracht hatte, Theophrasts Charaktere, den Epiktet nebst den Arrian und den schweren Mark Aurel, (denn er war ein grosser Freund der Stoiker) den Diogenes Laertius, Plutarchs Schrift de Iside et Osiride und den größten Theil des Diodorus Sikulus durchlas. Allein er genoß dabey auch keine der gewöhnlichen Zerstreuungen und Ergötzlichkeiten, welche sich der größte Haufe der übrigen Studirenden zu machen pflegte. Passendorf, Trotha, Neideburg, Liebenau und Schlettau wurden von ihm nicht besucht, nur zweymal reiste er in Gesellschaft seines Freundes Hermes nach Lauchstädt, um diesen Sitz des Vergnügens, der aber damals des Kriegs wegen wenig Gäste hatte, zu besehn.

Ausserdem machte er sich zur Erholung, so lange der Sommer währte, Einmal in der Woche das reine unschuldige Vergnügen, sich entweder in Gesellschaft seiner Freunde Abbt und Hermes, oder allein, der schönen Natur in einer der schönsten Gegenden zu erfreuen. Gegen Giebichenstein über, jenseits der Saale, hinter dem Fischerdorfe Trellwitz ist die paradiesische Gegend, die er zu besuchen pflegte. Hier ist ein Berg, an Höhe ohngefähr dem gegenüberliegenden Felsen Giebichenstein gleich; am Fuß desselben ent-

ſpringt an der nach Halle gelegenen Seite, unter dem Schatten einiger hohen Ulmen und Eichen, eine kleine rieſelnde Quelle, an der andern Seite liegt Crellwitz, ſo nahe am Berge, daß einigen Häuſern der Felſen ſelbſt zur Wand dient, und das ganze Dorf von dem Felſen und der unten vorbeyflieſſenden Saale eingeſchloſſen wird, zwiſchen welchen beyden Gränzen es ſich in einem ziemlich langen und ſchmalen Strich hinſtreckt. Der gegenüber auf dem Felſen ſtehende Thurm und die alten zerfallenen Mauern des Bergſchloſſes Giebichenſtein geben einen herrlichen ehrwürdigen Anblick, gerade von dieſer Seite den beſten; ſie erfüllen den Zuſchauer durch ihr graues Alter mit Ehrfurcht, und thun von Natur die Wirkung, die Friedrich der Groſſe durch Kunſt bewirken mußte, da er ſeinem Sans Souci gegenüber Ruinen aufführen ließ: nur mit dem Unterſchiede, daß die Ruinen bey Potsdam uns an Roms Pracht, und dieſe an alte deutſche Verfaſſung, Kriege und einheimiſche Geſchichte erinnern: zumal wenn man weiß, daß eine in der Mauer befindliche Fenſteröfnung, die man von dieſer Seite ſieht, das Fenſter ſeyn ſoll, aus welchem ehmals Ludwig Landgraf von Thüringen, der davon ſeinen Beynamen erhielt, geſprungen ſeyn ſoll. Hinter dem alten Bergſchloß erhebt ſich amphitheatraliſch eine Reihe anſehnli-

ber Berge, faſt alle höher als daſſelbe. Linker Hand erhebt ſich in der Entfernung einer Meile einſam der anſehnliche Petersberg, von ſeinen Brüdern auf dem Harze und in Thüringen gleich weit entfernt; ſeine alten Ruinen, die man in weiter Ferne ſieht, erinnern den Freund vaterländiſcher-Geſchichte, an das anſehnliche deutſche Haus der Grafen von Wettin, der nächſten Abſtammlinge Wittekinds. Zur Rechten zeigt ſich der Proſpekt von ganz Halle, das gerade von dieſer Seite am ſchönſten anzuſehen iſt; ein wenig weiter zur Rechten, fängt ſich die herrliche, fruchtbare, mit Dörfern beſäete Aue an, die ſich längs der Saale bis Merſeburg erſtreckt, deſſen Schloß und Thürme man im Hintergrunde ſieht. Nach der Abend-oder hintern Seite hin, wird das Auge durch den Anblick der Weinberge und eines kleinen angenehmen Waldes, der in einer mäßigen Entfernung davon gelegen iſt, ergötzt. Im tiefſten Hintergrunde, am Rande des Horizonts, entdeckt das ſchärfere Auge den beſchneyten Gipfel des dreyzehn Meilen davon gelegenen Brockens, einer Wolke gleich, die tief am Horizont ſteht; wieder eine Erinnerung an Deutſchlands älteſte Zeit und Sitte. Das Auge mag ſich hinwenden nach welcher Seite es will, es bleibt nirgends ungeſättigt, und weis vor Menge der Gegenſtände kaum, wohin es ſich zuerſt wen-

den ſoll, zumal da auch ohne die weitern Ausſichten, die Nähe ſelbſt ſoviel Anmuth und Mannigfaltigkeit hat, als man nur in einer romantiſchen Gegend beyſammen antreffen kann. Hier fließt die gelbe Saale zwiſchen zwo Reihen alter Felſen und Steinbrüche durch, deren vielfache Lagen ſie aus der Ferne wie gemahlte Wände darſtellen. Man hört das fürchterliche Brauſen zweener Waſſerfälle; die Saale macht hier zwo Inſeln, die eine oberhalb, die andre unterhalb; beyde ſind mit einem kleinen Walde von Birken, Erlen und andern Bäumen bewachſen, beyde mit Nachtigallen angefüllt, die durch das Murmeln der Waſſerfälle gereizt, mit einander wetteifern, ihren Geſang vor dem Getöſe derſelben hervorſchallen zu laſſen; und unten wiederholt ein vierfaches Echo alle Töne auf das vernehmlichſte. Unterhalb nach der Seite von Trotha wird die Saale von in einem fortgehenden Erlen und Birken eingefaßt, die einem beſtändigen Luſtwalde ähnlich ſehn. Alles dies wird durch den Anblick der bunten Felder, und mehr als funfzig Dörfer, die man um ſich herum ſieht, verherrliche. Unten auf der Saale ſchwimmt der arbeitſame Fiſcher auf ſeinem Nachen, und in einer Laube am Waſſer, vor der Thüre ihrer friedlichen Hütte, ſtillt die unſchuldige Bäuerinn den halbjährigen Säugling, der ſeinen kleinen Arm feſt

um ihren Hals ſchlingt. Auf einem niedrigern Berge daneben hüpfen und tanzen unſchuldige Bauerkinder beyderley Geſchlechts im Kreiſe.

Dieſe reizende Gegend, dieſer Berg war es, den Julius ſein Elyſium nannte, und wo er nach vollendeter Arbeit wöchentlich einen Nachmittag, zuweilen auch einen ſchönen Morgen, in der Geſellſchaft eines ſeiner vorhingenannten Freunde zubrachte. War er allein, ſo ſättigte er erſt ſeine Augen und Ohren auf dem Gipfel des Berges, und ſtreckte ſich dann am Fuſſe deſſelben unter den Ulmen an der Quelle im Graſe hin, wo er einen ſeiner beſtändigen Gefährten, Kleiſt, Geßner, Virgil, Theokrit oder Moſchus und Bion aus der Taſche zog und las, dann einem Vogel zuſah, der über ſeinem Haupte im Baume ſeine Jungen fütterte; und dann wieder weiter gieng, ſich bey den ſpielenden Kindern hinſetzte, mit ihnen ſprach und ſie allerley nützliche Sachen lehrte. Die Kinder hörten ihn gerne, weil er ſo vertraulich mit ihnen ſprach, und freuten ſich immer, wenn er da war, weil er oft Semmeln mitzubringen und unter ſie auszutheilen pflegte. Des Abends ſetzte er ſich bey einem ehelichen Fiſcher in der Laube an der Saale, und aß ein Gericht Fiſche, und gieng dann vom Geſang der Nachtigallen begleitet zwiſchen

den Felsen und der Saale vergnügter nach Hause, als je ein Grosser von seiner Tafel aufgestanden ist. Hiedurch stärkte und erfrischte er sich zum neuen eisernen Fleiß, den er den übrigen Theil der Woche hindurch anwendete, und worin er sich höchst ungerne von jemand stören ließ. Seine Freunde, die dies wußten, besuchten ihn nie anders als am Abend, wenn er seine Arbeiten vollendet hatte, und sich ihnen ganz überlassen konnte. Man kann also leicht erachten, daß ihm die Aeusserung seines Bruders, vier Wochen bey ihm zu bleiben, äusserst unangenehm gewesen; und zwar um so mehr, da er theils schliessen konnte, daß Karl auf keine gute Art vom Petersberge weggekommen, theils auch für seinen Ausschweifungen in Halle, und unzähligem daraus erwachsenden Ungemach nicht sicher war. Er sagte ihm deswegen gleich gerade heraus, daß er, um sich keine Verantwortung von seinen Eltern zuzuziehn, ihn nicht länger als acht Tage bey sich behalten würde. Die Frage, wie er vom Petersberge weggekommen? beantwortete Karl mit weiter nichts, als daß es ihm dort nicht länger gefallen hätte, und er an der Landwirthschaft gar keinen Geschmack finden könnte. Des andern Tages war Julius kaum aufgestanden, als Karl ihn bat, doch heute mit ihm zu kut-

den Hinrichs zu gehn. Julius erwiederte, daß er dort keine unverheyrathete Frauenzimmer besuchte, und daß auch kein vernünftiges und rechtschaffenes Mädchen Besuche von einem Studenten, er sey so ordentlich als er wolle, annehmen würde, ohne sich in üblen Ruf zu bringen. Er hätte bis jezt bloß ihre Eltern einigemale in Herrn Abbts Gesellschaft besucht, es würde unartig seyn, wenn er die Höflichkeit, welche sie ihm da erwiesen, misbrauchen, sie beständig überlaufen und Freundschaft in Schmarotzerey verwandeln wollte.

Da Karl sahe, daß er bey seinem Bruder kein Gehör fand, erkundigte er sich sorgfältig nach Herrn Abbt, dessen Wohnung ihm aber Julius sorgfältig verheelte. Endlich beschloß er allein hinzugehn, und um einen Vorwand zu haben, wollte er sagen, daß er nach Magdeburg reisen würde, und sich erkundigen, ob sie etwas dorthin zu bestellen hätte. Von ohngefähr begegnete ihm Lottchen gleich vorne im Hause; er machte ihr eine tiefe Verbeugung, und wurde durch ihren unerwarteten Anblick so zerstreut und verwirrt, daß er selbst nicht mehr wußte, was er sagen wollte, sondern sie eine ganze Weile stumm ansah. Da sie ihn endlich fragte, was zu seinen Diensten wäre? antwortete er mit stotternder Stimme, ich wol-

ir — — wüte, Sie um Erlaubniß bitten nach Magdeburg — — — nach Magdeburg zu reisen. Ich weiß nicht, erwiederte Lottchen, was Sie auf den Gedanken leitet, mich auf eine so seichte und seltsame Art zum Besten zu haben; suchen Sie sich die Erlaubniß anderswo, wo Sie wollen. Ach vergeben, vergeben Sie mir, erwiederte er, ich habe mich nur versprochen, ich wollte sagen, daß ich nach Magdeburg reisen wollte, und Sie um Erlaubniß bitten, an Ihre dortigen geehrten Verwandten ein Kompliment von Ihnen bestellen zu dürfen. Ich habe erst heute geschrieben, versetzte sie, und muß dringender Ursachen wegen künftigen Posttag wieder schreiben, ich bin Ihnen also für Ihr Anbieten verbunden. Karl. Wollen Sie denn nicht die Gewogenheit haben, mir den Brief mit zu geben, den Sie mit der Post schicken wollen? Lottchen. Ich erwarte übermorgen erst Nachricht von Leipzig, die ich mit überschreiben muß, und kann also auch den Brief nicht eher schreiben. Karl. Ey das ist ja schön, denn warte ich noch so lange, und habe unterdessen noch einmal das Glück Ihnen aufzuwarten. Lottchen. Ich will weder Sie bemühen Herr Weissenfeld, noch auch die Post defraudiren. Haben Sie etwa noch an meinen Vater etwas auszurichten? Karl. (zu

wirst) Ja ich wollte noch — — — nein ich wüßte nichts; — — ich kann mich sogleich nicht besinnen, nein — nein — — aber mit Ihnen — — Lottchen. So nehmen Sie mir es nicht übel, daß ich mich Ihnen empfehle, ich habe ganz nothwendige Wirthschaftsgeschäfte; leben Sie wohl.

Karl blieb ganz bestürzt wie eine Bildsäule stehn, und wußte nicht, ob er gehn oder bleiben sollte; da er aber endlich weiter keinen zu sehn bekam, gieng er voll Verdruß still zum Hause hinaus, und machte als er zu Hause kam, seinem Bruder allerley Vorwürfe, daß er Lottchen Kaltsinn gegen ihn beygebracht hätte, die dieser aber weiter nicht beantwortete, als daß er Karln die Thorheit verwies, in seinen jetzigen Jahren von Neigung oder Kaltsinn eines Frauenzimmers gegen ihn zu sprechen.

Julius meldete an eben diesem Tage seinem Vater, daß Karl bey ihm angekommen sey, und Lust bezeigt habe vier Wochen bey ihm zu bleiben, und bat sich Verhaltungsbefehle deswegen aus. Er erhielt den folgenden Posttag Antwort, des Inhalts, daß er seinen Bruder nicht länger bey sich dulden, sondern ihn antreiben sollte, sogleich nach Magdeburg zu reisen. Beygelegt waren zween Briefe an Karln, der eine vom Hofrath, voll Drohungen und Verwün-

ſchungen, zum Theil in prophetiſchen Ausdrücken; (eine Abſchrift die der Hofrath davon genommen hatte, und die man in der Folge unter ſeinen Papieren fand, hatte die Ueberſchrift: Laſt wider Karln.) der andere von ſeiner Frau, voll Schmeicheleyen und Liebkoſungen, und dringender Bitten, ſie doch bald mit ſeiner ſüſſen Gegenwart zu erfreuen. Allein Karl achtete auf das eine ſo wenig als auf das andere, und beſchloß ſich immatrikuliren zu laſſen, und als Student gar in Halle zu bleiben. Die Hauptſchwierigkeit war nur, daß er kein Geld hatte, und nirgendsher etwas erwarten konnte, als von ſeinen Eltern. Die funfzig Thaler, welche ihm ſeine Mutter nach dem Petersberge mit gegeben, waren bey ſeinen öftern Reiſen nach Halle, von wo er auch einmal nach Leipzig ſtreifen wollte, aber in Skeudiz durch ein Gerücht von Annäherung der Feinde zurückgeſchreckt wurde, nebſt noch 6 Dukaten, die ſie ihm einmal bey Gelegenheit nachſchickte, verzehrt. Er ſuchte zu wiederholten malen ſeinen Bruder zu bereden, daß er ihm doch etwas vorſchieſſen möchte, der ihm aber zur Antwort gab, er möchte ihm nur erſt die hundert und dreyßig Thaler wieder ſchaffen, die er in Berlin für ihn bezahlt hätte, dann wollte er ihm von neuem etwas leihen: überdem hätte er jezt nichts vorräthig. Karl ſchrieb alſo wieder an ſeine Mutter,

beklagte sich zuerst, daß die Landwirthschaft gar keine Sache nach seinem Geschmack gewesen sey, und daß es ihm unmöglich gewesen sich darin zu schicken, und es zu einem gewissen Grad der Grösse darin zu bringen. Gleichwohl wünschte er in derjenigen Lebensart, die er für sich erwählte, sich über das Mittelmässige erheben zu können. Hierzu würde aber vor allen Dingen erfodert, daß man Geschmack an der Sache finden müßte, die man triebe. Er fände aber jezt an nichts in der Welt so viel Geschmack als an der Jurisprudenz, das Beyspiel der Referendarien B. * * und Sch. * *, wovon der eine in fünf Jahren Geheimerrath, der andere in zwey Jahren Regierungsrath geworden, sey für ihn ausserordentlich aufmunternd, und er würde sich alle Mühe von der Welt geben, es auch einmal so weit zu bringen. Sie kennte seine Fähigkeiten selbst, und er wäre sich bewußt auf Schulen so viel gelernt zu haben, daß er auf der Akademie mit Ehren fortkommen könnte. Sie möchte ihn also doch nicht seinem Stiefbruder nachsetzen, sondern ihm erlauben, daß er in Halle bleiben, und die Rechte studiren dürfte. Er war listig genug gewesen, gerade solche Gründe zu gebrauchen, von welchen er wußte, daß sie auf seine Mutter den meisten Eindruck machen würden. Sie war sogleich geneigt ihm seine Bitte zu bewilligen, und ihr Mann,

der anfänglich durchaus nicht daran wollte, muſs-te endlich auch ſeine Einſtimmung dazu geben, und ſich um ein anſehnliches Familienſtipendium bewerben, daß er auch durch Fürſprache einiger angeſehenen adelichen Damen, die dann und wann im Weiſſenfeldiſchen Hauſe eine gute Mahlzeit genoſſen, bald erhielt. Seine Mutter machte ihm dies in einem Briefe, der mit auſſerordentlicher Zärtlichkeit abgefaßt war, bekannt, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er vorher nach Magdeburg kommen ſollte, weil ſie ihn durchaus erſt ſehn müßte. Und weil ſie gerne das Vergnügen haben wollte, ihren lieben Sohn als Studenten zu ſehn, ſo fügte ſie auſſer zehn Thalern zum Reiſegelde, noch fünf Thaler zur Matrikel bey. Karl wurde ausgelaſſen vor Freude, als er den Brief empfieng; nun ſollſt du mir nicht entgehn, Lottchen, rief er aus, und ſchwenkte den Hut dreymal um den Kopf, nun werde ich dich alle Tage ſehn und ſprechen können. Um ſeiner Freude recht genieſſen zu können, gieng er augenblicklich auf den goldnen Ring, beſtellte ſich ein Abendeſſen zu vier Schüſſeln, und gieng wieder nach Hauſe und bat Juliuſſen nebſt Herrn Abbten mit ihm zu kommen. Beyde verbaten es, und der erſtere widerrieth es ihm dazu auch für ſeine Perſon nachdrücklich, er blieb aber dabey, ich habe einmal das Eſſen beſtellt, und will heute luſtig ſeyn. Er

gieng hin, und nahm die beyden ersten Studenten die ihm auf der Strasse begegneten, mit sich; es wurde nichts als Burgunder getrunken, und da sie aufstanden, belief sich seine Rechnung auf sieben Thaler, die er mit Vergnügen bezahlte. Den folgenden Morgen gieng er sogleich zum Dekanus und zum Prorektor und ließ sich die Matrikel geben; und fand nun endlich, daß er nur noch drey Thaler zur Reise haben würde: denn er machte seine Rechnung immer nach der Ausgabe, nie vorher. Da er sich mit diesem Gelde nicht auszukommen getraucte, sprach er seinen Bruder von neuem um ein Darlehn an, der ihm endlich so viel versprach, daß er auskommen könnte, aber unter der Bedingung, daß er ihm alles was er noch hätte, überlieferte, und ihm die Einrichtung der Reise überliesse. Julius bezahlte demnach in Halle die Post für ihn bis Calbe, schickte soviel als er in Calbe zu bezahlen hatte, auf der Post, an den dortigen Postmeister versiegelt, bezahlte dem Postillion in Halle sein Trinkgeld voraus, und gab ihm auch das Trinkgeld für den Postillion in Kaltenmark, und Karln selbst noch einen Gulden zu seiner freyen Disposition; weil er kein ander Mittel sahe, ihn nach Magdeburg zu bringen, und Karl sonst das Geld was er hatte, auf der ersten Station schon würde durchgebracht haben, ohne an die folgenden zu denken.

Auf diſe Weiſe kam er endlich wohlbehalten in Magdeburg an, fand ſeines Vaters rauhe Geſinnungen gegen ſich durch ſeine Mutter ziemlich gemildert, und wurde von der leztern auf das allerliebreichſte empfangen. Er hielt ſich aber nicht länger als acht Tage in Magdeburg auf, und reiſte, nachdem das Nöthige beſprochen und eingerichtet war, wohin auch dies mit gehörte, daß er ſein Geld allemal durch Juliuſſen wöchentlich erhalten ſollte, wieder nach Halle; wohin ihn theils ſein Verlangen kottchen bald wieder zu ſehn, ſtark zog, theils wurde ihm Magdeburg und der Aufenthalt in ſeiner Eltern Hauſe durch Roſalinden verhaßt, die ihn mit ihren Satiren und bittern Kritiken unaufhörlich verfolgte. Er warf ihr zwar dagegen den ſtarken Umgang vor, den ſie mit Kriegsgefangenen Officieren hielt, allein er fühlte es ſelbſt wohl, daß er ihr an Witz nicht gewachſen war, und den Kürzern ziehn mußte. Roſalinde fand jezt unter den gedachten Officieren würklich viele Verehrer, und noch mehrere glaubte ſie zu finden. Herr von Waldenburg, ein reicher Würtembergiſcher Edelmann, der als Lieutenant in die Gefangenſchaft gerathen war, hielt ſo gar bey ihren Eltern um ſie an, die über ſeinen Antrag beyde auſſerordentlich entzückt waren, und ſich alle Mühe gaben Roſalinden zu bereden, allein ſie blieb unbeweglich. Sie gab beſtändig

zur Antwort, auf diese Art würde sie nie einem Manne die Hand geben, wenn man sie von ihren Eltern sich erbitten wollte. Sie hielte nichts davon, vorher zu freyen, und hernach erst anfangen sich zu lieben, sie müßte sich mit dem Manne, dem sie ihre Hand geben sollte, erst drey bis vier Jahre vorher geliebt haben, und alle Touren mit ihm durchgegangen seyn, die sie in Büchern von andern Liebenden gelesen hätte. Den Herrn von Waldenburg aber könnte sie nimmer lieben, er wäre nicht Person genug, und dabey ein dummer Schöps; und alles in der Welt wollte sie lieber, als einen dummen Mann, dessen sie sich schämen und dessen beständiger Vormund sie seyn müßte. Aber desto sicherer kannst du ihn beherrschen, sagte die Hofräthinn. Bringt es denn wohl Ehre über einen einfältigen Mann zu herrschen? fuhr sie fort: mich dünkt gar nicht; dazu würde ich meine Talente nicht nöthig haben, das könnte wohl eine Schlechtere: aber über einen klugen Mann zu herrschen, und den durch noch grössre Klugheit dahin bringen, daß er nach unsrer Pfeife tanzen muß, das bringt Ehre. Und kurz von der Sache zu reden, wenn der Herr von Waldenburg so weise wäre wie Salomo und so schön wie Adonis, so habe ich doch einen solchen unwiderstehlichen Ekel gegen ihn, daß es mir fast unmöglich wäre ihn nur zu küssen, geschweige denn

zu heyrathen. Aber erwäge nur, du wirst doch gnädige Frau, und Beſitzerinn eines anſehnlichen Vermögens, verſetzte die Hofräthinn. Fürchten ſie denn, Mama, erwiederte Roſalinde, daß dies der erſte und letzte Edelmann ſeyn werde, der um mich anhält? Ueberdem iſt er ja nur Lieutenant, und was wäre denn das wohl für Ehre Frau Lieutenantinn zu ſeyn? Lieben kann man einen Lieutenant wohl; wenn er darnach iſt, aber heyrathen nicht eher als bis er Hauptmann iſt. Sie zielte hiemit auf ein paar andere Liebhaber, die ſie fleißig beſuchten, und ſich ebenfalls um ihre Gewogenheit bewarben, die doch auch beyde nur Lieutenants waren. Der eine Mſr. de Courteville ein Franzoſe, (aber ſie wie von den Berliner und Magdeburger Gaſſenjungen damals genannt wurden, ein Monſieur Roßbach) der andere Herr von Gyllenhök ein Schwede. Roſalinde wußte ſelbſt nicht, welchem von beyden ſie den Vorzug einräumen ſollte. Der letztere war einnehmender von Bildung und hatte artige und hinreiſſende Manieren; der andere war geiſtreicher, und wußte ſie durch ſeine Geſpräche, die gröſtentheils die belles lettres und die neueſte Litteratur in Frankreich betrafen, beſſer zu unterhalten. Er rühmte ſich mit dem Herrn von Voltaire in Briefwechſel zu ſtehn, und verſprach ihr ebenfalls zu dieſer Ehre zu verhelfen, welches ſie ſehr entzückte.

Er machte selbst französische Gedichte auf sie, die sie ausserordentlich bezauberten; denn von einem Franzosen besungen zu werden, hielt sie für die höchste Ehre. Oft las er ihr Stunden lang aus den neuesten witzigen Schriften seines Vaterlandes, und besonders aus den Voltärischen etwas vor, und hatte an ihr die aufmerksamste Zuhörerinn. Beyde stimmten auch sonst in ihren Grundsätzen mit einander überein, er war ein Deist, wie sie eine Deistinn, und liebte das Romantische eben so wie sie. Zu verschiedenenmalen that er ihr den Vorschlag, sie wollten, so bald er seine Freyheit erhalten hätte, als ein paar Liebende zusammen auf Reisen gehn, Rosalinde in Mannshabit, und er zweifelte nicht, wenn sie sein Vaterland kennen lernte, daß es ihr dort gefallen würde. Rosalinde fand zwar diesen Vorschlag an sich selbst so übel nicht, indessen hatte sie doch fürs erste noch allerley Bedenklichkeiten dabey, die sie nicht zu heben wußte.

Beyde Liebhaber wußten es, daß sie Nebenbuhler waren, und gaben sich alle Mühe, einander den Vorzug abzugewinnen: kannten es aber beyde noch nicht erhalten, daß sie sich dem einen merklich gewogener erzeigte, als dem andern. Außer diesen hatte sie noch eine Menge anderer Verehrer, von allerley Nationen, die sich in

Magdeburg befanden, die zwar gegen die vorhin genannten Beyden gerechnet, in keine Betrachtung kamen, die ſie aber doch nicht von der Hand wies, ſondern durch allerley Gefälligkeitserweiſung beyzubehalten ſuchte, damit ihr Hofſtaat ſo zahlreich als möglich wäre. Sie freute ſich dieſer wegen über den Krieg nicht wenig, weil er ihr die Gelegenheit verſchafte, unter ſo vielerley Nationen Verehrer zu haben, und in entfernten Ländern bekannt zu werden.

Karl, der dies ſahe, und es nicht begreifen konnte, daß ein ſolcher Umgang ohne Laſter beſtehen könne, nahm daher Gelegenheit ihr denſelben gegenſeitig vorzuwerfen, und darüber zu gloſſiren, wenn ſie ſeiner ſpottete; allein, wie geſagt, er konnte es dennoch nicht mit ihr aushalten, und entfernte ſich deswegen ſobald als möglich wieder von Magdeburg. Als er auf ſeiner Reiſe nach Halle, beym Petersberge vorbey kam, rief er noch vom Poſtwagen dem ehrlichen Amtmann ein Vivat zu, und langte ganz vergnügt in Halle an. Seine Mutter, die, ihres Haſſes gegen Julius ungeachtet, doch endlich einſehn lernte, daß er erkenntlicher war, als Karl, und daß man ſich in Geldſachen auf ihn verlaſſen könne, gab ihrem Sohn nur zwanzig Thaler zu ſeiner freyen Diſpoſition mit. Das übrige Geld

ließ ſie durch ihren Mann, (denn ſie ſelbſt wür-
digte ihn keines Briefes) ſämmtlich an Julius ſchi-
cken, mit dem gemeßnen Auftrage, davon Woh-
nung, Aufwartung, Tiſch und Collegia zu prä-
numeriren, das Abendeſſen und was er ſonſt im
Hauſe verzehrte, davon zu bezahlen, und ihm
wöchentlich zween Thaler Taſchengeld davon zu
geben: auch wo möglich ihn mit auf ſeine Stube
zu nehmen. Auf dieſe Art glaubte ſie allen Un-
ordnungen und Ausſchweifungen und aller Ver-
ſchwendung vorbeugen zu können. Julius nahm
den ihm gegebnen Auftrag an, nur mit ſeinem
Bruder auf einer Stube zu wohnen, dazu konnte
er ſich nicht entſchlieſſen; er miethete ihm aber
doch eine Stube in dem Hintergebäude des nehm-
lichen Hauſes, worin er ſelbſt wohnte, um etwas
Acht auf ihn haben zu können. Er gerieth an-
fänglich in eine kleine Verſuchung, ob er ſich nicht
von dem überſandten Gelde ſchadlos machen wollte,
wegen der für Karln bezahlten hundert und drey-
ßig Thaler, wovon er noch keinen Heller wieder
bekommen hatte; allein ſeine Grundſätze, beſſer
Unrecht leiden als Unrecht thun, und dem Treue
und Glauben zu beweiſen, der uns dieſelbe zu-
traut, ſtraften ihn bald wegen ſeines Einfalls, und
hielten ihn davon ab.

Karl machte ſich ſogleich den Tag nach ſei-
ner Ankunft Gelegenheit, Lottchen zu beſuchen,

indem er ihr Komplimente von Magdeburg überbrachte, die ihm größtentheils gar nicht aufgetragen waren, und diesen Vorwand brauchte er öfters, indem er vorgab, daß ihn in Briefen dergleichen aufgetragen wären. Die Kälte, womit er allesmal empfangen wurde, und die ausdrückliche Zurückweisung, die er einigemal bekam, da sie ihm sagte, sie bedauerte, daß er sich um eines bloßen Komplimentes willen inkommodirte, sie wollte es künftig ganz verbitten, schreckte ihn nicht im Geringsten ab. Hiernächst fieng er, aller genommenen Vorsicht ungeachtet, auch bald wieder an auf seinen alten gewöhnlichen Fuß zu leben. Die Kollegia wurden von ihm selten oder gar nicht besucht, sein gewöhnlicher Aufenthalt waren die Weinhäuser und Billarde, und zuweilen brachte er ganzer acht Tage nach einander in Dachritz oder Schlettau zu. Das Geld was ihm seine Mutter mitgegeben hatte, war schon in den ersten drey Wochen verzehrt und verspielt, und die zween Thaler, welche er wöchentlich von Justus bekam, reichten so wenig zu, daß er wenigstens alle Woche noch sechs bis acht Thaler Schulden dazu machte. Seine Begierde nach Leipzig zu reisen konnte er nicht länger unbefriedigt lassen, er verlangte mit Ungestüm Geld dazu von seinem Bruder: und da ihm dieser dasselbe abschlug, mußte die Uhr aufs Addreßhaus wandern, wo er

zwanzig Thaler darauf liehe; der Pferdeverleiher Karl, dem er ohnehin schon dreyßig Thaler für Ausreiten schuldig war, mußte nicht allein ihm ein Pferd auf acht Tage auf Kredit leihen, sondern auch einem seiner Freunde, den er gern bey sich hatte, und der auf keine andre Bedingung mit reiten wollte. Hier machte er sich alle Vergnügungen zu Nutz, die dieser reizende Ort nur immer gewährt; die Gärten zu besuchen erlaubte zwar die Jahreszeit nicht, desto fleißiger war er in den Kaffeehäusern. Einer von denen, die mit geritten waren, fragte, ob sie nicht die herrlichen Bibliotheken besehn wollten? Ey was Bibliotheken! antwortete er, ich bin dazu nicht nach Leipzig gekommen, daß ich kalmäusern, sondern daß ich lustig seyn will. Ehe noch vier Tage vergangen waren, war sein Geld schon verzehrt; gleichwohl wollte er Leipzig noch nicht gerne verlassen. Er fertigte also seinen Freund nach Halle ab, sich von seinem Bruder sein Taschengeld auf vier Wochen pränumeriren zu lassen, oder widrigenfalls seine Kleidung und was er sonst auf seiner Stube fände, zu verpfänden. Julius weigerte sich, sowohl das eine zu thun, als das andre geschehn zu lassen. Sein Freund kam also unverrichteter Sachen wieder zurück, und Karl schwur, daß er sich an seinem Bruder rächen und mit ihm schlagen wollte; so bald er wieder nach Halle

käme. Er mußte alſo wider Willen Leipzig ſchon am ſechſten Tage wieder verlaſſen, und konnte nicht einmal den Wirth im Karpen, auf dem Berlihl, wo er abgetreten war, bezahlen. Als er ſich zu Pferde ſetzen wollte, kam Herr Hamann noch mit einer Rechnung von zwölf Thalern, und drohte ihm, das Pferd nicht eher aus dem Stalle zu laſſen, als bis er bezahlt hätte. Zum Glück hatte noch einer ſeiner Freunde eine Uhr bey ſich, und war willig genug, ſie zum Unterpfande dort zu laſſen.

Eine kleine Sammlung Briefe überhebt mich der Mühe, die folgenden Begebenheiten zu erzählen; ich theile ſie deswegen, ſoweit ſie dieſe Geſchichte betreffen, unverkürzt mit.

*

An Herrn Hofrath Weiſſenfeld.

Halle, den 14. Jun. 1759.

Lieber Vater!

Mit dem äuſſerſten Verdruß muß ich Ihnen melden, daß mein Bruder alle meine Entwürfe ihn in Ordnung zu erhalten, vereitelt hat. Er wollte mit einer Geſellſchaft nach Leipzig reiten, und verlangte von mir Geld zur Reiſe: ich ſchlug es ihm ab. Darauf hat er ſeine goldne Uhr für

zwanzig Thaler versetzt, ist nach Leipzig geritten, und hat auch von da nicht wieder weg kommen können, ohne daß einer aus der Gesellschaft für ihn hat seine Uhr zum Pfande lassen müssen. Er sagte mir dies, da er zu Hause kam, und verlangte Geld von mir, um die Uhr sogleich wieder einlösen zu können. Ich ließ den Studenten zu mir kommen, und gab demselben so viel Geld, wofür er die Uhr dort gelassen hatte, nebst dem Postgelde, um es ohne eignen Verlust übersenden zu können. Zugleich aber deutete ich Karln an, daß ich ihm so lange nur den vierten Theil seines Taschengeldes geben würde, bis ich die ausgelegten zwölf Thaler wieder abgezogen hätte. Er gab mir trotzige und drohende Antworten: und da ich vorgestern, als den vierten Tag nachher, aus dem Kollegio nach Hause kam, erfuhr ich zu meinem äussersten Erstaunen, daß er heimlich und ohne mir ein Wort zu sagen, aus unserm Hause weg, und in ein anderes Haus gezogen war, das ohnehin nicht in dem besten Rufe steht, und von den wildesten und ausschweifendsten Leuten bewohnt wird. Ich gieng sogleich zu ihm, stellte ihn deswegen zur Rede, und wandte alle Bitten und Vorstellungen an, um ihn zu bewegen, daß er wieder in unser Haus zurückkehrte. Er fragte mich trotzig, ob ich ihm etwas zu befehlen hätte? Und da ich ihm drohete, ihn bey dem

Prorektor zu verklagen, und durch denſelben zwingen zu laſſen, daß er wieder in ſein voriges Quartier zurückkehren müßte: gab er mir zur Antwort, wenn ich mich dies unterſtünde, ſo würde ich mir das Unglück ſelbſt beyzumeſſen haben, was daraus entſtehen würde. Ich bitte Sie alſo um weitere Verhaltungsbefehle, und zugleich, daß Sie oder die Mama die Güte haben mögen, ihn in einem Briefe zurecht zu weiſen, und anzubefehlen, daß er wieder in dies Haus ziehe, und meinen Vorſtellungen Folge leiſte; oder widrigenfalls mich von der Aufſicht, die ich über ihn haben ſoll, zu diſpenſiren.

Ich bin u. ſ. w.

Julius Weiſſenfeld.

*

An Ebendenſelben.

Halle, den 22. Dec. 1759.

Ihres gemeſſenen Befehls ungeachtet, denkt Karl noch an nichts weniger, als ſein voriges Quartier wieder zu beziehn. Er wird vielmehr von Tag zu Tage wilder und ausſchweifender. In der kurzen Zeit, da er auf der Akademie geweſen iſt, hat er ſich auf derſelben ſchon als den

ärgſten Spieler und Säufer bekannt gemacht. Auf genaue Erkundigung habe ich erfahren, daß er kein Collegium beſucht; auſſer daß er dann und wann eine Stunde bey Carrach kommt, um über das Räuſpern des alten Mannes zu lachen. Seine Schulden ſind nicht zu überſehn. Hier iſt nur ein kurzes Verzeichniß derer, die ich weiß, und die mich zum Theil der Bezahlung wegen überlaufen:

Auf dem Addreßhauſe	33	Thl.	12 gl.
Dem Pferdeverleiher Reck	42	—	18 —
Dem Pferdeverleiher Werg	7	—	—
Dem Deſtillateur Gallas	15	—	16 —
Dem Wirth im blauen Engel	25	—	10 —
Dem Kaffetier Pauli	37	—	— —
Dem Weinhändler Keutel	26	—	8 —
Dem Wirth auf dem Rathskeller	19	—	20 —
Dem Konditor : :	8	—	6 —
Den Beckern Reuſcher und Grundmann	6	—	4 —
Summa	221	Thlr.	22 gr.

Von dem gröſten Theil dieſer Schulden habe ich nichts gewuſt, und einen Theil derſelben, nemlich die Reitſchulden, habe ich durch alle Bitten und Vorſtellungen nicht abwenden können. Seine Spielſchulden und vielleicht noch manche andre, ſind mir nicht einmal bekannt. Gott weiß, wo es mit ihm hinaus will. Ich wünſchte herzlich, daß er bey Ihnen zu Hauſe ſeyn möchte: aber was wird er am Ende werden?

Ich bin u. ſ. w.

Julius Weiſſenfeld.

*

An Frau Hofräthinn Weiſſenfeld.

Halle, den 24. Jun. 1759.

Allerliebſte, beſte Frau Mutter!

Ich hätte geglaubt, daß Sie Juliuſſen beſſer kennen würden, als daß Sie ſich durch ihn ſo wider mich einnehmen lieſſen. Es iſt wahr, ich habe einige Schulden, aber die habe ich Ehren halber machen müſſen; denn ſo karg wie Julius zu leben, dazu denke ich zu edel. Man weiß es hier, daß ich aus einem der angeſehenſten Häuſer in Magdeburg bin; folglich muſte ich

mich auch meinem Stande gemäß betragen. Beſänftigen Sie doch den Papa; er hat einen harten Brief an mich geſchrieben. Ich kann mich unmöglich dazu bequemen, unter Julius und ſeiner Aufſicht zu ſtehn, und ich weiß, daß Sie dies auch ſelbſt nicht verlangen werden von

Ihrem
gehorſamſten, Sie bis in den Tod
liebenden Sohn
Karl Weiſſenfeld.

*

An Herrn Hofrath Weiſſenfeld.

Halle, den 5ten März 1759.

Lieber Vater!

Wir erleben noch das größte Unglück an Karln. Denken Sie einmal, was er nun ſchon wieder angefangen hat. Da hat er mit ſechs nichtswürdigen Studenten ein Komplot gemacht, Lottchen Hinrichs zu entführen. Alle Anſtalten waren ſchon dazu gemacht, die Kutſche war beſtellt und hielt auf dem groſſen Berlin, weil er wußte, daß ſie in dortiger Gegend eine ihrer Freundinnen beſuchte, und er hatte ſich beym Ochſenſchen Hauſe mit fünfen ſeiner Genoſſen hingeſtellt. Der

sechste war ausgeblieben und hatte die Sache verrathen. Auf einmal erschienen die Häscher, die er aber noch zur rechten Zeit wahrgenommen, indem er einen seiner Kameraden an der Ranischen Strasse ausgestellt, wodurch er und die übrigen den Händen derselben entgieng. Er hat sich noch denselbigen Abend aus der Stadt fortgemacht, und niemand weiß wohin. Ich will mir indessen alle Mühe geben, ob ich ihn morgen auf einem der herumgelegenen Dörfer auskundschaften, und die Sache auf eine gute Art vermitteln kann. Der Prorektor, bey dem ich heute war, sprach von der Relegation cum infamia. Das wolle doch Gott verhüten; wenn es nicht anders ist, so wollte ich Ihnen rathen, daß Sie diese Strafe abkauften; freylich wird eine grosse Summe dazu erfordert werden; aber es ist doch besser Schaden als Schimpf. Wenn Sie sie auch nur in so weit abkaufen, daß die Relegation in ein Consilium abeundi verwandelt wird.

Ich bin u. s. w.

Julius Weissenfeld.

*

An Ebendenſelben.

Halle, den 14 Merz 1739.

Lieber Vater!

Vor vier Tagen kam Karl in einer rothen Weſte mit Gold, ohne Rock, (der gewöhnliche Habit, worin die tollen Studenten auszureiten pflegen) und einer groſſen Knallpeitſche ſans façon im Klausthor herein geritten, und hinter ihm her die andern fünfe, welche mit ihm davon gegangen waren. Es währte nicht drey Stunden, als ſchon ihr Aufenthalt in Halle bekannt, und ſie in Verhaft genommen wurden. Ehegeſtern ſind ſie zum erſtenmal im Verhör geweſen, und es heißt, ſie hätten alles geradezu abgeleugnet, und vorgegeben, ſie hätten dem Menſchen, der es angezeigt, die ganze Sache nur aufgebunden. Ob ſie damit durchkommen werden, wird die Zeit lehren. Ich zweifle daran. Wenigſtens macht ſie das immer ſehr verdächtig, daß ſie alle mit einander entwiſcht geweſen. Ich bin u. ſ. w.

Julius Weiſſenfeld.

N. S.

So eben erfahre ich, daß Karl heute wieder im Verhör gewesen, und daß man in demselben noch eben so wenig auf ihn bringen können, als ehegestern. Wollte doch Gott! daß er wirklich völlig unschuldig seyn möchte: allein, daß er das nicht sey, ist seines Leugnens ungeachtet aus mehr als einem Umstande deutlich.

*

An Ebendenselben.

Halle, den 25ten März 1759.

Karl ist endlich wirklich von dem Verbrechen, um deswillen er in Verhaft genommen ist, losgesprochen worden, weil man ihm nichts hat beweisen können. Weil sich aber während der Untersuchung seine sämmtlichen Gläubiger gemeldet, so soll er so lange im Karcer bleiben, bis seine Schulden, die sich seit meinem Briefe vom 22sten Februar, noch um vierzig Thaler vermehrt haben, nebst dem Karcer und Gerichtsgebühren, (die hier ein inhaftirter Student allemal bezahlen muß, wenn er auch wirklich unschuldig be-

funden wird) die sich auf sechs und dreyßig Thaler belaufen, bezahlt sind. Sie werden also eine Summe von wenigstens dreyhundert Thaler zu übersenden haben, wenn Sie ihn lösen wollen. Und am Ende wird es doch geschehn müssen, wenn Sie nicht uns zum Schimpf ihn ein langwieriges Gefängniß wollen aushalten lassen. Ich bin u. s. w.

Julius Weissenfeld.

* * *

An Julius.

Magdeburg, den 1sten April. 1759.

Ich weiß nicht was das bedeuten soll, daß du in meines Sohns Angelegenheiten immer an meinen Mann schreibst, da du doch weißt, daß ich das Geld untern Händen habe, und mich mehr um ihn bekümmere. Ich messe es bloß dir und deiner Fahrlässigkeit bey, daß er wieder in unrechte Hände gerathen ist, und es reuet mich, daß ich ein so grosses Vertrauen auf dich gesetzt gehabt, das du gar nicht verdienst. Hier sind vierhundert Thaler, davon sollst du seine Schulden be-

zahlen, und ihn aus dem Karcer freymachen, und von dem übrigen sollst du wieder alles präs numeriren. Gott weiß, wie sauer es mir wird. Ohnedem ist schon wieder ein Kapital von zweytausend Thalern bey dem Amtmann Stümer zum Henker gegangen. Wir werden, wenn das so fortgeht, noch bettelarm, ehe zehn Jahr vergehn. Ich weiß wahrhaftig nicht mehr, wo es herkommen soll. Karl soll sogleich, als er vom Karcer kommt, aus seinem bisherigen Quartier aus, und in das Haus des Herrn Geheimenrath Carrach ziehn, den ich schon ersucht habe, die Aufsicht in Zukunft über ihn zu haben, und allen seinen bisherigen Gläubigern zu verbieten, daß sie ihm nichts wieder borgen. Sollte in Zukunft wieder etwas vorfallen, so rathe ich dir, daß du es an mich schreibst, und nicht an deinen eigensinnigen Vater. Soll ich denn immer Lärm und Zank mit ihm haben, um nichts und wieder nichts?

Karolina Weissenfeld.

An Frau Hofräthinn Weissenfeld.

Halle, den 15ten April. 1759.

Werthgeschätzte Frau Mutter!

Ihrem Befehl gemäß schreibe ich jetzt an Sie, ob ich gleich wünschte, daß sich die traurige Gelegenheit dazu sobald nicht möchte ereignet haben. Karls, und durch ihn unser Unglück ist nun vollkommen. Er war nicht sobald vom Karcer, als er mit einer starken Gesellschaft nach Leipzig ritte. Hier hat er in acht Tagen durch Spielen und andre Ausschweifungen so viel Schulden gemacht, daß man ihn wollte in Verhaft nehmen lassen. Sobald er dies gemerkt, ist er heimlich davon gegangen, und hat sein Pferd dort stehn lassen. Kein Mensch weiß, wo er geblieben ist. Ich werde mir alle Mühe geben ihn auszuforschen, und bin unterdessen

Ihr

gehorsamster Sohn
Julius Weissenfeld.

N. S.

So eben erfahre ich durch einen Studenten, der von Leipzig kommt, die schreckliche Nachricht, daß Karl unter einem Freybataillon Kriegsdienste genommen hat, welches den Tag darauf Befehl erhalten, den Marsch nach Böhmen anzutreten. Nun scheint also alle Rettung für ihn verloren zu seyn.

*

An Julius Weissenfeld.

Magdeburg, den 23sten April. 1759.

Mein lieber Sohn!

Ich bin ein elender Mann, der die Ruthe seines Grimms sehn muß; er hat mich geführt und lassen gehn in Finsterniß und nicht ins Licht. Er hat mein Fleisch und Haut alt gemacht, und mein Gebein zerschlagen. Ich bin ein Spott aller meinem Volke, und täglich ihr Liedlein. Er hat mich mit Bitterkeit gesättigt und mit Wermuth getränkt. So kann ich nun wohl von mir mit Wahrheit sagen, da meiner Leiden kein Ziel noch Ende ist. Gott! was muß ich an meinen Kin-

dern erleben. Kaum hatten wir durch dich die Hiobspost erhalten, daß der liederliche Karl unter ein Freykorps gegangen sey, als meine Frau sich aufmachte und mit tausend Thalern nach Sachsen reiste, um ihn auf allen Fall wieder loskaufen zu können, es möchte auch kosten, was es wollte. Am zweiten Tage nach ihrer Abreise vermißte ich Rosalinden; und nun sind seitdem schon fünf Tage verstrichen, da ich nicht das Geringste von ihrem Aufenthalt erfahren habe, ungeachtet ich mir in ganz Magdeburg deswegen Mühe gegeben. Gleichwohl kann ich auch nicht erfahren, daß sie aus irgend einem Thor passirt sey. Gott stehe mir bey, und tröste mich, sonst muß ich mir ein Leid zufügen. Was wird meine Frau sagen, wenn die zu Hause kommt? Du würdest mir den größten Gefallen thun, wenn du eine Reise durch Thüringen, Mansfeld, das Halberstädtische und Braunschweigische machtest, und dir Mühe gäbest, ob du keine Nachricht von ihr einziehn könntest. Ich bin ꝛc.

Elias Weißenfeld.

*

An Herrn Hofrath Weiſſenfeld.

Halle, den 6 May. 1759.

Ich war ſo eben im Begrif Ihren Befehl auszuführen, und ſo gering auch mein Geldvorrath war, eine Reiſe anzuſtellen, um Roſalinden auszukundſchaften, als mir ein Reiſender aus Weimar folgenden Brief von ihr brachte, den ihm ein junger Menſch daſelbſt im Wirthshauſe gegeben hatte, mit dem Auftrage, ihn ſobald als möglich mir einzuhändigen.

Weimar, den 3 May. 1759.

Der Aufenthalt in unſrer Eltern Hauſe iſt mir zuletzt ſo unangenehm geworden, daß ich nicht länger darin aushalten konnte. Ueberdem halte ich es für unbillig, daß Mannsperſonen allein Gelegenheit haben ſollen, durch Reiſen ihre Kenntniſſe zu erweitern und ihren Verſtand auszubilden, und daß dem zweyten Geſchlecht dieſer Vortheil ganz verſagt ſeyn ſoll; von deſſen Wichtigkeit ich ſowohl durch die Schriften, die ich geleſen, als auch durch Herrn von Courteville überzeugt bin. Ich habe mir dieſerwegen die

Abwesenheit meiner Mutter zu Nutze gemacht, und meine Juwelen nebst dreyhundert Thaler von dem aus dem Stümerschen Konkurs eingelaufenen Geldern mitgenommen. Sterbe ich, oder sollte ich sonst auf irgend eine Art verhindert werden zurück zukommen, so wird dieses Geld leicht zu verschmerzen seyn: sollte ich aber einmal über kurz oder lang wieder kommen, so kann es mir dereinst von meiner Erbschaft abgezogen werden. Ich hoffe von meiner Mutter dieses Schritts wegen Verzeihung zu erhalten. Ich habe solche Maasregeln genommen, daß meine Ehre völlig in Sicherheit gestellt ist. Uebrigens sage nur meinen Eltern, daß sie sich keine Mühe geben möchten, mich aufsuchen zu lassen, da dieselbe ganz vergeblich seyn würde. Man soll mich gewiß nirgends kennen, und da ich in einer Stunde wieder von hier abreise, so hoffe ich, zu der Zeit, da du diesen Brief bekommst, schon so weit zu seyn, daß man mich nicht einholen soll. Erzeige mir die Gefälligkeit einliegenden Brief an Herrn von Courteville sogleich auf die Post zu geben, mir ist viel daran gelegen. Ich bin

Deine

treue Schwester
Rosalinde Weissenfeld.

Ich habe den Brief an Herrn von Courteville deswegen nicht auf die Post gegeben, sondern hier beygeschlossen, damit Sie ihn, falls Sie glauben, daß etwas darin seyn möchte, was Ihnen über Rosalindens seltsames Unternehmen einigen Aufschluß geben könnte, nach Belieben eröfnen möchten. Von Karln habe ich nicht das Geringste erfahren können. Sobald die Mama zu Hause kommt, geben Sie mir doch einige Nachricht von ihm. Ich bin ꝛc.

Julius Weissenfeld.

An Julius Weissenfeld.

Magdeburg, den 19 May. 1759.

Ich habe schier meine Augen ausgeweint, daß mir mein Leib davon wehe thut, muß ich nun mit dem Propheten sagen. Unser Karl ist dahin, er ist nicht mehr! Meine Thränen sind Blut, und ich bade mich des Nachts auf meinem Lager darin. Vor einigen Tagen ist meine Frau aus Sachsen höchst betrübt wieder zu Hause gekommen, und hat die schreckliche Nachricht mitgebracht, daß sie nach langem vergeblichen

Nachfragen, unter welchem Freybataillon Karl stehe, es endlich erfahren; aber zugleich mit der Nachricht, daß eben dieses Freybataillon von den Oesterreichern größtentheils niedergehauen worden, und daß ein, ganz kleiner Ueberrest davon in die Gefangenschaft gerathen sey. Nur vierzig sind davon gekommen, und von diesen hat meine Frau einen gesprochen, der ausgesagt, daß Karl an seiner Seite geblieben sey. Du kannst dir die Betrübniß unserer Seelen nicht groß genug vorstellen. Karl ist nicht mehr, Rosalinde ist auch dahin, wer weiß, was dir noch widerfährt, mein Erstgeborner und nun mein Einziger. Ich weiß selbst fast nicht, ob mich Karls Tod oder Rosalindens Entfernung mehr betrübe. Dies gute Kind scheint in die Hände eines Verführers gefallen zu seyn. Hier ist eine Abschrift des Briefes, den du mir zugesandt hast, und den ich sogleich eröfnete; und zwar so wie ihn meine Frau ins Deutsche übersetzt hat, denn der Brief selbst ist französisch.

Mein lieber Courteville!

Ich glaube nun wohl hinlänglich gezeigt zu haben, daß ich die starke Seele besitze, die Sie so oft an mir gerühmt haben, und die Ihnen

überhaupt am Frauenzimmer sowohl gefiel. Noch bin ich unschlüssig, ob ich meinen Lauf nach Italien, Frankreich oder England richten werde. Dasjenige Land, welches das meiste Sonderbare und Auffallende hat, wo die freyeste, ungezwungenste, natürlichste Lebensart ist, würde mir das Liebste seyn. Am allerliebsten aber das, wo Sie sind. Ist es Ihnen möglich, so machen Sie, daß Sie bald aus Ihrer Kriegsgefangenschaft loskommen, aber auch, daß Sie dann Ihren Abschied erhalten, und gehn Sie dann auf Ihr Landgut; dann will ich auch dahin kommen, Sie sollen Daphnis, ich Galathee seyn, und wir wollen ein recht arkadisches Leben mit einander führen, und der ganzen Welt zeigen, daß Seelen sich rein und ohne Zwischenkunft des Gefühls und der Sinnlichkeit lieben können. Ich habe mich bis jetzt genau nach Ihren Vorschriften gerichtet, und mich gut dabey befunden, und ich denke, daß dies ferner geschehn werde. Ich korrespondirte gerne ferner mit Ihnen, Ihre geistreichen Gespräche sind meiner Seele immer gegenwärtig, und ich wünschte sowohl das Andenken daran oft erneuert, als auch die Fortsetzung davon in Ihren Briefen vorgetragen zu sehn; aber ich halte es bedenklich mit Ihnen zu korrespondiren, aus Furcht, daß wir

verrathen werden möchten. Könnten Sie mir nicht einen Kanal anweisen, durch den ich an Sie schriebe, ohne daß es jemand entdecken oder merken könnte? Von meinen jetzigen Begebenheiten weis ich Ihnen wenig zu sagen, und wenn ich auch etwas wüßte, so hätte ich kaum die Zeit dazu es zu schreiben, da in einer halben Stunde die Post von hier weiter geht, worauf ich mich setzen werde. Wie gerne hätte ich bald einen Brief von Ihnen, aber ich weis Ihnen keine sichere Addresse zu geben. Doch eins fällt mir ein. Ich will auf alle Fälle, ich mag hinreisen wohin ich will, vorher Wien und den kaiserlichen Hof sehn. Richten Sie dorthin einen Brief an mich, und damit in Magdeburg keiner etwas merke, so machen Sie die Aufschrift: An Herrn Herrn Boileau, gegenwärtig in Wien, von ihm selbst aus dem Kaiserlichen Hofpostamt abzufordern; so denke ich, werde ich den Brief wohl erhalten. Oder sollte ich Ihnen unterdessen eine nähere Addresse geben können, so will ichs thun. Grüssen Sie doch den Herrn von Gyllenhök tausendmal von mir, und sagen Sie ihm, daß ich ihn unendlich hochschätzte, und keine Nachricht lieber hören würde, als daß es ihm wohl gienge. Leben Sie so wohl und glücklich als Sie es verdienen. Wenn wir uns wieder sehn, so hoffe ich, daß Sie mich den bekannten geist-

reichen Frauenzimmern Ihres Vaterlandes etwas ähnlicher finden sollen. Behalten Sie im guten Andenken

Ihre

Rosalinde Weissenfeld.

Ich habe sogleich, da ich den Brief gelesen hatte, an das Gouvernement und an das kaiserliche Hofpostamt in Wien geschrieben, demselben den Vorfall gemeldet, und gebeten, wenn ein Brief à Monsieur Boileau einliefe, denselben an sich zu behalten und mir zu übersenden, auch zugleich denjenigen, der den Brief abholen würde, in Verhaft zu nehmen: ich zweifle aber, ob mein Brief etwas bewirken werde, da das kaiserliche Gouvernement und Postamt schwerlich einem Preussischen Unterthan eine Gefälligkeit erweisen wird. Was meynst du aber wohl, was ich mit dem Verführer, dem Franzosen mache? Verklage ich ihn hier beym Gouvernement, so macht die Sache nur noch mehr Aufsehn, und ich kann von dem nakten Hund doch nichts erlangen. Gieb mir hierin einen guten Rath, wenn du kannst. Ich bin ꝛc.

Elias Weissenfeld.

N. S.

Da ich eben jetzt noch mit meiner Frau hierüber spreche, sagt sie mir, daß ich eine ganz vergebne Sache angefangen hätte, dadurch daß ich nach Wien geschrieben, denn da ich den Brief an den Courteville untergeschlagen, so könnte er auch nicht antworten, mithin würde dort auch kein Brief an Monsieur Boileau

einlaufen können. Sie hat gewissermaßen wohl recht, indessen, wer weis, ob nicht Rosalinde noch einmal schreibt, und ihm dieselbe Addresse giebt; oder widrigenfalls kann ich ja auch selbst an sie unter dem Namen Boileau schreiben. Und wenn auch keines von beyden geschieht, so wird sie zu Wien doch wohl nach einem Brief an Herrn Boileau fragen lassen; und wenn dann auch keiner da ist, so könnte ich durch ihre blosse Nachfrage schon zu meinem Zweck gelangen. Hätte ich zehn Jahre weniger, so reiste ich noch selbst hin, aber für einen sechs und funfziger ist das nichts: dazu habe ich mich auch schon einmal so an mein Haus und meine Stube gewöhnt, daß ich mich nicht gut davon entfernen kann. Vielleicht tritt aber meine Frau noch diese grosse Reise an, wenn sie sich erst von der nach Sachsen erholt hat.

*

An Ebendenselben.

Stralsund, den 22sten May 1759.

Mein werthgeschätzter Herr Vetter!

Wir haben seit Ihrer Abreise von hier, unbeschreibliche Drangsale ausgestanden, und es ist uns in diesem letzten Winter gerade wieder so gegangen als im vorigen; wir sind fast ein halbes Jahr lang eingeschlossen gewesen, und haben weder Brief noch sonst etwas heraus bringen können; ausgenommen was zu Wasser über Schwe-

den und Lübeck gieng. Um Neujahr 1758 nahm unser Elend seinen eigentlichen Anfang, da die Schwedische Armee sich auf Annäherung der Preußischen unter dem Feldmarschall Lehwald in Stralsund hereinzog. Für eine Belagerung waren wir nicht besorgt, dazu ist Stralsund zu stark; aber die Bloquade, welche wir aushalten mußten, war fürchterlicher als alle Belagerungen. Sie wissen, daß Stralsund für seine Grösse und seinen Umfang ohnehin Menschen genug hat, da man die Zahl derselben zwischen funfzehn und zwanzigtausend rechnet, ohne die Garnison. Nun stellen Sie Sich vor, daß noch einmal so viele hereingepfropft werden, (denn es lag beynahe die ganze Armee in der Stadt, nur die Cavallerie und wenige Infanterie war auf Rügen verlegt) und daß uns dazu alle Zufuhr von der Landseite abgeschnitten ist, so wird ihnen der Mangel, der uns gedrückt hat, und die daraus entstandenen Krankheiten begreiflich seyn. Es vergieng kein Tag, wo nicht zwanzig bis dreyßig Todte begraben wurden. Auch mein lieber Mann lag schon damals schwer darnieder, wie er Ihnen schon im abgewichenen Jahr selbst wird gemeldet haben; Doch half ihm der liebe Gott noch, daß er völlig wieder zu Kräften kam. Wir hoften eine so traurige Zeit nicht wieder zu erleben, aber im abgewichenen

Winter kamen die Preussen unter dem Grafen Dohna wieder, wir hofften, sie würden die Gränzflüsse, Peene, Trebel und Rekenitz nicht passiren können, und wurden in unsrer Hofnung bestärkt, als wir erfuhren, daß sie den Paß zu Triebsees einen Tag lang vergeblich kanonirt, und darauf wieder hätten abziehen müssen; allein wenig Tage darauf waren sie bey Damgarten herüber gekommen und giengen sogleich gerade auf Stralsund los. Wir haben also vom Anfange dieses Jahres an wieder dieselbige Noth ausstehn müssen, die wir im vorigen Jahre erduldeten. Mein lieber Mann hatte dabey das Unglück, nach überstandenem beschwerlichen Winter, zu Anfange des Aprils wieder in dieselbige Krankheit zu verfallen, die ihn im vorigen Jahre heimgesucht hatte. Er liegt nun schon seit sieben Wochen danieder, und da leider jezt die Aerzte wenig Hofnung geben, mit zitternder Hand, und unter tausend Thränen schreibe ich diese Worte, so wünscht er sehr sehnlich, Sie noch einmal zu sprechen, und er hat mir aufgetragen, Sie inständigst zu bitten, daß Sie, wenn es Ihnen irgend möglich ist, ohne Verzug zu uns kommen. Anbey erfolgt ein kleiner Wechsel an Herrn Le Clerc zu den Reisekosten: und damit Sie desto eher bey uns eintreffen mögen, so rathe ich Ihnen, nicht den gewöhn-

lichen Postweg von Berlin, über Prenzlow und Anklam zu nehmen, sondern von Fehdenik gerade auf Streliz, Demmin und Triebsees zu gehn, weil Sie da fünf Meilen weniger reisen. Und weil von Demmin über Triebsees hieher keine fahrende Post geht, so sollen Sie daselbst schon Pferde und Wagen vorfinden, damit Sie ungesäumt zu uns kommen können. Melden Sie uns nur, sobald Sie diesen Brief empfangen haben, mit der ersten Post, wenn Sie von da abreisen wollen, damit wir uns in Ansehung der Pferde darnach richten können. Wir erwarten Sie sehnlich, und werden Sie mit ofnen Armen empfangen. Mein armer leidender Mann und meine Kinder lassen Sie tausendmal grüssen. Ich bin ꝛc. H. C. Wegnerinn.

An Ebendenselben.

Magdeburg, den 26sten May 1759.

Mein liebes Sohn!

Endlich hat sich die Mama doch entschlossen, Rosalinden fürs erste bis Wien, und nach Befinden noch weiter nachzureisen, bis sie sie wieder antrift; Gott gebe, daß diese Reise einen glücklichen Erfolg haben möge. Ich weis aber nicht, was für bange Ahndungen ich dabey empfinde, es ist mir, als wenn sie auch nicht wieder zu-

ruck käme, und ich aller der Meinigen beraubt seyn sollte. Leider! sind bis jezt meine Ahndungen noch immer eingetroffen, und ich habe in allem was ich auch von der Zukunft behauptet oder geweissagt habe, noch immer Recht gehabt. Ich will also hievon lieber gar nichts sagen, um nicht mein eigner Unglücksprophet zu werden. Was mich am meisten beunruhigt, ist, daß der Böſewicht Courteville vor einigen Tagen auf Cavalierparole freygelassen worden, und Erlaubniß erhalten hat, in sein Vaterland zu reisen; und daß er auch unverzüglich, noch zween Tage vor meiner Frau, die ehegestern wegreiste, von hier abgereist ist. Er hatte noch die Unverschämtheit, zu uns zu kommen, und uns zu fragen, ob wir etwas nach Frankreich, oder an unsre Tochter zu bestellen hätten, falls er dieselbe etwa unterwegs antreffen sollte. Wenn mich meine Frau nicht abgehalten hätte, so würde ich ihn zum Hause hinaus geworfen haben. Ich antwortete ihm indessen kein Wort, gieng auf meine Stube, und ließ ihn mit meiner Frau allein, die sich auch bald von ihm los machte, und ihm auf eine feine Art die Thüre wies.

Seit einigen Tagen sind verschiedene Marquetender aus dem Lager des Prinzen Heinrichs hier angekommen, von welchen der eine

uns die unerwartete freudige Nachricht mitbrachte, daß Karl noch lebe, und daß er ihn selbst gesehn hätte; allein unsre Freude wurde bald wieder vereitelt, da die andern nichts davon wissen wollten, vielmehr von neuem bezeugten, daß der gröſste Theil des Bataillons worunter er gewesen in die Pfanne gehauen worden. Hiezu kommt noch, daß mich meine Ahndung gewiß nicht triegt, und diese sagt mir, daß er todt sey.

Eben da ich schlieſſen will, kommt ein Officier zu mir, der hier gestern als Kriegsgefangener eingebracht worden. Sein Gesicht scheint mir ausserordentlich bekannt, und ich weis doch nicht, wo ich ihn hinbringen soll. Er wollte sich durchaus nicht nennen, versicherte mich aber, daß er mir und meinem Hause schon wichtige Dienste geleistet hätte, und im Stande sey, mir noch wichtigere zu leisten, besonders in Ansehung meiner Tochter, deren Entweichung ihm bekannt war. Er versicherte sie gesprochen zu haben, und glaubte hoffen zu können, daß er sie durch seine Freunde wieder herbey brächte. Nur der einzige Punkt war dabey, er klagte, daß er keinen Heller Geld hätte, und bat, daß ich ihm das zum Briefporto nöthige Geld, nebst einer kleinen Unterstützung für sich, geben möchte, mit der Versicherung, daß er es von mir nicht als ein Geschenk annehmen, sondern zu seiner

Zeit wieder erstatten wollte. Wenn ich wüßte wer er wäre, setzte er hinzu, so würde ich ihm mit Freuden nicht allein das warum er mich bäte, sondern noch wohl mehr geben. Ich war geneigt, ihn für einen Betrüger zu halten, aber er wußte mir so viel Umstände aus unserm Hause zu erzählen, daß nothwendig etwas daran seyn muß, daß er ein Bekannter ist. Und dies wurde mir auch aus seinen Gesichtszügen immer deutlicher, ob ich mich gleich nicht erinnern kann, wo ich ein Gesicht so zerfetzt, so voll Narben und mit einem so entsetzlichen Knebelbart gesehn hätte. Ich fragte ihn, warum er sich denn nicht nennen wollte; er blieb aber dabey, dies sey ihm unmöglich, wenn er sich nicht ins äusserste Unglück stürzen wollte; sobald er aber ranzionirt sey, wollte er mir seinen Namen wissen lassen. Ich bin

Elias Weissenfeld.

An Herrn Hofrath Weissenfeld.

Halle, den 30sten May 1759.

Lieber Vater!

Wie sehr bedaure ich, daß ich das viele Widrige, was Sie erfahren, noch durch eine unangenehme Nachricht vermehren muß. Ich gieng vor acht Tagen in den Pulverweiden spazieren,

als ich wieder nach Hause gehn wollte, paßten mir ein paar Kerls von einem Freybataillon an der hohen Brücke auf, bemächtigten sich meiner und schleppten mich zu ihrem Officier nach Passendorf, der mir sogleich ankündigte, daß ich Dienste nehmen müßte, mir den Hut vom Kopf nahm, und einen Federbusch als Feldzeichen darauf steckte. Da ich wider dies gewaltsame Verfahren heftig protestirte, und ihnen sagte, ob sie nicht wüßten, daß sie keinen Menschen mit Gewalt wegnehmen dürften, nochvielweniger von der Universität, und daß ich von ordentlichen Eltern wäre, die die Sache gewiß nicht würden stecken lassen; sagte der Officier, eben von meinen Eltern hätte er Ordre dazu, mich wegzunehmen: er kenne mich recht gut, und wisse wohl wer ich sey; aber liederliche Leute könnten sie überall wegnehmen, zumal wenn die Eltern selbst bezeugten, daß sie liederlich wären, und ihre Wegnahme verlangten. Ich verlangte dergleichen von meinen Eltern zu sehn, und er zeigte mir einen Brief von der Mama, dieses Inhalts: „Da mein Sohn, der Student Weissenfeld, welcher im Dreyhauptischen Hause wohnt; ein so liederlicher Mensch ist, daß alle Mittel ihn zu bessern umsonst versucht worden, so bitte ich Sie mein Herr, ihn, so bald Sie seiner mächtig werden können, nur zum Soldaten unter ihrem Frey-

korps zu nehmen, er ist zu sonst nichts in der Welt zu gebrauchen.

Karolina Weissenfeld.

Sie können Sich die Verlegenheit und Angst, worin ich mich befand, unmöglich vorstellen. Wie konnte ich den Inhalt des Billets als wahr zugestehn, ohne dadurch etwas zuzugeben, wovon mir mein Gewissen das Gegentheil bezeugt, und was mich zugleich in das größeste Unglück gestürzt hätte? Umgekehrt, gestand ich zu, daß dies ein Billet meiner Mutter sey, und behauptete daneben, der Inhalt desselben sey unwahr, so mußte ich mir entweder vorstellen, daß man mir so wenig als jedem Böswicht, der sein Verbrechen leugnet, würde geglaubt, oder falls man mir geglaubt hätte, so würde ich meine Mutter in den Augen des Officiers und aller derer, die darum wußten, als die abscheulichste Person dargestellt haben; und dies zu thun war mir unmöglich. Ich traf also die Auskunft, daß ich geradezu leugnete, daß dies Billet von meiner Mutter wäre, und behauptete, daß es von einem Menschen müßte untergeschoben seyn, der mein ärgster Feind wäre; welches ich um so viel eher thun konnte, da der Officier mir schon gesagt hatte, daß ihm das Billet durch einen Soldaten überbracht sey, der als ein Reconvalescirter aus Magdeburg gekommen. Ich führte für mich an, man möchte sich in Halle bey dem Pro-

rektor, bey allen meinen Lehrern und bey meinem Wirth, und in Magdeburg bey meinem Vater nach meinem Verhalten erkundigen; wenn einer von denselben etwas von mir melden würde, was die Wahrheit und Aechtheit des Billets nur im geringsten bestätigte, so wollte ich mich keinen Augenblick weigern, Soldat zu werden. Es half aber alles nichts, ich mußte und sollte Soldat seyn. Zum grossen Glück für mich, fügte es sich, daß das in Passendorf stehende Commando nach zween Tagen Ordre erhielt, nach Halle zu kommen. Hier gieng ich sogleich zum Prorektor, und zeigte ihm die ganze Sache an und bat ihn um Schutz. Er versicherte mich desselben und befahl mir nicht aus seinem Hause zu gehn. Unterdessen gieng er hin dem Chef Vorstellungen zu thun, und erhielt auch bald dadurch, daß ich wieder frey kam. — — Aber wo werde ich in der Zukunft gegen ähnliche Nachstellungen Sicherheit finden?

Heute erhalte ich einen Brief von der Tante Wegnern, worin sie mir meldet, daß der Onkel gefährlich krank sey, und mich sehnlich zu sprechen verlange. Er hat mir auch das Reisegeld dazu übersandt, und ich bitte Sie, geliebter Vater, hiedurch, mir es gütigst zu erlauben, daß ich die Reise antreten darf. Ich bin

Julius Weissenfeld.

An Ebendenſelben.

Stralſund, den 21ſten Jun. 1759.

Werthgeſchätzter Herr Bruder!

Ihr lieber Sohn verſprach uns in ſeinem Briefe, am 12ten dieſes Monats gewiß in Demmin einzutreffen. Wir ſchickten Pferde und Wagen dorthin, und warteten ſeiner am 13ten und 14ten mit der äuſſerſten Sehnſucht, allein zu unſrer größten Beunruhigung kam er nicht und die Pferde kamen auch nicht wieder zurück. Wir warteten noch drey Tage, und ſchickten darauf am 18ten einen Boten zu Pferde ab, um ſich nach ihm zu erkundigen, dieſer iſt aber geſtern wieder zurück gekommen, und hat nicht das geringſte weder von ihm noch von unſern Pferden erfahren können, wodurch wir in die äuſſerſte Beſtürzung geſetzt ſind. Melden Sie uns doch, wenn es möglich iſt, mit erſter Poſt, ob ihr Sohn etwa gar nicht abgereiſt iſt, oder wenn Sie ſonſt etwas von ihm wiſſen, und endigen Sie die Unruhe, worin wir uns beyde, beſonders aber mein armer kranker Mann ſich befindet. Seine Krankheit hat noch ſeit dem auſſerordentlich zugenommen, und leider ſcheint mir alles ſeinen nahen Verluſt zu verkündigen. Ich kann vor Thränen nicht weiter. Leben Sie wohl! Ich bin H. C. Wegnerinn.

Ende des erſten Theils.

Für den Buchbinder. Die Vorrede iſt an den Bogen Ii gedruckt, und muß hinter den Titel gebunden werden.

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!

4 A (9779)

Karl Weissenfeld.

Zweiter und lezter Theil.

Mit Kupfern.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1779.

[Stroth, Friedrich Andreas]
Vf

EX
BIBLIOTHECA
STERNIANA

Da ich von dem Grundſaz des alten Griechen feſt überzeugt bin, daß ein groſſes Buch ein groſſes Uebel ſey, ſo habe ich die Geſchichte Karl Weiſſenfelds lieber mit dieſem Bande ſchlieſſen, als noch einen dritten hinzufügen wollen: damit ich demjenigen Theil meiner Leſer, welchen das Buch nicht gefällt, nicht die Unkoſten verurſache, ſich von einem ihm nicht angenehmen Buch, nur um es vollſtändig zu haben, noch einen dritten Band anzuſchaffen. Karl Weiſſenfeld hat freylich ſeit dem Jahre 1763 noch mancherley Schickſale gehabt; für diejenigen, welche dieſe auch wiſſen möchten, wird der Ueberreſt ſeiner Geſchichte, in einem beſondern Bande, und unter einem andern Titel erſcheinen: welches um ſo mehr nöthig war, theils damit der erſtgedachte Zweck erreicht würde, theils weil in ſeine übrige Geſchichte verſchiedene andere Perſonen verwickelt ſind, die da-

bey Hauptrollen spielen. Wegen verschiedener unangenehmer Druckfehler, sowohl in eignen Namen, als besonders in der häufigen Verwechselung des dem und den, die durch die Entfernung des Druckorts fast unvermeidlich waren, bitte ich um Nachsicht. Ich habe das Vertrauen, daß billige Leser mir dieselben nicht als Sprachfehler anrechnen werden. Uebrigens würde ich mich für den glücklichsten Menschen halten, wenn ich nur wüßte, daß zwey oder drey junge Leute durch die in dieser Geschichte aufgestellten Beyspiele wären gebessert, oder von Ausschweifung zurückgehalten worden.

Geschrieben am 28 August
1779.

Karl Weissenfeld.

Zweyter Band.

Der Hofrath Weissenfeld wurde durch den Brief seiner Schwägerinn in die äusserste Unruhe gesetzt; welche um so viel gröſſer war, da er sich ganz allein befand, von seiner Frau, seit ihrer Abreise, so wie von seinen Kindern, nicht das geringste gehört hatte, und eben damals von der Hypochondrie erschrecklich geplagt wurde; ein Uebel, das entweder Leuten von einer so lebhaften Einbildungskraft, wie er hatte, allein eigen ist, oder sich doch gewiß bey ihnen in einem weit stärkern Grade, als bey andern Menschen findet; und wodurch die, welche mit ihnen umgehn, beynahe eben so sehr als sie selbst gequält, auch wohl zuweilen zu Unbilligkeiten gegen sie veranlaßt werden. Er war vermöge desselben ohnehin zur übertriebensten Aengstlichkeit, und aus jedem noch so geringfügigen Umstand Ombrage zu schöpfen geneigt: so daß er auch Dinge, die an sich, oder doch unter den Umständen unmöglich waren, für möglich hielt, und befürchtete. War nur ein Funke aus seiner Pfeife zur Erde gefallen, und hatte

er auch gleich auf der Stelle, wie seine Gewonheit war, ein halb Glaß voll Wasser darüber gegossen, so konnte er doch in der Nacht nicht dafür schlafen; sondern stand um Mitternacht wieder auf, setzte sich eine halbe Stunde lang auf der Stelle hin, wo das vermeynte Unglück geschehen könnte, und legte sich nachher gleichwohl eben so unruhig wieder zu Bette als er aufgestanden war. Wenn er auf der Strasse gieng, so glaubte er, jeden Augenblick von herunterfallenden Ziegeln erschlagen zu werden; und daß er dieserwegen beständig die Mitte der Strasse zum Gehn erwählte, konnte seine Furcht wenig mildern. War er in der Kirche, so fürchtete er jedesmal das Brechen einer über ihm befindlichen Emporkirche, oder den Einsturz des Gewölbes, und war dieserwegen mit dem Organisten allemal sehr übel zufrieden, wenn dieser die Orgel etwas stark anzog, und zu Hause nichts geringers als Feuersbrunst oder Erdbeben. Der geringste Knall ließ ihn vermuthen, die Feinde hätten Magdeburg schon eingeschlossen, wenn ihm gleich die Zeitungen, die er fleissig las, sagten, daß sie weit genug davon wären. Hörte er irgendwo von einem Banquerout, so erklärte er schon seine ausstehenden Kapitalien mit der positivesten Gewißheit ebenfalls für verloren, wenn gleich gar kein An-

ſchein dazu vorhanden war. Dieſer traurige Zuſtand, war ſeit der Abreiſe ſeiner Frau, da er mehr Gelegenheit hatte, ſich ſeinen Grillen zu überlaſſen, um ein ſehr merkliches ſchlimmer geworden, zumal da er ſich beſtändig mit den fürchterlichſten Bildern, die ſeine Einbildungskraft nur immer ausmahlen konnte, von dem Schickſal ſeiner Frau und ſeiner beyden ungerathenen Kinder unterhielt. So verſchieden auch jedes dieſer Bilder von dem andern war, ja ſo ſehr ſie zuweilen mit einander im Widerſpruch ſtanden, ſo hielt er doch, vermöge der ihm eignen Diſpoſition, alle ſeine Meynungen für ſoviel Gewisheiten anzuſehn, dieſe Geſchöpfe ſeiner Einbildungskraft für lauter hiſtoriſche Wahrheiten. Zu dieſer übeln Laune, worin er ſich alſo befand, kam der vorhin erwähnte Brief, der ihn vollends zur Verzweifelung brachte, und in einen Zuſtand verſetzte, der ſeine Freunde, die ihn, ſo unangenehm auch ſeine Geſellſchaft war, doch zuweilen theils aus Freundſchaft, theils aus andern Abſichten beſuchten, für ihn ſehr beſorgt machte. Mitten in der Geſellſchaft gieng er für ſich allein in der Stube auf und nieder, ſprach für ſich ſelbſt, ſchüttelte den Kopf, und ſtieß einen tiefen Seufzer über den andern aus. Wenn man ihn in dem Zirkel ſeiner Gedanken zu ſtören, und auf andre Dinge zu bringen ſuchte,

so antwortete er gemeiniglich verkehrt, und am häufigsten sagte er statt aller Antwort: ach ich bin der unglückseligste Mensch unter der Sonne: ich muß nächstens meinem Leben ein Ende machen, weil ich eher das Ende meines Leidens nicht absehn kann. Alle Trostgründe, die seine Freunde ihm vorstellten, waren deswegen vergebens verschwendet, weil sie die eigentliche Quelle seiner Unruhe nicht genug kannten, und ihr Trost sich nur auf das was wirklich mit seiner Familie vorgefallen, beziehen konnte, nicht aber auf das was der Hofrath sich noch weiter davon vorstellte, und in Petto behielt. So fürchterlich indessen auch seine Aeusserungen schienen, so viel er von Erschiessen, Erstechen und Ersäufen sprach, so war doch im Grunde dergleichen bey ihm nicht zu befurchten; nicht als wenn seine Hypochondrie nicht stark genug gewesen wäre, ihn zu einer Extremität zu bringen, die mehr als irgend eine andre unser Mitleid, und Behutsamkeit im Verurtheilen auffordert, sondern weil er sich Hiobs Bild sehr lebhaft eingedrückt hatte, und ausserordentlich viel Aehnlichkeit zwischen diesem und sich zu finden glaubte; und wollte er diese Aehnlichkeit beybehalten, so verstand sichs von selbst, daß er sich kein Leid zufügen muste.

Nach dem der erste Sturm, den der Brief der Kammerräthinn bey ihm erregte, sich etwas

gebeugt hatte, setzte er sich hin, und schrieb einen Brief an seinen Schwager Peemüller, und bat ihn, sobald als möglich nach Magdeburg zu kommen, damit sie sich beyde über Julius Tod, wie er sich auszudrücken beliebte, trösten möchten. Der arme Pastor wurde durch diesen Brief, worin ihm so ohne alle Vorbereitung der Verlust seines liebsten Neffen gemeldet wurde, in Schrecken gebracht, der nicht geringer war, als seine Betrübniß. Es war Freytag Abend, und Peemüller traute sich nicht Kraft und Fassung genug zu, am nächsten Sonntag predigen zu können: er schickte also seinen Knecht noch denselben Abend nach einem benachbarten Dorfe, und ließ einen dortigen Kandidaten ansprechen; und auf erhaltne Zusage ließ er den Küster zu sich kommen, sagte ihm, daß morgen keine Beichte seyn würde, und schärfte ihm nachdrücklich ein, ja auf alles Acht zu haben, und sich die Gesänge fein früh geben zu lassen, damit nichts versehn würde. Am Sonnabend früh um 3 Uhr ließ er anspannen, und fuhr gerade nach Magdeburg. Sein Herz wurde durch eben den Brief, der ihn, ohne vorher den Brief des Hofraths gelesen zu haben, in die äusserste Unruhe würde versetzt haben, merklich erleichtert, da er daraus sahe, daß noch Hofnung vorhanden, und die Umstände nicht so schlimm wären,

als sie der Hofrath geschildert hatte. Den Tag darauf traf ein Brief von Julius ein, der aller Besorgniß ein Ende machte, obgleich der Hofrath anfänglich seinen Augen nicht recht traute, sondern den Gedanken äusserte, der Brief könnte wohl von einem guten Freunde aus Mitleid untergeschoben seyn. Wie wenig dieser Verdacht gegründet war, mag man aus dem Briefe selbst urtheilen.

Stralsund, den 26sten Jun. 1758.

Lieber Vater!

Nach verschiednen Widerwärtigkeiten bin ich Gottlob! gestern hier gesund und wohlbehalten angelangt, und da ich von meiner Tante erfahren, daß sie Ihnen mein Ausbleiben gemeldet, und ich wohl vermuthen kann, daß Sie grosse Unruhe darüber haben werden, so mußte ich es keinen Augenblick aufschieben, Ihnen von meinem Wohlbefinden Nachricht zu geben. Ich traf, wie ich versprochen hatte, wirklich am 12ten dieses zu Demmin ein, fand aber zum Unglück zwey Regimenter Schweden da, die auf dem Marsch ins Preussische Pommern begriffen waren, und nicht allein Pferde und Wagen meines Onkels zu ihrem Behuf mitnahmen, sondern auch

mich selbst, weil sie mich für verdächtig hielten, nöthigten, sie nach Ferdinandshof zu begleiten. Nach einem achttägigen Aufenthalt zu Ferdinandshof mußte ich mit nach Pasewalk. Hier hatte ich endlich das Glück vor den General Luntingshausen gelassen zu werden, der mir nach einem scharfen Examen Erlaubniß gab, zu reisen wohin ich wollte. Ich habe meinen theuren unschätzbaren Onkel, meinen ewig unvergeßlichen Wohlthäter sehr schwach und elend gefunden, und ich fürchte leider mehr als zu sehr, daß er kaum noch einige Tage leben werde. Da mir die Pflichten die ich ihm schuldig bin, viel zu heilig und theuer sind, als daß ich das geringste sie zu erfüllen fehlen lassen sollte, so werden Sie, bester Vater, mir erlauben so lange hier zu bleiben, bis es sich auf eine oder die andre Art mit ihm ändert. Sobald ich hier meine Pflicht erfüllt habe, werde ich wieder in Ihre Arme und zu meinem Studiren eilen. Jezt bin ich zu zerstreut und betrübt, als daß ich mehr schreiben könnte; erlauben Sie also, daß ich schliesse, und nach vielmaligen Empfehlungen von meinem armen kranken Onkel und seiner guten Gattinn mich nenne

Ihren
gehorsamsten Sohn
Julius Weissenfeld.

Mit dem Kammerrath ward es indessen von Tag zu Tage schlimmer; er ward immermehr davon überzeugt, daß er von diesem Lagernicht wieder aufstehn würde, und ließ daher, alser die Herannäherung seines Endes deutlicherspürte, Juliussen öfters zu sich rufen, und unterhielt sich mit ihm vom zukünftigen Leben, unddem Zustand der Seele nach dem Tode. Hastdu Plato's Phädon gelesen? sagte er an einemMorgen wenig Tage vor seinem Tode zu ihm. Aber ich merke, ich werde schon schwach, daß ich dir diese Frage vorlege: Du, ein enthusiastischer Freund der Griechen solltest eins der schönsten Stücke nicht gelesen haben, was in dieserSprache geschrieben ist? — Ja lieber Onkel, ich habe ihn vor einem Jahre gelesen, und werde ihn, sobald ich Herrn Fischers Ausgabe habe, die in dieser Michaelismesse erscheinen wird, noch einmal lesen. Nach den Aushängebogen, die ich davon gesehen habe, zu urtheilen, wird, zur Erklärung freylich wohl nicht viel darin geschehn, indessen hoffe ich dafür einen sehr richtigen Text, da Herr Fischer in der Genauigkeitso weit geht, daß er ein πρως für προς unterden Varianten bemerkt. — — Du hast nurimmer mit Varianten und richtigem Text zu thun,

unterbrach ihn der Kammerrath, ich verzeih es dir gern, weil es deine Lieblingssache ist: aber für mich ist das jezt zu trocken. Du hast also den Phädon gelesen? — Ja lieber Onkel. — Da steht mein Plato, nimm ihn, und wenn dir eine oder die andre Stelle vorkommt, die dir gefällt, und Beziehung auf einen Menschen hat, der bald aus der Welt gehn will, so lies sie mir vor. Julius gehorchte und las: „Es kommt mir vor, als wenn der Körper meine Vernunft bey der Untersuchung des Wahren gleich einem Nebenwege von der Bahn abzöge. Daher, so lange wir den Körper haben, und unsre Seele mit so einem Uebel behaftet ist, wir niemals das Ziel unsrer Wünsche, die Wahrheit ganz erreichen werden. Denn tausenderley Zerstreuungen verursacht uns der Körper schon dadurch, daß wir dahin bemüht seyn müssen, ihm die unentbehrliche Nahrung zu verschaffen. Wenn vollends noch Krankheiten dazu kommen, wie hindern uns die nicht an der Untersuchung der Wahrheit? und überhaupt mit welchen Neigungen und Begierden, Furcht und allerley Schreckbildern und Possen, erfüllt nicht der Körper unsre Seele? Ja Krieg, und Empörung und Schlachten haben keine andre Ursache, als den Körper und seine Begierden. Denn alle Kriege entstehn über den Erwerb eines Be-

sitzthums; und Besitzthümer zu erwerben, nöthigt uns blos der Körper, wenn wir für seine Pflege sorgen wollen. Und wenn er uns am Ende auch einige Muße läßt, und wir nun anfangen wollen, die Wahrheit zu erforschen, so kommt er gleich wieder mit seinen Störungen dazwischen, und macht uns soviel Geräusch und Unruhe, daß wir seinetwegen die Wahrheit nicht sehn können. Da liegt uns also klar genug am Tage, daß wenn wir je etwas richtig einsehn wollen, wir den Körper verlassen, und mit der Seele allein die Dinge betrachten müssen. „Nur dann also, wenn wir nemlich gestorben sind, können wir die wahre Weisheit, die wir wünschen und suchen, erlangen, so lange wir aber leben, keineswegs.„ Das ist alles recht gut, unterbrach ihn der Kammerrath, man kann dadurch sich über die Trennung vom Körper einigermassen trösten; man könnte sie auch wohl wünschen, wenn nur mehr Beruhigung über unser künftiges Schicksal dabey wäre. Ich habe ehemals auf ähnliche Art gedacht, und bin zuweilen mit meinem Körper sehr unzufrieden gewesen; ja ich würde mich seiner in einem gewissen Enthusiasmus entledigt haben, wenn ich nicht so stark davon überzeugt gewesen wäre, daß man, wie Sokrates sagt, so lange auf seinem Posten bleiben müßte, bis uns Gott davon abruft. Aber

wenn ich hernach wieder überlegte, daß uns Gott so viel erlaubte Freuden durch den Körper geniessen läßt, daß wir alle unsre Begriffe durch ihn einsammeln, daß wir durch ihn mit Gottes schöner Körperwelt in Verbindung stehn, und sie durch seine Sinne kennen lernen, so schämte ich mich der Unzufriedenheit und des Widerwillens, den ich gegen ihn gefaßt hatte. Indessen besser ist besser; sollte ich nun meine Bestimmung im Körper erfüllt haben, und seiner dazu nicht weiter brauchen, so sehe ich es für ein wirkliches grosses Glück an, von ihm getrennt in Gottes Reich fortzuleben, und mit mehrerer Leichtigkeit auf den Grund im Erkennen des Wahren, den ich im Körper gelegt habe, weiter fortzubauen. Allein Julius, so schätzbar es auch ist, daß der Tod meinen Gesichtskreis erweitert, und mich in den Stand setzt, den Unendlichen von unzählbaren Seiten mehr kennen zu lernen; so dünkt mich doch, daß noch etwas mehr dazu gehöre nach dem Tode glücklich zu seyn, als grosse Erkenntniß, und reiche Gelegenheit sie zu erweitern. Denke dir den grösten Gelehrten hier auf der Welt; meynst du nicht, daß er wohl bey aller seiner Gelehrsamkeit ein Menschenfeind seyn könne? und wenn er das ist, wird ihn dann wohl einer lieben? und wird ihm wohl sein allgemeiner Wi-

überwolle gegen andre mit dem Bewußtseyn verbunden, daß niemand ihn liebt, einen Augenblick, bey aller seiner Gelehrsamkeit, Gemüthsruhe und Zufriedenheit verstatten? Unmöglich, erwiederte Julius: ein Menschenfeind kann nie zufrieden und also auch nie glücklich seyn. Daß auch das Wohlwollen andrer gegen uns, und ihr Beyfall einen wesentlichen Theil unsers Glücks ausmache, dächte ich, könnte man schon daraus sehn, weil wir so sehnlich darnach streben, und vor allen andern nach dem Beyfall der Weisen und Guten. Ist dies richtig, so ist ohne den Beyfall des gütigsten und weisesten Wesens, ohne das Bewußtseyn von demselben geliebt zu werden, gewiß gar kein Glück möglich. Und wenn wir uns nun dessen einmal nach dem Tode nicht bewust wären, würde uns da alle Erkenntniß des Wahren glücklich machen können? würde sie uns nicht auch zugleich unsern Zustand, und das Verhältniß worin wir mit Gott stehen, deutlicher einsehen lassen, und uns also noch unglücklicher machen, als wir bey geringerer Einsicht seyn würden? würde sie nicht offenbar unsre Unzufriedenheit mit uns selbst vergrössern? Freylich, versetzte Julius, muß wohl unser Herz und Gewissen die vornehmste Quelle unsrer eigentlichen Glückseligkeit seyn: Denn sonst — laß uns nicht auf etwas anders

kommen, unterbrach ihn der Kammerath, sage mir nur, haben Sokrates und Plato viel von der Empfindung eines allgemeinen Wohlwollens, und dem Bewußtseyn Gottes Beyfall zu haben, als den hauptsächlichsten Theil, oder die Grundlage aller unsrer Glückseligkeit, in diesem und dem zukünftigen Leben gesagt? — O ja, versetzte Julius, hin und wieder kommt auch etwas davon vor. — nun lies nur. — Zum Exempel, wenn Sokrates sagt: „wenn ich nicht hinzukommen glaubte, einmal zu den Göttern, und fürs andre zu andern verstorbnen weisen und guten Menschen, die besser als die jetztlebenden sind, so würde ich unrecht thun, wenn ich über den Tod nicht mißvergnügt wäre. So aber wißt, daß ich zu guten Menschen zu kommen hoffe. Wiewohl ich dies nicht mit völliger Gewißheit behaupten will. Aber daß ich zu den Göttern, unsern gütigsten Beherrschern kommen werde, getraue ich mich so sehr, als je etwas dieser Art, mit Gewißheit zu behaupten. Daher ist mir der Tod nicht wie andern unangenehm, sondern ich bin voll guter Hofnung, daß nach den Verstorbnen noch etwas übrig seyn werde, und zwar daß die Guten ein weit beßres Schicksal haben werden als die Bösen. „ Der Mann, versetzte der Kammerrath, hat nach dem wenigen Licht, was er hatte, ganz vortreflich

gebrochen; wiewohl mir das nicht so ganz gefällt, daß er bey diesem Licht noch immer von Göttern in der mehrern Zahl spricht. — Er spricht auch oft von Gott, als von Einem, sagte Julius. — Ich weiß es wohl, fuhr der Kammerrath fort; aber, mein lieber Julius, so schön auch die Aussichten des Mannes sind, so sehr seine Vorstellung von seinem künftigen Schicksal hinreissen und entzücken kann; so fehlt mir doch immer eine gewisse beruhigende Ueberzeugung dabey, die ich empfinde, wenn ich ein Bibelbuch lese; Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebohrnen Sohn gab, auf daß alle die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben; — und, das ist das ewige Leben, daß sie dich den allein wahren Gott, und den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen; und, meine Lieben, wir sind nun Gottes Kinder, und es ist noch nicht erschienen was wir seyn werden; wir wissen aber, wenn es sich zeigen wird, daß wir ihm ähnlich seyn werden, denn wir werden ihn sehen wie er ist; und, selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Hier wird mir alles mit so vieler Gewißheit versprochen, und mein Herz empfindet bey der Zuversichtlichkeit, womit diese Verheissungen geschehn, so viel Ueberzeugung von der Göttlichkeit der-

ben, daß ich mich ganz beruhigt fühle, und
le Ungewißheit über mein künftiges Schicksal
rstreut sehe. Da, lege den Plato w[illegible], und
s mir den ersten Brief Johannis vor; ich
ube, wir werden uns über den Inhalt dessel-
n fruchtbarer unterhalten können. Ich glau-
nicht, daß Sokrates, so schön ihn Plato im-
er sprechen läßt, so herrliche Empfindungen
habt habe, als mir dieser Brief immer verur-
he hat. — Aber sie werden doch deswegen
n guten Sokrates nicht verdammen wollen?
- Mein bester Julius, bald möchte ich dir
worten, wie Menelaus dem Eterneus. Du
nst mich nun so lange, und kannst noch so
e Frage an mich thun? Ich bin in meinem
zen Leben von Neid, in dieser seiner schreck-
sten Gestalt, frey gewesen, daß ich andern
ner Mitmenschen, die das Glück ohne ihr
schulden nicht hatten, Jesum zu kennen, und
chwohl vielleicht ein besseres Herz hatten,
bessre Christen würden geworden seyn als
das Glück des ewigen Lebens nicht gegönnt
e; und sollte am Rande des Grabes, mit
hörtem Stolz, mit einer Grausamkeit, wobey
mir keines Funkens von Menschenliebe be-
seyn könnte, das Verdammungsurtheil über
n Mann sprechen, den ich für einen Die-

ner Gottes, für einen Vorläufer Christi unter den Heiden halte? — — Verzeihen sie, mein liebster Onkel, erwiederte Julius, wenn ich ihnen einen kleinen Einwurf mache. Sollten sie hier wohl nicht dem Sokrates zu viel Ehre erweisen? er lehrte ja nur Philosophen, oder damalige Gelehrte, und so machten es auch seine Schüler: seine Moral kam also nicht unter den grossen Haufen; wie kann also er denn wohl mit Recht ein Vorläufer Christi genannt werden? Es ist freylich richtig, versetzte der Kammerrath, daß er sich zunächst und unmittelbar mit Leuten beschäftigte, die Gelehrte oder Philosophen werden wollten; aber wie viel andre lehrte er nicht auch? und meynst du nicht, daß von seiner Moral durch die Philosophen nicht viel auf die andern Menschen durchgeflossen? Ist dir der Ausdruck, daß ich ihn einen Vorläufer Christi nenne, anstößig, (aber wenn ich dich recht kenne, kann er dir nicht anstößig seyn) so wisse, daß ich den Gedanken, den er bezeichnet, selbst von einem Kirchenvater entlehnt habe, der ausdrücklich sagt: Als die Gesinnungen der mehrsten Völker, durch die Gesetzgeber und Philosophen, welche allenthalben aufstanden, gemildert, und ihr wilder und grausamer Charakter durch sie sanfter geworden war, da erschien allen Menschen und Völkern der Welt, die nun

schon vorbereitet, und zur Annehmung der Erkenntniß des Vaters geschickt gemacht waren, Jener grosse Lehrer aller Tugenden selbst, er der Sohn GOttes. Was thut der Kirchenvater hier anders, als daß er die griechischen Philosophen Vorläufer des Erlösers nennt? und wenn die andern so genannt zu werden verdienen, so verdient es gewiß Sokrates im vollkommensten Maaß, der der Philosophie eine ganz andre Gestalt gab, als sie bisher hatte; und sie recht zur Besserung und Veredlung der Menschen gemeinnützig machte. Zweifelst du daran noch? — — nicht im geringsten, theuerster Onkel, erwiederte Julius: ich wollte nur gerne aus ihrem Munde das Lob eines Mannes hören, dessen Verehrer ich so sehr bin, daß ich mich an Xenophons Denkwürdigkeiten von ihm nicht satt lesen kan. Ja, vorausgesetzt, daß er wirklich so gesprochen, als ihn Plato sprechen läßt, und solche Gesinnungen gehabt, als dieser ihm beylegt, (und dies wird doch ziemlich wahrscheinlich, wenn man den Xenophon dazu nimmt, der ihn gewiß ohne Verabredung mit Plato, auf ähnliche Art sprechen läßt) so darf man allenfalls nur den Kriton lesen, um die grösseste Hochachtung, deren nur je ein Mensch werth ist, gegen ihn zu haben. Aber eine Frage fällt mir bey Plato und Xenophon ein, sagen sie mir, wie mag doch das kommen,

daß dieser Männer Zeugniß vom Sokrates, so viel ich weiß, von niemand bezweifelt, und die Geschichte dieses ehrwürdigen Philosophen als richtig allgemein angenommen wird; da es hingegen viele Leute giebt, die sich starke Geister nennen, die die Geschichte Christi, die gleichwohl durch mehrere Zeugen bestätigt wird, als Sokrates Geschichte, durch wenigstens eben so unverdächtige Zeugen als Plato und Xenophon sind, deren Zeugniß von der Vorsehung durch die mehr als wundervolle Erhaltung des jüdischen Volks in der Zerstreuung, gerechtfertigt wird, in Zweifel ziehn können? — — Weil jenes, erwiederte der Kammerrath, mit ihrem Interesse nichts zu thun hat; hiebey aber Eigendünkel, Begierde heller sehn zu wollen, als andre Menschen, Abneigung gegen so manche Verleugnung die das Christenthum erfodert, vielleicht auch oft Unwille über schlechten Unterricht, und manches darin gelehrte Schwärmerische und Vernunftwidrige, der sie zu der Extremetät verleitet, nichts zu glauben, weil sie nicht alles glauben können, sich geschäftig erweisen. Aber, Julius, ich wünschte, daß du mich nicht auf diese Leute gebracht hättest: ich kann nie ohne das stärkste Mitleid an sie denken, weil sie wirklich in meinen Augen zu den unglücklichsten Menschen gehören, die in einer beständigen Unruhe, Unzufriedenheit mit sich

und andern, begleitet von nagenden Zweifeln und herzverzehrender Ungewißheit, die sie dazu bey sich behalten müssen, weil sie sich schämen sie andern zu bekennen, leben. Und gleichwohl möchte mich der Grad von Empfindung, den das Mitleid gegen sie erfodert, jetzt zu sehr angreifen: auch könnte mir leicht etwas menschliches begegnen, daß ich zum Unwillen wider sie gereizt würde, und das möchte ich doch jetzt nicht. Fort also mit dem Gedanken an sie, ich will mich lieber mit Sokrates beschäftigen, in dessen Gesellschaft ich vielleicht bald Jesum Christum anbeten werde; und noch lieber mit Johannes und Paulus, oder vielmehr mit dem, den sie gepredigt haben. Du wolltest mir ja den ersten Brief Johannis vorlesen? Aber da höre ich den Herrn Magister Langemak herauf kommen; ich möchte mich gerne mit dem lieben Mann eine Stunde allein unterhalten; laß es also nur bis heute Nachmittag: Gott wird mir wohl noch bis dahin meine Kräfte und Seelenheiterkeit erhalten, daß wir unser Gespräch fortsetzen können.

Diesen Nachmittag hatte der Kammerrath einen sehr guten und erquickenden Schlaf; und kaum war er von demselben erwacht, als sein Arzt hereintrat, der sich auf inständiges Bitten der Kammerräthinn entschloß, diesen Abend da zu bleiben und ein Butterbrod mit ihr und Julius

im Krankenzimmer zu essen; weil sie in der bissen Gegenwart des Arztes einen grossen Grad von Beruhigung empfand, ob ihr gleich dieser mehr als einmal alle Hofnung zur Wiedergenesung aufgekündigt hatte. Der Kammerrath selbst war in dieser Gesellschaft, so viel es seine Schwachheit zuließ, ausserordentlich heiter, und scherzte sogar bisweilen, wändte auch sonst alles was in seinem Vermögen war, an, um seine niedergeschlagne Frau zu beruhigen. Gegen 10 Uhr wurde er etwas unruhiger, und fühlte heftige Schmerzen, die ihn keine gute Nacht hoffen liessen. Seine Frau, sein kleiner neunjähriger Fritze, und Julius boten sich in die Wette an, die Nacht bey ihm zu wachen, allein seine Zärtlichkeit ihrer zu schonen, war so groß, daß er es ihnen, aller inständigen Bitten ungeachtet, abschlug, und sie endlich nachdrücklich bat, nicht weiter in ihn zu dringen; er verlangte in dieser Nacht keine andre Gesellschaft, als die von seinem guten und treuen alten Lars. Dieser, der dabey stand, und fast eben so viel Thränen vergoß als die Kammerräthinn, dankte seinem Herrn mit der innigsten Zärtlichkeit, daß er ihm Gelegenheit gäbe, ihm seine Liebe zu beweisen, und erbot sich mit der größten Bereitwilligkeit, alle Nächte zu wachen, so lange sein Herr es haben wollte.

Der Kammerrath brachte die Nacht sehr unruhig und schlaflos zu; als es gegen Morgen kam, mußte Lars zu wiederholtenmalen vor Julius Kammerthür gehen, und horchen, ob er nicht wachte, wobey er ihm aber jedesmal sehr nachdrücklich verbot, ihn ja nicht zu wecken. Um fünf Uhr hörte Lars, daß Julius auf seinem Zimmer gieng, und rief ihn daher auf Befehl seines Herrn so gleich herein. Julius kam mit einem Gesicht, worauf Unruhe und Bestürzung abgemahlt war; ich sehe es dir an, sagte der Kammerrath, daß dir Lars gesagt hat, ich hätte diese Nacht nicht geschlafen, aber mache dir darüber keine Unruhe, ich habe dennoch eine sehr schöne Nacht gehabt. Schön, mein theuerster Onkel? versetzte Julius, wie ist es möglich, daß eine schlaflose Nacht schön seyn kann? O ja! sehr wohl, erwiederte der Kammerrath; du wirst es mir wohl zugeben, daß eine heitre Seele bey einem schmerzvollen Körper allemal ein beßrer Zustand, als ein misvergnügter und unruhiger Geist, in einem Körper ohne Gebrechen sey; und in diesem Zustande habe ich mich in dieser Nacht befunden.

Julius. Aber ich denke mir immer die Verbindung zwischen Körper und Seele so enge, und den Einfluß, den das eine auf das andre hat, so stark, daß ich mir nicht vorstellen kann, wie

man bey einem siechen Körper, der dazu durch Schlaf nicht erquickt wird, heiter seyn kann.

Kammerrath. Was das letztere betrift, so habe ich ja gestern Nachmittag gut geschlafen; und übrigens, giebt es meiner Meynung nach, eine gewisse Heiterkeit der Seele, die vom Körper unabhängig ist, und aus einer starken, lebhaften Hofnung eines bessern Zustandes entspringt. Wird nicht der dürftigste Elende bey seiner Dürftigkeit vergnügt seyn, wenn er nur weiß, daß sein Elend nicht ziellos ist, und noch mehr, wenn er die gewisse Versicherung hat, daß er bald ein ansehnliches Vermögen besitzen werde? Und kann nicht selbst bey den heftigsten Schmerzen, die gewisse Hofnung, daß sie bald aufhören, und mit dem Zustand des Wohlseyns und der sanften Empfindung werden verwechselt werden, sie uns erleichtern?

Julius. Wir können aber dennoch die Empfindung nicht wegschaffen, und das Unangenehme des Schmerzes, den wir wirklich haben, nicht verläugnen.

Kammerrath. Freylich, die Empfindung bleibt; aber ich glaube, es steht bey uns, das Unangenehme derselben in uns zu vermehren oder zu vermindern. Ich bin in meinem ganzen Leben beständig dem Grundsatz gefolgt, alles was mir ungenehm war, dem Blick meiner Seele

zu entziehen, und gleichsam mir selbst zu verheelen, und meine Aufmerksamkeit auf andre, und zwar angenehme Gegenstände zu richten. Dies hat meine Ruhe und Zufriedenheit ausserordentlich befördert, und mich oft in Umständen heiter erhalten, worin andre äusserst unmuthig und unzufrieden waren.

Julius. Vielleicht ist dies bey andern Widerwärtigkeiten eher möglich, als beym körperlichen Schmerz, den man deswegen nicht gut vor sich selbst verheelen kann, weil er beständig selbst uns an seine Gegenwart erinnert.

Kammerrath. Es ist aber doch richtig, daß wir jeden Schmerz desto mehr und härter empfinden, je mehr wir uns mit ihm beschäftigen, und je mehr wir uns vorstellen, wie unangenehm doch diese oder jene Empfindung sey, desto unangenehmer ist sie wirklich. Hieraus muß doch wohl das Gegentheil folgen, daß wir von jedem Schmerz destoweniger empfinden, je weniger wir unsre Aufmerksamkeit auf ihn richten; und je wichtiger und beschäftigender der Gegenstand ist, mit welchem die Seele unterdessen zu thun hat. Ich habe einen Mathematiker gekannt, der bey der Auflösung einer schweren Gleichung seiner Zahnschmerzen vergaß, und wie oft fühlen es Soldaten in der Schlacht nicht, daß sie verwundet sind? noch in der vorjährigen Zorndorfer ist einer ohn-

mächtig hingesunken, weil er sich verblutet hatte, ohne zu wissen, daß er verwundet war.

Julius. Dergleichen Fälle sind aber doch wohl nur selten.

Kammerrath. Sie mögen nun häufig oder selten seyn, so habe ich mich schon sonst oft, und besonders in der abgewichnen Nacht darin befunden; da mir glücklicher Weise die herrlichen Worte des Apostels beyfielen: ich glaube, daß dieser Zeit Leiden mit der zukünftigen Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll, in kein Verhältniß zu setzen sind. Ihr Inhalt beschäftigte mich so sehr, und zog meine Aufmerksamkeit in einem so hohen Grade auf sich, daß ich nicht allein meiner Schmerzen darüber vergaß, sondern mich auch in meiner Schlaflosigkeit glücklich schätzte, weil ich dadurch meinen Gedanken desto ununterbrochner nachhängen konnte. Vielleicht haben sie mich auch selbst am Schlaf gehindert.

Julius. Das kann wohl seyn. Aber was glauben sie wohl, daß der Apostel unter der Kreatur verstanden habe, die mit Sehnsucht auf die Befreyung von ihrem Körper und dieser sinnlichen Welt wartet.

Kammerrath. Mein Sohn, das kann ich nicht sagen; Paulus mag darunter verstanden haben was er will, so liegen auf alle Fälle für

mich groſſe und herrliche Ideen darin. Hätte er die Thiere gemeynt, ſo würde er meine Vorſtellung die ich ohnehin ſchon habe, beſtätigen, daß auch deren Seelen nicht allein fortdauren, ſondern nach der Befreyung vom Körper, in eben dem Verhältniß wie die menſchlichen Seelen, nach der allgemeinen Analogie der ganzen Natur wachſen und zunehmen; ja mit der Zeit zur ziemlich klaren Erkenntniß ihres Schöpfers gelangen, und in dem Bewußtſeyn ihres Daſeyns als Geſchöpfe Gottes und Theile ſeines groſſen Reichs, und einer dankbaren Empfindung darüber, ihr Glück finden werden. Vernichtung iſt für mich der allerſchrecklichſte Gedanke, ſo ſchrecklich und ſo ſchauervoll, daß ich ihn nicht einmal von einer Ameiſe denken mag; und ſo widerſprechend dem Weſen Gottes, das lauter Wirklichkeit und Daſeyn iſt und liebt, daß ich mir die Vernichtung eines Sandkorns in der phyſikaliſchen Welt, ſo wenig denken kann, als die Vernichtung einer guten That in der moraliſchen. Wiederum kann ich auch keinen ewigen Stillſtand denken, bey Geſchöpfen, die des Wachsthums fähig ſind. So widerſinnig es iſt, daß Gott, der Stufen und eine lückenloſe Succeſſion der Zeit, in den Vollkommenheiten der Geſchöpfe und ihrem Wachsthum liebt, und deswegen eine Leiter vom vollkommenſten Geiſt, bis zur Thierpflanze herab

erschaffen hat, ohne daß sich eine Art angeben lasse, die von der nächsten vollkommnern mehr verschieden wäre, als die nächste unvollkommnere von ihr; einmal die Leiter beym Geist des Menschen abbrechen, und ihn das unterste Wesen der Schöpfung seyn lassen werde, da so viele Stufen unter ihm möglich, und jetzt noch wirklich sind: eben so unwahrscheinlich ist es, daß dieser GOtt, der, wie gesagt, den stufenweisen Wachsthum so liebt, daß er den Menschen vom dümmsten, gedankenlosen Kinde zum deutlich denkenden Mann so allmälig heran wachsen läßt, daß man keinen einzelnen Tag nennen kann, wo man eine Zunahme wahrgenommen; der das ganze menschliche Geschlecht vom Stande der dümmsten Barbarey zur höchsten Cultur, im unaufhörlichen Wachsthum fortgehn läßt, der so durchaus nirgends eine Lücke läßt, daß der, sage ich, nach dem Tode des Leibes eine grössere Lücke zwischen der Seele des Menschen und des Affen entstehn lassen sollte, als hier zwischen beyden ist, und also nicht die Seele des letztern in eben dem Maaß wachsen lassen sollte, als den Geist des erstern. Dies, mein lieber Julius, ist die Vorstellung, welche ich mir von der Fortdauer und dem Wachsthum der Seelen der Thiere mache; ohne sie, würde ich mir ein Gewissen daraus gemacht haben, je ein Thier zu schlachten;

weil es die höchste Grausamkeit seyn würde, ein Geschöpf um sein einziges Glück zu bringen; und dies würde gleichwohl der Fall seyn, wenn ein Thier nach dem Tode nichts zu erwarten hätte, wenn sein ganzes Da seyn auf sein Leben im Körper eingeschränkt wäre: was hätte es da weiter für Glück als eben dies Leben?

Julius. Sie würden mich, wenn ich auch nicht schon vorher dieselbe Meynung gehabt hätte, welche sie haben, doch gewiß durch ihre Gründe davon überzeugt haben; zumal da alles was sie sagen, unter den jetzigen Umständen einen gewaltigen Eindruck auf mich macht. Den Gedanken der Vernichtung habe ich immer eben so wenig ertragen können als sie. Ich schliesse so: da ich hier in der Welt nicht zwey gleiche Dinge sehe, sie mögen auch so viel scheinbare Aehnlichkeit mit einander haben, als sie wollen, da ich hieraus offenbar begreife, daß die ewige Weisheit an der Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit Gefallen hat, so ist mir äusserst wahrscheinlich, daß nichts was möglich ist in der ganzen Schöpfung fehle, sondern daß alle Wesen die möglich sind, sie mögen so wichtig oder so unerheblich in unsern Augen, so groß oder so klein seyn als sie wollen, auch wirklich vorhanden sind, und ewig vorhanden seyn werden. Denn sollte eins derselben vernichtet werden, so würde dies entweder unter den möglichen Dingen in der Wirklich-

ten fehlen, und also nicht die höchste Verschiedenheit der Dinge da seyn, oder Gott müßte gerade wieder so eins in dessen Stelle schaffen. Von keinem von beyden aber läßt sich irgend ein vernünftiger Grund einsehn. Auch in dem, was sie von dem immer währenden Wachsthum gesagt haben, bin ich vollkommen ihrer Meynung, wenigstens der Vernunft nach: doch beunruhigt mich noch ein kleiner Zweifel, den die Erfahrung an die Hand giebt.

Der Kammerrath lag eine Weile, mit in die Höhe geschlagnen Augen starr an die Decke sehend, und schien auf die letztern Worte von Julius nicht mehr zu hören; bald aber fuhr er fort: o mein lieber, bester Julius! wie unermeßlich ist Gottes sichtbares und unsichtbares Reich; und wie unermeßlich klein dagegen der Punkt, den wir bisher davon kennen; und doch ist dieser Punkt schon für unsre Bewunderung zu groß. Mit welchem Entzücken werde ich nun bald Gottes unsichtbare Welt näher kennen lernen! und wie werde ich mich freuen, auch dort Geschöpfe, die von dem Körper, durch dessen unvollkommnern Bau sie hier zurück gehalten wurden, frey sind, den Vater aller Wesen preisen zu sehn! es würde mir in der That sehr angenehm seyn, wenn ich wüßte, daß Paulus eben die Vorstellung in jener schönen Stelle hätte lehren wollen: aber

dies iſt mir aus vielen Gründen nicht ſehr wahrſcheinlich. Indeſſen da es mit unſerm Glück keinen weſentlichen Zuſammenhang hatte, ſo wär es auch gerade nicht nöthig, daß er es lehrte: demohngeachtet kann es wahr ſeyn. Das Reich der Wahrheiten würde traun ſehr klein ſeyn, wenn weiter nichts wahr wäre, als was in der heil. Schrift enthalten iſt. Aber mich dünkt, du ſagteſt etwas vom Zweifel, was haſt du denn für Zweifel?

Julius. Ich wünſche und glaube wie ſie, einen beſtändigen Fortgang und Wachsthum. Gleichwohl beunruhigt es mich nicht wenig, daß ich faſt alles nur ein gewiſſes Maaß von Vollkommenheit erreichen, und dann wieder ſinken ſehe. Die Blume ſchießt auf und wächſt bis zur Blüte, und dann welkt ſie wieder; der Baum wächſt, und bringt von Jahr zu Jahr mehr Früchte, bis er alt wird; dann hört er auf zu tragen, und verdorrt endlich: der Menſch nimmt zu an Verſtand, Kenntniß, Erfahrung und Ueberlegung, bis er gewiſſe Jahre überſchritten hat; dann ſinkt er wieder zur traurigen Kindheit herab, ſieht und erkennt dunkel, weiß heute nichts mehr von der Empfindung und dem Gedanken, den er geſtern hatte, und der, welcher ehemals der ſcharfſinnigſte hieß, kann jetzt kaum die gemeinſten Dinge begreifen. Ein Reich ſteigt bis zu

einem gewissen Grad der Macht, wird wohl einem ganzen Welttheil fürchterlich, und fällt dann wieder in die schimpflichste Ohnmacht herunter; ein Volk steigt bis zum höchsten Grad der Kultur, und sinkt dann wieder in die tiefste Barbarey herab. Kurz, wo ich nur hinsehe, finde ich nach dem Wachsthum wieder Abnahme: ein Gedanke, der mich schon oft traurig gemacht hat.

Kammerrath. Deine Vorstellung, mein Sohn, scheint nur durch die Menge von Beyspielen, die du häufst, so fürchterlich. Laß uns trennen, was nicht zusammen gehört. Bey jedem Körper fällt ein unendlicher Wachsthum von selbst weg; er ist seiner Natur entgegen; Körper und unendlich, sind in aller Absicht widersprechende Begriffe. Blume und Baum gehören also nicht hieher. Alle wachsende Körper haben dafür, daß ihr Wachsthum nicht bis ins Unendliche geht, das Vermögen sich zu vervielfältigen, und in andern zu verjüngen. Bey der Macht eines Reichs läßt sich ebenfalls kein unendlicher Wachsthum denken. Gesetzt es wüchse in Einem fort, so müste es doch dann einmal aufhören zu wachsen, wenn ihm alle Völker des Erdbodens unterwürfig wären. Hiezu kommt aber noch dies, daß Ein Reich nicht wachsen kann, ohne die Abnahme des andern;

ein immerwährender Wachsthum eines Reichs würde also im Grunde eine immerwährende Abnahme seyn: und wie wollte man die wohl wünschen oder erwarten? Bey Gott hat kein Reich vor dem andern einen Vorzug; als nur in soferne er das eine oder das andre zur Ausführung seiner grossen Absichten, besonders aber zur Erziehung, Bildung und Vervollkommung andrer Völker, oder vielmehr des ganzen menschlichen Geschlechts braucht: warum sollte er das eine zum Schaden andrer wachsen lassen? Ganz anders verhält sichs mit den Dingen, die ohne andrer Nachtheil, oder Abnahme wachsen können: mit der Kultur der Welt, und dem Wachsthum des menschlichen Verstandes und der menschlichen Kenntnisse. Ich räume es dir nicht ein, daß je die Kultur des menschlichen Geschlechts im Ganzen genommen, abgenommen habe, oder daß je die ganze Masse menschlicher Kenntnisse vermindert sey. Bey einzelen Völkern hat sie zuweilen abgenommen, aber eben dadurch sind andre kultivirt worden; und die Masse der Kenntnisse schien deswegen geringer, weil das, was vorher in wenigen koncentrirt war, unter mehrere vertheilt wurde. Die Säure eines Sauerteigs scheint vermindert, wenn eine grosse Menge süsser Teig hinzu kommt; nach und nach

aber nimmt dieser von demselben so viel Säure an, daß, anstatt, daß der Sauerteig verschwunden zu seyn schien, vielmehr jezt eine weit grössere Menge desselben vorhanden ist, als vorher.

Julius. Dies muß ich alles zugeben: wir wollen aber auch nur bey dem einen stehen bleiben, was das wichtigste ist; nemlich beym Menschen: hier ist doch das Aufhören des Wachsthums, oder vielmehr die Abnahme im Alter offenbar. Sollte diese traurige Wahrnehmung nicht unsre Aussichten in die Zukunft verdunkeln, und uns einen traurigen Zustand nach dem Tode erwarten lassen?

Kammerrath. Wenn wir keine Fehlschlüsse machen, gewiß nicht. Zu geschweigen, daß ein beständiger Wachsthum der allgemeinen Analogie gemäß ist, so müste, wenn die Seele des Menschen nach dem Tode nicht weiter an Erkenntniß und andern Realitäten wachsen sollte, dies entweder von einem Mangel des Erkenntnißvermögens, oder von einem Mangel der Gegenstände, woran sich dasselbe üben, und dadurch die Seele bereichern könnte, herrühren. Das leztere ist bey der vollgepfropften Schöpfung widersinnig; und was das Erkenntnißvermögen selbst betrift, so ist es der Seele so eigen, daß es nicht ohne Vernichtung ihrer selbst aufgehoben werden könnte.

Julius. Freylich aufgehoben wohl nicht; aber geschwächt könnte es vielleicht doch wohl werden, da es, wie gesagt, hier auf der Welt schon offenbar durch das Alter geschwächt wird.

Kammerrath. Durch das Alter wird der Körper, und die Empfindungswerkzeuge geschwächt, und vermöge der engen Verbindung, worin er mit der Seele steht, wird ihre Denkkraft gehindert sich zu äussern. Aber sobald sie frey wird vom Körper, und dies Hinderniß also wegfällt, wird sie auch wieder mit verjüngter Kraft erkennen alles was ihr gegenwärtig ist. Gieb einem Kinde einen Gängelwagen, laß ihn mit der Zeit abgenuzt, die Rollen abgestossen werden, so wird er dem armen Kinde, das indessen doch, so lange der Wagen gut war, darin gehn gelernt, zur gröſten Last gereichen, und ihm am Gehn mehr hinderlich als förderlich seyn. Nimm ihm endlich nach genugsamer Zeit den alten unbrauchbaren Gängelwagen weg, so wird es zwar anfangs furchtsam schwanken und tappen, aber bald weit hurtiger und leichter gehn, als damals da sein Gängelwagen im besten Stande war. Auf die Befreyung von diesem Gängelwagen hofte Paulus, und ich sehne mich ebenfalls inbrünstig darnach; und eben daher haben mich seine vorhererwähnten Worte in der vorigen Nacht so sehr beschäftigt, daß ich

den Gedanken nicht verlieren konnte: auch wir, die wir den Vorzug des Geistes haben, sehnen uns, und warten auf die Kindschaft, auf unsers Leibes Erlösung.

Julius. Dieß und andre Zeugnisse der Schrift beruhigen mich völlig: ungeachtet ich nicht leugnen kann, daß mir zuweilen der Zweifel beygefallen, ob auch die menschliche Seele, die nur eigentlich dazu geschaffen zu seyn scheint, durch einen Körper Empfindungen und Gedanken zu bekommen, diese ohne denselben haben könne: imgleichen wenn dieß so wäre, ob nicht die Revolution, welche durch die gewaltsame Trennung vom Körper mit ihr vorgeht, sie so betäuben würde, daß sie auf eine vielleicht lange Zeit des Bewußtseyns beraubt, sich in einer Art von Schlaf befinden würde? Ungeachtet ich weiß, daß im Augenblick des Erwachens ein tausendjähriger Schlaf mir eine Sekunde gewesen zu seyn dünken würde, so hat doch die Vorstellung eines solchen Schlafs so viel widriges und unangenehmes für mich, daß ich wenigstens immer wünsche, es möchte nicht so seyn, ich möchte vielmehr einmal sogleich nach der Trennung von meinem Körper, heiter und ungehindert fortdenken, und den nächsten Gedanken in der Ewigkeit sogleich an den lezten den ich im Körper hatte, anknüpfen.

Kammerrath. Dein erster Zweifel hat nicht viel zu bedeuten. —

Hier wurde der Kammerrath, der sich ohne Zweifel zu sehr angestrengt hatte, von einer Ohnmacht plötzlich überfallen. Julius rief in der grösten Angst Larsen, um ihn zum Arzt zu schicken, als dieser schon selbst ins Zimmer trat. Nach fünf Minuten erhohlte sich der Kranke wieder: der Arzt verordnete ihm eins und das andere, und empfahl ihm sehr, sich zu seiner Erhohlung diesen Vormittag alles Sprechens zu enthalten; und wo möglich auch nicht einmal seine Gedanken mit irgend einem Gegenstand zu beschäftigen, der ihm wichtig wäre. Ein hartes Verbot, sagte der Kammerrath: bis Mittag will ich gehorchen, wenn ich nur heute Nachmittag wieder reden darf. Wenn sie es mir aber länger verbieten wollen, so werde ich ihnen eine ähnliche Antwort geben, als Sokrates dem Kerkermeister. Der Arzt schüttelte den Kopf: ich werde heute Mittag wieder kommen, und dann sehn wie sie sich befinden, und ob ich es ihnen dann mit gutem Gewissen erlauben kann. Beym Weggehn sagte er Juliussen ins Ohr, er möchte sich nur darauf gefaßt machen, und seine Tante so viel möglich vorbereiten, er zweifelte sehr, ob der gute Kammerrath den dritten Tag erleben würde. Julius brach in ei-

nen Strohm von Thränen aus, gieng auf sein Zimmer, und ließ sagen, er hätte nothwendige Briefe zu schreiben.

Der Kammerrath schlief einige Stunden lang sehr sanft, und da ihn sein Arzt um 1 Uhr Nachmittags besuchte, fand er ihn merklich besser und stärker. Habe ich also Erlaubniß wieder zu sprechen? fragte er. Etwas Weniges wohl, aber nicht zu viel und zu anhaltend, war die Antwort. Wenn mich nun aber der Prediger besucht, versezte der Kammerath, so muß ich mich doch mit ihm vom jezigen und künftigen Zustand meiner Seele unterhalten: oder wären sie wohl grausam genug, mir dies auch zu verbieten? Behüte der Himmel! sagte der Arzt. Was also mit dem einen erlaubt ist, ist mit dem andern auch erlaubt: und ich werde also auch weiter mit meinem jungen Freund sprechen dürfen.

Kaum war der Arzt weggegangen, als der Kammerrath Juliussen bitten ließ, den Kaffee auf seiner Stube zu trinken. Ich empfind es jezt recht bey mir, sagte er, was das sagen will; wes das Herz voll ist, des geht der Mund über: ungeachtet mir der Arzt das Sprechen verboten, oder doch sehr eingeschränkt hat, muß ich unser Gespräch, das mir den herannahenden Tod so süß macht, und mich mit

Dingen und Vorstellungen beschäftigt, die mir unter meinen gegenwärtigen Umständen im höchsten Grade wichtig sind, fortsetzen. Was war es doch, wobey uns der fatale Zufall unterbrach? Mich dünkt, du hattest einen Zweifel.

Julius. Er war eben nicht sehr erheblich; und betraf theils das Vermögen der Seele auch ohne Körper Vorstellungen zu bekommen, theils den Seelenschlaf.

Kammerrath. Ja nun erinnere ich's mich. Du wirst doch nicht daran zweifeln, daß es zwischen uns und Gott eine grosse, oder vielmehr unendliche Menge Geister ohne einen solchen groben Körper gebe?

Julius. Dieß kann ich schon nach meinem vorigen Schluß nicht bezweifeln, nach welchem ich alle Geschöpfe die möglich sind, für wirklich halte.

Kammerrath. Wenn du also daran nicht zweifelst, mithin es auch für möglich hältst, daß diese Geister ohne einen solchen Körper, als wir hier von der Erde für die Erde haben, Vorstellungen bekommen können: wie könntest du es denn bey der Seele nicht für möglich halten? Daß sie hier ihre Vorstellungen nicht anders als durch den Körper bekommt, bringt ihr Zustand schon selbst mit sich; sonst würde auch

der Körper ganz unnütz seyn: aber das schließt deswegen einen andern Weg zu Vorstellungen nicht aus. Die Raupe kriecht auf einer langen Reihe kurzer Füsse durch einen langsamen Weg dahin, wohin sie will; der Schmetterling kommt, ohne Füsse zu gebrauchen, mit Hülfe seiner Flügel hundertmal schneller dahin: würde nicht die Raupe, wenn sie so viel denken könnte, auch schliessen, daß es nicht anders möglich sey, sich von einem Ort zum andern zu bewegen, als mit Hülfe einer solchen Fußreihe. Was aber das andere, oder den Seelenschlaf betrift, so glaube ich zwar keinen hundert- oder tausendjährigen Schlaf, aber ich denke auch nicht, daß die Seele sogleich nach dem Augenblick der Trennung mit der vollkommensten Deutlichkeit, und so wie sie in der Folge denken kann, wird fortdenken können. Ich nenne den Tod nicht allein Geburt für die Ewigkeit, sondern ich glaube auch, daß er in aller Absicht die gröste Aehnlichkeit mit der Geburt für diese Erde habe. Höchst wahrscheinlich verhält sich der Embryo zum neugebohrnen Kinde, wie der Mensch in diesem Leben, zu seinem Zustande gleich nach seinem Tode, und das neugebohrne Kind zum deutlich denkenden Menschen, wie der Mensch gleich nach dem Tode zu seinem künftigen Zustande. Wenn das Kind auf die Welt

kommt, ſind ihm nicht allein alle Gegenſtände neu und fremd, und ihrer iſt eine ſo groſſe Menge, daß es einen vor dem andern nicht faſſen kann; ſondern ſeine Sinne ſind auch noch ſo ungeübt, und es iſt mit dem Gebrauch derſelben ſo wenig bekannt, daß es eben daher faſt nichts erkennen kann; vielmehr ſich geraume Zeit unter den Gegenſtänden befindet, ohne etwas davon zu wiſſen, und nur nach und nach anfängt dunkle, dann klare und endlich deutliche Begriffe zu bekommen, und zwar ſucceſſive immer mehrere und immer deutlichere. Da nun alles in der Natur analogiſch iſt, und nirgends ein Sprung geſchieht, ſo iſt es auch nicht wahrſcheinlich, daß wir, an ſinnliche Empfindung gewöhnt, und mit der neuen Art des Erkennens in unſerm künftigen Zuſtande noch nicht bekannt, dazu mit einer unendlichen Menge neuer und ungewöhnlicher Gegenſtände umgeben, ſogleich unſer neues Erkenntnißvermögen werden brauchen, und alles was uns gegenwärtig iſt, faſſen können: ſondern wir werden, wie hier das Kind, anfänglich nichts davon, hernach etwas weniges mit weniger Deutlichkeit und endlich nach und nach immer mehr erkennen, und unſre neuen Kräfte, die jezt noch unentwickelt in uns liegen, brauchen lernen. Der Schmetterling fliegt nicht gleich davon, wenn er aus der

Puppe gekrochen ist: er braucht Zeit, seine Flügel zu entfalten, und sie brauchen zu lernen. Will man diesen Zustand Schlaf nennen, worin sich nach der Abreise vom Körper, der Geist des Menschen befindet, ehe er an anschauendes Erkennen geistiger Gegenstände gewöhnt ist, so habe ich nichts darwider: von einem andern an sich möglichen längern Schlaf, seh' ich weder Grund noch Absicht ein. Aber vielleicht werde ich hievon bald mehr wissen: wie Sokrates sagt.

Julius. Etwas ähnliches von ihrer Vorstellung scheint Euripides gedacht zu haben, in den Jamben, die Sextus Empirikus anführt:

Τίς δ' οἶδεν εἰ τὸ ζῆν μὲν ἐστι κατθανεῖν
Τὸ κατθανεῖν δὲ, ζῆν κάτω νομίζεται; *)

Darf ich ihnen noch einen andern Zweifel mittheilen, der mit dem vorigen gewissermassen zusammenhängt?

Kammerrath. Warum nicht? ich habe dir ja gesagt, daß ich jezt von nichts lieber spreche, als von dem, was den Zustand nach dem Tode betrift: und ich danke Gott, daß er mich eines solchen Todes sterben läßt, wobey ich, wie es scheint, bis an die lezte Stunde den völligen

*) Wer weiß, ob nicht des Körpers Leben Sterben ist,
Der Tod für diese Welt, in jener Leben heißt?

Gebrauch meiner Vernunft behalte; daß ich noch von dergleichen Sachen sprechen kann.

Julius. Es ist doch offenbar, daß wir deswegen das vergessen, was wir in der Kindheit empfunden und erkannt haben, weil unser Gehirn damals zu weich war, als daß die Eindrücke darin hätten haften können: umgekehrt, daß ein Alter deswegen die Dinge nicht behält, die er im Alter empfindet, weil sein Gehirn schon zu hart ist, die Eindrücke anzunehmen; und daß er hingegen deren sich so gut erinnert, die er in seinen jüngern Jahren empfunden hat, weil die Eindrücke gleichsam mit seinem Gehirn hart und bleibend geworden. Hieraus kann man doch wohl schliessen, daß das Gehirn das Behältniß und Instrument des Gedächtnisses sey. Nun bleibt aber dasselbe mit dem Körper zurück; wie wird es denn wohl einmal nach dem Tode um das Gedächtniß stehn? Werden wir uns auch des vorigen Zustandes, unsrer Handlungen und Gesinnungen, kurz des ganzen vorigen Lebens erinnern können? Oder widerfährt uns durch den Tod schon an sich selbst das, was die Alten durch ihren Letheſluß bewürkt zu werden glaubten?

Kammerrath. Der Mangel des Erinnerns an diejenigen Dinge, die uns in der frühesten Kindheit widerfahren sind, rührt gewiß nicht

Also nicht zu weichen Gehirn, sondern hauptsächlich daher, weil wir da keine andre als dunkle Begriffe haben. Aber dieß thut zur Sache wenig: also zur Hauptfrage. Vielleicht ist das Anerinnern an das, was wir in dieser Welt empfunden, gedacht, oder gethan haben, in jener zu unserm Glück oder Unglück nicht einmal nöthig. Vielleicht ist das Gedächtniß ein bloßes Gerüst zum Gebäude unsrer Fertigkeiten, Neigungen und Gesinnungen, das, nachdem das Gebäude aufgeführt worden, weggebrochen werden kann. Ohnehin werden wahrscheinlich nicht einzele Thaten unser Glück oder Unglück in jener Welt unmittelbar ausmachen, sondern die ganze Richtung unsrer Seele, die sie durch einzele Thaten erhalten hat. Denn jede derselben läßt ausser der physischen Wirkung ausser uns auch eine auf uns selbst zurück; macht uns in einem gewissen Grad besser oder schlimmer, und hat also doch einen mittelbaren Einfluß auf unser künftiges Glück oder Unglück. Vielleicht könnte auch hier die Parallele gezogen werden, daß, so wie der Mensch in seinem hiesigen Leben, nichts von seinem Embryonenzustande weiß, und dennoch die Richtung ihm geblieben ist, die er da durch die Mutter erhalten hat, also er auch im zukünftigen nichts vom jetzigen wissen, und doch alle Neigungen und Richtungen behalten werde,

die er hier erhalten hat. Vielleicht lieſſe es ſich auch hiedurch am beſten erklären, wie ein Menſch, der in ſeinem Leben böſe geweſen, und ſich noch kurz vor ſeinem Ende wirklich und ernſtlich bekehrt, noch eine glückliche Zukunft erwarten könne, ohne von der Anerinnerung an ſeine böſen Thaten in ſeiner Glückſeligkeit geſtöhrt zu werden. Aber es iſt auch eben hieraus offenbar, wie viel zu einer ſolchen Bekehrung gehöre, und wie wenig die gewöhnlichen Galgenbuſſen hieher zu rechnen ſind. Jene muß aus einer Reihe Vorſtellungen beſtehn, die ſtärker und eindrücklicher ſind, als alle im ganzen Leben erworbne Fertigkeiten: ſie muß die ganze vorige Richtung der Seele, welche aus der Summe aller Gedanken, Handlungen und dadurch erworbnen Fertigkeiten des ganzen Lebens erwachſen iſt, nicht allein aufheben, ſondern derſelben auch eine entgegengeſetzte Richtung geben. Sie muß ein Gewicht ſeyn, das ſchwer genug iſt, ein anderes tief herunter geſunknes, mit jedem Fußbreit durch ſeine eigne Höhe, und durch neu hinzugekommene Maſſe ſchwerer gewordnes Gewicht, plötzlich wieder aufzuziehn, und dagegen auf der andern Seite ſelbſt niederzuſinken. Vielleicht endlich würde es auch in mancher Abſicht zu unſerm Glück gereichen, wenn wir uns vieler Dinge aus dieſem Leben

nicht mehr erinnerten, die wir zu vergessen wünschen, wenn wir boshafte Blutsfreunde nicht mehr kennten, u. s. w.

Julius. Ich weiß doch aber nicht, wie das so etwas schreckliches für mich hat: ich wünsche wenigstens nicht, daß es so seyn möge. Ich glaube, die Identität, das Bewußtseyn, daß wir eben die sind, die wir in der Welt waren, würde darunter leiden; es würde eben das Traurige und Widrige dabey seyn, was mir immer die Vorstellung von einer Seelenwanderung verursacht hat. Kurz es würde nicht viel besser als eine Vernichtung seyn. Denn ganz aufhören zu seyn, oder nicht mehr zu wissen, daß ich der nemliche bin, ist fast nicht zu unterscheiden. Wenigstens ist mir das eine so unangenehm als das andre. Es würde auch meiner Meynung nach die Gerechtigkeit Gottes verdunkeln, von der wir unmöglich die anschauenden Begriffe haben könnten, die wir haben werden, wenn wir den Grund unsers dermaligen Zustandes in unsern vorigen Handlungen wissen und finden können. Und was endlich das Unangenehme betrift, was wir etwa zu vergessen wünschen möchten, so glaube ich, giebt es des Angenehmen weit mehr, das wir behalten möchten. Alle unsre hier erworbnen Kenntnisse von Gott und seiner Welt, die doch wirkliche Reali-

räten sind, würden uns unnütz und vergeblich seyn. Auch würde es ausserordentlich traurig seyn, wenn wir nicht die Hofnung hätten unsre rechtschaffnen Eltern, Kinder, Gatten, Freunde dereinst dort wieder zu finden und zu erkennen.

Kammerrath. Ich freue mich ausserordentlich, von dir selbst so vieles wider deinen eignen Zweifel zu hören, was du mir also zu sagen erspahrst. Ich wollte nur dich zu versuchen eine an sich mögliche Sache vortragen, und habe deswegen immer ein vielleicht hinzugesetzt. Zwar liesse sich wider das, was du von dem Verlust hier erworbener Kenntnisse erwähnst, einwenden, daß diese gegen das was wir dort erkennen werden, von keiner Beträchtlichkeit, daß sie vielmehr sehr armselig sind, und uns keinen merklichen Vorzug vor jedem Ungelehrten geben werden: zu dem sich der Gelehrte vielleicht so verhält, wie zwey Reisende zu einander, die beyde eine unbekannte Stadt besehn wollen, deren einer vorher eine Abbildung und Grundriß davon gesehn, der andre nicht: wenn beyde eine kurze Zeit da gewesen, so wird dieser sich so gut darinn zu finden wissen, als jener. Ueberdem würde, wenn auch ja alle erlangte Kenntnisse verloren gehn sollten, uns doch die dadurch erworbne Fähigkeit unsers Verstandes

und Richtigkeit des Urtheils bleiben. Aber zur Hauptsache. Ich glaube deinen Zweifel vom Zurückbleiben des Gedächtnisses mit dem Gehirn, am leichtesten dadurch zu heben, wenn ich dir zuerst die Nothwendigkeit und das Daseyn eines Gedächtnisses in unserm künftigen Zustande zeige: denn dann versteht sichs von selbst, daß dasselbe auch ohne Gehirn bestehen könne, und nicht mit demselben verloren gehe. Da wir in jenem Leben nicht allwissend seyn, nicht wie Gott auf einmal alles anschauend erkennen werden, sondern nur eins nach dem andern, so würden wir ohne Gedächtniß die elendesten Geschöpfe von der Welt seyn; wir würden nicht mehr wissen, als nur soviel wir jedesmal anschauten, was wir gestern (wenn ich mich dieses Worts von der Ewigkeit bedienen darf) erkannt hatten, würden wir heute nicht mehr wissen: wir würden uns nie bewust seyn, daß das ich, was den heutigen Gedanken hat, das nemliche sey, was den gestrigen hatte; und so würde so zu sagen alle Identität nicht blos in Absicht auf unsern verlebten Zustand, sondern auch in Absicht auf den dermaligen wegfallen; und wir wären in der That elendere unvollkommnere Geschöpfe, als wir hier in der Welt gewesen sind. Da nun dies widersinnig zu denken ist, so müssen wir dort ein Gedächtniß haben, durch

deſſen Hülfe wir wachſen und zunehmen können. Wenn wir dies aber dort haben, ſo wird es gewiß keine neue Kraft der Seele, ſondern eine ihr eigne ſeyn, die ſie ſchon aus dieſer Welt, aus dieſem Körper mitbringt, und welches alſo eben das Gedächtniß iſt, was wir hier haben. Dies hat freylich mit der Seele ſeinen Sitz im Gehirn, als ſeinem Vehikel; allein man kann ſo wenig von einer jetzigen Unvollkommenheit dieſes Vehikels auf einen künftigen Mangel des Gedächtniſſes, als von einer jetzigen fehlerhaften Beſchaffenheit, der Sinne, auf einen künftigen Mangel des Erkenntnißvermögens ſchlieſſen. Das Gehirn iſt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, die inwendige Seite der Empfindungswerkzeuge, ſeine Vollkommenheit oder Mangel, ſein Daſeyn oder Abweſenheit bringt bey unſrer Seele weiter keine Veränderung hervor, als Daſeyn oder Abweſenheit dieſer Werkzeuge ſelbſt. Da wir ohne dieſe die weſentlichen Kräfte der Seele behalten werden, ſo werden wir auch ohne ſie, und alſo auch ohne Gehirn das Gedächtniß behalten. Leite Waſſer durch enge Kanäle, in ein groſſes, wohlvermauertes Baſſin; laß die Kanäle zulezt verſchlämmt werden, ſo wird wenig oder gar kein Waſſer mehr zufliessen; aber deswegen wird doch das Waſſer was einmal im

Bassin ist, darin bleiben. Nimm endlich die alten, unbrauchbaren, engen Kanäle weg, und leite dafür einen ganzen Fluß hinein, dir wird dann gewiß kein Wasser fehlen! und so verhält sichs mit unserm Gedächtniß. Ich habe also die gewisse Hofnung, daß ich meine Lieben, die ich hier zurücklasse, und auch dich, mein bester theuerster Julius, einmal wieder finden und kennen, und daß wir gemeinschaftlich mit verklärtem Verstande den Vater der Wesen preisen werden. Ja ich hoffe auch, und rechne es zu meiner künftigen Glückseligkeit, daß ich einmal die guten, berühmten und verdienten Menschen der Vorwelt werde kennen lernen, den ersten Menschen, Abraham, Jesaias, Paulus, Johannes, Origenes, Sokrates, Markus Aurelius u. s. w. und zu dem allen glaube ich gewissen Grund in der Schrift zu finden.

Julius. Erlauben sie mir noch einen Einwurf. Gewisse Erfahrungen scheinen es offenbar zu machen, daß das Gehirn nicht allein das Repertorium des Gedächtnisses, sondern auch wirklich das Organ des Denkens sey. Ich will von allen nur Eine nennen. Ein betrunkener Mensch ist bekanntlich nicht im Stande etwas deutlich zu denken, sondern alle seine Vorstellungen sind verwirrt und unordentlich; und dies daher, weil die Fibern seines Gehirns durch den

Geist des Getränks gelitten haben, und in eine unrechte Schwingung oder sonstigen widernatürlichen Zustand gerathen sind. Wenn also das deutliche Denken schon durch eine Unordnung dieses Organs gehindert wird, was wird nicht seyn, wenn wir dasselbe gar zurücklassen.

Kammerrath. Dieser Einwurf will nicht mehr sagen, als die vorigen. So wenig ich daraus, daß die Seele jetzt mit einem Körper verbunden ist, schliessen kann, daß sie niemals ohne Körper existiren könne; eben so wenig kann ich daraus, daß die Seele in ihrem jetzigen Zustande das Gehirn zum Denken braucht, schliessen, daß sie niemals ohne dasselbe denken könne. Es ist vielmehr unumgänglich nothwendig, daß sie es in ihrem jetzigen Zustande zum Denken braucht, weil widrigenfalls gar keine Verbindung zwischen Körper und Seele da seyn würde. Wenn aber die Ursache, welche diese Art des Denkens nothwendig machte, die Verbindung zwischen Körper und Seele aufhören wird, so wird auch die Wirkung aufhören, und wir werden dann nicht mehr nöthig haben, durch Hülfe des Gehirns zu empfinden und zu denken. Ich hoffe auch ohne dasselbe einst dich mein bester Julius wieder zu erkennen ——— Aber du weinst?

Julius. Der Gedanke unsrer Wiedervereinigung erinnerte mich natürlich an die bevorstehende Trennung, und hiebey durchliefen mich, ich weiß selbst nicht was für entgegengesetzte Empfindungen. Erlauben Sie mir, bester Onkel, daß ich ein wenig in meine Stube gehn darf.

Kammerrath. Sehr gerne: ich wollte ohnehin mit meiner Frau und Kindern noch manches sprechen.

Die Kammerräthinn, welche zugegen war und während dieses Gesprächs fast unaufhörlich geweint, und ihren Mann die Hand gedrückt hatte, rief die Kinder herein. Frize von neun, Emilie von sieben, und Heinrich von fünf Jahren traten zusammen herein, giengen weinend und schluchzend zu ihrem Vater, küßten und netzten ihm die Hand, und knieeten dann sämtlich vor dem Bette nieder, und beteten nach ihrem Vermögen inbrünstig zu Gott, für das Leben und die Erhaltung des besten Vaters. Alle die zugegen waren, Julius der eben weggehn wollte, Lars, der die Kinder herein gebracht hatte, und die Kammerräthinn brachen in ein lautes Weinen aus: und der Kammerrath selbst konnte den Anblick nicht ertragen, die Thränen drangen ihm häufig in die Augen, und er sahe sich genöthigt das Gesicht wegzuwenden. Indessen wurde er dadurch so erschüttert, daß es merklich schlimmer

mit ihm wurde; welches er aber nicht äusserte, um den Seinigen keine Unruhe zu machen. Bald darauf kam der Arzt und der Prediger, der erstere wollte weggehn, um den Kammerrath mit diesem allein zu lassen: er verbat es aber, und sagte, ich glaube, daß der Inhalt meines Gesprächs mit meinem Seelsorger uns alle gleich interessire, wenn sie also selbst nicht abgeneigt sind, denselben beyzuwohnen, so bitte ich, daß sie meinetwegen nicht weg gehn. Er blieb also da; fand aber, daß des Kammerraths Zustand ausserordentlich schlimmer geworden, welches er beym Weggehn sowohl ihm selbst als Julius ins Ohr sagte: mit dem Beyfügen, es sey möglich, daß dies die letzte Nacht sey. Wie Gott will, erwiederte der Kammerrath. Julius bat es sich am Abend flehentlich aus, daß er diese Nacht bey seinem Onkel wachen dürfte, und dieser erlaubte es ihm endlich nach einiger Weigerung. Er brachte die Nacht sehr unruhig zu, und sein weniger Schlummer wurde alle Augenblicke unterbrochen. Bald spielte er mit seinen Fingern, bald mahlte er an der Wand, dann seufzte und betete er wieder still vor sich. Obgleich Julius noch bey keinem Sterbenden zugegen gewesen war, so kamen ihm doch alle diese Umstände verdächtig vor. Als es gegen Morgen kam, sagte der Kammerrath zu ihm: mein Lieber Julius, die Vorstellung macht

mich sehr unruhig, daß ich vielleicht den Zweck meines Daseyns hier in der Welt nicht genug erfüllt, daß ich manche Stunde, die ich zu meiner und andrer Besserung hätte anwenden können, ungenutzt habe hingehn lassen. Bete mit mir, daß Gott es mir vergebe. Hier hub der Kammerrath die Hände in die Höhe und betete laut:

Herr! vergieb mir väterlich,
wenn mir manche Tag und Stunden
übel angelegt für mich,
oder unnütz sind verschwunden.
Jahre, die ich leer verthan,
klaget mich vor Gott nicht an.

Dies Gebet wiederholte er zu verschiedenen malen, und fügte bald noch dies bald jenes hinzu. Gegen den Morgen ward er merklich heiterer, er bemerkte um drey Uhr, daß jemand auf den Zehen draussen vor der Thür herumschliche. Julius mußte zusehn, wer es wäre: es war Lars, den die zärtlichste Besorgniß für seinen Herrn die ganze Nacht nicht hatte schlafen lassen. Er hatte sich herangeschlichen, um zu horchen, ob er nichts von seinem Herrn vernehmen könnte. Das sollst du mir nicht umsonst gethan haben, rief ihm dieser mit schwacher Stimme entgegen: mich dürstete eben, und zwar nach Thee, und ich besann mich noch, ob ich dich wollte wecken lassen oder nicht. Lars eilte was er konnte, ohne seines Herrn

Worte einmal auszuhören. Nach einer Viertelstunde sagte der Kammerrath zu Julius: ich glaube, ich habe den guten Kerl durch meine Anrede erschreckt, und er hat gar nicht einmal gehört was ich wollte: geh doch hin und ruf ihn, falls er sich wieder niedergelegt hätte. Als Julius die Thüre aufmachen wollte, begegnete ihm Lars schon mit dem Thee. Der Kammerrath lächelte und lobte ihn wegen seiner Geschwindigkeit. Nachdem er zwey Schalen getrunken hatte, schlief er ein, und genoß einige Stundenlang einen ziemlich ruhigen Schlaf. Unterdessen war seine Frau auch aufgestanden und fand sich im Krankenzimmer ein. Der Kammerrath freute sich ausserordentlich, als er sie bey seinem Erwachen vor seinem Bette sitzen fand; und küßte sie mit einer Inbrunst, womit er sie ihrer Versicherung nach noch nie geküsset hatte. Denn sie hatte ihm sonst oft den Vorwurf der Gleichgültigkeit gemacht, weil bey seiner ruhigen Einbildungskraft und nicht sehrheftigem Temperament, seine Liebe sich nicht durch so starke und lebhafte Zeichen äusserte, als seine Frau wünschte. Um sieben Uhr kam Lars etwas bestürzt und verwirrt herein, und sagte Juliussen etwas ins Ohr, worüber auch dessen Gesicht sich veränderte. Der Kammerrath verlangte zu wissen, was es wäre. Julius entschuldigte sich, es sey eine Kleinigkeit, womit er

ihn nicht beunruhigen wolle. Der Kammerrath versetzte, er hoffe sich durch Gottes Gnade in eine solche Verfassung gesetzt zu haben, daß ihn nichts zu beunruhigen fähig wäre: er sähe aber doch, daß etwas nicht ganz Unerhebliches vorgefallen seyn müsse, und dies nicht zu wissen, würde ihn mehr beunruhigen, als wenn er es wüßte. Wenn sie es denn ja wissen wollen, versetzte Julius, so will ich es ihnen sagen: Unserm ehrlichen Nachbar dem Juden Bürgel ist nicht wohl.

Kammerrath. Es muß etwas mehrers seyn, als ein blosses Uebelbefinden; darüber wird man nicht so bestürzt aussehn, wie du und Lars.

Julius. Lieber Onkel! es ist mir unmöglich eine Unwahrheit zu sagen, und ich glaube sie auch daran nicht gesagt zu haben, daß Bürgel sich nicht wohl befinde: er hat sich in dieser Nacht erhenkt. Ich fürchtete, daß es sie zu stark afficiren würde, wenn ich es ihnen sogleich gerade heraus sagte.

Kammerrath. Der arme redliche Bürgel! unerwartet kommt mir indessen die Nachricht gar nicht, ich habe es bey den erschrecklichen Höllenleiden, die ihm sein Weib unaufhörlich verursachte, und bey seiner daraus entstandnen Schwermüthigkeit lange befürchtet.

Lars. Ja Herre! ik habe auk kesakt, wenn han iß kommen in das Hölle, so hat han sik dok verbessert. Dieſoulen iß nik so ſchlimm ſom Bürgel ſyn Fru.

Kammerrath. Geh nur, und verrichte deine Geſchäfte. — — Der alte Lars hat ſo unrecht nicht: ähnliche kenn ich leider! Tauſende, aber in einem ſo hohen Grade habe ich noch keine Furie geſehn als die Bürgeln.

Julius. Mich dauert der ehrliche Jude auſſerordentlich; der Gedanke, daß er jetzt vermuthlich auch eine unglückſelige Ewigkeit angefangen hat, durchtrübt meine ganze Seele.

Kammerrath. Mein Sohn! man muß bey Selbſtmördern nicht ſo raſch im Urtheilen ſeyn. Freylich wird er wohl den Gedanken ſchwerlich jemals verlieren, daß er ohne Gottes Willen von ſeinem Poſten gewichen iſt; und dieſer Gedanke wird ihm auch nie anders als unangenehm ſeyn können: allein man muß auch erwägen: Daß Gott in ſeinem Gericht nicht nach der Oberfläche der Dinge urtheilt, ſondern alle Umſtände, die Beſchaffenheit des Körpers, den mehr oder weniger freyen Gebrauch der Vernunft, und ſo weiter, in Erwägung zieht.

Julius. Das iſt wahr: aber eben dies wird von manchen zur Entſchuldigung und Vertheidi-

gung des Selbstmords angeführt, und ich weiß gewiß, daß sie den nicht entschuldigen wollen.

Kammerrath. Behüte der Himmel! Ich halte ihn schlechterdings in keinem Fall für Recht; selbst unter den größten körperlichen Schmerzen nicht, wenn diese uns gleich ohnehin alle Hofnung zur Genesung und zum längern Leben rauben. Jeder Augenblick hier in der Welt muß uns kostbar seyn, gesetzt daß wir auch nicht den geringsten Nutzen absähen, den wir andern mit unserm Leben stiften könnten, so kann er doch uns selbst zur Uebung in der christlichen Geduld, Standhaftigkeit, Gelassenheit und Ergebung in den göttlichen Willen dienen. Und auch hieran nicht einmal zu denken, so sind wir Gott diesen uneingeschränkten Gehorsam schuldig, unsern Posten nicht eher zu verlassen, bis er uns abruft. Wir selbst sind nicht Herren unsers Lebens, da wir es uns selbst nicht gegeben haben: ein Mensch der sich nicht zu dieser Unterwerfung unter Gottes Willen verbunden fühlt, und sie nicht ausübt, für dessen Religion gebe ich nicht viel. Nichtsdestoweniger aber halte ich es für Unrecht, wenn ein Mensch es sich anmaßt, über seinen Mitmenschen, der so unglücklich gewesen ist ein Selbstmörder zu seyn, das Verdammungsurtheil auszusprechen; wozu wir schlechterdings in keinem Fall, selbst beym Religionsspötter nicht einmal, befugt

ſind. Je mehr und härter ein Menſch fehlt, deſto unglücklicher macht er ſich ſelbſt, und deſto mehr muß er ein Gegenſtand unſers Mitleids, nie aber unſers Haſſes ſeyn. Noch gröſſer muß dies Mitleid, und zugleich unſre Behutſamkeit im Urtheilen ſeyn, wenn er nicht im Stande geweſen, ſeine Vernunft zu hören.

Kammerräthinn. Aber mein Kind, alle Menſchen werden doch nach dem Tode entweder ſelig oder verdammt. Selig kann man nun doch einen Selbſtmörder nicht nennen, alſo muß er ja wohl zu verdammen ſeyn.

Kammerrath. Sage mir, wenn du zwey Menſchen weiſt, wovon der eine Einen Thaler, der andre hundert Thaler hat, nennſt du den letztern reich oder arm?

Kammerräthinn. Gegen jenen gerechnet iſt er reich.

Kammerrath. Wenn aber unter zweyen einer hundert, der andre zehntauſend Thaler hat, wie nennſt du dann den erſtern?

Kammerräthinn. Ich nenne ihn gegen dieſen arm.

Kammerrath. Haben denn alle Menſchen entweder nur Einen Thaler oder zehntauſend Thaler? oder iſt nicht vielmehr der Reichthum von den Millionen an, bis zum Pfennig herunter nach und nach verſchieden? Iſt nicht der Vermögenszuſtand der meiſten Menſchen ſo, daß ſie weder

ganz reich, noch ganz arm genannt werden können? Um aber der Sache näher zu kommen, so ist auch sowohl die äussere als die innere Glückseligkeit der Menschen, schon hier auf der Welt vom Zufriedensten bis zum Unzufriedensten so verschieden, daß sich die Gränzen nicht angeben lassen. Die gröste Glückseligkeit hat Mängel, und der Unglücklichste trift dann und wann etwas was ihn erfreut: und die Zahl der mittlern Gattung, deren Zustand am meisten gemischt ist, ist bey weitem die gröste. Sollte es in der Ewigkeit anders seyn? sollten da nur schlechterdings zwo ganz einander entgegengesetzte, ganz von einander abgeschnittene, durch keine Mittelgattung mit einander verbundene Klassen von Geistern seyn? Ohnehin ist keiner von diesen der allerhöchsten oder unendlichen Glückseligkeit fähig, denn diese hat nur Gott; noch eines unendlichen Unglücks, denn das kann kein endliches Wesen ertragen. Beydes, Glückseligkeit oder Unglück, wird eingeschränkt seyn und Ziel und Maaß haben, und wahrscheinlich wird der Unterschied dem ähnlich seyn, der sich hier zwischen der verschiednen Gemüthsruhe und Zufriedenheit der Menschen findet. Wir freuen uns hier oft mancher guten Gesinnung und mancher guten That, und sind darüber mit uns selbst zufrieden; und diese Zufriedenheit ist eine unaussprechliche Seligkeit. Da-

zwiſchen fällt uns wieder manches Unrecht und manches Böſe ein, was wir gedacht und gethan haben, dies unterbricht unſre Zufriedenheit, und erweckt uns unangenehme Empfindungen. So ſtelle ich es mir, wenn ich muthmaſſen darf, auch in jener Welt vor. Iſt einer nach ſeinem Vermögen und nach ſeiner Erkenntniß rechtſchaffen und gut geweſen, wie das der Fall mit dem guten Juden Bürgel wirklich war, ſo iſt es unmöglich, daß ihn dieſer ſeiner gehabten guten Geſinnung reuen, daß er unzufrieden darüber ſeyn ſollte: überdem wird ihm die Geſinnung ſelbſt durch kein Wunder geraubt werden, ſie wird ihm bleiben; und weil kein guter Baum arge Früchte bringt, ſo kann ſie ihn auch da nicht unglücklich, ſie muß ihn auch da zufrieden machen. Dieſe Zufriedenheit aber wird ſowohl durch das übrige Böſe, was an ihm iſt, eingeſchränkt, als auch beſonders durch den unglücklichen Gedanken in alle Ewigkeit geſtört werden, daß er gegen Gott ungehorſam geweſen, ſich gegen deſſen Vorſehung empört, ſich ſelbſt der gröſſern und weiſern Gelegenheit zu ſeiner eigenen Beſſerung, und dadurch erfolgten gröſſern Glückſeligkeit, nebſt der Gelegenheit mehr Gutes an andern zu thun, und den Zweck ſeines Daſeyns in der Welt beſſer zu erfüllen, beraubt habe. Dieſer Gedanke wird das Bittere in einem ſehr hohen Grade haben,

daß das Geschehene auf keine Art wieder gut zu machen ist — — — Doch ich mag meine Einbildungskraft und Nachdenken nicht anstrengen, um das Schicksal eines solchen Menschen auszumahlen. So viel weiß ich, daß bey einem Menschen, der den Gebrauch seiner Vernunft nicht gehabt, und also nicht frey gehandelt hat, dieser Gedanke nicht so bitter seyn kann, als bey einem andern. Hat er sich aber seine Schwermuth durch Geiz oder sündliches Misvergnügen mit Gottes Vorsehung selbst zugezogen, so hat er sich auch in einem gewissen Grade die Folgen desselben selbst zuzuschreiben.

Julius. Aber wie wird es einmal um melancholische, und um Leute, die entweder ihr ganzes Leben, oder doch den grösten Theil desselben hindurch rasend gewesen, in der Ewigkeit aussehn? Werden diese nicht ohne Schuld ein widriges Schicksal haben?

Kammerrath. Behüte der Himmel! Raserey ist eine Krankheit des Körpers, die der Seele an sich nicht eigen ist. Wenn sie vom Körper frey ist, so ist auch die Raserey verschwunden; ja wir wissen aus der Erfahrung, daß dergleichen Leute gemeiniglich schon auf dem Todbette, noch vor ihrem Ende ihre Raserey verlieren, und zur völligen Vernunft gelangen.

Der Arzt trat hier eben ins Zimmer, und das Gespräch wurde abgebrochen. Er fand den Zustand des Kammerraths seit gestern wieder sehr merklich verschlimmert, und sichere Spuren des ganz nahen Todes, und fragte ihn daher, ob er nicht das Abendmahl geniessen wolle? Der Kammerrath that es und legte vorher sein Glaubensbekenntniß in diesen wenigen Worten ab: Ich hoffe durch die Gnade unsers Herrn Jesu Christi selig zu werden. Als der Prediger weggegangen war, hat er seine Frau ihn ein paar Augenblicke mit Julius allein zu lassen. Er erholte sich ein wenig, faßte diesen darauf bey der Hand, und sagte: Mein lieber Julius, ich habe das feste Vertrauen zu Gott, daß er es dir werde wohl gehn lassen; aber, mein Liebster, laß ihn auch deinen beständigen Gedanken seyn, und vergiß nie, daß er um und bey dir ist. Erhalte immer dein Gewissen rein, damit du ihn als Vater bey dir habest. Du bist noch nicht gegen die Verführung der Welt und deines Fleisches gesichert: sey ja auf deiner Hut, mein Bester, und fliehe die Lüste der Jugend. Wache über deine Einbildungskraft, und hüte dich vor dem ersten Gemählde einer sinnlichen Annehmlichkeit. Hat sie dich einmal überwältigt, folgst du einmal dem leisen Zug, so wisse, dieser Zug wird bald Sturm, und dann bist du auf immer zum Widerstand zu schwach. Hüte dich nicht

bloß vor der verbotnen That, sondern auch vor dem verbotnen Gedanken, denn nur gar zu bald folgt dem Gedanken die That. Du hast auch einige Neigung zur Ehrsucht und zum Zorn, so viel ich dich kenne; widrige Schicksale haben zu deinem Glück diese in deiner Kindheit sehr geschwächt, und fast ganz unterdrückt: aber sie kann, wenn es dir einmal sehr wohl geht, wieder aufwachen. Eine völlige Ergebung in den Willen Gottes, ein abrahamitischer Glaube, die Vorstellung, daß alles Gute, was du etwa bey dir finden möchtest, nicht Eigenthum, sondern dir von Gott geliehen sey, kann dich gegen Ehrsucht; und eine Neigung von Fehlern und Bosheiten andrer Menschen den Grund in einer Schwäche ihres Verstandes zu suchen, und mit dieser Schwäche Mitleid zu haben, kann dich gegen den Zorn schützen. Wenn dir Gott einmal Amt und Brod giebt, so übereile dich ja nicht mit der Heyrath: kannst du es von dir selbst erlangen, daß du unverheyrathet bleibst, so wirst du in vieler Absicht ein freyeres und glücklicheres Leben führen, und mit vielem Ungemach, mit vielen Kränkungen unbekannt bleiben. Du mußt freylich auch vieler und grosser Freuden entbehren, aber ignoti nulla cupido: und eben diese Freuden sind auch wieder mit grossen Leiden vermischt. Fühlst du aber in dir einen starken Trieb zur Ehe, so wende

nicht die äusserste Gewalt an, ihm zu widerstehn: sondern wisse dann, daß es ein Ruf Gottes sey, der durch dich Geistern ihr Daseyn geben will, die es ohne dich nicht haben würden; und bedenke, daß alle Menschen zur Ordnung Gottes gleich verpflichtet sind. — Nun habe ich noch eine Bitte, die mir schon lange auf dem Herzen gelegen hat, und um derentwillen ich dich hauptsächlich habe zu mir rufen lassen, um selbst aus deinem Munde das Versprechen zu empfangen, daß du sie erfüllen willst.

Julius. O! mein liebster theuerster Onkel, sagen sie nur was sie wollen, ich thue alles.

Kammerrath. Ich wüßte meine Kinder keinen bessern Händen anzuvertrauen, als den deinigen: wolltest du wohl, wenn deine akademischen Studien geendigt sind, der Gärtner seyn, der auf den geraden Wachsthum dieser jungen Pflanzen Acht hat? Versprichst du mir dies, so werde ich vollkommen ruhig und freudig sterben.

Julius. (weinend) Die Antwort konnten sie voraus wissen, mein unvergleichlicher bester Onkel! Ich halte es für die glücklichste Lage meines Lebens, worin ich Gelegenheit habe, ihnen einen Theil des Danks abzustatten, den ich ihnen ewig schuldig seyn werde. Wie un-

glücklich wäre ich nicht ohne sie? ich habe hier alles durch sie; und sollte mich einen Augenblick besinnen ihrem Befehl zu gehorchen? wenn ich nur im Stande wäre ihn so zu erfüllen, wie sie es vielleicht erwarten.

Kammerrath. Mein Sohn! so eine Sprache mußt du nicht gegen mich führen. Wenn dir etwas Gutes durch mich wiederfahren wäre, so denke nur, daß ich Mittel in der Hand der Fürsehung gewesen bin: dieser weihe deinen ganzen Dank; für mich würde es Lohn genug seyn, dies Mittel Gottes zu deinem Glück gewesen zu seyn. Ich verlange auch deinen Dienst durchaus nicht als Dank, Pflicht oder umsonst. Ich habe dir in meinem Testament zweytausend Thaler vermacht, du kannst die Zinsen davon als ein Supplement deines Lohns betrachten, den dir meine Frau geben wird.

Julius. Verschonen sie mich mit dieser überschwenglichen Güte, mein theuerster Onkel, und verwunden sie mein Herz nicht so hart: nimmermehr wird es mir mein Gewissen erlauben etwas zu nehmen, was ihren Kindern gehört.

Kammerrath. Was geschrieben ist, bleibt geschrieben. —

(Hier zog er die Klingel, und Lars trat herein) rufe meine Frau und Kinder herein.

Die Kinder liefen zum Bett, und küßten ihm die Hände; er küßte sie nach einander, und drückte sie an sich, und nachdem er auch seine Frau eine Weile abwechselnd geküßt, und dann wieder still angesehn hatte, sagte er: Meine Lieben, ich fühle es, daß Gott mich bald aus einem Theil seines Reichs in einen andern versetzen wird, worin ich von vielen Beschwerlichkeiten und manchen unglücklichen Zufällen frey seyn werde, die mir in dem, worin ich bis jezt noch bin, oft unangenehm waren. Wir bleiben Unterthanen Eines Herrn, und Kinder Eines Vaters. Ich verlasse euch nur auf eine kurze Zeit, dann führt uns Gott wieder zusammen: vielleicht bleibe ich auch ungesehn bey euch. Doch daran liegt nichts: bleibt doch Gott gewiß bey euch. Er braucht mich nun nicht ferner zum Mittel, eure Glückseligkeit zu befördern, sonst würde er uns noch zusammen lassen: er weiß andre, die von nun an besser für euch sind, und es muß euch nicht schmerzen, daß Gott nach seiner Weisheit, die ihr mit euren Gedanken nicht erreicht, mit uns verfährt. Wenn ihr mich recht rein und uneigennützig liebt, so müßt ihr euch freuen, daß Gott es so gut mit mir macht. Meiner Gesellschaft werdet ihr in wenig Tagen entwöhnt seyn: ihr werdet durch Entziehung derselben nicht unglücklich; denn es giebt nur

Ein Unglück in der Welt, das ist das Laster, und dies zu vermeiden hängt von euch selbst ab. Alles übrige ist Uebergang, und gröstentheils so beschaffen, daß auch ich durch meine Gegenwart es nicht würde haben abwenden können. Habt nur Gott beständig und ernstlich vor Augen, und seyd fromm, meine Geliebten! so wird euch alles leicht werden. — O Vater! voll Liebe sey du immer bey ihnen, und segne sie, und gieb ihnen Weisheit, daß sie sehn mögen, was recht und gut ist, und Kraft, der Sünde zu widerstehn. — Hier wurden seine Augen dunkler, und seine Zunge schwer, und der Todesschweiß fieng an auszubrechen. Seine Frau weinte laut, und die Kinder, als sie das sahn, noch lauter; die Stube war voll Thränen und Wehklagen. Der Kammerrath sah sich mit halb gebrochnem Auge einmal über das andre nach Julius um, nickte mit dem Kopf, und sah dann wieder seine Frau und Kinder an. Julius verstand ihn nicht; er schien sich darüber zu beunruhigen: endlich brachte er so viel heraus: tröste sie doch; belehre sie doch; Gott, Gott — hiebey hub er den Finger in die Höhe. Der Kampf des wackern Mannes währte einige Stunden; in welcher Zeit er noch immer abwechselnd die Hände faltete, und dann wieder bald die Hand seiner Frau, die sie ihm reichte, drückte, bald seine

Hände langsam auf die Häupter seiner Kinder brachte. — Noch brachte er die Worte heraus, Vater vergieb mir meine Sünden; und eine Viertelstunde darauf verließ die edle Seele ihre bisherige Wohnung, am 10ten Julii, Nachmittags nach 1 Uhr. —. Aus Ehrfurcht gegen sein ausdrückliches Verlangen, wurde er ohne alle Pracht, ganz in der Stille in seiner Kapelle in der Nikolaikirche beygesetzt; und hundert Thaler, die dadurch erspart wurden, schickte die Kammerräthinn, ebenfalls seinem Befehl zufolge, ohne Namen, an fünf arme Wittwen, die sich schämten Allmosen zu suchen. Die Kammerräthinn, Fritz und Lars, weinten unaufhörlich, und waren in langer Zeit nicht zu trösten: Julius saß und stand allenthalben stumm und wie versteinert, genoß fast gar nichts, und härmte sich innerlich so sehr, daß man seinetwegen besorgt wurde. Alle die ihn gekannt oder nur von ihm gehört hatten, wurden über seinen Verlust so betrübt, daß man nicht zu viel sagt, wenn man behauptet, daß nie ein Mann seines Standes und seines Einflusses so allgemein bedauert und vermißt worden. Der Gouverneur fuhr selbst hin, um der Kammerräthinn sein Beyleid zu bezeugen, und die Armen, die bey seinem Leben, alle Morgen bey Tages Anbruch, seine Thüre besuchten, und dann von ihm empfiengen, weil seine

frau nicht so zur Freygebigkeit und Wohlthätigkeit geneigt war, drängten sich haufenweise zu seinem Sarge, um ihrem Vater die lezte Thräne zu opfern: und die, denen er unbekannt reichliche Unterstützung zugeschickt hatte, flehten, so lange er krank war, in ihren Häusern für sein Leben zu Gott, und waren nach seinem Tode untröstlich. Bunge, ein Kaufmann, und Schulz, ein Pachter, die er beyde durch seine Unterstützung vom Untergange errettet hatte, errichteten ihm jeder in seinem Garten ein Denkmal, mit einer kurzen körnichten Inschrift; und ein eben so bleibendes Denkmal war ihm in den Herzen aller seiner Mitbürger errichtet.

Julius blieb noch einige Wochen in Stralsund, weil er theils zur Reise zu unlustig und unthätig war, theils auch seine Tante durchaus darauf bestand, daß er noch etwas dort bleiben sollte. Das Testament wurde eröfnet: und man fand, daß der Kammerrath ausser verschiedenen kleinen Vermächtnissen, Juliussen zweytausend Thaler, und Karsen ein kleines Haus in der Triebseerstrasse, nebst fünfhundert Thalern vermacht hatte; und zwar dem leztern mit Hinzufügung der Bestimmung, daß er für dies Geld die Meisterschaft in der Paruquenmachergilde gewinnen, und sein Hauswesen einrichten sollte. Thränen der Freude und Dankbarkeit stiegen dem

gten ehrlichen Schweden in die Augen; er nahm seines Herrn Miniaturgemälde, das an der Wand hieng, herunter, küßte es, und drückte es, mit in die Höhe gehobnen Augen, an seine Brust. Julius hingegen wollte das Vermächtniß durchaus nicht annehmen, und man brachte einige Tage mit Nöthigen und Weigern zu. Der Vollzieher des Testaments, ein Mann, der dem sel. Wegner an Rechtschaffenheit wenig nachgab, bestand durchaus darauf, daß der letzte Wille des Verstorbnen vollzogen werden sollte. Julius nahm es endlich an, und wollte es darauf als eine Schenkung an die Kinder abtreten; allein auch dies wurde vom Vormund nicht angenommen, ob sich gleich die Kammerräthin selbst unvermerkt einige Mühe gab, diesen Vorsatz von Julius zu befördern. Endlich that er, als ob er's sich gefallen liesse. Er gab aber vor seiner Abreise dreyen seiner dortigen Freunde den Auftrag, wenn die Bücherauction seines sel. Onkel würde gehalten werden, sich einander auf ohngefähr hundert Bücher so zu überbieten, daß von diesen der Ladenpreiß dreyfach, und für alle ohngefähr die Summe von zweytausend Thalern bezahlt würde: doch so, daß sie keins von den Büchern auf seinen Namen schreiben liessen.

Julius sehnte sich endlich sehr nach der Fortsetzung seiner unterbrochnen akademischen Laufbahn; er machte sich mit vieler Mühe von seiner Tante los, und langte am 15ten August wieder in Magdeburg, bey seinem unruhigen und bekümmerten Vater an. Die Ungewisheit, worin er sich seiner Frau wegen, seit länger als vier Wochen befunden hatte, endigte sich ein Paar Tage nachher, als er den Brief von Julius bekommen hatte, auf die unangenehmste Art für ihn, durch folgenden Brief der Hofräthinn.

* *

Innspruck, den 17ten Juni.

Mein lieber Mann!

Ich befinde mich in der fatalsten Situation, worin ich nur je in meinem Leben hätte kommen können. Ein Betrüger, der mir die gewisseste Nachricht von meinen Kindern zu verschaffen, und mich gewiß zu ihnen zu bringen versprach, hat mich zuerst unter mancherley Vorwand, von einem Ort zum andern in Deutschland herum geführt, und nachdem er mich endlich bis in Tirol gebracht hatte, hat er seine Gelegenheit abgesehn, mir meine sämtlichen Baarschaften, die ich an Golde und Wechseln bey mir hatte, zu rauben, und ist davon gegangen. Ich hatte kaum

so viel Silbergeld übrig behalten, daß ich damit bis Innspruck kommen konnte. Hier sitze ich nun im Gasthofe, in der äussersten Verlegenheit, und meine ganze Baarschaft besteht noch aus vier und funfzig Kreuzern. Wie wird das werden, wenn ich hier nach einigem Aufenthalt keinen Kredit mehr finde? und doch sehe ich es voraus, daß wohl drey bis vier Wochen hingehen werden, ehe ich auf diesen Brief von dir Antwort und Geld erhalte. Wie erschrecklich lang wird mir die Zeit nicht werden. Das einzige, was mich noch tröstet, ist, daß sich hier verschiedene Kriegsgefangene preussische Offiziere aufhalten; vielleicht bin ich so glücklich einige Bekannte darunter zu finden, oder neue Bekanntschaften zu machen. Du must also um aller Welt willen ja keinen Augenblick säumen, sondern mir sogleich, da du diesen Brief empfängst, achthundert bis tausend Thaler in Wechsel an den Kaufmann Schulz übermachen; von dem die meisten preussischen Officiere ihre Wechsel sollen ausgezahlt erhalten. Lieber mehr, als weniger: mich dauert das Geld freylich genug, aber ich kann doch in Wien keine kleine Figur spielen, und kann auch nicht wissen, was Karl oder Rosalinde brauchen, wenn ich einen von beyden treffen sollte: und dann muß ich auch darauf rechnen, daß ich hier im Wirthshause wohl

ein ansehnliches schuldig seyn werde. Der verdammte Malconetti! Es war ein Italiäner, der Hund; ich will in meinem ganzen Leben keinem Italiäner wieder trauen: und will mich überhaupt nun wohl versehen, daß mirs nicht wieder so gehe. Daß du also nur ja nicht nachlässig oder saumselig bist: ich muß das Geld gleich haben, und solltest du auch alles darüber stehn oder liegen lassen müssen. Ich bin ꝛc.

Karoline Weissenfeld.

*

Um das Uebel voll zu machen, wurde der Brief nicht nur auf dem Posthause zu Innspruck, sondern auch zu Magdeburg erbrochen, und die Geschichte der Hofräthinn dadurch zum äussersten Verdruß ihres Mannes ruchtbar gemacht. So sehr er auch in seinem Lehnstuhl über den Vorfall tobte, und im Aerger eine Tobakspfeife nach der andern zerbrach, auch die Leute im Hause, die es schon seinem Gesicht ansehn konnten, wenn ihm etwas verdrießliches durch den Kopf gieng, heftig anschnarchte, so ermangelte er doch nicht, dem Befehl seiner Frau unverzüglich nachzukommen. Er ließ sich sogleich von Herrn Reitmeyer zween Wechsel, jeden auf fünfhundert Thaler geben, sandte den einen sogleich mit erster Post fort, und meldete in dem Briefe, daß der andre den nächsten Posttag nachfolgen sollte. Er

hätte deswegen nicht die ganze Summe auf einmal übermacht, damit wenn ja die Post beraubt würde, oder sonst ein Unglück vorfiele, nicht die ganze Summe auf einmal verloren gehn möchte. Zu seiner gröſten Bestürzung empfieng er wenig Stunden vor Julius Ankunft abermals folgenden Brief.

Innspruck den 20sten Jull.

Ich möchte rasend werden, vor Verdruß, und würde es gewiß werden, wenn ich wüste, daß du die Ursache desselben wärest. Nun habe ich schon über drey Wochen hier gelauert, ohne von dir Antwort oder Geld zu erhalten. Aber ich kann es mir gar nicht vorstellen, daß du so unverantwortlich saumselig solltest gewesen seyn; ich glaube vielmehr, daß der Brief verloren gegangen, oder irgendwo zu lange aufgehalten worden: und ich sehe mich also genöthigt noch einmal zu schreiben, und dir zu sagen, daß ich tausend Thaler brauche, die du mir, wenn du meine Liebe nicht auf ewig verlieren willst, mit erster Post überschicken mußt. Schon vor acht Tagen wollte mir der Wirth nicht länger borgen, und foderte wenigstens das Geld mit Ungestüm, was ich baar von ihm zu leihen, mich hatte erniedrigen müssen, um nur Taschengeld

zu haben. Ich habe mich genöthigt gesehn, um seinem Ungestüm zu entgehn, mich noch mehr zu erniedrigen, und ihm meine Juwelen, und mein bestes Kleid zum Unterpfande zu geben: so daß ich zu allem meinen Verdruß auch nicht einmal an den hiesigen Lustbarkeiten Theil nehmen, und mich in keiner grossen Gesellschaft sehn lassen kann. Mein Unglück ist hier schon allenthalben bekannt, und zum Stadtmärchen geworden: man zeigt überall mit Fingern auf mich, und der Ort ist mir so äusserst verhaßt, daß ich ihn lieber heute als morgen zu verlassen wünsche. Ich versehe es mich also ganz gewiß zu dir, daß du mich nicht länger in dieser unglücklichen Lage läßt, oder ich werde desperat: Ich weiß so nicht, womit ich es verdient habe, daß der Himmel so viel Unglück über mich schickt. Lebe wohl!

Karoline Weissenfeld.

*

Jetzt kam es mit der Unruhe des Hofraths aufs höchste; er rang die Hände, lief in der Stube herum, dann die Treppe herunter, und in den Garten, wo er einigemal schnell auf und ab gieng, dann lief er wieder auf seine Stube und sprach unaufhörlich vor sich selbst. Seine Hausleute hielten sich alle in ihrer Stube und in der Küche eingeschlossen, um ihm nicht in

Weg zu kommen; ob ſich gleich die Köchinn ſonſt nachdrücklich verantworten konnte, und ihm nichts zu ſchenken, ſondern weil ſie viele ſeiner Thorheiten wußte, derbe Wahrheiten zu ſagen pflegte. Ein armer Kandidat, den er empfohlen, und der in ſeiner Station dieſer Empfehlung nicht entſprochen hatte, kam zu ſeinem Unglück ihm gerade in den Wurf. Ein ſchreckliches Ungewitter von Verweiſen und Scheltworten donnerte über den armen Menſchen her, daß er wie verſteinert da ſtand, und kein Wort vorzubringen wuſte, ſondern zuletzt ſtillſchweigend die Thüre ergrif, und ohne das Ende des Ungewitters abzuwarten, ſich davon machte. Wie ein Hund, dem die verfolgte Katze entſprungen iſt, da ſteht, das Dach anſieht, wo ſie hinaufgelaufen iſt, und bellt, ſo ſtand der Hofrath in ſeiner Stubenthür, und ſchalt mit donnernder ſtentoriſcher Stimme hinter ihm her. Julius, der dieſe ſchon auf der Straſſe mit Angſt und Widerwillen gehört hatte, eröfnete in dieſem Augenblick die Hausthüre. Der Hofrath, deſſen Einbildungskraft ihn alles glauben ließ, dachte, der Kandidat hätte ihn ſchon beym Richter, der nicht weit davon wohnte, verklagt, und gieng ganz ſtill auf ſeine Stube, ſetzte ſich auf ſeinen Lehnſtuhl und ſtopfte ſich eine Pfeife Tabak. Unter dem gröſten Gewirre ſeiner Leidenſchaften

wurde er durch Julius Ankunft auf die angenehmste Art überrascht. Nach den ersten Umarmungen, und nachdem er Juliussen, als dem einzigen in seiner Familie, an welchem er Freude erlebte, tausend Schmeicheleyen vorgesagt, und die übertriebensten Lobeserhebungen gemacht hatte, klagte er ihm seine Noth, und die Unruhe, worin er sich seiner Frau, und des abgesandten Wechsels wegen befände. Julius fragte ihn, wenn denn die Briefe geschrieben wären, und wann er sie erhalten hätte? Der erste ist vom 27sten Junii erwiederte er, ich habe ihn am 3ten Julii erhalten, und gleich am 10ten den ersten Wechsel abgeschickt; der andre, den ich heute erhalte, ist vom 20sten July. Nun, versetzte Julius, dann können sie ja ganz ruhig seyn, sie sehn daraus, daß ein Brief von dorther eilf bis zwölf Tage unterwegs ist, und daß meine Mutter den ihrigen damals noch nicht hat haben können, als sie den zweyten abgeschickt hat. Der Hofrath schien hiedurch beruhigt, unterließ aber dennoch nicht, weder an diesem, noch in den folgenden Tagen, mitten unter den entferntesten Gesprächen, immer für sich zu sagen: wenn doch meine Briefe angekommen wären. Endlich um völlig gewiß zu gehn, und lieber zu viel als zu wenig zu thun, ließ er sich noch einen Wechsel von fünfhundert Thalern geben, und sandte die-

ſen am dritten Tage nachher ebenfalls ab, wobey er ſeine Frau ſehr dringend bat, ihm wenigſtens gleich nach Empfang dieſes leztern Briefes, wenn es nicht ſchon eher geſchehn wäre, den richtigen Empfang deſſelben zu melden. Kaum war der Brief abgegangen, als ihm ein neuer ſehr gegründeter Zweifel beyfiel, der ihm Stoff genug zur neuen Unruhe gab. Er dachte nemlich, wenn Juliens Erinnerung gegründet wäre, wie er ſich doch gerne überreden wollte, ſo würde ſeine Frau ſogleich nach Empfang ſeiner beyden erſten Briefe von Innſpruck abgereiſt ſeyn, mithin würde dieſer ſie dort nicht mehr treffen, und was wäre dann leichter, als daß der Wechſel verloren gienge. Lange wollte er gar kein Zureden oder Vorſtellung anhören: endlich befolgte er den Rath, den ihm Julius gab, und der dahin gieng, daß er einen Laufzettel bis Innſpruck, an das dortige Poſtamt nachgehn ließ, des Inhalts, daß derſelbe den an Madame Weiſſenfeld dort eingegangnen Brief, falls dieſelbe ſchon abgereiſt ſeyn ſollte, ſogleich retour ſenden ſollte.

Die Hofräthinn war wirklich nach Empfang der beyden erſten Briefe von Innſpruck, in Geſellſchaft eines jungen Herrn von Rehfeld nach Wien abgereiſt, und der Raub des Malconetti hielt ſie nicht ab, ſich von neuem einer fremden

Mannsperson anzuvertrauen. Diesen Maleconetti lernte sie in Leipzig im Hotel de Baviere, wo er in dem Zimmer neben dem ihrigen logirte, kennen. Er gieng sehr wohl gekleidet, hatte ein gutes äusserliches Ansehn, und gab sich für einen Edelmann aus Verona aus. Er gewann bald ihren ganzen Beyfall, und sie war eitel genug zu glauben, daß sie noch Reize genug hätte, um ihm nicht weniger zu gefallen. Sie nahm daher ganz vergnügt seine Einladung, auf seinem Zimmer eine Tasse Chokolate mit ihm zu trinken, an. Er erkundigte sich sorgfältig, doch mit aller Feinheit nach ihrem Stande, und nach der Absicht ihrer Reise. Sie nannte sich Frau von Weissenfeld, und ungeachtet sie sich sonst nicht leicht etwas abfragen ließ, so wurde sie doch vertraulich genug gegen ihn, ihm zu eröfnen, daß sie in der Absicht reiste, um von ihren Kindern etwas zu erfahren. Ihr Sohn sey preussischer Offizier, und sie befürchtete, daß er in Kriegsgefangenschaft gerathen sey, und ihre Tochter sey von einem französischen General entführt, und sie hätte seit der Zeit von ihr nichts erfahren, und wünschte sie auf dieser Reise irgendwo zu treffen. Wenn es weiter nichts ist, versetzte Maleconetti, so werde ich das Glück haben, sie aus aller Verlegenheit zu bringen. Ich komme von Frankfurt am Mayn, wo

ich im Gasthofe zum römischen Kaiser logirt gewesen bin, da sagte man mir, daß ich das Glück hätte, auf einem Zimmer zu schlafen, wo die Nacht vorher ein Fräulein von Weissenfeld geschlafen hätte, die den Morgen darauf nach Hanau gereist wäre, wo sie vier Wochen zu bleiben gedächte. Die Hofräthinn lächelte, und dachte bey sich, sollte das verzweifelte Ding wohl auch so klug gewesen seyn, sich für eine Adliche auszugeben? Worüber lachen sie, gnädige Frau? fuhr er fort, sie glauben wohl gar, daß ich so malhonett denke, ihnen Wind vorzumachen? Ich versichere sie auf Kavalierparole, daß mich — Behüte der Himmel, Herr von Malconetti, ich schätze sie viel zu hoch, als daß ich einen so unartigen Verdacht gegen sie hegen sollte: ich lache theils für Freude, etwas von meiner Tochter zu hören, theils auch darüber, daß ich einen italiänischen Kavalier so fertig unsre Muttersprache sprechen höre. Dies darf sie nicht wundern, versetzte er; ich reise seit vier Jahren in Deutschland herum, und da habe ich in dieser Zeit das Deutsche so gut als das Italiänische sprechen gelernt. Aber a propos, Madame! darf ich mich offeriren, ihnen bis Hanau, oder wohin sie sonst gehn wollen, ihre Fräulein Tochter zu suchen, Gesellschaft zu leisten. — Ich

bitte, sie sind gar zu gütig, gar zu gütig, Herr von Malconetti, ich weiß nicht, womit ich so viel Güte verdienen soll. Hiebey legte sie den Kopf ein wenig auf die Seite, heftete ihre Augen starr auf die seinigen, drückte ihm die Hand stark, und schwieg eine Weile still. Er sahe sie ebenfalls eine Weile an, und unterbrach dann das Stillschweigen. O! verdienen, verdienen, Madame? mit einem Kuß ist alles hinlänglich bezahlt. Und hiemit küßte er sie. Sie lachte, und erwiederte: ey sie sind gar zu lose und zu artig, Herr von Malconetti, ein Kuß von mir wird ihnen nicht schmecken, ich gehöre ja nun wohl schon in das Register der alten Frauen, da ich schon eine erwachsene Tochter habe. — Madame, das wird vielleicht ihre Stieftochter seyn; sie sind ja noch so blühend und so artig, als die jüngste: man sollte schwören, sie wären nicht über fünf und zwanzig Jahre alt. — He he he he! sie scherzen, mein artiger Herr! oder sie wollen mich ein wenig zum Besten haben. Freylich habe ich sehr jung geheyrathet; sehr jung; und meine Tochter ist auch noch ein blutjunges Mädchen: das ist freylich wahr. Aber ich glaube doch nimmermehr, daß einem so artigen Herrn wie sie sind, eine Mutter noch gefallen kann. — Auf meine Ehre, Madame, ich versichere sie, wenn sie es mir nicht gesagt

hätten, so hätt' ich sie für unverheyrathet gehalten: und ihr Wort in Ehren, es wird's ihnen kaum jemand glauben, daß sie Kinder, geschweige denn schon eine erwachsne Tochter haben. — Hi hi hi hi hi! machen sie es doch bald, wie die Kriegsgefangnen und die Mägde in Magdeburg, die letztern pflegen immer zu mir zu sagen: Gott grüß sie, Mamsellchen, Gott grüß sie, gnädig Fräulein. Und von den erstern begegneten mir noch vor einigen Tagen ein Paar, wovon der eine zum andern sagte: S' iß halter a hübsch Mädel. — Nun sehn sie, Madame, daß ich Recht habe — Ja ich sehe wohl, sie wollen durchaus Recht haben, ich komme mit ihnen im Disputiren nicht aus. Wenn sie aber ja noch weiter disputiren wollen, so bitte ich es mir aus, daß es auf meiner Stube geschehe; denn ich wollte gerne das Vergnügen haben, sie mit einem Abendbrod zu bewirthen. — Verzeihen Ihro Gnaden, ich werde nicht so unverschämt seyn, wenn sie gütigst erlauben wollen, will ich es mir ausbitten, daß sie auf meiner Stube essen. Nach einigen gewechselten Komplimenten, ließ er es sich gefallen bey ihr zu speisen, und sie sorgte dafür, daß das Abendessen so prächtig als möglich war, und ließ für Malconetti eine Bouteille Champagner und eine Bouteille Tokayer anschaffen, um das Vergnügen zu ha-

ben, ihn recht munter und aufgeräumt zu sehn. Der Wein that aber doch keine so starke Wirkung auf ihn, als sie wünschte und erwartete. Beym Essen wurde verabredet, daß sie des andern Tags Postpferde nehmen, und gerade nach Hanau reisen wollten. Sie schlug vor, die Reise über Göttingen und Cassel zu machen, Malconetti aber behauptete, es sey besser, wenn sie über Erfurt reisten; theils sey dies der nächste Weg, theils würde er einige Freunde in Erfurt finden, die nach ihm von Frankfurt über Hanau gereist wären, und ihm vielleicht nähere Nachricht von ihrer Fräulein Tochter würden geben können. Die Reise gieng also über Naumburg auf Erfurt, wo sie den zweyten Tag nachher anlangten. Denn so viel Mühe er sich auch gab, sie zu bereden, daß sie in Naumburg einen Tag sich aufhielten, so wollte sie doch nicht darein willigen. Auch konnte er sie in Naumburg des Abends nicht zu einem Spazlergang bereden, weil sie grosse Müdigkeit vorwandte. In Erfurt blieben sie einen Tag. Hier müssen sich Ihro Gnaden doch wenigstens etwas umsehn, und die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein nehmen. Wenn sie mitgehn wollen, erwiederte sie, sonst nicht. Ich bin ein wenig unpaß, gab er zur Antwort. Nun so bleibe ich auch zu Hause, sagte sie. Er wandte endlich

ver, aus grosser Ergebenheit gegen sie, seine Unpäßlichkeit nicht zu achten, zog sich an, und gieng mit ihr. Sie bestiegen den Petersberg; die Schildwachen wollten sie anfänglich nicht heraufflassen, endlichen bewilligten sie es, gegen ein Achtgroschenstück. Von hier nahmen sie die Stadt in Augenschein, deren Grösse und Menge von Kirchen die Hofräthinn in Verwunderung setzte; die immer in der Meynung stand, auser Berlin gäbe es keine grössere Stadt in Deutschland als Magdeburg, und deswegen schon vorher mit dem Wirth einen heftigen Dispüt hatte, da dieser gegen sie behauptete, daß Erfurt um ein beträchtliches grösser sey. Vom Petersberge glenzen sie nach dem Dom; auf den Stufen, die man zu denselben hinauf steigen muß, begegnete ihnen ein Fremder, den sie vorher von unten hatten das oben stehende Kruzifix grüssen, und seine kurze Andacht verrichten gesehn. Malconetti neigte sich zu ihm, und sagte ihm einige Worte ins Ohr, worauf dieser, so schnell er konnte, die Stufen herunterlief, und da sich die Hofräthinn nach einer kleinen Weile nach ihm umsah, verschwunden war. Sie giengen in den Dom herein, wo ein feister Pater in einer Viertelstunde über funfzig halbe Vaterunser herschnatterte, und die andre Hälfte von der Gemeine nachsagen ließ. Mal-

conetti bestrich sich mit Weihwasser, und that andächtig; das erstere that die Hofräthinn auch, aber sie lachte dabey. Er zupfte sie, und bat sie um Gotteswillen, ja nicht zu lachen, oder muthwillig zu seyn, wenn sie nicht sich selbst unglücklich machen wollte. Als sie vollends den Pater schnattern hörte, half kein Zureden mehr; sie hielt den Fächer vor das Gesicht, und kicherte hinter demselben so, daß es ein neben ihr stehender Andächtiger hörte, und die Zunge gegen sie ausstreckte. Malconetti zog sie fort, und wollte mit ihr zur Kirche hinaus gehn, allein sie wollte noch durchaus nicht fort; der Pater selbst gefiel ihr, und sie hatte unverwandt die Augen auf ihn gerichtet. Das ist ein sehr wohlgewachsner schöner Mann, der Pater da, sagte sie. — So! gefällt er ihnen, Madame? das wundert mich doch. Ja wahrhaftig, ein rechter hübscher Mann: ha ha ha ha! ich muß über mich selbst lachen, daß mir der Pater gefällt. — — Hier zupfte sie jemand am Ermel; es war ein ziemlich vierschrötiger Kerl, mit einem Stock, der zu ihr sagte: Madame, ich sehe aus ihrem Betragen wohl, daß sie gelte eine Ketzerinn sind; und daß sie noch nicht gelernt haben, daß man über keine andre Religion spotten, und keinen Menschen in seiner Andacht stören muß: scheeren sie sich zur Kirche heraus, und lachen sie draussen. Die Hofrä-

thinn wollte antworten, und der Kerl machte schon Mine sie heraus zu führen, als Malconetti sie mit Gewalt mit sich heraus zog. Sie sind schuld daran, sagte sie, daß ich mich nun todt ärgern muß. — — Wie denn so, gnädige Frau? — Hätten sie mir verstattet, den groben impertinenten Kerl recht herunter zu machen, so wäre es gut gewesen, nun muß ich den Aerger ganz in mich schlucken, und das wird mir gewiß eine Krankheit zuwege bringen. Der infame Hund! wär er nur gleich hier. — Gnädige Frau, dann würden sie sich nur noch mehr ärgern; der Kerl würde auch nicht schweigen, und wie viel Ehre haben sie nicht gegen einen solchen Lumpenkerl zu verlieren: die wollten sie aufs Spiel setzen? Kommen sie, wir wollen auf den Thurm steigen, und die grosse Glocke mit der ganzen Menge ihrer Töchter, die hier in den verschiednen Stockwerken der Thürme herum hängen, sehn. — — Ach was wird denn daran zu sehn seyn, ich habe die grosse Glocke auf dem Magdeburger Dom gesehn, die hiesige wird schwerlich grösser seyn. Ueberhaupt will mir der hiesige Dom gar nicht gefallen, wenn ich ihn gegen das herrliche Gebäude des Magdeburger halte. Das einzige, was mir gefällt, sind die Lage des Doms, auf dem Berge, die Aussicht von oben, und der Prospekt, den er, und

die schönen breiten Stufen unten von dem Plaz her machen. — — Es ist wahr, Madame, der Magdeburgische ist nach gothischer Art inkompaßabel, es ist zu den damaligen Zeiten nichts an innerer und äusserer Verzierung gespart worden, und er muß zur Zeit seiner Erbauung an Pracht wenig seines Gleichen gehabt haben; aber seitdem sind nun neunhundert Jahre verflossen, und jezt denken wir, es ist doch nur gothische Architektur. Aber was die grosse Glocke betrift, die werden sie doch um ein ansehnliches, wenigstens um den eilften oder zwölften Theil im Umfange gröſſer finden; und es wird nicht viel daran fehlen, daß diese nicht 16 bis 17 Ellen im Umfange haben sollte. Weil die Hofräthinn glaubte Malconetti'n eine Gefälligkeit darunter zu erweisen, so stieg sie mit ihm auf den Thurm. Im Heraufsteigen fragte sie ihn, wer der Fremde gewesen wäre, der ihnen auf den Stufen begegnet, und mit dem er da gesprochen. — — Es war, — — war einer von meinen ehemaligen Reisegefährten, antwortete er etwas verwirrt, den ich noch zuletzt in Frankfurt gesprochen, und der mir vermuthlich Nachricht von ihrer Fräulein Tochter wird geben können: ich habe ihn deswegen zu mir bestellt. — — Das haben sie vortreflich gemacht: hätten sie doch nur gleich den Herrn genöthigt, diesen Abend mit uns zu essen. — — Das kann noch

immer geschehn, Madame, wenn sie es befehlen. — — Nun so vergessen sie es doch ja nicht.

Als sie die grosse Glocke besehn hatte, und wieder herunter gehn wollte, war Maleonetti nicht da: sie rief ihn aus allen Kräften, aber niemand antwortete; sie wechselte mit Liebkosungen und Schmälen ab, aber alles war vergebens. Sie sahe sich endlich genöthigt mit dem Kirchenknecht herunter zu gehn, und diesen zu bitten, daß er sie nach dem Wirthshause bringen möchte. Dieser aber brachte sie nur die Stufen herunter, forderte hier sein Trinkgeld, und schützte seine Verrichtungen vor. Sie war dreist genug, einen Prediger, der ihr eben in den Wurf kam, anzureden, und zu bitten, daß er ihr den Weg nach ihrem Wirthshause zeigen möchte. Er sagte ihr, daß er eine Strecke des nemlichen Wegs gienge, wenn sie es sich also gefallen lassen wollte, neben ihm zu gehn, so wollte er ihr von da wo er abgienge den Weg weiter bezeichnen. Sie wollte ihm unter dem Arm fassen, er zog aber denselben zurück, und wich etwas beyseite. Darf ich fragen, wer dieselben sind, fieng er endlich an? — — Ich bin die Frau von Weissenfeld aus Magdeburg. — — So — so — ey — ey — aus Magdeburg? gelte, da ist noch alte Frömmigkeit; ja die gute Stadt, die gute Stadt, die hat ehemals viel um der reinen Lehre willen ge-

then und ausgestanden, und hat grosse Mämter gehabt, die ehrwürdigen Centuriatores: Johannes Wigandus, und Matthäus Judex, und Matthias Flacius Illyricus; das waren noch rechte Streiter in dem Herrn. Schade, schade, daß der ehrliche Illyricus sich durch den Sophisten Victorinus Strigelius verleiten ließ, in den groben Irrthum vom Peccato originis zu verfallen, das er substantiam hominis nannte. Ja, damals gab es noch andre Theologen als jetziger Zeit, da war noch nicht der theologische Stolz und die Aufgeblasenheit so gros, als heuer, da sich die Herren mit der Kritik so viel zu thun machen, und mehr die scriptores profanos lesen und treiben, als die Bibel. Daher kommt der Stolz der jetzigen Academicorum. Ich lobe mir die vorigen Zeiten, da liessen sich noch die Fürsten aus Sparsamkeit aus ihren Bettgardinen Schlafröcke machen, die jetzt kein Professor Theologiä tragen würde; und giengen noch selbst in die Schule. — — Herr Prediger, wie hieß die Kirche, da hinter uns, im Thale, zwischen dem Dom und Petersberg? fragte die Hofräthinn, seines Schwatzens überdrüßig. — — Wie beliebt denenselben? — — Ich frage, wie die Kirche hieß, da mit den drey Thürmen? — — zu dienen; es ist die Severikirche. — — Und die da vor uns? — — heißt die Kauf-

mannskirche. Jene gehört den Catholicis, und diese den Evangelicis, deren Ministerium hier seinen eignen Senior hat, so den Titel Hochwürdige Magnifizenz führt. Ja, das gute Erfurt hat um die theure evangelische Lehre grosse Verdienste. Wissen Ihre Gnaden schon, daß der selige Lutherus hier in einem Kloster gewesen ist? — — Herr Prediger, wie geht das zu, daß man hier so wenig Menschen zu sehn bekommt? mir begegnen in Magdeburg eher dreyßig Menschen, ehe ich hier einen sehe. — — Ja, gnädige Frau, es kommt alles in Abnahme; vor diesem war es in dem guten Erfurt auch noch ganz anders, aber Handel und Wandel hat sehr abgenommen. Der leidige dreyßigjährige Krieg hat auch hier grosse Verwüstungen angerichtet; davon haben wir hier auch noch viele Ueberbleibsel. Gelte, die gnädige Frau haben auch an jenem Ende der Stadt ein grosses wüstes Gebäude gesehn; das ist noch ein Ueberbleibsel von der Schwedenzeit und dem dreyßigjährigen Kriege. Ja die Zeiten ändern sich gewaltig. Das gute Erfurt hat eine grosse Anzahl Häuser, aber in manchen derselben sind kaum vier bis fünf Seelen. Da steht ein Haus, wovon ich ihnen noch eine besondere Geschichte erzählen kann. Das Haus gehörte vor 50 oder 60 Jahren einem Apotheker, der es vermiethet hatte: die ganze Familie, welche zur

Miethe darin wohnte, starb in kurzer Zeit ganz und gar aus, so daß auch nicht Hund oder Katze übrig blieb. Nach einiger Zeit zog eine andre herein, die hatte gleiches Schicksal mit der ersten. Man wollte schon das Haus als ein verfluchtes schleifen lassen; als sich eine dritte fand, die herein zog, aber nach wenig Wochen mit den vorigen gleiches Schikfal hatte. Das Haus stand hierauf einige Jahre lang ledig. Endlich fand sich ein gottesfürchtiger verarmter Handwerksmann, der den Besitzer um die Erlaubniß bat, darin wohnen zu dürfen: dieser wollte sie ihm anfänglich nicht geben, und hielt ihm das Schicksal der vorigen Bewohner vor; er aber ließ nicht ab mit Bitten, weil er nirgends hin wußte, und es wurde ihm endlich gegen einen Schein erlaubt, den er ausstellen muste, und der dahin gieng, daß er selbst darauf gedrungen hätte, in das Haus zu ziehen. Als er zu seiner ersten Mahlzeit einen Mehlbrey essen wollte, stand er mit seinen Kindern um den Tisch, und betete zu Gott, daß er ihm und seinen armen Kindern in dem unglücklichen Hause doch das Leben fristen möchte. In dem er betete, wurde er kleine auffahrende Bläschen auf dem Brey gewahr. Dies kam ihm verdächtig vor; er gab seinem Hunde etwas von dem Brey, und dieser starb eine halbe Stunde darauf. Man untersuchte hierauf alles

genau, und fand, daß eine über dem Tisch hängende alte Wachskrone ganz voll Spinnen war, die durch den waren Duft des Essens gereizt, ihren Gift darauf hatten fallen lassen. Man that dieselbe weg, und die gottesfürchtige Familie lebte hernach gesund und vergnügt im Hause. —

Nehmen Sie nicht ungütig, Herr Pastor, unterbrach ihn die Hofräthinn, die Geschichte kommt mir etwas fabelhaft vor. Ey, ich versichere Ihre Gnaden, es leben noch Leute, die sich derselben zu erinnern wissen. Aber wollen dieselben nicht auch die hier befindliche Bibliothek und Naturalienkabinet, der Academiae Naturae curiosorum, und unsre schönen Codices bibliorum hebraicorum besehn, welches noch eine schöne Beute von den ehemals von hier vertriebnen Kindern Israels ist? — — Nein, lieber Herr Pastor, dazu habe ich keine Zeit und keine Lust; ich habe hier nur einen Tag ausruhen wollen, und werde morgen in aller Frühe weiter reisen. Aber sie wollten ja so gütig seyn, mir den Weg nach meinem Quartier zu bezeichnen. — — Ey der Tausend! nehmen sie es doch ja nicht übel, wir sind schon lange vorbey; ich habe gar nicht wieder daran gedacht. Aber da kommt eben ein guter Bekannter, der wird die Ehre haben Sie hinzubringen. Lieber, Herr Lars, haben sie doch die Güte, diese vornehme Dame nach ihrem Gast-

hafe zu führen. Ich habe die Ehre mich denenſelben gehorſamſt zu empfehlen, und verbleibe dero getreuer Knecht und Fürbitter.

Die Hofräthinn ärgerte ſich entſetzlich, daß ſie, da ihre Füſſe ohnehin ſchon vom Steigen auf den Dom ſehr ermüdet, und das Geſpräch des Paſtors ihr eben ſo verdrießlich war, noch hatte eine gute Strecke weiter gehn müſſen, um daſſelbe mit anzuhören. Hiezu kam die Unruhe und der Verdruß, welchen ſie über Malconettis plötzliches und unerwartetes Verſchwinden empfand. Was der Geiſtliche zu viel geſprochen hatte, das that ihr neuer Begleiter zu wenig, ſie langte mit ihm bey ihrem Gaſthofe an, ohne weiter ein Wort von ihm zu hören, als: Da, wobey er mit der Hand auf das Haus zeigte, eine ſtumme Verbeugung machte und weiter gieng. Ihre erſte Frage war, ob ihr Reiſegefährter nicht da ſey? Ja, verſetzte der Wirth, er iſt da, aber ich weiß nicht recht was ich von ihm denken ſoll. Ich bin durch eine lange Erfahrung argwöhniſch geworden, und glaube manches Verdächtige bey ihm gefunden zu haben. Zuerſt kam ein Fremder, der ſich für ſeinen Freund ausgab, und auf ſeine Stube gelaſſen zu werden verlangte, weil er ihn dahin beſtellt hätte. Ich ſchlug es ihm ab, ſo ſehr er auch in mich drang, weil ich dergleichen nie zu thun pflege. Er gieng wieder weg,

nachdem ich seiner mit vieler Mühe losgeworden war, und ich bemerkte, daß er in der Strasse auf und ab spatzieren gieng. Nach einer Weile kam er mit ihrem Reisegefährten wieder, und sagte, sehn sie, Herr Wirth, daß ich ein ehrlicher Mann bin, und ihnen keinen Wind vorgemacht habe? Ihr Reisegefährte verlangte darauf auf ihre Stube gelassen zu werden, weil er vorgab, daß etwas von seinen Sachen darauf befindlich wäre. Ich fragte, ob es nicht Zeit hätte, bis sie wieder nach Hause kämen? er bestand aber darauf, er müßte es gleich haben, und ich möchte ihn also ohne Verzug auf die Stube lassen. Ich nahm den Hauptschlüssel und gieng selbst mit, brauchte aber die Vorsicht mich nicht zu entfernen. Er suchte allerley hervor, mich von der Stube zu schaffen, da aber alles vergebens war, so gieng er endlich nach vielem Herumsuchen, und nachdem er einigemal das Schloß an ihrem Koffer besehn hatte, unter Toben und Fluchen wieder von der Stube, und sagte, er hätte bey einem solchen verdammten, argwöhnischen Kerl noch nie logirt. Die Hofräthinn wurde über diese Erzählung etwas stuzig, sie eilte auf ihre Stube, sah sich nach allem um, und fand alles unversehrt. Nach einer kleinen Weile klopfte Malconetti an, sie machte ihm scherzend Vorwürfe darüber, daß er auf ihrer Stube gewesen, und ihre Sachen durchsucht

hätte, und noch dazu in Gesellschaft eines Fremden; noch mehr aber, daß er sie auf dem Thurm verlassen hätte. Er antwortete, dieser Fremde sey eben der Freund, der ihnen auf den Stufen zum Dom begegnet wäre, er hätte ihn zu sich bestellt, um Nachricht von ihrer Fräulein Tochter zu erfahren. Auf dem Thurm wäre ihm die Besorgniß beygefallen, sein Freund möchte ihn verfehlen, er hätte sie nicht gerne in dem Vergnügen sich oben umzusehn stören wollen, und hätte sich deswegen heimlich davon gemacht. Sollte er hierin gefehlt haben, so wollte er hiemit tausendmal um Vergebung bitten, und sich jeder Strafe unterwerfen, die sie ihm gütigst zuerkennen würde. Als er zu Hause gekommen, hätte er sein Taschenbuch, worin sein Reisejournal wäre, woraus er für sich und seinen Freund manches Licht gehofft hätte, vermißt. Er hätte nicht anders glauben können, als daß es auf ihrer Stube wäre, und hätte sich deswegen die Freyheit genommen herauf zu gehn, und es zu suchen. — Aber das hätte ja doch wohl solche Eile nicht gehabt, versetzte sie; indessen es mag darum seyn, wenn sie nur etwas von meiner Tochter durch ihren Freund erfahren haben. — Genug, gnädige Frau, genug. Mein Freund hat sie in Hanau kennen gelernt, ist in ihrer Gesellschaft nach Cassel gereist, unterwegs sind sie

noch von einer französischen Parthey beunruhigt werden, die aber doch so viel Achtung gegen den Stand und das Geschlecht ihrer Fräulein Tochter gehabt, daß sie ihr kein Leid zugefügt. Von da ist sie weiter nach Göttingen gegangen. Lassen sie uns keinen Augenblick säumen, sondern unverzüglich dahin reisen. Die Hofräthinn erwiederte, wenn sie von Hanau nach Göttingen gereist wäre, so hätte sie sich durch diese Reise Magdeburg genähert, und möchte wohl gar im Begrif seyn, wieder nach Hause zu kehren. Hiernächst aber sey es auch noch ungewiß, ob dies wirklich ihre Tochter gewesen wäre, mit welcher sein Freund gereist sey. Malconetti benahm ihr diesen Zweifel bald, durch genaue Beschreibung ihrer Tochter, und Erzählung mancher Handlung, die sie ausgeübt hatte, und die ihrem Charakter vollkommen angemessen war, und stellte ihr hiernächst so triftige Gründe vor, die sie zur Reise nach Göttingen bewegen sollten, daß sie bald ihre beyden Einwürfe fahren ließ, und sich zu dieser Reise wirklich entschloß.

Sie reisten den folgenden Morgen in aller Früh ab: Malconetti that den Vorschlag heute nicht weiter als bis Gotha zu reisen und da einen Tag zuzubringen, um den dortigen glänzenden Hof und die schöne Stadt kennen zu lernen; die

Hofräthinn aber bestand darauf, ohne längern Aufenthalt, als zur Bestellung der Postpferde nöthig wäre, die Reise nach Göttingen fortzusetzen, damit ihre Tochter nicht unterdessen weiter gereist seyn möchte. Sie fuhren also nur vor den Gasthof auf eine Stunde; Malconetti gieng hin Pferde zu bestellen, und die Hofräthinn bestellte für sie beyde Chokolate. Nach Verlauf einer Stunde fuhren sie weiter, nachdem Malconetti vorher den Wirth einige Worte ins Ohr gesagt hatte. Sie sind wohl, wie es scheint, mit allen Gastwirthen bekannt, sagte die Hofräthinn lächelnd zu ihm. Ich wüßte eben nicht, erwiederte er, ich habe den Mann nur gefragt, ob er nicht einen guten Gasthof in Göttingen wüßte? — — Aber wozu war es nöthig, ihm dies heimlich zu sagen? hiernach konnten sie ihn ja laut fragen. Weil ich nicht wollte, versetzte er, daß der Postillion gerade wissen sollte, wohin wir reisen. — — Sie sind also ein sehr vorsichtiger Mann; ich bekenne gerne, daß ich nicht einsehe, was für Nachtheil daraus hätte erwachsen können. — — Das kann man zuweilen nicht wissen; wer so viel Erfahrung hat, als ich, und so oft durch Schaden klug geworden ist als ich, der geht immer lieber in der Vorsicht zu weit. — Als sie eine Meile jenseits Gotha waren, kam jemand hinter ihnen geritten, der in vollem Galop bey ihnen

vorbey ritt, das Gesicht sehr vermummt hatte, und sich dann und wann von der Seite nach ihnen umsah. Die Hofräthinn glaubte in seiner Statur den Fremden zu erkennen, mit welchem Malconetti auf den Stufen zum Dom in Erfurt gesprochen hatte: sie fragte diesen, ob es nicht der nehmliche wäre? allein dieser behauptete, er sey himmelweit von jenem verschieden; wenn es sein Freund gewesen wäre, so würde er ihn gewiß angeredet haben. Sie langten den folgenden Tag in Göttingen an, wo die Hofräthinn sogleich dem Malconetti Commission gab, sich in allen Gasthöfen zu erkundigen, ob er keine Nachricht von ihrer Tochter einziehen könnte. Er kam nach einigen Stunden wieder, und sagte, er hätte einen Gastwirth getroffen, bey dem sie vor ohngefähr acht Tagen logirt hätte, sie sey aber von da über Cassel nach Nürnberg gereist. Die Hofräthinn verlangte den Gastwirth selbst zu sprechen: er brachte sie zu demselben, wandte aber sogleich einen nothwendigen Gang vor, und entfernte sich. Der vermeynte Gastwirth gab ihr auf alle Fragen die sie ihm vorlegte, und worin viele specielle Umstände und Merkmale von Rosalindens Person enthalten waren, sehr verwirrte und oft widersprechende Antworten. Manchmal trafen sie zu; gröstentheils aber waren sie so, daß die Hofräthinn daraus schliessen mußte, die

Fremde, welche da logirt hätte, sey nicht ihre Tochter gewesen.

Sie kam also voll von Unruhe wieder in ihren Gasthof, wo sie Malconetti'n schon vorfand, und zwar auf ihrer Stube. Er wurde über ihre unvermuthete Ankunft bestürzt, und machte ihr ein etwas verwirrtes Kompliment. Alle Umstände waren ihr verdächtig, sie wollte argwöhnen, und doch wußte sie nicht, was sie argwöhnen sollte; auch ließ es ihr die unbegränzte Achtung, die sie für ihn hatte, nicht zu. Sie setzte ihn indessen, wiewohl abermals im freundlichen und scherzenden Ton darüber zur Rede, daß sie ihn aller Orten immer in ihrer Abwesenheit auf ihrer Stube fände. Er wußte sich anfänglich nicht zu helfen; sagte endlich, er hätte die heftigsten Kopfschmerzen gehabt, die ihm nicht erlaubt hätten, sich der Luft auszusetzen; gleichwohl hätte er auf seiner Stube tödtende Langeweile gehabt, da er weiter nichts vor sich gesehn hätte, als Pferdeställe. Er hätte sich deswegen vom Wirth ihre Stube öfnen lassen, damit er nach der Strasse sehn könnte, und besonders um zu sehn, ob sie selbst noch nicht zu Hause käme, weil er auf ihre Zurückkunft mit Schmerzen gewartet hätte. Dies war für die Hofräthinn so schmeichelhaft, daß sie aller Neigung zum Argwohn widerstand, ihm freundlich die Hand drückte,

und seiner Kopfschmerzen wegen herzlich beklagte. Sie sagte hierauf, daß, so wahrscheinlich es auch manche Umstände machten, daß ihre Tochter dort gewesen, doch mehr Gründe vorhanden wären, die sie dies bezweifeln liessen. Malconetti wandte alles an, es ihr glaubwürdig zu machen, und beredete sie endlich, mit ihm die Reise über Cassel nach Nürnberg anzutreten; hauptsächlich durch die Vorstellung, daß sie ihren Zweck, ihre Tochter zu finden, um desto leichter erreichen würde, je mehr Oerter sie besuchte, und je mehrern Gastwirthen sie ihre Tochter beschriebe, die doch auf den Fall, daß sie künftig an diesen oder jenen Ort käme, ihr Nachricht davon geben könnten: da es doch einmal nicht schicklich wäre, einen Steckbrief drucken zu lassen, oder sie öffentlich zu citiren.

Sie reisten also von Göttingen auf Cassel, wo sie abermals einen Tag zubrachten, und von da hernach ihre Reise weiter nach Nürnberg, über Homburg, Hirschfeld, Fulda, Schweinfurt und Bamberg fortsetzten. Malconetti trug an jedem dieser Oerter darauf an, einen oder etliche Tage da zu bleiben; die Hofräthinn war aber nicht dazu zu bewegen. Doch ließ sie es sich gefallen, einen Tag in dem grossen, düstern und abergläubischen Bamberg zuzubringen. In Nürnberg hielten sie sich dagegen acht Tage auf, ob-

ne daß jedoch die Hofräthinn in dieser Zeit die geringste Spur von ihrer Tochter hätte erfahren können. Sie hatte dagegen den Verdruß, einen Ring, nebst zehn Pistolen, die sie beym Ausgehn in einem Papier hinter den Spiegel gelegt hatte, weil sie nicht Lust hatte, ihren Koffer noch einmal wieder aufzuschliessen, und es darin zu verwahren, zu vermissen. Dies machte ihr den Ort noch mehr zuwider, der ihr ohnehin dadurch verdrießlich geworden war, weil verschiedene Patricier ihr nicht den Grad von Achtung erwiesen, den sie wünschte und verlangte, und noch mehr dadurch, daß man ihr hin und wieder Grobheiten gesagt hatte, weil sie sich über verschiedene dortige Kleidertrachten aufhielt, und ihren Spott damit trieb. Sie war nunmehr willens wieder umzukehren, und über Culmbach, Jena und Eisleben ihren Rückweg nach Magdeburg zu nehmen. Malcouetti stellte ihr dagegen vor, daß es keine kleine Thorheit seyn würde, so weit gereist zu seyn, und demnach einen so beträchtlichen Theil von Deutschland übrig zu lassen, wo sie doch vielleicht ihre Tochter noch antreffen könnte, und so unverrichteter Sachen zurückzukehren. Da alle Vorstellungen nichts fruchteten, stellte er ihr an dem lezten Tage ihres Aufenthalts in Nürnberg noch einmal denselben Fremden vor, der ihnen in Erfurt begeg-

net, und auf dem Wege von da nach Göttingen bey ihnen vorbey geritten war. Dieſer muſte ihr die Nachricht bringen, daß er von ihrer Tochter Kundſchaft von einigen Poſtämtern eingezogen hätte, nach welcher ſie ſich in den obern Gegenden Deutſchlandes befinden müßte. Die Hofräthinn ſah ihn aufmerkſam an, und glaubte in ihm den Gaſtwirth zu erkennen, mit welchem ſie in Göttingen geſprochen hatte. Sie fragte ihn, ob er nicht in Göttingen geweſen wäre? er leugnete es aber ſtandhaft, und verſicherte, er ſey von Erfurt gerade nach München gereiſt, und wäre von da erſt geſtern nach Nürnberg gekommen. Die Hofräthinn blieb dabey, ſie hätte wenigſtens nie ein Paar ſo ähnliche Leute geſehen; und ließ ſich endlich doch bereden, in Malconetti's angenehmer Geſellſchaft weiter zu reiſen. Die Reiſe gieng nach dem Plan, welchen dieſer entworfen hatte, von Nürnberg auf Anſpach, Stuttgard, Ulm, Augſpurg und München. An dieſem leztern Orte ließ ſich die Hofräthinn als eine Dame von Adel bey Hofe präſentiren, und wurde zur Tafel gezogen. Malconetti machte auch hier, ſo wie an den andern Orten, wo ſie ſich einen oder einige Tage aufhielten, vergebliche Anſchläge auf ihren Koffer. Von München gieng die Reiſe nach

der kleinen Festung Kufstein. Hier fanden sie einen so elenden Gasthof, daß die Hofräthinn genöthigt war, mit Malconetti auf einem Zimmer zu logiren. Bey dieser Gelegenheit entdeckte der letztere, wornach er so lange vergeblich gefurscht hatte, den eigentlichen Aufenthalt ihres Geldes. Er sah nemlich, daß sie aus einem kleinen Kästchen, das rechter Hand in ihrem Koffer stand, zwey Pistolen nahm, um sie wechseln zu lassen. In München hatte er bereits ihren Kofferschlüssel, nach einem Abdruck, den er in Wachs zu machen, Gelegenheit gehabt, durch seinen Freund, der ihnen auch dahin gefolgt war, nachmachen lassen. Es fehlte also nunmehr weiter nichts, als eine bequeme Gelegenheit, das Kästchen aus dem Koffer zu langen. Diese machte er sich folgendermassen. Er stellte der Hofräthinn vor, daß es in den engen und beschwerlichen gebirgigen Wegen, die sie zu passiren haben würden, gefährlich sey, wenn der Wagen zu schwer beladen sey: er wollte sich also lieber ein Pferd nehmen und hinterher reiten. Die Hofräthinn durfte nur etwas von Gefahr hören, so nahm sie vermöge ihrer Aengstlichkeit gerne jeden Vorschlag an, der zur Abwendung derselben dienen konnte. Sie ließ sich also auch Malconetti's Vorschlag sehr gerne gefallen. Dieser gab, ohne daß die Hofräthinn etwas davon

merkte, seine Sachen seinem Freunde, der in einem andern Gasthofe logirte, in Verwahrung, und setzte seinen Koffer mit bloßem Stroh und Steinen angefüllt, hinten auf den Wagen, und auf denselben den Koffer der Hofräthinn so, daß er von hinten zu leicht, vermittelst des Schlüssels, den er bey sich führte, zu eröfnen war. Als sie ohngefähr eine Meile von Kufstein, in einem Gebüsch, auf einem sehr engen und halsrichten Wege fuhren, stieg Malconetti vom Pferde, führte es hinter sich her, eröfnete den Koffer, und nahm das Kästchen heraus, das er unter seinem Reisemantel untern Arm nahm, und dann den Koffer wieder verschloß. Nach einer kleinen Weile zeigte er sich der Hofräthinn noch einmal; gleich darauf kamen sie in dem dicken Gebüsch an einen Scheideweg, auf welchem Malconetti, nachdem der Wagen vorbey gefahren war, in vollem Galop zurück jagte, und sich nach Verlauf einer Stunde wieder in Kufstein befand, wo er sich mit seinem Freunde in einen Wagen setzte, und unverzüglich nach Bayern zurückreiste, ohne jedoch den Weg wieder nach München zu nehmen. Eine Viertelstunde nachher, da die That geschehen war, vermißte die Hofräthinn Malconetti's zuerst: sie empfand anfänglich die zärtlichste Besorgniß seinetwegen, und ließ den Fuhrmann stille halten, ob er etwa nachkäme. Nachdem

sie noch eine Viertelstunde gewartet hatte, ohne das geringste von ihm zu vernehmen, wollte sie den Fuhrmann schon zu Pferde zurückschicken, allein ihre Furcht in dem Gebüsch allein zu bleiben, war zu groß, und erlaubte dies nicht. Sie befahl also dem Fuhrmann zu futtern, und sich noch eine Stunde auf dem Platz aufzuhalten; gab auch einem ihr begegnenden Jäger den Auftrag sich nach Maleonetti'n, den sie ihm genau beschrieb, umzusehn, und ihn, falls er verirrt, oder ihm sonst etwas widerfahren wäre, zurecht zu weisen. Bey der Langenweile, die ihr das Stillhalten verursachte, wollte sie aus ihrem Koffer eine Schachtel mit überzognen Pomeranzenschalen und Confitüren hervorlangen, und entdeckte bey dieser Gelegenheit die grosse Lücke an der Stelle, wo ihr Kästchen gestanden hatte. Man wird sich den Schreck und das Erstaunen leicht vorstellen können, was sie überfiel, da sie nach genauer Untersuchung die Stelle ganz ledig, und das Kästchen gar nicht fand. Sie lies den Koffer abnehmen, packte ihn unter freyem Himmel fast ganz aus, und suchte alles so genau durch, als wenn es ein Ring, ohne eine andre kleine Sache gewesen wäre, die ihr gefehlt hätte. Sie wollte anfänglich ihren eignen Augen nicht trauen, bis sie endlich die traurige gewisse Ueberzeugung hatte, daß das Kästchen nicht da wäre. Nun aber

konnte sie auch keinen Augenblick mehr zweifeln, wer der Urheber ihres Unglücks sey. Sie ließ gleich wieder umkehren, und fuhr nach Kufstein zurück, wo sie erfuhr, daß Malconetti wieder dahin zurückgekommen, aber auch sogleich nebst einem andern Fremden wieder abgereist sey. Die Hofräthinn zeigte ihren Diebstahl in Kufstein der Obrigkeit an, und bat um Steckbriefe, man wollte sich aber, weil sie eine Fremde war, damit nicht abgeben, sondern verwies sie an die Regierung zu Innspruck. Sie machte sich daher unverzüglich auf den Weg dahin, nachdem sie ihre in ihrer Börse befindliche Baarschaft überzählt, und gefunden hatte, daß es kaum bis Innspruck reichen würde. Hier trug sie ihr Gesuch sogleich den folgenden Tag der Regierung vor, man wollte es aber auch hier nicht sogleich bewilligen, woferne sie nicht eine gewisse beträchtliche Caution zu machen im Stande wäre. Diese war ihr unmöglich zu machen, und da sie ohnehin beschlossen hatte, von hier auf Wien zu reisen, wo sie am ersten etwas von ihrer Tochter zu erfahren hoffen konnte, so nahm sie sich zugleich vor, von dort aus den Malconetti durch Steckbriefe verfolgen zu lassen. Ihr erstes Geschäfte mußte nun natürlich seyn, an ihren Mann um Geld zu schreiben, welcher Brief schon vorher mitgetheilt ist.

Anfänglich hatte sie in Innspruck viele und verdrießliche Langeweile, die durch den Verdruß über ihren Verlust und gegenwärtigen Geldmangel noch um ein grosses ihr beschwerlicher wurde. Es fehlte ihr an aller Bekanntschaft, und es wollte ihr auch auf verschiedenen Promenaden, die sie auf dem Rennplatze und im Hofgarten absichtlich deswegen machte, nicht gelingen, sich einige zu erwerben: bis sie endlich am fünften Tage ihres dortigen Aufenthalts, im Hofgarten einen wohlgebildeten jungen Menschen antraf, der die schönen metallenen Bildsäulen, welche da in ziemlicher Anzahl stehn, in Augenschein nahm. Sie faßte sogleich den Entschluß, sich ihm zu nahen, und sich eine Gelegenheit zum Gespräch mit ihm zu machen: wozu die grosse metallene Bildsäule zu Pferde den Vorwand hergeben mußte. Sie fragte ihn, ob er ihr nicht sagen könne, wer in derselben abgebildet worden? — Ich sehe also wohl, versetzte er, Madame sind hier auch fremde. — — Ja, und zwar so fremde, daß ich auch nicht die geringste Bekanntschaft hier habe, und wie im Exil lebe. Sie würden mich unendlich verbinden, wenn sie mir einige Bekanntschaft verschaffen könnten. — — Ich bin selbst ein Fremder, und nur erst seit etwas über acht Tagen hier, indessen will ich mein möglichstes versuchen. Nur muß ich be-

fürchten, daß die wenige Bekanntschaft, die ich hier erlangt habe, ihnen gerade nicht angenehm seyn dürfte, da es bloß Mannspersonen sind, und sie hingegen vermuthlich wünschen werden, mit hiesigen Frauenzimmern bekannt zu seyn. Indessen ist auch dies vielleicht möglich zu machen, wenn ich die Ehre haben kann, sie morgen auf die Redoute, welche man auf dem hiesigen Opernhause halten wird, zu führen. — — Sie sind gar zu gütig, und ich bin unverschämt genug dies gütige Anerbieten anzunehmen. Aber verzeihen sie, wenn ich mir die Freyheit nehme zu fragen, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen? — Mein Name ist von Rehfeld; ich bin ein mekklenburgischer Edelmann, und habe einen Bruder, der sich in Oesterreichischer Kriegsgefangenschaft hier befindet; den zu besuchen ich hieher gekommen bin. Mich dünkt, sie fragten vorher, wen die metallene Bildsäule zu Pferde da vorstellen sollte: man hat mir gesagt, daß es der Erzherzog Leopold seyn soll. Ich bewundere nur die Kunst dabey, daß die ganze Bildsäule blos auf den beyden Hinterfüssen des Pferdes ruhet. Aber wenn Madame Liebhaberinn von Kunstsachen sind, so will ich mir die Ehre ausbitten, sie in die herrliche Franziskanerkirche zu führen, die hier die Hofkirche heißt, imgleichen in die schöne

Pfarrkirche, wo sie noch manche vortrefliche Stücke antreffen werden.

Die Hofräthinn machte sich zwar hieraus nicht viel, indessen nahm sie das Erbieten an, um dadurch Gelegenheit zu haben, bekannter mit ihm zu werden. Sie nannte ihm ihren Namen, doch wohl zu merken, abermals mit Vorsetzung eines von; und Herr von Rehfeld wurde nun desto freundlicher und höflicher gegen sie. Er bot ihr seinen Arm an, und führte sie in die Hofkirche, wo er ihr die Menge metallener Bildsäulen, deren Zahl sich über funfzig beläuft, zeigte, und diejenigen namentlich nannte, welche Personen aus dem Oesterreichischen Hause vorstellten. Er war nemlich nur erst vor wenig Stunden da gewesen, und hatte sich von einem ehrlichen und andächtigen Frater alles zeigen lassen. Von hier führte er sie in die Pfarrkirche, wo sie das durch Wallfahrten und Gelübde berühmte heilige Bild Mariahülfe im Choraltare besahen. Ihr Cicerone erzählte ihnen vieles von den Wunderkuren, die dies Bild gethan, und zeigte ihnen die Opfer, die demselben dafür verehrt waren: Die silbernen Kinder Herzog Karls V von Lothringen, in der Grösse, wie sie geboren worden; und den Erzherzog Joseph von Gold, in der Grösse wie er geboren worden, den die Königinn Maria Theresia nach ihrer Entbindung 1741 dahin verehrt hatte.

Dies ſetzte die Hofräthinn am meiſten in Erſtaunen; nicht von Seiten der Kunſt, ſondern weil es Gold war. Rehfeld bezahlte den Cicerone und begleitete ſie nach Hauſe, nahm aber ihre Einladung den Abend bey ihr zu ſpeiſen nicht an. Dagegen verſprach er es an dem folgenden Tage in Geſellſchaft ſeines Bruders zu thun, und ſie dann in die Redoute zu führen. Die Hofräthinn ließ ein prächtiges Abendeſſen zurichten, wozu ſich der Wirth nur mit vieler Mühe, und nicht anders verſtand, als daß ſie ihm einen ihrer beſten Ringe zum Unterpfande gab, welches ſie ſehr misvergnügt machte. Indeſſen wollte ſie gerne dies ſo wenig als möglich ſcheinen, und ſuchte alles hervor um ſich aufzuheitern und munter thun zu können. Allein ein unglücklicher Umſtand verdarb ihr auf dieſen Abend alles Vergnügen. Sie gefiel ſich in dem neuen Domino, welchen ihr der Wirth hatte verſchaffen müſſen, ſo auſſerordentlich, daß ſie, um ſich mehr Reiz zu geben, ihn ſchon vor dem Eſſen angezogen hatte, und ihre Fremden darin empfing. Bey Tiſche wollte ſie dem Herrn von Rehfeld, der ihre Geſundheit trank, ein recht verbindliches Kompliment machen, und verſchüttete bey dieſer Gelegenheit etwas Sauce von ihrem Teller auf den Domino. Wäre ihr Mann oder ſonſt jemand von ihren Leuten dabey geweſen, ſo würde der ihren ganzen Verdruß

darüber haben entgelten müssen, so aber war derselbe um dêsto grösser, weil sie ihn bey sich behalten mußte. Sie wurde so ausserordentlich zerstreut, daß sie selbst kaum wußte, was sie that, oder sprach. Am meisten beunruhigte es sie, woher sie Geld nehmen wollte, den Habit zu bezahlen. In ihrer Verwirrung that sie, was sie sonst nicht würde gethan haben; sie erzählte ihren Gästen die ganze Geschichte ihrer Beraubung, und klagte ihnen ihren gegenwärtigen Geldmangel. Rehfeld wurde stutzig darüber, und die Person der Hofräthinn so wohl, als ihr Betragen und ihr Gefolge erschien ihm in einem sehr zweydeutigen Lichte. Indessen erbot er sich, ihr für diesen Abend eine andre Maske zu verschaffen, die er auch sogleich durch seinen Bedienten holen ließ. Der Hofräthinn blieb indessen die Sorge für die Bezahlung des verdorbenen Habits zurück, welche ihr hernach noch mancherley Verdrießlichkeit verursachte, und sie nöthigte, dem Besitzer desselben eine ihrer Kostbarkeiten zum Pfande zu geben. Auf der Redoute suchte sie mehr Bekanntschaft mit den Mannspersonen, als mit dem Frauenzimmer zu machen; hatte aber den Verdruß, daß sich keiner mit ihr in Gespräch einließ; da fast jeder der Anwesenden seine Dame hatte, mit welcher er tanzte und sich unterhielt. Auch beym Tanz selbst wurde sie sehr zurück gesetzt, und es blieb Reh-

selbs Höflichkeit überlassen, sie einigemal aufzufordern, damit sie nicht ganz verlassen, und als müßige Zuschauerinn da sitzen möchte. Nach Mitternacht glückte es ihr endlich, einen Jähnrich zu erobern, der von den übrigen Anwesenden nicht sehr geachtet wurde, und sich also, weil er fast gleiches Schicksal mit ihr hatte, zu ihr geselle, nachdem er einmal mit ihr getanzt, und einen warmen Händedruck von ihr bekommen hatte. Da aber beyde vorher schon einigermassen der Gegenstand des Spotts der übrigen Anwesenden gewesen waren, so wurden sie es nun, da sie sich zusammenhielten, noch mehr. Die Hofräthinn selbst, so gerne sie auch ihren neuen Verehrer sich als einen grossen Mann denken wollte, konnte dennoch seine ansprechende Einfalt nicht verkennen, und gieng von Rehfeld begleitet gegen drey Uhr höchst misvergnügt nach Hause. Sie besuchte hernach noch verschiedene male die öffentlichen Lustbarkeiten, allein mit fast immer grössern Misvergnügen. Weil sie auf der Redoute Aufsehn gemacht hatte, so erkundigte man sich genauer nach ihr und ihrer Absicht, und so wurde denn ihr Schicksal bald stadtkundig. Der Aufenthalt in Innspruck wurde ihr je länger je mehr unerträglich, und der Verdruß, den sie darüber empfand, daß sie ihrer Meynung nach nicht

genug hervorgezogen wurde, der Mangel an Bekanntschaft, und noch mehr der Mangel an Gelde machte sie so ungeduldig, daß sie den zweeten Brief an ihren Mann schrieb, da sie glaubte, das Geld hätte schon eintreffen müssen, wenn er prompt genug gewesen wäre. Unterdessen langte der erste Wechsel von fünfhundert Thalern endlich an, mit der Nachricht, daß am folgenden Posttage noch einer von gleicher Stärke folgen sollte. Die Hofräthinn wurde dadurch auf einmal aus ihrer Verlegenheit, und mit derselben auch aus ihrer Unlust gerissen. Sie bezahlte ihre Schulden, und den Domino, dessen Eigenthümer ihr bisher fast alle Morgen auf die unangenehmste Art seine Aufwartung gemacht hatte, und löste die versetzten Pfänder wieder ein, welches zusammen eine Ausgabe von nicht weniger als 150 Thalern war. Da sie dennoch bis zum nächsten Posttag, an welchem die übrige Hälfte des Wechsels eintreffen sollte, in Innspruck bleiben mußte, so suchte sie sich über die Verachtung, welche man ihr da erwiesen hatte, noch in dieser Zwischenzeit dadurch zu rächen, daß sie sich im größten Glanz an allen öffentlichen Orten zeigte, und nie ohne zween Miethlakeyen gieng. Zu Hause gab sie nicht allein in diesen Tagen prächtige Mahlzeiten, wozu sie den Herrn von Rehfeld mit seinem Bruder, und den Fähnrich, welchen sie

auf der Redoute kennen gelernt, einlud, und es ihnen freystellte, mit zu bringen, wen sie wollten; sondern sie gab auch noch den Tag vor ihrer Abreise einen grossen Ball, wozu sie einen ansehnlichen Theil des dortigen Adels einladen ließ, diejenigen aber wegließ, welche bisher die größte Zurückhaltung und Gleichgültigkeit gegen sie hatten blicken lassen. Da Herr von Rehfeld ohnehin schon geäussert hatte, daß er nach Wien zu reisen Willens wäre, um wo möglich seinem Bruder die Erlaubniß auszuwirken, daß er auf Kavalierparole nach Hause reisen dürfte, so ließ er sich von der Hofräthinn sehr leicht bereden, in ihrer Gesellschaft diese Reise zu machen. Doch bat sie sich von ihm aus, daß sie aller Orten, wohin sie kämen, in verschiedenen Wirthshäusern logiren wollten; wie sie vorgab, um allen Uebelstand und Verdacht zu vermeiden; im Grunde aber geschahe es deswegen, weil sie durch Malconetti's Diebstahl etwas vorsichtiger geworden war, und sich vorgenommen hatte, nicht leicht wieder einem Fremden Gelegenheit zu geben, mit ihrem Koffer in der Nähe bekannt zu werden. Als sie in Wien angekommen waren, trennte sich Herr von Rehfeld von ihr, weil es ihm zu kostbar fiel in der Stadt zu logiren, und er deswegen ein Wirthshaus in der Leopoldstadt bezog: die Hofräthinn wollte sich aber hiezu nicht ent-

schliessen, und glaubte, es sey allemal vorzüglicher, in der Stadt selbst zu wohnen. Nach der Zeit bekam sie den Herrn von Rehfeld nicht wieder zu sehn, noch auch das geringste von ihm zu hören.

Sie hatte sich nicht allein sogleich im Wirthshause als eine Baronesse von Weissenfeld angegeben, sondern sie begieng auch die Unverschämtheit, sich als eine solche bey Hofe anmelden zu lassen, und sich bey der nächsten Cour zu präsentiren, und sie machte über diesen Einfall selbst ihrer Klugheit nicht wenig Komplimente; weil sie dadurch die so lange gewünschte Gelegenheit erhalten hatte, die grosse Welt in der Nähe kennen zu lernen. Acht Tage vergiengen ihr auf diese Art unter lauter Lustbarkeiten und Vergnügungen, weil sie an allen Feyerlichkeiten des Hofes Theil nahm, fast bey allen Grossen ihren Besuch machte, von ihnen Gegenbesuche empfieng, zu Bällen und Festlichkeiten eingeladen wurde. Indessen gab auch hier ihr Betragen bald zu allerley Betrachtungen Anlaß; überall schien sie die Gesellschaft der Frauenzimmer zu vermeiden, und selbst die, welche ihrem vermeynten Stande nicht allein gleich, sondern auch die Vornehmern, mit einer Art stolzer Gleichgültigkeit anzusehen, die auffallend und beleidigend war: natürlicherweise erfolgten darauf spöttische Gesich-

ter und gegenseitige verächtliche Seitenblicke. Hiezu kam noch, daß sie von einer andern Seite Nahrung und Stoff genug zum Spott und Gelächter gab. Ihr schon ziemlich älterndes Gesicht machte mit den jugendlichen Blicken, welche sie auf diese oder jene Mannsperson warf, mit dem schmachtenden Auge, womit sie einige, die ihr besonders gefielen, von unten auf ansahe, mit dem Beziere, womit sie manches Kompliment, das ihr gemacht wurde, erwiederte, einen ganz sonderbaren Kontrast. Ihr Zudrängen zu den Gesellschaften der Mannespersonen war zu merklich und auffallend. Sie ließ nicht nur beym Sitzen ihre Hand sehr bald, wie von ohngefähr auf den Schooß der neben ihr sitzenden Mannsperson fallen, sondern so bald einer gütig genug war, sie anzufassen, so erwiederte sie auch diese Höflichkeit gerne mit einem nachdrücklichen und feurigen Händedruck. Eben diese Mannspersonen wurden aber größtentheils die Geissein, womit die Wiener Damen sie geisselten. Nur einige schwache und ihres Orts nicht sehr geachtete, liessen sich im Ernst von ihr bezaubern, und wurden einigermassen ihre Verehrer, weil ihnen sonst nicht leicht so viel Achtung von einer andern Dame wiederfahren war; aber eben dies diente dazu, desto mehr Gelächter über die Hofräthinn zu bringen, die nicht wußte, in welchem Kredit ihre

Verehrer bey der übrigen Gesellschaft fanden. Die übrigen Mannspersonen machten ihr, theils auf Verhetzung der Damen, theils aus eignem Muthwillen verschiedene Komplimente, wodurch sie sie in allerley seltsame Situationen versetzten, und sich dann mit der übrigen Gesellschaft über sie lustig machten. Am meisten geschah dies durch verstellte Bewunderung ihres Witzes, womit sie zu schimmern glaubte, und sich also wie der Rabe durch den Fuchs, durch jedes Kompliment, das ihr darüber gemacht wurde, zu mehrer Anstrengung verleiten ließ. Bey den Spielen war sie gemeiniglich auf eine verdeckte Art der einzige Gegenstand des allgemeinen Spottes und Gelächters, und man wußte es leicht so zu veranstalten, daß sie ihren Platz bey einem ihrer umwitzigen Verehrer erhielt. Die Damen wünschten mehr von ihren eigentlichen Verhältnissen, und der Absicht ihres Aufenthalts in Wien zu erfahren; da sie aber, wegen der Zurückhaltung, welche sie gegen sie bewies, nicht zu ihrem Zweck gelangen konnten, so steckten sie sich hinter die Mannspersonen. Aber auch diese konnten nichts Bestimmtes von ihr herausbringen, vielmehr widersprachen sich verschiedene ihrer Aeusserungen unter einander selbst. Dies machte sie nicht nur noch lächerlicher, sondern auch verdächtig, und veranlaßte mehr Aufmerksamkeit und Nachforschung.

Sie ſuchte indeſſen die verſchiedenen Höflichkeiten, welche man ihr erwieſen hatte, zu erwiedern, und lud eine anſehnliche Geſellſchaft zu einem prächtigen Frühſtück ein, das ſie im Prater veranſtalten ließ. Unglücklicherweiſe begegnete ihr hier, da ſie nach eingenommenem Frühſtück mit ihrer Geſellſchaft ſpazieren gieng, in einer der Alleen des Praters, ein wohlgewachſener junger Mann, deſſen Geſicht ihr bekannt ſchien, und den ſie dieſerwegen ſcharf, wiewohl mit einem heimlichen Herzklopfen anſahe. Er betrachtete ſie eben ſo aufmerkſam, gieng endlich gerade auf ſie los und ſagte nach einem kurzen der übrigen Geſellſchaft gemachten Kompliment: ey gehorſamer Diener, Frau Hofräthinn; freu mich nicht wenig ſie hier zu ſehn; ſollen wohl zehn Jahr ſeyn, daß ich ſie nicht geſehen habe. Die Hofräthinn wurde über dieſe Anrede äuſſerſt beſtürzt; ſie kannte den Fremden zwar ſelbſt dem Namen nach nicht, indeſſen ſah ſie doch ſo viel, daß es ein Bekannter war, der ſie ganz gewiß kennte. Sie wußte anfänglich nicht, was für eine Parthie ſie ergreifen ſollte; endlich beſchloß ſie, ihn ganz zu verkennen, er möchte auch ſeyn wer er wollte: und antwortete ihm alſo kein Wort. Die Geſellſchaft merkte indeſſen ihre Beſtürzung und Verlegenheit mehr als zu deutlich, man ſahe einander an, zuckte die Achſeln, lächelte, und

war voll Erwartung, wie sich dieser Auftritt endigen würde. Der Fremde fuhr mit Ungestüm fort: Madam, wundre mich nicht wenig, daß sie mich nicht kennen wollen, waren doch sonst so ungewogen nicht gegen mich gesinnt. Die Hofräthinn konnte nicht länger schweigen: ich wundre mich ebenfalls nicht wenig, versetzte sie, über ihre Unbescheidenheit, mein Herr, daß sie es wagen eine fremde Dame, die von ihnen nichts weiß, als eine Bekannte anzureden: ich meines Theils weiß gewiß, daß ich sie in meinem Leben mit Augen nicht gesehn habe. — — Poh tausend Sakerlot, bin ich denn so ganz verstellt worden, oder bin ich dumm: doch meyn ich, daß meine Augen noch recht gut sind: sagen sie mir nur kurz und gut, sind sie nicht die Frau Hofräthinn Weissenfeld aus Magdeburg? ja sinds wahrhaftig, mein Seel sinds. Was macht denn der gute Junge der Karl? iß er noch'n Genie geworden? — — Mein Herr, ihre Dreistigkeit ist unausstehlich, ich habe dergleichen Grobheit und Zudringlichkeit noch nie gesehn, ich rathe ihnen, daß sie ihren Spatzierweg verfolgen, und uns nicht weiter inkommodiren. Kommen sie, meine Herren und Damen, wir wollen unsern Weg weiter fortsetzen. — — Sie giengen fort: die Gesellschaft machte im Weitergehn allerley Anmerkungen über diesen Vorfall; Man wunderte

sich, daß dieser Mensch gleichwohl die fremde Baronesse bey demselben Namen genannt hätte, den sie sich da beylegte, und wußte ein solches zufälliges Zusammentreffen nicht zu erklären; ja man äusserte dies selbst gegen die Hofräthinn, woher es kommen möchte, daß dieser Mensch gleichwohl den Namen Weissenfeld gewußt hätte? Sie erwiederte, es müßte eine Art von Bettler seyn, dergleichen sie schon an mehrern Orten auf ihren Reisen getroffen hätte. Es gäbe dergleichen Landstreicher, die sich in den Wirthshäusern sorgfältig nach den Namen der Fremden erkundigten, und sich sodann für Bekannte ausgäben, um dadurch desto leichter etwas zu erhalten. Vermuthlich habe dieser Mensch ein Gleiches gethan, und sey dabey so unaufmerksam gewesen, daß er sich in ihrem wahren Charakter und Stand geirrt habe.

Da sie eine Weile fortgegangen waren, begegnete eben dieser Mensch ihnen in einer andern Allee von neuem, sahe die Hofräthinn wieder starr an, die gerne in einen Seitengang gegangen wäre, um ihm auszuweichen, wenn nicht die übrige Gesellschaft durchaus darauf bestanden hätte, geradeaus zugehn. Sie ists hol mich der Henker, rief er schon in einiger Entfernung von ihr aus, ich will mich henken lassen, wenn sies nicht ist. Die Hofräthinn zitterte und wurde abwechselnd

roth und blaß, und von Seiten der Gesellschaft gab man sorgfältig auf jede Bewegung und Veränderung ihres Gesichts Acht. Der Fremde trat abermals hinzu, wollte sie bey der Hand fassen, die sie zurückzog, und sagte wiederum; kennen sie mich denn durchaus nicht, Frau Hofräthinn, bin ja Häfelius, hab manche vergnügte Stunde in ihrem Hause gehabt. Die Hofräthinn winkte ihm mit den Augen, und wiederholte noch einmal, sie kennte ihn nicht, sie sey die Baronesse von Weissenfeld, aber nicht Hofräthinn, ihr Mann würde sich nie so erniedrigt haben, einen solchen ekelhaften, gemeinen Titel anzunehmen. Ey, ihr Gnaden, unterbrach sie einer aus der Gesellschaft, der selbst Hofrath war, wenn ihr Herr Gemahl kaiserlicher Hofrath wäre, würd es halter keine Schande für ihn seyn; hier sind viele Barons, die Hofräthe sind, und sich halter eine Ehre daraus machen, daß sie es sind. —— Das kann sehr wohl seyn, aber mein Mann ist nicht Hofrath; und ich begreife nicht, wie der Fremde zu dem Irrthum und zu der Dreistigkeit kommt, mich Frau Hofräthinn zu nennen. —— Freylich in zehn Jahren kann viel vorgehn; hat sich da ihr Herr Gemahl unterdessen baronisiren lassen, so kann ich nichts davor, das hab ich ja nicht gewußt, hab 's auch nicht riechen können; Wird ihnen auch keine Perle von aus der Krone

fallen, daß ich sie nach alter Art Frau Hofräthinn genannt habe. Brauchten sich deswegen nicht gleich so fremde zu stellen, und zu thun, als wenn sie mich ihr Lebtag mit Augen nicht gesehn hätten. — — Mein Herr, ich bitte, hören sie einmal auf mir beschwerlich zu seyn. Kommen sie meine Herren und Damen.

Häfelius blieb stehn, knirschte mit den Zähnen, und rief hinter ihr her, geh du einfältiges Fratzengesicht, werde mir deinetwegen keine Mühe geben, wenn du mich nicht kennen willst: dächte, könntst dir's immer für 'ne Ehre rechnen, mit 'n Genie bekannt zu seyn. Indem sie weiter giengen, bat eine gewisse Baronesse den Herrn von Sablowitz, der neben ihr gieng, umzukehren, und sich bey diesem Fremden, der den wunderlichen Auftritt gespielt hätte, genau nach der Person und den Umständen der fremden Baronesse zu erkundigen. Sablowitz schlich sich also unvermerkt zurück, und traf den noch für Zorn schäumenden Häfelius wieder, da er eben im Begrif war, in einer Seitenallee zurückzugehn. Er erkundigte sich aufs sorgfältigste bey ihm nach allen Umständen und Verhältnissen der vermeynten Baronesse, und erfuhr von ihm, daß ihr Mann weiter nichts als ein bürgerlicher Hofrath sey, der ein beträchtliches Vermögen hätte, und bey dem er ehemals vor ohngefähr neun Jahren

Hofmeister gewesen wäre. Ob er sich seit dieser Zeit, da er von Magdeburg abwesend gewesen, hätte baronisiren lassen, wüßte er nicht, doch müßte dies sehr leicht in Wien selbst zu erfahren seyn. Denn wenn er sich hätte baronisiren lassen, so müßte er kaiserlicher Baron geworden seyn, weil man im Preußischen niemand für Geld baronisirte. Zugleich versprach er, da er noch Bekannte in Magdeburg hätte, sich bey diesen selbst darnach zu erkundigen, ob er überall baronisirt sey, oder nicht. In Wien wurde der Vorfall gleich denselben Tag ruchtbar, man erkundigte sich und erfuhr, daß nie ein Weissenfeld dort Baron geworden. Da es nun Kriegszeit war, so war der Umstand, daß eine Person aus den feindlichen Landen sich in der Residenz für eine andre ausgegeben hatte, als wofür sie von einem Bekannten erkannt wurde, zum Verdacht gegen sie hinreichend, und qualificirte sie schon zum Verhaft. Sie wurde noch denselbigen Abend arretirt, und fürs erste an einen anständigen Ort unter genaue Aufsicht gebracht. Des folgenden Tages wurde eine Kommission angeordnet, die sich genau nach ihrer Person und Umständen erkundigen, und Bericht davon abstatten sollte. Anfänglich blieb sie hartnäckig dabey, daß sie eine wirkliche Baronesse, und ihr Mann gebohrner Baron sey; obgleich auch hier schon, sich verschiedene verdäch-

tige Widersprüche in ihren Antworten zeigten. Endlich ließ man Häfeliussen kommen, und confrontirte ihn mit ihr, wobey die Widersprüche immer häufiger wurden, so daß der Verdacht gegen sie stark genug war, um sie in ein ordentliches Gefängniß in nähere Verwahrung zu bringen. Das Verhör wurde hier noch immer fortgesetzt, und sie wurde durch viele Fragen und manche ihrer eigenen Antworten so in die Enge getrieben, daß sie sich endlich genöthigt sahe zu bekennen, die ganze wahre Absicht ihrer Reise zu erzählen, und zu gestehn, daß sie bloß aus einer unwiderstehlichen Begierde, einen so glänzenden Hof, als der kaiserliche wäre, näher kennen zu lernen, den Entschluß gefaßt hätte, sich dort für eine Baronesse auszugeben, um dadurch Zutritt zu erhalten. Sie bäte dieses Fehltritts wegen tausendmal um Vergebung, und überliesse sich gänzlich der Gnade ihrer Richter.

Unterdessen daß man die Sache, und wie sie für diesen Prevot zu bestrafen, imgleichen ob wohl nicht noch sonst eine verborgene Absicht dahinter stecken könnte, in weitere Ueberlegung nahm, trug sich folgender unerwarteter Vorfall zu. Sie hörte am sechsten Tage ihres Verhafts vor dem Fenster ihres Gefängnisses dann und wann jemand sprechen, dessen Stimme ihr ausserordentlich bekannt, und viel Aehnlichkeit mit der

Stimme ihres Karls zu haben schien. Das Fenster war von innen und ausser mit Gittern versehn, und so beschmuzt, daß man nicht durchsehn konnte. Indessen rieb sie, so viel das innere Gitter es ihr zuließ, mit ihrem Schnupftuch, eine Scheibe desselben so lange, bis sie etwas durchsichtig wurde. Es war im Parterre, und sie konnte durch die Scheibe sonst niemand erblicken, als einen Soldaten, der draussen Schildwache stand, aber zugleich entdeckte sie auch, daß eben dieser Soldat, der zuweilen mit den vorbeygehenden sprach, es war, dessen Stimme sie gehört hatte, und die ihr bekannt zu seyn schien; sie argwohnte also weiter nichts, und bedauerte nur, daß sie sich die Mühe gemacht hatte, das Fenster hell zu reiben. Nach einer halben Stunde kam die Ablösung, und da kam es ihr vor, als wenn der Korporal gesagt hätte: nun Weissenfeld, was machen deine Gefangenen? sie sind doch halter noch wohl nicht weggelaufen? Dies machte sie wieder von neuem aufmerksam, ob sie sich gleich selbst überredete, daß sie sich geirrt hätte. Sie klopfte ans Fenster, und fragte die herzutretende Schildwache, wie sein Kamerad hiesse, den er abgelöst hätte? Das weiß ich nicht, antwortete er, ich habe seit vorgestern erst Dienste genommen, und kenne noch keinen aus der Garnison. Die Hofräthinn wurde immer unruhiger, mußte

aber doch noch einige Stunden Geduld haben, bis der nehmliche Soldat wieder auf den Posten kam. Sie hörte ihn abermals sprechen, und seine Stimme schien ihr wie vorher bekannt zu seyn. Sie klopfte also von neuem ans Fenster, und fragte den Soldaten, wie er hiesse? erhielt aber weiter keine Antwort, als, was sie hienach zu fragen hätte, da er sie noch nicht um ihren Namen befragt hätte? Wo ist er denn her, mein Sohn? fuhr sie dennoch fort. Aus Deutschland; war die Antwort. So sehr auch die Hofräthinn durch diese Antworten zurückgeschreckt wurde, so schien ihr doch die Stimme, und selbst der Bau des Soldaten, so viel sie davon durch das dunkle Fenster erkennen konnte, immer je länger je mehr bekannt, und sie fühlte eine geheime ausserordentliche Neigung für ihn, die sie sich selbst nicht zu erklären wußte. Zu gleicher Zeit trat der Gefangenwärter herein, dem sie ein Trinkgeld versprach, wenn er ihr von dem Namen und den Umständen des Soldaten, der draussen Schildwache stände, einige Nachricht verschaffen könnte. Der Gefangenwärter zeigte diese Erkundigung an, und da auch der Soldat, den sie gefragt hatte, eine gleiche Anzeige that, so schöpfte man starken Verdacht hierüber, und glaubte, die Hofräthinn hätte etwa durch Hülfe dieser Schildwache zu entwischen gesucht. Diese

wurde also sogleich abgelöst, und ebenfalls in Arrest genommen. Im nächsten Verhör wurde die Hofräthinn noch besonders darüber vernommen, warum sie sich so genau nach dem Soldaten erkundigte? Sie gab zur Antwort, sie könne es selbst nicht sagen warum, sie hätte einen gehaimen starken Trieb gefühlt, etwas von dem Menschen zu wissen, der in der Stimme und dem Wuchs so viel ähnliches mit ihrem Sohn hätte, der unter ein Preussisches Freybataillon gegangen sey, und den sie für todt hielte. Da man hierauf auch den Soldaten befragte, und erfuhr, daß er wirklich ein Preußischer Kriegsgefangner gewesen, der Dienste genommen hätte, und daß sein Name Weissenfeld sey; fragte man ihn weiter, ob er wohl seine Mutter kennen würde, wenn er sie sähe? und da er dies bejahete, führte man ihn unter Bedeckung einer Wache ins Gefängniß. Die Hofräthinn, die ihn hereintreten sahe, und sogleich beym ersten Anblick ihren Karl in ihm erkannte, sank in Ohnmacht, und wurde durch Essig und Reiben nur erst nach fünf Minuten wieder zu sich selbst gebracht. Karl fuhr ebenfalls vor Schreck zurück, der unerwartete Anblick seiner Mutter überhaupt, die er nimmer in Wien zu treffen vermuthet hätte, und noch mehr, daß er sie gerade im Gefängniß traf, machte den heftigsten Eindruck auf ihn, so daß er in laute Thrä-

nen ausbrach, und zu wiederholten malen aus: rief: ach! meine Mutter, meine Mutter! Nach: dem ſie ſich wieder erholt hatte, umarmten ſich beyde inbrünſtig, und unter vielen Thränen, doch ohne ein Wort zu ſagen, einander. Das erſte, was beyde faſt zugleich ſagten, war: wie kommſt du denn hieher, mein Sohn? wie kom: men ſie denn in aller Welt hieher, Mama, und durch was für einen Vorfall ſind ſie hier in Ver: haft gerathen? — — Gottlob, daß du nur noch lebſt, mein einziger engliſcher Sohn, meine einzige Freude in der Welt: ich habe dich ſchon lange für todt gehalten, und man hat es uns auch erzählt, daß du mit vielen andern deiner Kameraden aufs jämmerlichſte ums Leben ge: kommen wäreſt. Nun will ich gerne alles ertra: gen, was mir auch immer widerfahren mag; das Glück dich noch zu haben, geht über alles.

Man fand es für gut ſie aus einander zu bringen, und Karln durch die Wache wieder weg: führen zu laſſen, der bald darauf, da weiter kein Verdacht nach den Umſtänden vorhanden war, ſeines Arreſts entlaſſen wurde. Zugleich wurde dieſer Vorfall dem über die Hofräthinn verordne: ten Gericht gemeldet, welches eben im Begrif war, über die Strafe zu berathſchlagen, welche der Hofräthinn, als einer Betrügerinn, die ſich

ſogar erfrecht hatte, den Hof zu hintergehn, und ſich Vorzüge herauszunehmen, die ihrem Stande nicht zukamen, zuerkannt werden ſollte. Das Urtheil fiel endlich nach einigen Debatten dahin aus, daß ſie mit zweyjähriger Zuchthausſtrafe mit Willkommen und Abſchied belegt werden ſollte. Als ihr daſſelbe publicirt wurde, ſank ſie abermals in Ohnmacht; doch wurde ſie durch ihren Advokaten etwas wieder getröſtet, der ſie verſicherte, daß er mit gutem Grunde eine Milderung des Urtheils zu erhalten hoffe: und wenn ſie Geld genug daran zu wenden hätte, ſo glaubte er wohl, daß ihre Strafe in eine Geldſtrafe verwandelt werden könnte. Sie verſprach nicht allein jede Geldſtrafe willig zu erlegen, die ihr auferlegt würde, ſondern auch ihn für ſeine Mühe reichlich zu bezahlen, wenn er es dahin bringen könnte: und noch dankbarer wollte ſie ſeyn, wenn er es auch bewirken könnte, daß man ihren Sohn gegen eine angemeſſne Summe los lieſſe, und ihm unterdeſſen die Erlaubniß gäbe, ſie täglich in ihrem Gefängniß zu beſuchen. Sie hätte gerne gleich dem Advokaten ein Geſchenk, um ihn deſto williger zu machen, als auch ihrem Sohn etwas zur Erzötzlichkeit gegeben, wenn nicht ihr Koffer, worin das Geld war, mit ihren übrigen Sachen verſiegelt, und in Verwahrung wäre genommen worden. Der Advokat brachte es

wirklich dahin, daß sie statt der zweyjährigen Zuchthausstrafe, eine Geldbusse von zweytausend Thalern erlegen, und überdies die sämtlichen Proceßkosten bezahlen sollte. So lange bis das Geld herbey geschaft wäre, sollte sie jedoch in Verhaft bleiben, wiewohl in einer gelindern und bequemern Verwahrung: auch sollte ihr Sohn die Erlaubniß haben, sie in derselben, unter gehöriger Aufsicht zu besuchen. Allein wenn die ihr zuerkannte Summe nicht innerhalb sechs Wochen herbey geschaft würde, so sollte dies letztere Urtheil völlig wieder aufgehoben, und dagegen das erstere an ihr vollzogen werden. Sie setzte sich also unverzüglich hin, und schrieb, um diesem Unglück zu entgehn, an ihren Mann, an welchen sie seit dem Empfang des Wechsels zu Inspruck weder gedacht, noch geschrieben hatte, einen Brief, worin sie ihm auf das dringendste einschärfte, mit erster Post dreytausend Thaler zu übersenden. Karl kam auf erhaltne Erlaubniß zu ihr; Gottlob, mein Sohn, daß ich dich wenigstens wieder habe, sagte sie abermals, man soll mich das viele Geld nicht reuen, was mir die Reise gekostet hat. Nun must du mir aber auch alles erzählen, mein liebstes Kind, was dir begegnet ist, und durch welches Schicksal du hieher gekommen bist. Bey uns hat man gesagt, das ganze Bataillon, worunter du gewesen, wäre

in die Pfanne gehauen worden; ja es wollte mir so gar einer erzählen, du wärst an seiner Seite geblieben. Was bewog dich denn überall dazu, mein englischer Sohn, daß du unter die Soldaten giengst? Allerbeste Mutter, erwiederte Karl, machen sie mir weiter keine Vorwürfe, ich bin für meine Unbesonnenheit genug gestraft. Sie wissen, daß es mir auf mancherley Art widrig in Halle gieng; Julius war auch gewissermassen an meinem Unglück Schuld; er wollte gemeiniglich den Vormund spielen, und das konnte ich von ihm nicht leiden. —— Das verdenke ich dir freylich so sehr nicht, mein Sohn: aber mußtest du denn deswegen gleich Soldat werden? —— Ja, da war ich einige Thaler schuldig, ich glaube noch immer, daß Julius die Kerls die Philister gegen mich aufgehetzt hat: genug sie liessen mir keine Ruhe, weder Tag noch Nacht: und da wurde ich am Ende desperat, und ließ mich bereden Dienste zu nehmen, zumal da man mir sagte, es sey bey den gegenwärtigen Umständen, eines jeden rechtschaffnen Unterthanen Pflicht, seinem König mit seinem Blut zu dienen. Das Bataillon, worunter ich Dienste nahm, kam bald bey einer Affaire an der Böhmischen Gränze vor, wo es scharf hergieng. Mir ward angst und bange, als ich die Kugeln so um mich pfeifen hörte, und hie und dort einen oder den andern

fallen sah. Ich stand im zweyten Gliede, und um mich von aller Gefahr zu befreyen, that ich als wenn mich auch eine Kugel getroffen hätte, und warf mich platt auf die Erde hin, so daß das dritte Glied über mich weg marschierte. Ein Fußtritt, dachte ich, ist doch immer besser als eine Kugel. Es währte nicht lange, so war ein Theil des Bataillons zerstreut, und der andre hatte sich seitwärts gezogen. Eine Parthey österreichischer Husaren kam heran gesprengt, wenn die so fort reiten, dachte ich, so wirst du von den Pferden zertreten: ich richtete mich also auf und rief ihnen entgegen, Pardon, meine Herren! Pardon! Ey was Pardon? Hund! schrie einer, du hast dreymal blau, dir geben wir keinen Pardon. Wie mir da zu Muthe war, liebste Mutter, kann ich ihnen gar nicht beschreiben. Er wollte eben zuhauen, als noch einer seiner Kameraden, der mitleidiger war, als er, mein Schutzengel wurde, vorjagte, mich beym Kopfe faßte und sagte, er ist mein Gefangener, du sollst ihm nichts thun. Sie nahmen mir alles was ich hatte, und darauf wurde ich mit andern Gefangenen hier nach Oesterreich herauf geschleppt. Hier wurde ich anfänglich sehr hart gehalten, und da ich sahe, daß es nur darauf angesehn war, daß ich Dienste nehmen sollte, so entschloß ich mich nebst einigen andern dazu, um des Scheerens los zu werden.

Ich kam bald darauf hieher nach Wien, und vernahm, daß ich hier eine Weile bleiben und in der Garniſon Dienſte thun ſollte. Und nun ſtellen ſie ſich einmal vor, ich war kaum acht Tage hier, als mir auf der Straſſe ein allerliebſter junger Menſch, mit einem ſehr bekannten Geſicht begegnete, der mir ſcharf unter die Augen ſahe. Ich fragte ihn, warum er mich ſo anſähe; ob er etwas von mir haben wollte? Auf einmal umarmte er mich, und ſagte, aber in aller Welt, Karl, wie kommſt du denn hieher? Ich wurde über dieſe Vertraulichkeit ſowohl, als darüber, daß er mich bey meinem Vornamen nannte, nicht wenig beſtürzt, wand mich los, ſah ihn an, und ward zu meinem gröſten Erſtaunen gewahr, daß es Roſalinde war. Sie erzählte mir mit wenig Worten, daß ſie der Einförmigkeit zu Hauſe, und beſonders der unerträglichen Geſellſchaft unſers Vaters überdrüſſig geworden wäre, und kein andres Mittel gewußt hätte, ſich davon zu befreyen, ſich männliche Kenntniſſe und männlichen Geiſt zu erwerben, als wenn ſie ſich auf Reiſen machte und dadurch die Welt von ihren verſchiednen Seiten kennen zu lernen ſuchte. Da ſie aber wohl eingeſehen hätte, wie gefährlich und zweydeutig es ſey, wenn ſie als Frauenzimmer reiſte, ſo hätte ſie ſich gleich in Cöthen Mannskleider machen laſſen, und wäre damit weiter gereiſt, und zwar

durch Halle gerade durch auf Merseburg und Weimar. Von hier aus hatte sie, wie sie sagte, an Julius geschrieben, und ihm die Ursache ihrer Entfernung gemeldet. Hinter Weimar hatte sie das Unglück gehabt, einer Parthey Würtembergern, ohnweit einer Schäferey in die Hände zu fallen, und von derselben rein ausgeplündert zu werden. Der Himmel hätte ihr aber unsern ehemaligen Informator Bischof, der jetzt Offizier bey den Würtembergern gewesen, zugeführt, der ihr nicht allein alles Geraubte wieder verschafft, sondern auch sie ihrer Verkleidung ungeachtet erkannt, und durch einen Unteroffizier und drey Mann bis an die fränkische Gränze hätte begleiten lassen. Hätte sie mir nicht hoch und theuer versichert, daß sie Bischofen selbst hernach erkannt hätte, der durch viele Narben im Gesichte sonst ganz unkenntlich geworden, so hätte ichs nicht geglaubt, daß er es gewesen wäre, da sie sich wohl noch erinnern werden, von dem Pastor Peemüller gehört zu haben, als dieser Juliussen nach Halle gebracht hatte, daß Bischof in der Roßbacher Schlacht tödtlich verwundet worden und an seinen Wunden gestorben sey. Er hätte sich sorgfältig nach der Absicht ihrer Reise erkundigt, und ihr sehr zugerathen, wieder zurückzukehren; da sie aber nicht gewollt, sondern gesagt hätte, daß sie über Bamberg, Nürnberg und Regenspurg

auf Wien gehn wollte, hätte er ihr einen Brief nach Bamberg mitgegeben. Sie wäre nur Willens gewesen, sich zween Tage in Bamberg aufzuhalten; wäre aber daselbst in Verhaft genommen worden, ohne zu wissen warum, und ohne es bis diese Stunde erfahren zu können. Sie hätte heftig wider dies Verfahren protestirt, und die Ursache davon zu wissen verlangt, man hätte ihr aber weiter nichts zur Antwort gegeben, als die Ursache würde sie selbst wohl wissen, und die Absicht würde sie nächstens erfahren. Uebrigens sey sie sehr wohl da gehalten worden, und das Zimmer selbst, worin man sie eingeschlossen gehalten, hätte gar nichts einem Gefängnisse ähnliches gehabt, ausser daß von aussen eiserne Gitter davor gewesen. Es hätte ihr auch sonst an weiter nichts, als an Gesellschaft gemangelt. Der Mann aber, welcher ihr täglich das Essen gebracht, und ein sehr feiner Mann gewesen, hätte sich zuweilen eine Stunde mit ihr unterhalten, ihr auch Bücher zum Lesen gegeben. Doch hätte ihr beydes wenig geholfen. Die Bücher wären ihr theils bekannt, theils zuwider gewesen; und der Mann hätte sich so neugierig nach ihrer Herkunft, nach ihren Aeltern, nach der Absicht ihrer Reise und dergleichen erkundigt, ja er hätte ihr so gar einmal die Frage vorgelegt, ob sie wirklich eine Mannsperson sey? daß sie es daher nicht für

rathsam gehalten hätte, sich mit ihm in ein weitläuftig Gespräch einzulassen, das für sie leicht hätte verfänglich werden können. Nach einem Aufenthalt von ohngefähr sechszehn Tagen hätte man ihr angekündigt, daß sie frey seyn, aber sich den Augenblick von Bamberg wegbegeben, und zu diesem Ende in einen bereits unten haltenden Wagen steigen sollte. Sie hätte gehorchen müssen, und wäre des Abends um zehn Uhr aus Bamberg gefahren, und da es auch Abend gewesen, als sie in Verhaft gebracht worden, so hätte sie nicht wissen können, wo sie eigentlich gewesen wäre, auch hätte man ihr beym Wegfahren, so dringend sie auch darum gebeten hätte, durchaus die Ursache ihres Verhafts nicht sagen wollen. Gegen zwey Uhr Nachts hätte der Wagen in einem Dorfe stillgehalten, man hätte sie aussteigen lassen, ihr die Schenke bezeichnet, und sodann wäre der Wagen wieder in vollem Lauf davon gefahren. Sie wäre anfänglich Willens gewesen, wieder nach Bamberg zurückzukehren, und wegen des dort gegen sie bewiesnen ungerechten Verfahrens Genugthuung zu fordern, da sie aber bedacht hätte, daß dies sie von ihrem Zweck zu weit abführen, und ihrer weitern Reise zu viele Hindernisse legen könnte, so hätte sie diesen Vorsatz aufgegeben, und wäre den Tag darauf mit der durchgehenden Post nach Nürnberg gereist. In Nürnberg hätte

ſie ſich nur wenig Tage aufgehalten, worauf ſie geradeswegs hieher gereiſt ſey.

Ich erſtaunte über die Verwegenheit des Mädchens, zugleich erwachte mein Gewiſſen recht nachdrücklich, über meinen eignen Fehltritt, und ich bedauerte ſie, beſte Mutter, im Innerſten meiner Seele, daß ſie an ihren beyden Kindern ſo viel Unglück erleben müſſen. Was wird unſre arme Mutter ſagen, ſagte ich zu ihr, wie haſt du es über dein Herz bringen können, ihr ſolchen Kummer zu verurſachen? Mein lieber Monſieur Karl, erwiederte ſie, bleibe er nur mit ſolcher Ermahnung zu Hauſe, die hätte er ſelbſt ſich machen ſollen, als er unters Freybataillon gieng; am allerwenigſten iſt er der Menſch, von dem ich Ermahnung annehme. Aber Roſalinde, ich bitte dich um Gottes willen, verſetzte ich, ſtürze dich und unſre Aeltern nicht ins Unglück, es wird dir wahrhaftig bald leid werden, und dann iſt es vielleicht zu ſpät. Mir iſt mein übereilter Schritt ſchon tauſendmal leid geweſen, und ich hätte ihn ſchon tauſendmal wieder gut gemacht, wenn ich gekonnt oder gedurft hätte; aber ich ſitze hier nun leider feſt, und habe nicht Herz genug zu deſertiren: wenn ich wie du es in meiner Willkühr hätte, zu machen was ich wollte, ich kehrte den Augenblick wieder um, und reiſte nach Magdeburg, in den Schooß meiner Aeltern. — Das

bin ich nicht Willens, fuhr sie fort: bey unserm Vater ist es nicht auszustehn, und meine Mutter ist stark genug, meine Abwesenheit zu ertragen, wie lange die währen wird, weiß ich noch selbst nicht. — Wie lange willst du denn hier bleiben, oder wohin denkst du weiter von hier zu gehn? fuhr ich fort zu fragen. — Auch das weiß ich noch nicht, antwortete sie, und wenn ichs wüßte, würde ich es dir nicht sagen; ich habe überhaupt nicht daran gedacht, daß du Musquetier bist, dafür habe ich schon zu lange mit dir gesprochen: da hast du ein Trinkgeld, thu dir was zu gute. Hier warf sie mir stolz ein dreyßig Kreuzerstück zu Füssen und gieng fort. Ich wollte ihr nachgehn, aber da kam eben mein Unteroffizier, fragte mich, was ich hier herumzugehn hätte, und befahl mir in mein Quartier zu gehn. Ein paar Tage darauf begegnete sie mir wieder, in der Gesellschaft eines gewissen Edelmanns, von Piderck, den ich verschiedenemal mit Offiziers in Gesellschaft gesehn habe, und der, wie man sagt, ein Deist seyn soll. Wenigstens habe ich einige Paters entsetzlich auf ihn fluchen hören, die sagten, man müßte einen solchen Kerl, der kein Christ wäre, in einer christkatholischen Hauptstadt nicht dulden. Ich wollte sie wieder anreden, aber sie fuhr mich heftig an; schiert euch eurer Wege, Kerl! sagte sie, und gieng stolz vorbey. Einige Tage darauf er-

fuhr ich, daß man diesen Piederek, weil er gotteslästerliche Reden ausgestossen, in Verhaft hätte nehmen wollen, daß er aber etwas davon möchte gemerkt haben, und in Gesellschaft eines jungen Menschen heimlich weggereist sey, dem Vernehmen nach über Preßburg nach Pohlen. Man bedauerte nur den jungen Menschen, der in seine Hände gerathen sey, und durch ihn gewiß verführt, und in den Abgrund des Verderbens würde gestürzt werden. Mir blieb der Beschreibung nach weiter nichts zu glauben übrig, als daß eben dieser junge Mensch Rosalinde gewesen wäre, zumal da ich sie seit dieser Zeit nicht wieder gesehn habe.

Aber nun sagen sie mir auch, beste Mütter! durch welchen Zufall kommen sie hieher, und noch dazu ins Gefängniß? Es läßt ja in der That, als wenn alles Unglück über unser Haus ausgegossen wäre. — — Blos die Liebe zu meinen Kindern hat mich hieher geführt, versetzte sie: ich wollte dich und Rosalinden aufsuchen, dies bewog mich eine beschwerliche und weite Reise zu unternehmen, auf welcher ich mancherley Widerwärtigkeiten und Verdruß ausgestanden habe, bis ich endlich hieher gekommen bin. Hier haben mir böse und feindselige Leute solche Tücke gespielt, daß ich, da ich hier keinen Freund und keinen Schutz habe, ins Gefängniß

gerathen bin. Aber selbst dies Unglück soll mir lieb seyn, weil es die Gelegenheit geworden ist, daß ich dich, mein unvergleichlicher Sohn, wieder gefunden habe. Du bist doch weit besser gesinnt als Rosalinde; und hast mich, wie ich sehe, unendlich lieber als sie: aber dafür bist du auch in meinen Augen der liebste, und wenn ich dich nur habe, so frage ich nichts nach Mann oder nach Tochter. Ich hoffe, daß wir beyde mit Gottes Hülfe, bald von hier loskommen werden, dann wollen wir recht vergnügt zusammen nach Magdeburg reisen, und dann sollst du mir nicht wieder aus meinen Armen wegkommen. Ich habe bereits an deinen Vater geschrieben, daß er uns das nöthige Geld schicken soll, mich und dich hier los zu kaufen.

Dieser Brief der Hofräthinn wurde ihrem Mann zu einer Zeit gebracht, da seine gewöhnliche üble Laune durch verschiedene Umstände viel schlimmer geworden war. Theils gieng es ihm nahe, daß Julius wieder nach Halle abgereist war, und er sich also wiederum ganz allein und von allen den Seinigen verlassen befand, worüber er oft bittere Klagen ausschüttete: theils hatte er einen grossen Verlust erlitten, da eine neue Köchinn, welche er angenommen hatte, die die Wichtigkeit seiner Papiere noch nicht kannte, vier bis fünf Hefte seines Kommentars, wel-

che er von ohngefähr im Hause liegen lassen, indem er im Herumgehn etwas darin revidirt und sich seiner Arbeit gefreut hatte, in der Küche beym Feueranmachen verbraucht hatte; welches er für einen unersetzlichen Verlust hielt, da er glaubte, daß er selbst nicht einmal im Stande wäre, je solche Gedanken wieder hervor zu bringen, als darauf gestanden: theils befand er sich in der äussersten Unruhe darüber, daß er in so langer Zeit von seiner Frau nicht die mindeste Nachricht erhalten hatte, nichts von ihrem Aufenthalt wußte, noch ob sie die Wechsel empfangen hätte; nur soviel konnte er daraus, daß er den letzten Wechsel von Inspruck retour erhielt, schliessen, daß seine Frau von dort müßte abgereist seyn. Zu allem diesem kam noch ein verdrüßlicher Handel mit einigen österreichischen Kriegsgefangenen Offizieren, mit deren einigen er durch einen Zufall bekannt geworden war. Diese liessen nach der Frankfurter Schlacht, ihre Freude über die Wendung, welche die Sache bey derselben genommen hatte, auf eine etwas unartige Weise blicken, und erhuben ihren General Laudon bis in den Himmel, als denjenigen, welcher der Sache hier den Ausschlag gegeben. Weissenfeld widersprach mit der äussersten Hitze, und erlaubte sich in derselben alles, was er vom Gegentheil dachte, und bey sich hätte behalten sollen, auszuschütten. Die

Oesterreicher hätten von der Frankfurter Schlacht nicht viel Ehre; es sey keine Kunst, ein ermüdetes Kriegsheer, das den ganzen Tag über die Hitze eines grausamen Gefechts ausgestanden, von hinten anzugreifen; den Feind die Hitze erst an den Bundesgenossen abkühlen zu lassen, und dann mit frischem Volk dazu zu kommen, oder auch sonst des Tags über hinter Schanze, Morast, und auf Bergen zu liegen, und des Nachts verstohlnerweise kommen, hie und da einen Ueberfall zu machen. Dies war ungefähr der Inhalt seiner Antworten, die seine unüberlegte Hitze aber in so unartigen Ausdrücken vortrug, daß sie mit Anstand nicht nacherzählt werden können. Hiezu kam noch eine lange viel unanständigere Deklamation, wider die Maximen des regierenden Hauses, wo er sich weitläuftig und heftig über das bekannte A. E. I. O. U., über die Gefangennehmung des Landgrafen Philipps von Hessen, über die Verschenkung des Herzogthums Meklenburg an Wallenstein, und über das Betragen der kaiserlichen Armeen im dreyßigjährigen Kriege ausließ. Natürlicherweise wird jeder Mensch, der noch etwas Gefühl von Patriotismus hat, aufs heftigste beleidigt, wenn man von seinem Landesherrn übel spricht, und der Unwille, den er darüber empfindet, ist nicht zu tadeln: Hofrath Weissenfeld aber empfand das Unschickliche

und Beleidigende seiner Reden nicht, oder seine Hitze ließ es ihn vielmehr nicht empfinden. Desto mehr empfanden es die Offiziers, die darüber aufs äusserste entrüstet wurden, so daß es vom Wortwechsel zu Thätlichkeiten kam: und Weissenfeld würde seine Unbesonnenheit vielleicht gar mit dem Leben haben bezahlen müssen, wenn nicht einige andre dabey gegenwärtige Personen, theils aus der Stadt, theils Schwedische und Französische Kriegsgefangne Offiziers sich darein gemischt, und den Hofrath, um alles Unglück zu verhüten, auf die Seite geschafft hätten. Die Oesterreichischen Offiziers stiessen aber dennoch noch verschiedene Drohungen wider den Hofrath aus, und liessen sich hin und wieder vernehmen, es sollte ihm nicht geschenkt seyn, man würde seine unbesonnene Zunge schon zu zähmen wissen. Weissenfeld, der dies wieder erfuhr, und den die geringste Drohung, wenn er sich nicht in Hitze befand, in Schrecken zu setzen fähig war, gerieth darüber in die äusserste Besorgniß, so daß er sich nicht mehr in Magdeburg sicher zu seyn glaubte, und den Entschluß faßte, diese Stadt sobald es ihm möglich wäre ganz zu verlassen. Fürs erste aber, und um wenigstens der ersten Wuth zu entweichen, begab er sich auf einige Wochen zu seinem Schwager Pecmüller aufs Land. Endlich, was noch fast mehr als alles dieses, seine

üble Laune aufs höchste trieb, war, daß er durch seine Unbedachtsamkeit, einen seiner Freunde, einen Mann der es aufs beste mit ihm meynte, ins Unglück gestürzt hatte.

Die Leser werden sich noch aus einem im ersten Theil befindlichen Briefe des Hofraths an Julius erinnern, daß ein unbekannter Bekannter zu ihm gekommen, und ihm von seiner Tochter Nachricht zu geben versprochen; mit welchem sich der Hofrath anfänglich nicht einlassen wollte. Endlich fieng er an sich selbst zu tadeln, daß er dieses Menschen Vorschlag so geradezu von der Hand gewiesen, da er doch eine so ehrliche Miene gehabt hätte, und selbst in seinen Erzählungen vieles gewesen wäre, was kein andrer als ein Bekannter hätte wissen können. Von ohngefähr begegnete ihm der nehmliche Offizier auf der Tischlerbrücke; er redete ihn aufs höflichste an, und nöthigte ihn mit in sein Haus zu kommen. Lassen sie uns eine Bouteille Champagner mit einander trinken, lieber Freund. — Wenn sie befehlen, versetzte der Fremde, ich bin bereit, wenigstens können wir es jetzt wohl mit mehrerer Sicherheit thun, als wenn die Frau Hofräthinn zu Hause wäre. — Wie so? unterbrach ihn der Hofrath. — Mir ist noch eine Geschichte bekannt, fuhr jener fort, aus vorigen Zeiten, da der Herr Hofrath einen

Kriegsrath aus Berlin nebst einigen andern guten Freunden bey sich hatten, denen sie gerne eine Bouteille Champagner vorsetzen wollten, und wozu die Frau Gemahlinn keine hergeben wollte; und hernach, da sie sich selbst eine geholt und davon eingeschenkt hatten, schickte sie ihre Mamsell Tochter herein, die ihnen das Kompliment machte, die Mama liesse sagen, dem Papa diene kein Champagner, worauf sie das eingeschenkte Glaß vor ihren Augen aus dem Fenster goß, und mit der Bouteille davon gieng. — Ach! schweigen sie nur, versetzte der Hofrath, ich erinnere mich dessen noch mehr als zu gut; das verdammte Weib hat mich schon bey mancher Gelegenheit in Schimpf, Schande und Unglück gebracht. Aber sagen sie mir in aller Welt, woher wissen sie meine häuslichen Vorfälle so gut? und wer sind sie? sagen sie mir, ob sie noch bey ihrem Versprechen, mir meine Tochter wieder zu schaffen, bleiben wollen? — Wenn sie wüßten, wer ich bin, versetzte Jener, so würden sie die erste Frage sich leicht selbst beantworten können. Ob ich ihnen ihre Tochter jetzt noch wieder schaffen kann, zweifle ich sehr; vor einiger Zeit aber hätte ich es gekonnt, wenn sie mir das nöthige Geld dazu hätten geben wollen. — Wozu brauchten sie denn aber Geld? und warum wollten sie mir ihren Namen nicht sagen? vielleicht hätte ich es ihnen sonst gege-

ben. — Daß ihre Tochter ohne Geld nicht eine Reise von mehr als dreyßig Meilen machen konnte, werden sie leicht selbst erachten, und überdem hätte ich deswegen schreiben und verschiedenes vermitteln müssen, und hiezu gehörte Geld; und wenn es auch noch so wenig gewesen wäre, so hatte ich für mein Theil doch keinen Heller. Und was meinen Namen betrift, so habe ich ihnen schon gesagt, daß ich die wichtigsten Ursachen habe denselben zu verheelen, um mich nicht ins äusserste Unglück zu stürzen. —— Wie aber, wenn ich ihnen aufs heiligste und feyerlichste verspreche, keiner Seele etwas von ihren Umständen zu sagen, wollten sie sich mir dennoch nicht anvertrauen? und wenn ich ihnen das nöthige Geld gebe, wollen sie mir dann meine Tochter nicht wieder verschaffen? —— An das letztere verzweifle ich wirklich; das erstere will ich thun, wenn ich mich fest auf ihr Wort verlassen darf.

Sie hatten unterdessen die Bouteille Champagner ausgeleert, und diese mochte vermuthlich den guten Mann offenherziger gemacht haben, als er sonst vielleicht gewesen wäre.

Wissen sie demnach, fuhr er fort, daß ich Bischof bin. — —

Sie? Herr Bischof? der Herr Bischof, der unsre Kinder unterrichtet hat? der, wie mir Julius erzählt hat, in der Roßbacher Schlacht

geblieben ist? — — — Ja eben der, nur werden der Herr Hofrath leicht ermessen, daß ich in der Roßbacher Schlacht nicht wirklich geblieben bin, weil widrigenfalls aus unserm jetzigen Diskurs wohl nichts möchte geworden seyn. Aber es gieng nahe dabey her; bis auf den Tod habe ich da gelegen, und sie hatten mich schon mit den andern hingeschmissen, die begraben werden sollten, da führt der liebe Gott noch zum guten Glück einen alten Unteroffizier hin, der mit andern die Aufsicht über das Begraben der Todten hatte, der sah, daß noch für ein paar Groschen Leben in mir war, ließ mich wieder zurücklegen; ich ward noch einmal verbunden; der brave ehrliche Theden war dabey, und sah meine Wunden, und kriegte Lust mich in die Kur zu nehmen, und siehe da, keine sechs Wochen waren vorbey, so war ich ganz wieder besser, und konnte mich wieder auf einem Bein herum drehn. Sie werden aber vielleicht wohl etwas davon gehört haben, was ich für Händel gehabt habe, als ich noch beym Preußischen Feld-Kriegs-Kommissariat stand; ich konnte, weiß Gott, nichts davor: aber wer kann länger Friede haben, als sein Nachbar will. Das hat der König von Preussen bey jetzigem Kriege selbst erfahren, und so gieng mir's auch. Genug ich sah mich genöthigt das Weite zu suchen, und nahm unter den Reichstruppen

Dienste, wo ich nach einem halben Jahre Offizier wurde. Da sprach ich ihren Herrn Sohn und Herrn Schwager, ein paar Tage vor der verdammten Roßbacher Schlacht; wie es mir dabey gegangen ist, werden sie von diesen wohl schon gehört haben. Verräther schläft nicht, dachte ich, als ich wieder besser war, du bist jetzt in der Preussen Gewalt, wie wird es dir ergehn, wenn es auskommen sollte, daß du einmal heimlich aus dem Dienst gewichen, und zu den Feinden übergegangen bist. Ich resolvirte mich kurz und gut, dieselbe Komödie noch einmal zu spielen, ranzionirte mich selbst und kam glücklich wieder bey der Reichsarmee an. Nur das gieng mir sehr nahe, daß ich dem guten ehrlichen Theden seine Mühe nicht vergelten konnte, die er an mich gewandt hatte. Da bin ich denn wieder die ganze vorjährige Campagne bey der Reichsarmee gewesen. Zu Anfang des diesjährigen traf ich ihre Mamsell Tochter hinter Weimar an, in Mannshabit. Ich wäre mir wahrhaftig eher des Himmels Einfall vermuthen gewesen, als sie da zu treffen, und noch dazu in Mannskleidung: kannte sie aber doch gleich den Augenblick, so wie ich sie nur sahe. Sie war von einigen Kerls, die unter meinem Kommando stunden, ganz razenkahl ausgeplündert; ich fuchtelte aber die Hunde, daß

ſie ſchwarz wurden, und mußten ihr alles wieder herausgeben. Nun mußte ſie mir aber auch geſtehn, wie ſie dahin käme, und wo ſie hin wollte? und da ich vernahm, daß ſie ſich kiſſirt hatte, dachte ich, ich wollte ihnen, mein werther Herr Hofrath, ſo einen rechten chriſtlichen Streich ſpielen, und ſie wieder zu ihrer Tochter verhelfen, daß ſie ſelbſt nicht wiſſen ſollten, wie ſie dazu kämen. Ich hörte, daß ſie nach Bamberg wollte: Blitz, fiel mir ein, da haſt du ja ein paar rechte alte wackere Freunde, von ächtem Schrot und Korn. Flugs ſetzte ich mich hin, und ſchrieb an den einen, und bat ihn, es gemeinſchaftlich mit dem andern ſo zu veranſtalten, daß ihre Mamſell Tochter auf eine honette Art feſt genommen, und einige Wochen da gehalten würde, bis ich ihnen, mein werther Herr Hofrath, davon Nachricht geben, und ſie in den Stand ſetzen könnte, das Mädchen da auf eine gute Art wieder abholen zu laſſen. Aber da mußte mich der Henker reiten, daß ich den Tag darauf auf eine Parthey Preuſſen gerieth, meine Kerls liefen davon, ſo weit ihre Füſſe ſie tragen wollten, und lieſſen mich da im Stich. Ja da war es wohl keine Kunſt, daß ſie mich bey den Ohren nahmen. Und den Hunden hatte das Laufen auch nichts geholfen; ſie hatten ſich da des Abends bey einer Schäferey aufgehalten,

fangen da mit dem Schäfer Krakeel an; der Kerl macht Lärm, und da hatten ſie ſie auch alle mit einander bey den Ohren gekriegt. Man tranſportirte uns zuſammen hieher nach Magdeburg; das mir wohl ſoweit recht lieb war, weil ich dadurch die alte ehrliche Stadt wieder zu ſehn bekam: aber auf der andern Seite war mirs auch wieder nicht lieb, weil ich fürchten mußte, daß mich hier noch viele kennten. Mein einziger Troſt waren noch die vielen Schmarren und Circumflexen, die ich im Geſicht habe. Und daß ich hohe Urſache habe, nicht als der erkannt zu werden, der zweymal davon gegangen iſt, werden der Herr Hofrath leicht ſelbſt ermeſſen. Eben deswegen ſcheute ich mich auch anfangs zu ihnen zu gehn; aber doch hatte ich ſie zu lieb, als daß ich nicht mit meiner eignen Gefahr hätte ſuchen ſollen, ihnen ihre Tochter wieder zu ſchaffen. Mein Anſchlag war, wir wollten eine Kutſche nehmen, und die nach Bamberg ſchicken, die ſollte ſie da heimlich bey der Nacht, unter Bedeckung von ein paar Kerls abholen, und hieher bringen. Sie ſehn ſelbſt ein, daß hiezu Geld nöthig war, gleichwohl gieng es nicht füglich an, oder wenigſtens wagte ich es nicht, ihnen zu ſagen, wie und warum dies Geld gebraucht werden ſollte. Wären ſie mir damals gefolgt, werther Herr Hofrath! wären ſie mir damals gefolgt. — —

Es wäre ja noch wohl Zeit dazu, erwiederte der Hofrath, ich will herzlich gern das Geld herschiessen. — — Ich fürchte, ich fürchte, daß es nun wohl schon zu spät seyn wird; ich schrieb meinem Freunde damals, sie nur auf einige Wochen fest zu halten, weil ich sie in dieser Zeit herzuschaffen hoffte. — — Aber in aller Welt, warum liessen sie sie denn bis Bamberg reisen? hätten sie nicht selbst sie in Verhaft nehmen, und hieher transportiren können? — — Herr Hofrath, belieben sie doch zu erwägen, daß ein Offizier im Kriege sich dergleichen nicht unterstehn darf, ohne Ordre. Ich hätte ja Rechenschaft geben müssen, warum ich sie festgenommen hätte, und hätte sie hernach doch entweder laufen lassen, oder abliefern müssen. Wie hätte ich sie hier wohl herbringen können, in eine feindliche Stadt? wie hätte ich sie heimlich bey mir behalten können? mein Herr Hofrath! bey meiner Seel! das gieng nicht. — — Nun so versuchen sie es doch noch wenigstens, und schreiben sie nach Bamberg, ob sie noch da ist; ich will herzlich gerne das Porto zu dem Briefe hergeben, ich kann das nicht verlangen, daß sie das auslegen sollten: so wie ich auch die andern Kosten zu tragen erbötig bin. — — Herr Hofrath, schreiben will ich; wenn's nur was hilft. Ich würde auch wahrhaftig gerne das Lumpenporto

bezahlen, wenn ich nur selbst einen Heller Geld hätte; so aber bin ich alleweile so power wie eine Kirchenratze. Alles, alles bis auf den letzten Kreuzer noch haben sie mir abgenommen. Aber Herr Hofrath! wie gesagt, es bleibt dabey, daß sie keinem Menschen ein Wort davon sagen, wer ich bin, sie würden mich ja wahrhaftig in's größte Unglück bringen. — — Was denken sie denn von mir, Herr? Glauben sie? daß ich ein alt Weib bin, und nicht schweigen kann? ich habe schon ganz andre Dinge verschwiegen. Um Vergebung, welchen Charakter bekleiden sie denn? — — Ich bin Lieutenant. — — Nun mein lieber Herr Lieutenant, sie können sich sicher darauf verlassen, es erfährt niemand etwas davon; selbst meine Frau, wenn die wieder zu Hause kommt, muß das nicht einmal wissen. Thun sie nur was sie können, daß sie mir meine Tochter wieder schaffen.

Gleichwohl war Verschwiegenheit die größte Tugend des Hofraths nicht; man hielt ihn vielmehr für den ärgsten Klätscher in der Stadt. Dies war sogar, seit ohngefähr einem Jahre, bey ihm so sehr zur Leidenschaft geworden, daß er ein paar schlechte Weiber fast täglich besuchte, um von denselben alle Stadtneuigkeiten, bis auf die geringsten Kleinigkeiten zu erfahren. Ja er rühmte sich dessen noch dazu, daß nichts in der

Stadt vorgehn könnte, was er nicht wüßte. Und was er wußte, beunruhigte ihn so lange, bis er es wenigstens dreyen oder vieren im engsten Vertrauen gesagt hatte. Gerade so machte er es jetzt auch in Ansehung des guten Bischofs. Gleich den folgenden Tag kamen verschiedene seiner Bekannten nach einander zu ihm; er vertraute es jedem von ihnen als das größte Geheimniß an, eben der Bischof, der ehemals bey ihm Informator gewesen, sey jetzt als ein Kriegsgefangner Lieutenant von der Reichsarmee in Magdeburg. Man müsse dies aber ja geheim halten, um den guten Menschen nicht ins Unglück zu bringen; der ehemals vom Feldkriegs-Commissariat gewisser Händel wegen heimlich entwichen, und hernach aus Furcht noch einmal aus der Kriegsgefangenschaft entwischt sey. Es waren kaum vier Tage verstrichen, als das Gouvernement von der ganzen Sache Nachricht hatte, und den guten Bischof in engere Verwahrung nehmen ließ. Diesem wurde es nicht schwer zu errathen, wem er die Schuld seines Unglücks beyzumessen hätte, er ließ den Hofrath Weissenfeld zu sich bitten, und weil er nicht anders als in Gegenwart eines Offiziers mit ihm sprechen durfte, sagte er weiter nichts als, mein Herr Hofrath, sie haben ihr mir gegebnes Wort schlecht gehalten, ihnen danke ich meinen hiesigen Aufenthalt. Der

Hofrath fieng an zu schwören und zu betheuern, er hätte nichts gesagt, und war im Begrif noch mehrere Unbedachtsamkeiten auszustossen, als ihn Bischof bat, er möchte es mir gut seyn lassen, er wolle ihm keine weitere Vorwürfe machen. Der Hofrath gieng voll Unwillen und Zerstreuung fort, und kaum machte er ihm einmal das gewöhnliche Abschiedskompliment. Sein Gewissen machte ihm in seinem Innersten die heftigsten Vorwürfe, die er gleichwohl nicht hören, sondern so viel möglich vor sich selbst verheelen wollte. Er suchte sich selbst auf alle Art zu überreden, daß er nicht Schuld daran sey, daß Bischof verrathen worden, sondern dieser müsse es selbst ausgebracht haben. Eben daher war die Empfindung, welche er bey seinem Zustande hatte, mehr Haß gegen diesen, daß er ihn zum Urheber seines Unglücks machen wollte, oder vielmehr, daß er die gegründete heimliche Unruhe in ihm erregt hatte, als Mitleid. Er pflegte in andern ähnlichen Fällen eben so gut zu handeln. Wenn er z. E. jemand durch Unbedachtsamkeit Schrecken verursacht hatte, so war er nicht mit sich und seiner Unbedachtsamkeit unzufrieden, sondern schmähte darauf, daß die Leute so schreckhaft wären: sie müßten kein gut Gewissen haben, daß sie so leicht wovor erschräcken. Ein anderesmal hatte er einen seiner Bekannten so geärgert, daß dieser

ſer ein Gallenfieber davon bekommen hatte; wie er denn vor allen Menſchen eine beſondere Geſchicklichkeit beſaß, andre Leute, ſo wie auf andre Art, alſo vorzüglich durch den unvernünftigſten Widerſpruch, und durch Behauptung ſolcher Sätze, die dem geſunden Menſchenverſtand, und der allgemein angenommenen Meynung entgegen waren, durch Verachtung aller Gründe, deren er ſelbſt nie einen vorbrachte, und durch die gehäſſigſten unangenehmſten Materien, die er auf das Tapet brachte, zu ärgern. Hier ließ er nicht den geringſten Unwillen über ſich und ſeine Bosheit blicken, ſondern behauptete, das müßte ein gottloſer, unchriſtlicher Menſch ſeyn, der ſich ſo ärgerte, daß er krank davon würde; dem ſtecke noch der ungebeſſerte alte Adam im Kopfe; von ihm, als einem wahren und rechtſchaffnen Chriſten, würde man nie dergleichen erfahren. Dies alles waren aber im Grunde nur Palliativmittel, womit er die heimlichen Wunden ſeines Gewiſſens zu verdecken ſuchte. Im Grunde empfand er allemal heftige, obwohl dunkle Unruhe darüber, deren Grund er ſelbſt nicht zu wiſſen ſchien, oder nicht wiſſen wollte; er gerieth alsdann in eine ſo unſelige Laune, daß er allen die um ihn waren, dadurch äuſſerſt beſchwerlich und unausſtehlich wurde; weil er eben dann am meiſten dazu aufgelegt war, andre zu ärgern und zu wi-

versprechen, oder auch im Allgemeinen zu toben. In diesem Fall befand er sich jetzt ebenfalls, da er den guten Bischof ins Unglück gestürzt hatte; und da hiezu noch alle vorhererwähnte Umstände kamen, so wird man leicht ermessen können, wie weit es mit seiner üblen Laune damals gekommen seyn müsse, und wie beschwerlich er dem guten Pastor Peemüller, bey welchem er sich, wie gedacht, aus Furcht vor den Oesterreichischen Offiziers eine Zeitlang aufhielt, dadurch gewor den. Hier war es, wo er den Brief seiner Frau aus Wien empfieng, worin diese ihm meldete, daß sie zwar Karin wiedergefunden, und von Rosalinden Nachricht erhalten hätte, aber daß sie auch, woferne sie jenen und sich selbst vom äussersten Unglück und der entehrendsten Schande retten wollte, unumgänglich dreytausend Thaler brauchte, die er ihr unverzüglich überschicken möchte, so lieb ihm ihre Liebe, und seiner Familie Ehre und Glück wäre.

Der Hofrath, dessen Blick anfänglich ein wenig aufgeheitert wurde, als er in der Aufschrift die Hand seiner Frau erkannte, wollte nach Durchlesung des Briefs rasend werden. Er schmiß ihn voll Wuth zu Boden, lief einige mal in der Stube auf und nieder, nahm ihn dann wieder auf, überlas ihn noch einmal flüchtig, warf ihn dann wieder auf den Tisch, zerbrach

die Tabakspfeife, die er zu stark ausklopfte, las den Brief zum dritten mal, machte einen Riß darin, und warf ihn wieder hin. Peemüller, der seinen Ungestüm eine Weile mit angesehn hatte, konnte sich endlich nicht länger enthalten zu fragen: Aber mein Gott! lieber Herr Bruder, was macht sie so unruhig? Ist denn der Inhalt des Briefs, den sie da haben, so ausserordentlich schlimm, daß sie sich so ungebärdig darüber haben?

Weissenfeld. Ja, den möchte ich sehn, dem bey solchem Teufelszeuge nicht alle Geduld vergehn sollte.

Peemüller. Nun, was ist's denn, vielleicht macht ihnen ihre Einbildungskraft nur das Uebel so groß, und gröſſer als es an sich wirklich ist.

Weissenfeld. O! kommen sie mir nur nicht mit ihrer Einbildungskraft: so viel Unglück als auf mich zuströmt, hat noch wohl kein Mensch je empfunden, der auch noch so viel Einbildungskraft hat. Wenn ich nicht ein zu guter Christ wäre, so müßte ich darunter erliegen. Aber ich erfahre es an meinem Beyspiele deutlich genug, daß je rechtschaffener ein Mensch ist, desto mehr Widerwärtigkeiten muß er erfahren. Da sehn sie nur die gottlosen Kerls D* und F** und

Schl ** dagegen an, wie glücklich es denen dagegen geht.

Peemüller. Herr Bruder, Herr Bruder, vergessen sie doch ja die evangelische Sonntagslection auf den eilften Post Trinitatis nicht.

Weissenfeld. Was wollen sie damit sagen?

Peemüller. Es heißt dort: „Er sagte aber zu einigen, die sich selbst vermassen, daß sie fromm wären, und verachteten die andern, folgendes Gleichniß,„ und so weiter; sie werden mich wohl verstehn, denke ich.

Weissenfeld. O ja, ich bin solcher Bitterkeiten und Feindseligkeiten von ihnen schon gewohnt. Aber ich dächte, es wäre christlicher von ihnen, wenn sie mich in meinem Unglück bedauerten.

Peemüller. Weiß ich doch nicht, was ihnen fehlt, wie kann ich sie denn bedauren.

Weissenfeld. Sie wissen doch, daß mir meine ungerathnen, verzognen Kinder beyde weggelaufen sind, die bald meine grauen Haare mit Herzleid in die Grube bringen werden.

Peemüller. Leider! weiß ich das.

Weissenfeld. Und sie wissen, daß mein verdammtes Weib nachgereist ist, sie aufzusuchen; und daß sie sich unterwegs hat bestehlen lassen, und ich ihr deswegen schon einmal tausend Thaler

habe nach Inspruck nachschicken müssen; und daß ich seitdem keinen Brief von ihr gehabt habe, und nicht wußte, ob sie noch lebte, oder todt war. Stellen sie sich einmal vor, da schreibt mir nun die Xantippe von Wien her, daß sie wieder dreytausend Thaler braucht, und daß ich ihr die augenblicklich schicken soll, weferne ich mich und meine Familie von der äussersten Schande retten will. Muß ich nicht ein armer Mann werden? muß ich nicht mit dem Stock zum Thor hinaus gehn? O! ich wollte lieber, daß mir der fatale Junge, der Karl, nie gebohren wäre, ehe ich durch ihn in solches Unglück kommen soll.

Peemüller. Schämen sie sich des Wunsches, Herr Bruder. Gott, der ihn hat lassen gebohren werden, ist nicht Schuld an seinem Verderben. Denn ob er gleich die Erbsünde mit auf die Welt gebracht hat, auch Kindern aus dem Blut der Aeltern manche Neigung anzukleben pflegt, so rühret doch die meiste Unart und Bosheit von der Fahrläßigkeit und den Fehlern der Aeltern her, die diese bey der Erziehung ihrer Kinder begehn.

Weissenfeld. Ich habe keinen Fehler begangen, wenn gefehlt ist, so hat meine Frau allein die ganze Schuld.

Peemüller. Ihre Frau hat freylich durch ihr unvernünftiges Verzärteln die meiste Schuld,

die ihr um so mehr zur Last fällt, da sie soviel über die Erziehung gelesen hat, und Meisterinn darin seyn wollte, da sie doch keine grössere Satire auf ihre Erziehungskunst machen konnte, als wenn sie ihre Kinder producirte. Ich sahe die Anlage zur Erziehung schon gleich anfangs, da ihr Karl nur erst ein halb Jahr alt war, schon mit dem äussersten Misvergnügen. Alles, was er durch Schreyen verlangte, wurde ihm gereicht, und da sein Schreyen, wenn er es nicht den Augenblick erhielt, immer heftiger wurde, so eilte man gemeiniglich so sehr man konnte, ihm sogleich das zu geben, was er haben wollte.

Weissenfeld. Aber warum sollte man eines unschuldigen Kindes unschuldiges Verlangen auch nicht befriedigen?

Peemüller. Ein Verlangen kann an sich unschuldig seyn, sobald aber dessen Befriedigung mit Heftigkeit und Ungeduld vom Kinde verlangt wird, hört es auf unschuldig zu seyn, und ist wirklich böse; oder wird wenigstens in kurzem böse. Von allem, was ein Kind auch nur von einem halben Jahre verlangt, muß man ihm nur die Hälfte oder noch weniger geben, ja ich möchte sagen, man muß sein Verlangen zweymal unbefriedigt lassen, wenn man es einmal erfüllt. Und auch diese Erfüllung muß nur alsdann ge-

stehn, wenn es, nachdem es sein Verlangen zu erkennen gegeben, ruhig und gelassen abwartet, ob es erfüllt wird, oder nicht. Sobald es aber ungeduldig wird und durch anhaltendes Schreyen Heftigkeit zeigt, muß es ihm durchaus versagt werden. Da sind denn aber viele zu weichlich und können das liebe Kind nicht schreyen hören, oder sie wollen auch ihre Ohren nicht davon inkommodiren lassen, und geben denn lieber alles hin, und gewöhnen das Kind, beständig alles zu erlangen was es will, und überall seine Begierden zu befriedigen und nach seinem eignen Willen zu handeln. Und bedenken nicht, welche fürchterliche Ruhe sie sich selbst dadurch bindem, sie bedenken nicht, daß die Begierden mit jedem Tage wachsen und immer unersättlicher werden, und immer schwerer zu bändigen werden. Was das Kind als kleines Kind verlangt, sind freylich noch Kleinigkeiten, und man glaubt durch Mittheilung desselben keine Gefahr zu laufen, aber so wie es da im Kleinen nach seinem Willen, und wider den Willen andrer zu handeln gewohnt wird, so handelt es hernach im Grossen. Hätte also ihre Frau ihren Karl nicht damals, als er noch ganz klein war, in allem seinen Willen gelassen, hätte sie ihn da gewöhnt zu gehorchen und nach Grundsätzen zu handeln, so wäre das ganze Unglück seiner nachmaligen Ausschweifungen nicht

geschehn; er würde endlich auch zuletzt noch der Vernunft, und ihren so wie seines Bruders Vorstellungen gefolgt, und nicht unter das Freybataillon gegangen seyn.

Weissenfeld. Sie haben ganz Recht, Herr Bruder, sie haben ganz Recht. Aber warum predigen sie mir das vor, da ich selbst einsehe, daß mein Weib ihn schlecht erzogen hat? Ich habe von meiner Seite alles gethan, was ein rechtschafner Vater nur thun kann: mein Gewissen spricht mich völlig rein.

Peemüller. Nehmen Sie mir das nicht übel, werther Herr Bruder, sie haben nicht das geringste von dem ihrigen gethan. Es ist wahr, sie haben nicht soviel als ihre Frau, zur Verschlimmerung ihrer Kinder beygetragen, aber übrigens auch durch Thun und Unterlassen nicht wenig dabey gesündigt.

Weissenfeld. Und worin hätte denn diese Sünde bestanden? Darf ich das hören?

Peemüller. Sie haben erstlich durch Unterlassen gesündigt, da sie sich zu wenig oder gar nicht um ihre Kinder und deren Erziehung bekümmert. Dies ist von einem Vater ganz unverantwortlich gehandelt, dem hauptsächlich das Geschäft der Erziehung obliegt. Ich habe nie von ihnen gehört, daß sie zu allen Unarten ihrer Kinder das geringste Wort gesagt hätten.

Wenn etwa einer aus Versehn das Licht ausputzte, oder ein Glas umwarf, oder eine Pfeife zerbrach, oder sonst ein plötzliches Geräusch machte, so tobten und schmähten sie unerhört: dagegen sahen sie die grösten Unarten mit Lachen an, und bewunderten sie noch wohl gar, als Zeichen der Klugheit. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß verschiedenemale, wenn sie grosse Gesellschaft bey sich hatten, ihr Karl in einem Alter von zwey Jahren einen ganz ungeheuren Lärm in der Kinderstube trieb, und durchaus zu der Gesellschaft gelassen seyn wollte, und gegen alle Vorstellungen taub, in einem fort schrie, in die Stube gehn, in die Stube gehn: daß er, statt daß man ihn hätte entfernen sollen, von ihrer Frau allemal herein gelassen wurde, und da nicht allein einen solchen Lärm machte, daß keiner von den Fremden den andern hören und verstehn konnte, sondern, auch bald diesen bald jenen schlug, und dann wieder schrie, Karten haben, Karten haben, und wenn er diese nicht gleich bekam, mit den Füssen stampfte, und hinlief, und sie dem spielenden angesehnen Fremden vom Tische wegriß; daß sie zu allem diesem entweder lachten, oder doch weiter nichts sagten, als ein kaltes: Karl, laß das bleiben, womit es immer sein Bewenden hatte; daß endlich, wenn alles unter und über gieng, statt daß sie da die Ruthe hätten brauchen

sollen, ihre Frau unter tausend Versprechungen, und durch allerley List ihn mit vieler Mühe aus der Stube locken mußte. Ach! mir wird der Kopf schon warm, wenn ich noch an das Unwesen zurück denke.

Weissenfeld. Ich weiß nicht, wie sie so unvernünftig seyn können, mir darüber noch Vorwürfe zu machen, daß ich nicht mehr Schärfe gegen Karln gebraucht. Ists denn mit Schlägen allein ausgemacht? Und kennen sie denn meine Frau nicht? Welchen noch viel ärgern Lärm würde die nicht gemacht haben, wenn ich Karln nur einmal sauer angesehn hätte. Ich glaube, sie hätte mich vor der ganzen Gesellschaft prostituirt.

Peemüller. Sie hätten ihrer Frau nicht so manche Schwächen sehn lassen, und ihr dadurch zu viel Gewalt einräumen sollen. In einer so wichtigen Sache, wie die Erziehung ist, muß sich der Mann durchaus nicht an die Frau kehren; lieber den Zorn der Frau acht Tage lang getragen, als sein Kind auf Zeitlebens unglücklich machen. Nur muß man sich hüten, daß man sich nicht in Gegenwart der Kinder mit ihr überwirft. Aber auch hierin haben sie gefehlt. Oft trugen sie die unausstehlichsten Dinge von ihr, und zankten sich hingegen über die geringsten Kleinigkeiten in Gegenwart der Kinder mit ihr. Glauben sie

nur, dies giebt Kindern nicht allein ein erschreckliches Aergerniß, sondern es läßt sie auch so viele Blössen ihrer Aeltern sehn, (denn wer giebt beym Zank nicht Blössen?) die ihnen doch Muster der Vollkommenheit und unfehlbar scheinen sollten, daß sie ihnen nothwendig lächerlich werden, und alle Achtung bey ihnen verlieren müssen. Und eben hierin ist der Grund zu suchen, warum ihre Kinder, und besonders ihre Tochter, so wenig Achtung gegen sie hatten, daß sie sich die gröbsten Unbescheidenheiten gegen sie erlaubten, und ihre Befehle im Geringsten nicht achteten. Ich habe mit Erstaunen von Rosalinden gehört, daß sie als ein fünfjähriges Kind ihnen aus Spott alles nachsprach was sie zu ihr sagten, ja daß sie einmal die Zunge hinter ihnen her ausstreckte, und was dergleichen abscheuliche Dinge mehr sind, die ich nicht weiter berühren mag. Alles dies, und die nunmehr weiter daraus entsprungnen unglücklichen Folgen würden unterblieben seyn, wenn sie sich der Erziehung mehr angenommen, und besser gewußt hätten, sich bey ihren Kindern in Ansehn zu setzen, als sie gethan haben.

Weissenfeld. Nun, sind sie bald einmal fertig, Herr Bruder? Sie glauben ohne Zweifel, daß sie in ihrer Kirche auf der Kanzel stehn, und die Stunde voll aus predigen müssen. Er-

wägen sie aber, daß ich kein Mitglied ihrer Gemeine bin.

Peerwüller. Spotten sie wie sie wollen: sie sind mein Schwager, und also habe ich ein sehr nahes Recht, ihnen ihre Fehler freundschaftlich vorzuhalten, und ihnen die Quelle ihres Unglücks zu zeigen. Ich muß ihnen also auch sagen, daß meine Sanduhr noch nicht abgelaufen ist, mithin meine Predigt noch länger währen wird. Erinnern sie sich noch wohl, daß sie ihre Kinder beständig in ihrer Gegenwart gelobt und gepriesen haben, und das größtentheils ohne alle Veranlassung? ja, daß sie sie wohl gar mit andern Kindern verglichen, und weit über dieselben erhoben, und ihnen dadurch einen Dünkel beygebracht haben, der alle Besserung ausschloß? Ich höre noch das ewige, du engliſches, du vortrefliches Kind; du bist gut, du bist unverbesserlich, ich bin deiner nicht werth. Ein so einfältiger Ausdruck, nehmen sie es mir nicht übel, lieber Herr Bruder, daß ich nicht weiß, wie ich ihn mit ihrem sonstigen Verstande zusammenreimen soll: Dies Lob hat besonders zum Verderben der ohnehin schon so eigenliebigen Rosalinde viel beygetragen: welches sie aber völlig dadurch befördert haben, daß sie ihr so vielerley Romanen, und andre Bücher, worin mehr Einbildungskraft schwärmt,

als Vernunft leuchtet, und worin mehr Ideal als Natur ist, haben lesen lassen.

Weissenfeld. So schwatzen sie doch nicht so in den Tag hinein. Hab' ich denn das gethan? War es nicht meine Frau, die an diesem Lesen einen Gefallen hatte, und sie dazu anreizte?

Peemüller. Das ist ein elender Behelf; sie und ihrer Frau, das ist hier alles einerley. Wenn ihre Frau also so thöricht war, die Einbildungskraft ihrer Tochter zu ihrem Unglück mit so seltsamen Bildern anzufüllen, so hätten sie klüger seyn, und dies hindern sollen. Aber so hatten sie vielmehr selbst ihren grossen Gefallen daran, und lobten die Klugheit ihrer Tochter und priesen ihre Belesenheit, und Gelehrsamkeit, und verglichen sie mit manchen Mannspersonen, über welche sie sie weit wegsetzten. Uberdem habe ich noch zwey andre Fehler zu rügen, die sie sowohl als ihre Frau in Ansehung beyder Kinder häufig begiengen, die aber beyde, besonders für ihre Tochter, die schlimmsten Folgen haben mußten. Der eine bestand darin, daß sie, wenn die Kinder in ihrer zartsten Kindheit etwas nicht geniessen oder nicht haben wollten, sie damit bedrohten, diese oder jene Magd, oder welches noch abscheulicher war, Julius sollte es haben; um sie dadurch anzureizen, daß sie es nur hinnehmen möchten, damit diese es nicht bekämen; wodurch

sie offenbar den Neid in ihnen gepflanzt haben. Sie hätten doch wenigstens bey Rosalinden bedenken sollen, wie sehr ihr Geschlecht ohnehin dazu geneigt ist. Der andre Fehler war dieser, daß nicht allein sie und ihre Frau, oft in der Kinder Gegenwart andre Leute aus der Stadt durchzogen, sich über sie lustig machten, und ihren blossen, mehrentheils ungegründeten Argwohn, als wirkliche Thatsachen vor ihnen erzählten, sondern auch die Kinder selbst zur Medisance, (ich will nur das französische Wort brauchen, weil das deutsche Verleumdung doch zu grob klingt) anreizten, sie auf die Spur brachten, an andern Fehler aufzusuchen, die Leute selbst lächerlich und sich über sie lustig zu machen. Wobey denn gemeiniglich von beyder Aeltern Seite, ein: das ist doch ein kluges Mädchen, die hat rechte helle scharfe Augen, erfolgte; oder wenn es wenig war, so hieß es doch; das verzweifelte Ding; das lose schalkhafte Kind; du bist erstaunend lose, und so weiter. Dies war sehr garstig: Aeltern müssen überhaupt alle Fehler sorgfältig in Gegenwart der Kinder vermeiden, am meisten aber diesen, eben weil er so häufig und so allgemein ist, und so leicht nachgeahmt wird. Ein andres ähnliches böses Beyspiel hat ihre Frau ihren Kindern durch Zorn, Schelten und den Gebrauch unanständiger Scheltworte gegen die Bediente sowohl als

gegen abwesende Leute gegeben; und sie ihrer seits durch Fluchen und Schwören. Wenn dies letztere auch nicht Sünde, wenn es auch nicht ausdrücklich von Gott verboten wäre, so würde es doch allemal unanständig seyn, und den, der Scheltworte Schimpf Schwur und Fluchwörter gebraucht, in den Augen derer, mit welchen er zu thun hat, erniedrigen, und um einen Theil seines Ansehns bringen. Daher Aeltern, Lehrer, und andre, die bey andern Menschen Ansehn nöthig haben, um nützlich zu werden, sich alles dessen sorgfältig enthalten müssen.

Wilfenfeld. Herr Bruder, wenn sie nicht bald aufhören, so sage ich ihnen, ich halt es nicht länger aus. Ich begreife gar nicht, wozu sie da die Strafpredigt halten wollen; denken sie etwa mein Gewissen wider mich aufzuhetzen? Und gesetzt auch, ich hätte in diesem oder jenem der berührten Stücke auf eine oder die andre Art gefehlt, welches ich doch nicht zugestehe, was hätten denn diese Fehler für Einfluß auf die unglückliche Entweichung meiner Kinder gehabt, worüber ich seufze?

Peemüller. Ich wollte ihnen nur überhaupt an einigen Beyspielen zeigen, daß sie sehr irrten, wenn sie sich überreden wollten, gar keine Fehler bey der Erziehung begangen zu haben, und an den Ausschweifungen ihrer Kinder nicht Schuld

zu seyn. Die angeführten Fehler haben freylich nicht alle unmittelbar auf den jetzigen Zustand ihrer Kinder Einfluß gehabt, aber einige derselben doch gewiß, und die andern mittelbar. Ueberhaupt, wenn ich hier ihre ganze Erziehungsart, nur so weit sie mir bekannt ist, durchgehn, und alle Fehler die ich gesehn habe, auf einen Haufen beysammen stellen wollte, so würden sie darin deutlich genug die Grundlage zu dem jetzigen Schikſal ihrer Kinder sehn müssen. Nur eins will ich noch anführen, das wenigstens auf Karls jetzigen Zustand ganz gewiß Einfluß gehabt hat. Sie haben ihm oft erlaubt mit ihrem Lakeyen Karte zu spielen, und sich oft in dessen Gesellschaft aufzuhalten. Nichts ist fähiger Kinder zu verführen, sie mit schlechten Dingen, die ihnen verborgen bleiben sollten, und besonders mit Liederlichkeiten bekannt zu machen, als der Umgang mit dem Gesinde. Sie hören da nicht allein viel anstößiges und unzüchtiges, sondern was noch viel ärger ist, sie sehn auch viel schändliches, was dieser Art Leuten gewöhnlich ist, und auf Kinder einen viel tiefern Eindruck macht, ihrer Einbildungskraft weit mehr zu schaffen giebt, und die Begierden in einem viel stärkern Grade erregt, als alles was sie hören. Aus diesem Grunde sind besonders Kinder der Oekonomen zu bedauern, bey denen es kaum vermieden werden kann, daß sie

nicht von Knechten und Mägden manches sehn und hören, was keines Kindes Auge oder Ohr, je sehn oder hören sollte. Bey ihrem Karl kam dazu noch der Umgang mit Bombardiers, jungen Offiziers, und allerley Leuten vom Militair, welcher gewiß zu seiner gegenwärtigen Lage nicht wenig beygetragen hat. Aber ich sehe, daß sie ausser Fassung zu kommen scheinen, ich will also aufhören, und ihnen nicht länger mit meinen Reden beschwerlich fallen.

Weissenfeld. Daran thun sie sehr wohl, Herr Bruder, ich bin deren auch schon lange überdrüßig gewesen, und konnte es zuletzt nicht mehr ausstehn. Wenn sie aber alles Harte, was sie mir gesagt haben, wieder gut machen wollen, so geben sie mir einen guten Rath, was fange ich mit meinem gottlosen Weibe an. Da fordert sie nun schon wieder dreytausend Thaler, wo soll ich die hernehmen, was soll ich machen, soll ich sie ihr schicken oder nicht?

Preemüller. Hat sie denn nicht geschrieben, wozu sie das Geld brauchen will?

Weissenfeld. Nein, nicht ein Wort. Sie schreibt bloß, wenn ich sie und mein ganzes Haus nicht in das größte Unglück, Schimpf und Schande bringen wollte, so müßte ich ihr ungesäumt das Geld schicken.

Peermüller. Nun denn rathe ich ihnen doch, lieber Herr Bruder, daß sie vorher erst hinschreiben, und sich erkundigen, wozu sie das Geld brauchen will. Es ist doch nicht gleich viel, dreytausend Thaler so ohne alle Umstände wegzuwerfen; der arme Julius verliert daran unschuldiger Weise auch tausend Thaler von seiner künftigen Erbschaft.

Weissenfeld. Freylich ist das wahr, der arme Scheim hat so schon genug eingebüßt: aber ich will ihm dafür auch ein Ansehnliches zum Vorraus vermachen. Wenn ich aber jetzt meiner Frau das Geld nicht gleich schicke, und sie dadurch vielleicht in Noth geräth, so wird sie mir den hellen Tag finster machen, und ich werde meines Unglücks kein Ende wissen, wenn sie wieder zu Hause kommt. Ich denke doch, daß sie an dem Gelde so viel einbüßt, als ich, und daß sie nicht so thöricht seyn wird, das Geld ohne Noth wegzuwerfen, zumal da Verschwendung sonst eben ihr Fehler nicht ist. Was meynen sie, ob ich ihr nur das Geld in Wechseln gleich überschicke?

Peermüller. Ich kann ihnen darin nicht rathen; wie es scheint, so sind sie sehr geneigt dazu: machen sie also was sie wollen.

Weissenfeld. Nun ich wills nur thun, es ist doch einmal meine Frau, wenn sie mir gleich

das Leben ſauer genug gemacht hat. Wer weiß aus welcher Noth ich ſie dadurch rette.

Man muß nur nicht glauben, daß dieſe Bereitwilligkeit des Hofraths, das Verlangen ſeiner Frau zu erfüllen, auch ſeinen Unwillen und Verdruß über den Verluſt des Geldes aufgehoben habe. Dieſer blieb nach wie vor. Indeſſen reiſte er noch an demſelben Abend nach Magdeburg, und kaufte ſich Wechſel auf dreytauſend Thaler, die er ſogleich unter der gegebnen Addreſſe mit folgendem Briefe nach Wien ſchickte.

Meine Beſte!

Magdeburg, den 6. Sept. 1759.

Mit Schmerzen und dem ſehnſuchtsvolleſten Verlangen hatte ich von einem Poſttag zum andern auf einen Brief von deiner lieben Hand gehoft, aber vergebens. Ich nehme die Worte aus meinem Herzen, wenn ich ſage, daß die Angſt meiner Seelen groß war, weil ich immer glaubte, daß dein Schickſal ſich mir in dem unangenehmſten Lichte darſtellen würde, und ich habe dieſes allen meinen Freunden durch ungezwungene Zeichen zu erkennen gegeben. Auf einmal empfange ich deinen Brief, der mir aufs neue brennende Wunden ſchlägt. Sage mir, wo will das mit uns hinaus? wo bleibt unſer ſchönes Vermögen?

wir werden in Kurzem an den Bettelstab gerathen. Ach Gott, welches Elend überströmt mich, wenn mich nicht das Bewuſtſeyn meiner Rechtſchaffenheit, mein gutes unbeflecktes Gewiſſen tröſtete und aufrecht erhielte, ſo müßte ich in meinem Elend verſinken, und vor Kummer vergehen. Männer von den gröſten Einſichten haben mir gerathen, das Geld nicht eher abzuſenden, als bis ich wüßte, wozu du es brauchen wollteſt; aber um dir ein untrügliches Zeichen meiner überſchwenglichen Liebe und meines uneingeſchränkten Vertrauens, das ich auf deine Klugheit ſetze, zu geben, überſende ich dir hier das Geld in Wechſeln promt. Tauſend andre würden es ſchwerlich gethan haben, mancher würde gewiß ſeine Frau lieber haben verhungern laſſen, ehe er einen ſo beträchtlichen Theil ſeines Vermögens aufgeopfert hätte: aber du kennſt mich nun ſchon ſo lange, meine Beſte, und weiſt, daß ich zu rechtſchaffen denke, um wie die ſchlechten Leute zu handeln. Du wirſt es mir aber doch nicht übel nehmen, daß ich dich bitte, ja einen recht guten Gebrauch von dem Gelde zu machen, und ſo viel möglich davon zu ſparen. Es hat mir indeſſen die lebhafteſte Freude gemacht, daß du unſern lieben vortreflichen Sohn wieder gefunden haſt, ſage ihm, daß ich vor Verlangen brenne, ihn voll Entzücken in meine väterlichen Arme zu ſchlieſſen,

und ihm von neuem den Aufenthalt bey uns so angenehm zu machen, daß er nicht wieder in die gefährliche Versuchung gerathen soll, einen solchen Schritt zu thun, als er gethan hat. Grüße ihn indessen vielmal von mir, und erfreue mich bald mit deinem und seinem entzückenden Anblick, der mir allen meinen bisherigen vielfältigen Gram und Kummer reichlich versüssen wird. Ich bin, so lange noch ein Hauch des Lebens meine Adern und Gebeine erwärmt, unveränderlich mit der zärtlichsten heissesten Liebe

ganz der Deinige

Elias Weissenfeld.

Die Hofräthinn erhielt diesen Brief mit den Wechseln noch zur rechten Zeit, und ehe die ihr gesetzte Frist abgelaufen war. Sie bezahlte unverzüglich die ihr zuerkannte Strafe von zweytausend Thalern, worauf sie ihres Arrests entlassen wurde, und ihre Sachen wieder erhielt, doch wurde ihr zugleich angedeutet, sobald als möglich die Residenz zu verlassen. Dies war ohnehin ihr Vorsatz, zumal da sie es nicht wagen durfte in irgend eine Gesellschaft zu kommen. Denn mit den Bürgerlichen umzugehn war sie theils zu stolz, theils fürchtete sie nirgends Zutritt zu finden, seitdem sie sich im Umgang mit den Adlichen lächerlich gemacht, und sogar das bekannte Schicksal zugezogen hatte. Die Adlichen, welche

sie vorher zum Besten gehabt hatten, schämten sich jetzt nicht nur mit ihr umgegangen zu seyn, sondern sogar sie zum Besten gehabt zu haben, und bewiesen die allerschnödeste Verachtung gegen sie, die man gegen die niedrigste und schlechteste Person nur beweisen kann. Um sich also nicht künftig wieder einer ähnlichen Gefahr auszusetzen, als worin sie hier gewesen war, und mit mehrerm Recht die Adliche spielen zu können, faßte sie den Entschluß den Aufenthalt in Wien zu nützen, und ihrem Mann einen Adelsbrief zu kaufen. Sie wandte hundert Thaler zu einem Geschenk an, für einen Mann, der ihr zu ihrer Absicht sehr behülflich seyn konnte, und erhielt durch dessen Unterstützung die Erfüllung ihres Verlangens für vierhundert Thaler. Nun mußte sie noch hundert Thaler anwenden um ihren Karl vom Dienst loszukaufen, verschiedene kleine Geschenke, die sie auch zur Erreichung dieser Absicht austheilen mußte, nicht mitgerechnet. Und nun reiste sie, ohne an die erlittnen Widerwärtigkeiten zu denken, ganz vergnügt und erfreut, sowohl über den neuen Stand, als über ihren wiedergefundnen Sohn, in seiner Gesellschaft von Wien ab. Um dem Kriegsschauplatz soweit als möglich aus dem Wege zu reisen, beschloß sie, nicht den nächsten Weg durch Böhmen zu nehmen,

sondern über Regenspurg, Würzburg, Gotha und Quedlinburg zurück zu kehren. Ehe sie noch ihr Wirthshaus in Wien verließ, übte sie sich von Weissenfeld zu schreiben, und lies da über funfzig Zettelchen auf dem Tische liegen, worauf weiter nichts stand, als der Name, von Weissenfeld. Damit sie aber doch eine ordentliche Gelegenheit hätte, wo sie dies anwenden könnte, so schrieb sie von Linz aus, an ihren Mann, an den sie ausser diesem Fall kaum würde gedacht haben, einen Brief, worin sie ihm seine Erhebung in den Adel folgendermaßen kund machte.

Linz, den 22sten September 1739.

Hochwohlgeborner Herr Gemahl!

Ewr Hochwohlgeb. haben sich mir ausserordentlich gefällig, durch die prompte Uebersendung der verlangten Summe erwiesen, weswegen ich Hochdenenselben meine Zufriedenheit mit Dero Verhalten nicht bergen kann. Einen Theil des Ueberschusses vom übersandten Gelde, habe ich zu dem edelsten Zweck angewandt, der auch Ihnen, theuerster Herr Gemahl, ohne Zweifel grosse Freude verursachen wird. Ich habe nemlich, um kurz zu seyn, durch Hülfe meiner vielen und ansehnlichen Freunde, die ich mir in der kurzen Zeit meines Aufenthalts zu Wien gemacht habe, es dahin gebracht, daß Ewr Hochwohlgeboren in den Adel-

stand sind erhoben worden, und alle damit verknüpfte Vorrechte und Freyheiten, nebst einem schönen Wapen, nemlich eine rothe Feder im weissen Felde erhalten haben. Hievon habe ich Dieselben benachrichtigen, und zugleich melden wollen, daß ich in wenig Tagen ebenfalls nebst unserm Sohn das Vergnügen haben werde bey Ihnen zu seyn.

Karolina von Weissenfeld.

Weil Karl einige Lust bezeigte, verschiedene Oerter, die sie auf ihrer Reise berührten, näher kennen zu lernen, so hielt sich die Hofräthinn, so sehr sie auch sonst nach Hause eilte, ihm zu gefallen an manchen Orten zween und mehrere Tage auf. Dies geschah in Passau, Straubing und Regenspurg. Doch fand Karl an keinem dieser Oerter seine Erwartung befriedigt: am wenigsten in dem finstern melancholischen Regenspurg. Er traf hier vor dem Wirthshause, wo sie abstiegen, einen Reisenden, der sehr niedergeschlagen aussah. Karl im grünen Kleide mit Gold, und einer weissen Feder auf dem Hute wollte trotz seiner Mutter den Vornehmen, oder vielmehr den Protector spielen, und erkundigte sich mit einer bedeutenden Miene, was ihm fehlte, und ob er ihm worin helfen könnte. Herr, meinen Verlust können sie mir nicht ersetzen, erwiederte jener. Ich bin aus P. * wo ich einen grossen Theil meines

Vermögens auf eine auserlesene Bibliothek verwandt hatte, welche meine liebste, meine einzige Beschäftigung war. Da führt mir der Henker auf einmal eine Rotte ins Haus, Pfaffen, Bücher-censoren, Inquisitionsbediente, oder wie sie sich nennen mochten, die raubten und plünderten da ärger wie die Panduren, und nahmen mir ohne alle Umstände meine besten Bücher weg, unter dem Vorwand, daß anstössige Dinge darin wären; so gar den Grandison liessen sie mir nicht einmal. Da half kein Bitten, kein Flehen; alles war umsonst. Dafür machtens doch die Kosaken im vorigen Jahr in der Neumark noch christlicher, die raubten da auch manchen Predigern ihre Bücher, aber sie verauctionirten sie doch in Polnischen Städten so, daß die Prediger sie selbst für eine Kleinigkeit wieder kaufen konnten. Aber diese Art Leute, die Apostel der Unwissenheit machens wahrhaftig viel ärger, und ihre Absicht ist viel schlimmer. Sie wollen alles Licht, ja gar alle Dämmerung von Licht auslöschen, und machen dadurch ihre Sache sehr stinkend. Was muß das für eine erbärmliche Wahrheit seyn, die diese Leute haben, die nur bloß durch Dummheit erhalten werden kann, die keine Untersuchung, keinen Widerspruch vertragen kann. Das ist doch wahrhaftig der ärgste Despotismus, der nur in der Welt ausgeübt werden kann; und ich möchte den kaum

einen ärgern Tyrannen nennen, der mir das liebe Brod zur Kontrebande macht, als den der mir die Nahrung meines Geistes raubt; den nicht grausamer, der meinen Körper lähmt, oder ihn in Fesseln schlägt, als den der meinen Verstand einschränken, mich die Kräfte desselben nicht so gut als ich kann, brauchen lassen, kurz der mich dumm machen will. Sie haben ganz Recht, versetzte Karl, das ist abscheulich, ich bedaure sie von Herzen, und noch mehr bedaure ich, daß ich ihnen also nicht helfen kann. Seine Mutter kam dazu und rief ihn ab, und machte ihm Vorwürfe, daß er sich mit allerley Pöbel in ein Gespräch einliesse. Er würde besser thun, wenn er sich mit den hohen Herren Gesandten bekannt machte, das wäre noch eine Bekanntschaft die ihm Ehre brächte, und zu seinem künftigen Glück dienlich seyn könnte. Karl bezeigte aber nicht die geringste Lust dazu, der Zwang, sagte er, dem er sich bey dergleichen Besuchen unterwerfen müßte, sey ihm unausstehlich; und überdem zweifelte er, ob solche Herren einen so jungen Menschen vor sich lassen würden, und abweisen liesse er sich nicht gerne. Er begnügte sich also damit die Donaubrücke und einige andre Merkwürdigkeiten des Orts in Augenschein zu nehmen, worauf sie die Reise weiter über Altorf, Nürnberg, Würzburg,

Schweinfurt, Schmalkalden, Gotha, Nordhausen und Ballenstädt fortsetzten.

Am letztern Orte ruheten sie einige Tage aus, und die Hofräthinn wünschte sich und ihren Sohn dem dortigen Hofe zu präsentiren, die Gelegenheit war ihr aber zu ihrer Absicht nicht sehr günstig, weil der Hof alle Tage auf die Jagd gieng. Indessen wünschte Karl die herrliche Gegend am Harz, an dessen Fusse sie sich befanden, kennen zu lernen, und der Gastwirth empfahl ihm in dieser Absicht besonders das über Gernrode auf dem Stufenberge eine Stunde von Ballenstädt gelegne Herrenhaus zu besuchen. Es war ein heiterer schöner Morgen, an dem sie die kleine Reise antraten, und dies war der erste Morgen, an welchem Karl so früh aufgestanden war, daß er die Sonne aufgehn sah. Er sowohl als seine Mutter, die sonst die Schönheiten der Natur, nicht sehr zu schätzen wußte, ausser wenn sie es zuweilen affectirte, um in einer Gesellschaft, wo etwa ein Halbbelesner war, eine oder die andre Schilderung anzubringen, die sie noch aus irgend einem Roman behalten hatte, wurden dennoch über den Anblick der reizenden Gegend, die sie von dem Stufenberge und besonders von der Gallerie des Herrnhauses überschauen konnte, sehr entzückt. Hinter sich das herrliche Amphitheater des Harzgebirges, und beynahe über sich einen Wolken-

träger, der noch einmal so hoch ist, als der Steinberg selbst. Zur Rechten die schöne Gegend über Ballenstädt hinaus, und zur Linken Dorf bey Dorf, alle im Schatten des Harzes, wenn die Abendsonne scheint; auf einem erhabnen Berge an dieser Seite das Schloß zu Blankenburg, das aus der Ferne eine schöne Wirkung auf das Auge macht; und in einer beträchtlichen Entfernung hinter denselben den Großvater des ganzen Gebirges, den Wetterpropheten der ganzen Gegend, den alten Brocken mit weissem Haupt. Etwas weiter war die Teufelsmauer, ein Werk der Natur, worin sie den Menschenkindern das Modell zu Mauer und Thören gegeben zu haben scheint; man sollte glauben Ueberbleibsel einer alten kaledonischen oder tatarischen Mauer zu sehn, ehemals von den Welteroberern gegen die Vertheidiger der Freyheit aufgeführt, wovon die zerstörende Zeit noch einzelne ehrwürdige Bruchstücke stehn lassen. An derselben herunter, unter Blankenburg der Regenstein, jetzt keine Feste mehr, seitdem der wider seinen eignen Vortheil Friedrichen bekriegende Gallier einen Waffenplatz daran zu finden hofte, um von da aus das Land des Fürsten heimzusuchen, der sein Retter seyn muß, wenn einmal der Rächer der Reunionskammer erwacht, und von dem erschöpften ohnmächtigen Reiche das zurückfordert, was es ehemals mit

Aufwand der Einkünfte seiner Urenkelschaft gewaltthätig an sich brachte. Tief unter den Füssen Gernrode; ein Springer Ludwig würde ohne Mühe von oben herein springen. Eine Stunde weiter hin Quedlinburg, in seiner ganzen Ausdehnung sichtbar, der Anblick seines Schlosses täuscht hier das Auge; man sollte glauben, es sey eins der schönsten der Gegend. Zu beyden Seiten der Stadt erscheint das ganze Thal mit seinen Auen längs der Bode. Etwas abwärts im Hintergrunde zeigen sich die Spitzen von Halberstadt, zur Rechten vorwärts der Hakelwald, hinter welchem das schärfere Auge die Spitzen der Domthürme von Magdeburg erblickt, die Karln die lebhafteste Freude machten. Rund herum alle Berge mit Warten bepflanzt; lebendige Denkmäler des Faustrechts, und der räuberischen Gewaltthätigkeit des alten mächtigen Adels. Dies waren die auffallendsten Verzierungen dieser schönen Gegend, die Karls gemeines Auge, und jedes andre erblickt; tausend andre Schönheiten sieht nur das forschendere.

Die Hofräthinn trank mit ihrem Sohn auf der Gallerie Chokolate und bestellte das Mittagessen. Sie hätte sehr gewünscht, daß grosse Gesellschaft, aber wohl zu verstehn, von Adel da gewesen wäre, um in dem schönen Saal des Herrnhauses tanzen zu können. Der Wirth

hatte sie auf diesen Wunsch gebracht, der ihr sagte, daß hieher oft grosse Gesellschaften kämen und Bälle anstellten. Er sagte ihr auch, daß noch an diesem Tage einige Gesellschaften aus Blankenburg und Halberstadt kommen würden, welche sie mit Verlangen erwartete. En Wagen voll nach dem andern kam gegen Mittag; die Hofräthinn beobachtete sie beym Aussteigen scharf, sie schienen ihr aber alle nicht vornehm genug, und sie beschloß daher mit ihrem Sohn allein zu speisen, und zwar in dem Fürstenzimmer, welches sie sich von dem Wirth ausdrücklich ausbat. Nach Tische entschloß sie sich doch in den übrigen drey Zimmern, die an den Ecken des grossen Saals angebracht sind, herumzugehn, um sich mit den darin befindlichen Gesellschaften bekannt zu machen. Hier fand sie in dem einen Zimmer einen Jagdrath, einen Goldschmid und einen Kantor, welche ein sogenanntes deutsches Solo mit einander spielten, und ganz erschrecklich dazu fluchten. Der erstere brauchte niemals das Pronomen, wenn er von sich redete, sondern sprach beständig in der dritten Person, mit Nennung seines Charakters von sich. Der Kantor hatte eine kurze Tabakspfeife im Munde, woraus er sehr übelriechenden Brieftobak dampfte. Der Goldschmid hatte eine Bouteille Spanischen Wein neben sich stehn, womit er sehr groß that, und

diesem oder jenem ein Glas daraus anbot, selbst der gnädigen Frau Hofräthinn und ihrem Sohn, die sich aber sehr schnöde bedankte, und sich umdrehte. In einem andern Zimmer neben an, saß ein alter griesgramiger steinreicher Ex-Amtmann, der seine Renten jährlich nicht verzehren konnte, mit einem jungen Advokaten, dem Chikane und Bosheit aus den Augen leuchteten. Jener schmälte auf die ganze Welt, und besonders auf die jetzigen jungen Leute. Zu seiner Zeit, da er noch auf der Schule gewesen, da wäre es noch ganz anders gewesen, da wären noch die Schüler fein sittsam mit rund abgeschnittnen Haaren, und krummen Kämmen gegangen, jetzt aber sey der Muthwille kaum auszustehn, da giengen sie mit grossen Haarzöpfen und Haarbeutel, und giengen gepudert, und hätten sich einander unter dem Arm gefaßt, welches ein nicht zu duldender Frevel sey. Karin vergieng die Geduld dabey, sein ungegründetes Brummen länger anzuhören. Er fragte ihn, was denn das für ein Verbrechen sey, wenn ein junger Mensch sich nach der Mode richtete, und sich derselben gemäß kleidete? und was für Sünde das sey, daß einer den andern unter dem Arm gefaßt hätte. Er wurde aber dafür erschrecklich von ihm angeschnarcht; ein solcher Nasewasser sollte seine Schnauze halten; er hätte nicht nöthig darein

zu reden, wenn alte Leute mit einander sprächen. Er würde auch wohl ein solcher Lümmel seyn, als die jungen Leute seines Orts, das wären grobe impertinente Flegel, die sich soviel zu seyn dünkten, daß sie nicht einmal honette Leute grüßten. Die Hofräthinn wurde über die Grobheit des Alten entsetzlich aufgebracht, setzte die Hände in die Seite, trat vor ihm und fragte, was er sich unterstände gegen einen Kavalier so grob zu seyn? sie würde es weiter suchen. Es entstand das heftigste Gezänke, dessen Detail ohne Zweifel für den Leser so langweilig zu lesen, als für den Verfasser zu beschreiben seyn würde; wobey die Hofräthinn in der Geläufigkeit der Zunge, der Alte hingegen in der Grobheit eine gewisse Ueberlegenheit behauptete. Ein andrer, der eine Art von Magistratsperson seyn sollte, hatte bisher am Fenster gestanden und die Flöte geblasen, und nur dann und wann von der Seite nach der Hofräthinn mit einem heimtückischen Blick hingeschielt. Als aber der Streit zu lebhaft wurde, legte er seine Flöte nieder, trat neben der Hofräthinn, und gab sich erstaunliche Mühe witzig zu seyn, um die Hofräthinn aufzuziehn: und obgleich die mehrsten seiner Einfälle verunglückten, und sehr gedreht und gezwungen herauskamen, so war er doch der erste der sie belachte, und die übrige Gesellschaft lachte ihm zu Gefallen dann mit. Und wenn es

ihm an Einfällen fehlte, so zuckte er auf eine nicht ganz gemeine Art die Achseln, drehte den Kopf, und schnitt allerley wunderlich witzige Gesichter, worüber sich ein Theil der übrigen Gesellschaft, die dieses Mannes Einfälle wie Orakel aufzufangen schien, halb todt lachen wollte. Da die Hofräthinn sich durch diesen Witzling, durch den vorgedachten Grobian, und durch den Advokaten, der mit vieler Impertinenz dazwischen redete, zu sehr in die Mitte genommen sah, und nach und nach sich alles um sie herum versammelte, bis auf die Solospieler nach, welche in dem nächsten Zimmer ungestört fortspielten, ungeachtet die Thür offen stand, zog sie sich allmälig zurück, und gieng aus dem Zimmer auf die Gallerie. Hier fand sie einen alten Hauptmann, der sich aufgelehnt hatte, eine Pfeife Tobak rauchte, und das Gesicht unverwandt nach Blankenburg richtete. Sie faßte Vertrauen zu ihm, klagte ihm, wie übel und ungesittet man mit ihr umgegangen wäre, und erkundigte sich, wer die seltsamen Leute wären, mit welchen sie zu thun gehabt hätte? Er antwortete ihr, sie würde sich die Begegnung, welche sie da erfahren hätte, nicht befremden lassen, wenn sie die Leute kennte. Der grobe Alte wäre der unseligste Mensch, den man sich denken könnte, mit Gott, mit andern Menschen und mit sich selbst unzufrieden, murrte und

schmähte er den ganzen Tag auf alles, und es sey nichts in der Welt, das ihm behagen könnte. Der Witzling und der Advokat wären die beyden ärgsten Schurken ihres Orts, die sich beyde durch erschlichne Erbschaften bereichert hätten, die beyde nichts als Tücke und Hinterlist im Herzen hätten, und es mit keinem Menschen gut meynten. Besonders suchte der letztere mit allen Leuten Händel, machte nichts als Chikane, und suchte in seinen Schriften nicht seinen Gegner zu überwinden, sondern ihn todt zu ärgern; und was dergleichen mehr war. Die Hofräthinn ärgerte sich ausserordentlich, daß sie in eine solche Gesellschaft gerathen war, und machte sogar ihrem Karl Vorwürfe darüber, daß er sie zu dieser Reise aufgemuntert hätte. Sie schüttete gegen den Hauptmann ihren Unwillen über die Gesellschaft auf das lebhafteste und in harten Ausdrücken aus und ließ sogleich anspannen, und fuhr wieder nach Ballenstädt, von welchem Orte sie des folgenden Tages früh die Reise nach Magdeburg antrat, wo sie gegen Abend mit ihrem Sohn glücklich und gesund eintraf.

Der Hofrath, der sie in diesen Tagen erwartete, war deswegen wieder heimlich nach Magdeburg gekommen, wo er sich aber ganz eingeschlossen hielt, und durchaus nicht auf der Strasse sehn ließ. Er hatte wenig Tage vorher einen

neuen Verdruß gehabt, ob gleich derselbe von keiner Erheblichkeit war. Indem er sich bey seinem Schwager befand, ließ sich ein Fremder anmelden; man fragte wer er wäre, erhielt aber weiter nichts zur Antwort, als, Feldprediger, und ließ ihn also herein kommen. Ein starker vierschrötiger Mann trat herein, mit einem ziemlich rothen, glühenden Gesicht, und machte sein Kompliment ganz kurz mit bon jour. Der Hofrath sah ihn, ohne etwas zu sagen, argwöhnisch und horchend an, und Pastor Peemüller nöthigte ihn sich zu setzen, und fragte ihn, was sein Begehren sey. Es ist mir sehr lieb, erwiederte er, hier auch den Herrn Hofrath Weissenfeld zu treffen, ich kann nun bey beyden auf einmal ausrichten, was ich sonst bey jedem besonders thun wollte. Ich weiß nicht, ob die Herren mich noch kennen werden; mein Name ist Bluth, ich bin eben der, den die Herren einmal sehr impertinent begegnet haben; und eben deswegen komme ich jetzt her, um ihnen zu notificiren, daß ich Feldprediger beym Grenadierbataillon von B** geworden bin, und daß der Chef desselben also eine bessere Opinion von mir haben muß, als die Herren damals hatten. Nehmen sie uns das nicht übel, versetzte der Hofrath, wir hatten keine üble Opinion von ihnen, nur ich fand sie nicht so, wie ich wünschte, daß mein Hofmeister seyn möchte. — — Und

ich finde sie jezt noch so, fuhr Bluth fort, wie ich sie damals fand, nemlich mit Respect zu reden, als einen Narren: weiter habe ich ihnen nichts zu sagen, leben sie wohl. Peemüller und Weissenfeld ärgerten sich über den unvernünftigen, aller ihrer Vermuthung nach besoffenen Menschen gleich stark, nur bey beyden that der Verdruß ganz verschiedene Wirkungen. Peemüller wurde blaß wie eine Leiche, und konnte kein Wort herausbringen, da hingegen der Hofrath erschrecklich zu toben anfieng, und mit metallener, schmetternder Stimme hinter ihm her schmähte. Indessen pflegte er dergleichen unangenehme Vorfälle, wenn sie auch von keiner Bedeutung waren, so bald nicht zu vergessen, sondern in den ersten 14 Tagen trug er sich beständig damit in Gedanken, fieng alle Augenblicke an davon zu sprechen, sprach auch wohl für sich selbst davon, und war deswegen äusserst verdrießlich und murrisch. So wie nun dieser kleine Vorfall seine vorige üble Laune vermehrt hatte, so geschahe dies noch mehr, durch den von Linz aus geschriebnen Brief seiner Frau, und vorzüglich bey ihrer Ankunft, durch ihre mündliche Erzählung, von seiner Erhebung in den Adelstand. So angenehm und schmeichelhaft dies zwar von der einen Seite seiner Eigenliebe war, so unangenehm war es ihm doch auf der andern Seite, daß es kaiserlicher Adel war, weil

er alles, was vom Kaiser und von Wien herkam, bis auf den Tod haßte, zumal seit der letzten Verdrießlichkeit, die er mit den Oesterreichischen Offiziers gehabt hatte. Es war ihm sogar, wie er sich selbst ausdrückte, äusserst unangenehm, daß er den Kaiser um einige hundert Thaler, die der Adelsbrief kostete, reicher gemacht hatte. Indessen wenn er hierüber verdrießlich und unwillig war, so war es seine Frau über ihn nicht weniger, und nöthigte ihn endlich von seiner übeln Laune abzulassen, oder doch dieselbe wenigstens zu verbergen.

Karl befand sich den Winter über im Hause seiner Aeltern ziemlich wohl, und erholte sich von dem in seinem Soldatenstande ausgestandenen Ungemach. Seine Zeit brachte er nach alter Art zu. Des Morgens bis halb zehn Uhr im Bette; dann genoß er Kaffee oder Schokolate und rauchte einige Pfeifen Taback bis Mittag, wobey er einige Robinsons oder Todtengespräche, oder Zeitungen, zumal den sächsischen Bauer las. Nach Tische besuchte er ein Billard, und spielte nachher Tarock oder Lomber bis gegen Abend. Die Gesellschaft seines Vaters suchte er so viel möglich zu vermeiden, weil er von ihm beständig Vorwürfe hörte, und dadurch ein immerwährender Zank zwischen seinen beyden Aeltern veranlaßt wurde. Er rechnete ihm beständig vor, wie viel

Geld er gekostet und durchgebracht hätte, und welche Menge schlechter Streiche er schon gemacht hätte, die seinen Eltern nicht allein Schaden, sondern auch Schimpf verursacht hätten: und was ihn und seine Mutter am meisten verdroß, er stellte ihn beständig mit Julius in Parallele, und strich dessen Tugenden hyperbolisch heraus. Er ließ sich daher so wenig als möglich vor ihm sehen, [illegible] fast nicht anders als des Mittags bey Tische; denn auch des Abends speiste er selten zu Hause. Seine Mutter sorgte indessen, obgleich die Einnahme nicht mehr so ansehnlich war als sonst, für die Anfüllung seiner Tasche, mit aller ihr möglichen Geschäftigkeit; so daß er nicht allein die Zehrung in den Kaffeehäusern davon bezahlen, sondern auch seinen oft beträchtlichen Verlust im Spiel davon bestreiten konnte. Gleichwohl fehlte es nicht an einzeln zerstreuten Schulden, die er entweder aus Nachlässigkeit oder aus Schaam nicht immer sogleich anzeigte. In andre Gesellschaften kam er weniger als sonst, weil auch der Umgang seiner Mutter sehr geschmolzen war. Sie glaubte nunmehr die wärmsten Freundinnen an denjenigen adlichen Damen zu finden, die sonst mit ihr Umgang gehalten, und sie zu ihren Pikeniks zugelassen hatten, da sie ihnen

jetzt am Stande und Rang gleich geworden wäre. Allein es verhielt sich gerade umgekehrt. Die sonst glaubten ihr für den Genuß einer guten und kräftigen bürgerlichen Mahlzeit, aus grossen und vollen Schüsseln bestehend, eine Gnade zu erweisen, wenn sie auf ihre Einladung erschienen, oder sie zu den Pikeniks zuliessen, wozu sie allemal das meiste geben muste; weil sie sich dabey immer ihres erhabnen Rangs über sie bewuſt blieben, und in keiner Absicht dadurch gemein zu machen glaubten: zogen sich nun, da sie besorgen musten, daß sie ihnen gleich seyn wollte, und vielleicht auch in Zukunft der Zuschnitt der Schüsseln bey ihr hochadlich seyn möchte, so daß von dieser Seite auch nichts mehr dabey zu gewinnen seyn würde, in welchem Fall es doch allemal besser wäre, mit schmalen Schüsseln in adelichen Häusern vorlieb zu nehmen, als sich um deren willen zum Umgang mit einem neugebacknen Edelmann zu erniedrigen, plözlich zurück; so daß sie nicht allein allen Umgang und Gemeinschaft mit ihr abbrachen, sondern sie auch mit den verächtlichsten Blicken ansahen, und einen Stolz gegen sie blicken liessen, den sie weder erwartet hatte noch auch zu erklären wuste. Umgekehrt war sie wieder zu stolz, mit denen vom bürgerlichen Stande, mit welchen sie vorher einigen Umgang

gehabt hatte, solchen fortzusetzen: und es geschah nicht blos, um sich nicht zu erniedrigen, daß sie sich von diesen ganz absonderte, sondern auch weil sie gehört hatte, daß man sich durchgängig über sie und ihren Adel aufhielte, daß der Schritt den sie gethan hätte, überall der Gegenstand des allgemeinen Spotts sey, und weil sie selbst auf Spaziergängen oder wo sie sonst von ohngefähr jemand traf, diesen Spott mit eignen Ohren anhören muste. Sie war sogar nicht einmal gegen Insulten des Pöbels und der Gassenjungen gesichert, welche auf der Strasse hinter ihr her riefen, und des Abends vor ihrer Thüre allerley Possen sangen, die sich auf ihre Standeserhebung bezogen.

Karl wurde auf gleiche Art hin und wieder verspottet, doch schien er darin noch klüger zu seyn, als seine Mutter, daß er es auf den Billards und Kaffeehäusern ausdrücklich verbat, ihn nicht Herr von Weissenfeld zu nennen. Indessen machte ihm das einförmige Leben, dessen er bald überdrüßig wurde, den Aufenthalt in seiner Eltern Hause sehr zuwider. Er erhielt zu Anfange des Frühlings von seiner Mutter, und durch diese von seinem Vater sehr leicht die Erlaubniß, eine Reise zu Pferde nach Berlin zu machen; theils um sich eine Veränderung zu machen, theils um seine dortigen Verwandten zu

besuchen, theils auch, und dieser letzte Bewegungsgrund machte auf seine Eltern, besonders auf seinen Vater den meisten Eindruck, der ohnehin beständig darüber murrte, daß Karl, nachdem er so viele Kosten gemacht, nun, wie er sich ausdrückte, auf der Bärenhaut läge, und sich zu keinem ordentlichen Geschäft anschickte, um sich in Berlin bey vermögenden Männern bekannt zu machen, und zu irgend einer Bedienung zu empfehlen. Zu dieser Reise wurden ihm drey Wochen bestimmt, nach deren Ablauf er wieder in Magdeburg seyn sollte; und seine Mutter gab ihm funfzig Thaler zum Reisegeld mit. Er war kaum fort, als sein Vater schon anfieng besorgt zu werden, er würde nicht wieder kommen, und deswegen ängstlich alle Tage bis zum Ablauf der ihm bestimmten drey Wochen zählte. Gelegentlich gab dies wieder neue Materie zum Zank mit seiner Frau, die sich jetzt beyde einander von Morgen bis zum Abend um die Wette anschnarchten. Weissenfeld behauptete, sein Sohn sey schon einen Tag früher abgereist als er wirklich abgereist war, und erwartete eben deswegen seine Wiederkunft auch noch um einen Tag früher; seine Frau aber widerlegte ihm dies allemal mit den ausgesuchtesten Grobheiten. Gleichwohl erneuerte er des folgenden Tages diese Behauptung, so heftig auch

den Tag vorher der Zank darüber gewesen seyn mochte. Indessen verstrichen die drey Wochen wirklich, ohne daß Karl wieder da gewesen wäre, oder sie auch nur das geringste von ihm gehört hätten. Nun glaubte der dadurch aufs äusserste verdrießlich gewordne, ohnehin mit übler Laune angefüllte Hofrath ein vollkommnes Recht zu haben, über seine Frau, die diese Reise zuerst aufs Tapet gebracht, seinen ganzen Unwillen auszuschütten, und dies noch mehr als sonst, selbst in Gegenwart fremder Leute auf die unanständigste Art zu thun, die dann auch gegenseitig Zeugen aller Ungezogenheiten waren, die sich seine Frau gegen ihn erlaubte. Er wartete noch drey Tage, worauf er nach Berlin schrieb, allein er erhielt so wenig Antwort, als Karln [illegible] zurück.

Unterdessen kam Julius von Halle, und wollte sich nach einem Aufenthalt von wenig Tagen nach Stralsund begeben, um dem Versprechen gemäß, was er dem Kammerrath Wegner gegeben hatte, die Erziehung seiner Kinder zu übernehmen: Und weil er seinen Weg über Berlin nehmen wollte, so hielt der Hofrath dies für die beste Gelegenheit, durch ihn Karln auskundschaften und nach Hause treiben zu lassen, und seine Unruhe wurde durch die Hofnung, die

er hiedurch erhielt, und durch das Vertrauen, welches er auf Julius setzte, sehr vermindert.

Dieser hatte nunmehr seine akademische Laufbahn, die er von Anfange an sehr zweckmäßig eingerichtet hatte, geendigt. Er war durch den Unterricht seiner Lehrer und des Kammerraths in Stand gesezt worden, die Akademie aus dem Gesichtspunkt zu betrachten, aus welchem sie angesehn werden muß, wenn der Aufenthalt auf derselben dem Jüngling recht nuzbar werden soll. Nemlich er hielt sie nicht für den Ort, und den akademischen Unterricht nicht für das Mittel, wodurch er die eigentliche Gelehrsamkeit selbst erlangte, sondern er war fest überzeugt, daß dies durch eignes Studiren geschehn müsse: aber er war auch eben so sehr überzeugt, daß er weder die Quellen und Hülfsmittel, woraus er sie zu schöpfen hätte, in dem nöthigen Umfange kennete, noch auch die gehörige Auswahl unter denselben zu treffen, noch auch die beste Art und Weise sie zu nuzen wisse, noch auch den grösten Theil verstehen würde, ohne die Anweisung, welche er dazu auf der Akademie erhielte. Von dem Stolze ein Autodidakt werden zu wollen, war er weit entfernt. Da er auf der Schule für sich selbst in seinen Nebenstunden griechische und lateinische Schriftsteller las, so hatte er dadurch den Unterschied des

Leichten beym eignen Lesen und beym Anhören des Vortrags eines Lehrers kennen und schätzen gelernet, gesehn, daß er durch den leztern den Fleiß eines Erfahrnern nutzen, und in einer Stunde mehr erklärt finden könnte, als durch blosses eignes Lesen in einem halben Tag. Dies machte ihm die Gelegenheit zu hören auf der Akademie kostbar, und jede Stunde werth. Da er sich dem Studio der Gottesgelehrsamkeit gewidmet hatte, so war sein inniger Wunsch gleich zu Anfange, daß er Gelegenheit haben möchte, eine theologische Encyklopädie zu hören, um dadurch sowohl den ganzen Umfang dieses Fachs der Gelehrsamkeit, als auch die Verbindung, worin die einzeln Theile desselben unter einander stehn, und die Art und Weise sowohl, als die Ordnung, in welcher sie studirt werden müssen, kennen zu lernen. Weil ein solches Kollegium aber eben damals nicht gelesen wurde, so beredete er einige andere, die mit ihm den Herrn D. Semler baten dasselbe privatissime zu lesen, und damit eine Anleitung zur theologischen Bücherkenntniß zu verbinden, als worin dieser Gelehrte vorzüglich Meister ist; welchen Zweck sie auch erhielten. Ausserdem aber hörte er im ersten Jahre keine eigentlich sogenannte theologische Kollegia, sondern widmete dasselbe ganz den Sprachen, der Philosophie und

Mathematik. Den Werth der leztern hatte er bereits aus der Erfahrung kennen gelernt, und selbst gefühlt, wie sehr viel heller es in seinem Kopf geworden, und wie viel Bestimmtheit, Richtigkeit und Festigkeit sein Urtheil sowohl als seine Schlieskraft erhalten, seitdem er die Mathematik getrieben. Er sezte sie daher, um diese Vortheile noch weiter zu erlangen, mit allem Eifer auf der Akademie fort, wo er sich besonders auf die höhere Geometrie, die Buchstabenrechenkunst und Analyse, auf die sphärische Trigonometrie und einige Theile der angewandten Mathematik legte. Er schrieb dabey nicht sowohl den Vortrag des Professors nach, als er vielmehr, wenn dieser eine Demonstration an der Tafel ausführte, solche für sich auf dem Papier anlegte, und das Q. E. D. für sich selbst suchte. Eben so machte er es bey Auflösung analytischer Aufgaben, wo er nur die Fundamentalgleichung vom Professor nahm, und hernach für sich rechnete: wobey natürlicherweise oft der Weg, den er nahm, von dem Wege des Professors verschieden war, oft aber auch mit demselben übereinkam; in welchem Fall er eine ausserordentliche Freude hatte. So gut indessen für ihn diese Art zu verfahren war, so wenig würde sie einem nicht so geübten anzurathen seyn, der sich öfters nicht zu helfen wissen würde, und un-

terdessen auch den Vortrag des Professors verlohren hörte. Eben so wenig schrieb er in den philosophischen Kollegien nach, sondern hörte hier nur blos aufmerksam zu, weil er wuste, daß ein jeder sich seine Philosophie denken, und nicht lernen, am wenigsten aus Heften lernen müsse, und daß des Professors Vortrag weiter nichts sey als ein Leitband, aber doch ein sehr nöthiges Leitband, wodurch die des Philosophirens noch ungewohnte Seele auf die Bahn gebracht würde. Er erlaubte sich deswegen zuweilen sogar einigen Muthmaßungen über diejenigen, welche eine so masorethische Seele hatten, daß sie jedes bon mot des Professors, und jede noch so einfache Erläuterung mit aufschrieben. Seine hebräische Bibel sowohl als sein Neues Testament ließ er mit Papier durchschiessen; um dies aber nicht mit Sachen voll zu schreiben, die er aus dem Lexikon, oder irgend einem bekannten Kommentator schöpfen könnte, so las er zuvor die Criticos sacros, welche er sich bald anfangs in einer Auktion kaufte, und besonders Grotius Kommentar über das N. T. über das Pensum, welches im nächsten Kollegio vorkam, durch; beym Hebräischen zog er überdem noch Coccejus Lexikon zu Rathe, und nun bemerkte er am Rande seines Buchs blos das, was er sich nicht erinnerte vorher gelesen oder gehörig verstanden zu

haben. Das Hebräische hielt er indessen nicht mit manchen andern für das non plus vltra der theologischen Gelehrsamkeit, es war ihm vielmehr durch den Danzianismus, die wahre geisttödtende Folterbank guter Köpfe, eine Abneigung gegen diese Sprache beygebracht, die er vielleicht nicht gehabt haben würde, wenn er zwanzig Jahre später studirt, und diese Sprache nach Vogels oder Diedrichs Grammatik gelernt hätte. Indessen wurde er beym Lesen des Neuen Testaments, das ihn sehr an sich zog, immer mehr davon überzeugt, wie nöthig eine gute Kenntniß der hebräischen Sprache sey, um dasselbe zu verstehn. Die Anleitung zur theologischen Bücherkenntniß, welche er bey Herrn Semler hörte, beschäftigte seine Aufmerksamkeit sehr. So wenig er in andern Kollegien nachschrieb, so emsig that er es hier; theils weil der Gegenstand hauptsächlich für das Gedächtniß gehörte, und sein eignes Denken hiebey nichts thun konnte; theils weil er sich durch Aufzeichnung des Urtheils eines Mannes, der immer mit Verstand und Beurtheilung gelesen hat, über den Werth und die Brauchbarkeit der Bücher, für die Zukunft die Mühe ersparen konnte, manchen Wust selbst zu durchsuchen, worin man am Ende doch nichts findet, was zu unsrer Absicht brauchbar ist.

Als er ein Jahr in Halle zugebracht hatte, überlegte er, ob er sich blos dem Predigerstande oder dem gelehrtern Fach der Theologie widmen wollte. Er wählte das leztere: theils weil, so weit er nunmehr das Gebiet der Theologie kennen gelernt hatte, unter allen Theilen desselben, Kritik und Exegese, oder mit einem Worte biblische Philologie, und hiernächst Kirchengeschichte und Patristik seiner Neigung vorzüglich angemessen waren; theils weil er sich überzeugt hielt, daß der, welcher diese Theile studirt hätte, nicht allein weit eher ein guter Prediger werden würde, als jener, der sich nur des Predigtamtes befliſſe, ein akademischer Theologe oder ein Schulmann werden könnte: sondern daß er sogar auch wohl ein besserer Prediger werden würde, als der, welcher absichtlich weiter nichts werden wollte, als ein Prediger und daher sein fleißig Homiletica, Catechetica, Ascetica u. s. w. hörte, und alle acht Tage predigte. Noch ein Umstand machte ihn dem Predigtamte etwas abgeneigt: er hatte bemerkt, was ein jeder der gesunde Augen hat bemerken muß, daß der Beyfall eines Predigers nicht allein auf dem Lande und in kleinen Städten, sondern selbst in sogenannten grossen Städten, nicht von seiner Geschicklichkeit, nicht von seiner Stärke in der Auslegung der Schrift, nicht

von seiner Menschenkenntniß und dergleichen abhängt, sondern von der stärksten Kehle, und einer gewissen Gabe, vieles in einem weinerlichen und kläglichen Ton zu sagen. Er hatte an manchen Orten gesehn, daß die Kirche des besten Predigers leer war, da er hingegen hie und da einen Schreyer antraf, der die elendesten im Ermel gefundenen Sachen zur Hälfte heraus jauchzte und zur Hälfte herausjammerte, und dabey eine vollgepfropfte Kirche hatte, und die Aufmerksamkeit selbst in tausend aufgesperrten Mäulern vor sich sah.

Die Vorlesungen, welche Julius also in seinem zweyten akademischen Jahr hörte, waren Einleitung in das Alte und Neue Testament, Hermenevtik, Kirchengeschichte und Dogmatik; und nebenher hörte er noch ein Exegeticum. Für sich selbst las er Michaelis Einleitung in das Neue Testament; ein Buch, wovon damals viel Aufhebens gemacht wurde, und welches, wie Herr Michaelis hernach in der Vorrede zur zweyten Auflage selbst bemerkte, viel Gutes und Brauchbares enthalten sollte. Allein er wuste nicht, wie er sein eignes Urtheil mit dem Urtheil so vieler andrer, die das Buch so sehr lobten, zusammen reimen sollte, ihm schien es hin und wieder nicht allein mangelhaft und dürftig zu seyn, und er glaubte einen weit grössern

Reichthum in Wetsteins und Mill's Prolegomenis zu finden, sondern er wurde auch besonders aus dem fleißigen Lesen der leztern und Richard Simons Histoire critique du Texte et des Versions du N. T. gewahr, daß das Buch des Herrn Michaelis gröstentheils Kompilation sey. Da er aber so vieler Menschen Urtheil wider sich hatte, so sezte er in das [illegible], und war zu bescheiden es zu äussern. Auf Empfehlung des Herrn Semlers studirte er besonders Wetsteins Anhang zur Kritik und Erklärung des N. T. wodurch ihm über die Art bey Beurtheilung der verschiedenen Lesearten des N. T. zu verfahren, nicht allein ein grosses Licht aufgieng, sondern er [illegible] das manchen so trocken scheinende [illegible] der Kritik eingenommen wurde. Theils [illegible] zur Kritik, theils um der Kirchengeschichte willen, fieng er auch nach und nach an, sich mit einem und dem andern Kirchenvater bekannt zu machen, besonders seitdem er aus Semlers Einleitung, welche der Baumgartischen Dogmatik vorgesezt war, wovon die beyden ersten Bände während seines Aufenthalts in Halle herauskamen, ihre Wichtigkeit auch von Seiten der Dogmatik und der Geschichte der Lehrsätze hatte kennen und schätzen gelernt. Anfänglich wollte er sie in chronologischer Ordnung

lesen; da er aber sahe, daß das Feld theils zu groß, theils auch aus den sogenannten apostolischen Vätern wenig zu schöpfen sey, daß man sich beym Justin und Irenäus durch viel Wust durcharbeiten müste, ehe man etwas Wichtiges anträfe, und daß es also besser sey, wenn er die weitere Fortsetzung und Vollendung der Semlerischen Auszüge abwartete, so gab er seinen Vorsaz fürs erste auf, und schränkte seinen Fleiß auf der Akademie blos auf das Lesen der Kirchengeschichtschreiber ein. Er fieng mit dem Eusebius an, wo ihn der dogmatische Eingang, und die ersten weitlauftigen Perioden beynahe vom weitern Lesen abgeschreckt hätten: wie ihm denn überhaupt das erste Buch desselben, als mancherley Fabeln und wenig Wichtiges enthaltend, nicht sehr gefiel. Doch fand seine Lernbegierde und Aufmerksamkeit bey den folgenden Büchern mehr Nahrung. Da die Nachrichten, welche Eusebius von Ketzern und Ketzereyen giebt, grösstentheils sehr kurz und mangelhaft sind, so wünschte er sich davon aus den Quellen selbst weiter zu unterrichten. Weil ihm aber nicht Zeit genug übrig war, alle Alten, die davon geschrieben haben, den Irenäus, Tertullian, Epiphanius, Theodoret, Augustin und Philastrius zu lesen, so wollte er sich nur einen von diesen erwählen, um sich mit demselben zu

beschäftigen. Um nach Gründen wählen zu können, sahe er sich genöthigt, von allen ein Stück zu lesen. Er fand bald, daß Irenäus und Tertullian zu alt wären, sich blos mit sogenannten gnostischen Ketzereyen beschäftigten, und überdem mehr Dogmatik und Polemik als Geschichte enthielten; wozu noch der hölzliche, überaus dunkle und schwerfällige Styl des Tertullian käme, der ihn befürchten ließ, daß er, wenn er sich viel mit dem Lesen dieses Schriftstellers beschäftigte, seine lateinische Schreibart dadurch verderben möchte. Beym Augustin fand er weiter nichts als eine kurze und magre Kompilation aus den ältern, und beym Philastrius die ungeheuersten Lügen. Theodoret gefiel ihm auch hier nicht so gut, als in seiner Kirchengeschichte und in seinem [illegible]. Er wählte also den Epiphanius als den vollständigsten; aber er konnte auch diesen fast nie ohne Verdruß lesen, wegen der grossen Menge der beshaftesten Erdichtungen, die er bey ihm fand; die ihn oft das Verderben des menschlichen Herzens beseufzen liessen, das sich auch hierin besonders zeigt, daß kein einziger alter Schriftsteller, der von Ketzereyen schreibt, mit Billigkeit und Unpartheylichkeit geschrieben; sondern daß alle ohne Unterschied ihre Galle ergiessen, und dazu versetzlicher Weise nicht einmal die Wahrheit schreiben.

sondern sich jede Erklärung [illegible] dienen kann, einen Ketzer oder [illegible] Parthey anzuschwärzen.

Die Dogmatik hörte er nicht in der Absicht, um [illegible] dadurch zu lernen, was er [illegible] glauben sollte; denn er war der [illegible], welcher sein System [illegible] Gründe gar keins hätte, und gar nichts mit Ueberzeugung glaubte, sondern nur geheiligte Worte papageyenmässig nachplauderte: sondern er hörte sie blos in der Absicht, um das System der lutherischen Kirche historisch zu wissen, und eine richtige Vorstellung davon zu bekommen. Sein eigenes System sich jetzt schon mit starker Ueberzeugung zu bilden, hielt er sich noch zu jung. Er liess daher mehrere Glaubenslehren, die ihm ungewiss schienen, z. E. die Vorstellung von der Person Christi, für jetzt auf ihrem Werth oder Unwerth beruhen, ohne bey sich selbst für eine oder die andere Meynung zu entscheiden; weil er theils noch nicht Zeit genug dazu hatte, theils sich nicht Einsicht genug, um dies thun zu können, zutraute, und nicht gerne zu voreilig irgend eine Meynung annehmen wollte, die hernach leicht zum Vorurtheil bey ihm werden, und ihm am Untersuchen und Finden der Wahrheit hinderlich seyn könnte. Er wollte vielmehr noch einige Jahre lang durch fleissiges Lesen

griechischer Schriftsteller sich eine vollkommne oder wenigstens hinlängliche Kenntniß dieser Sprache erwerben, und sich zugleich bey denselben in der Ausübung der Kritik und Auslegungskunst üben; dann das Hebräische und Syrische soweit lernen, daß er mit dem Geist und Ausdruck der erstern Sprache hinlänglich bekannt, die Hebraismen des N. T. dadurch verstehn könnte, und die letztere brauchen könnte, um die Syrische Uebersetzung des N. T. lesen und verstehn, und bey der Kritik sowohl als bey der Auslegung hinlänglich nutzen zu können. Dann wollte er für sich selbst das Neue Testament zwey bis dreymal im Griechischen durchlesen, und wenn er es zum viertenmale läse, eine umschreibende Uebersetzung und Erklärung für sich ausarbeiten, ohne jedoch bey der Arbeit selbst irgend einen andern Ausleger zu Hülfe zu nehmen, diejenigen Schriftsteller ausgenommen, welche aus griechischen Schriftstellern grammatische Erläuterungen zusammengetragen hatten, wie Raphel, Wetstein und Krebs. Wenn er mit seiner Arbeit fertig wäre, so wollte er hinterher die andern Ausleger sämtlich zu Rathe ziehn, und wo er sie auf einem bessern und richtigern Wege fände, seine Erklärung daraus verbessern. Wenn er dann nach abermaligem und wiederholten Lesen des N. T. den größten Theil

seiner Erklärungen oder alle, bey wiederholter Prüfung und Versuch zu neuer Auslegung, bestätigt fände, dann wollte er suchen die darin enthaltenen Glaubenslehren heraus zu ziehn, und in eine gewisse Ordnung zu bringen; dann Kirchen- und Ketzergeschichte, und besonders die Geschichte der Glaubenslehren mit allem Fleiß zu studiren, und zu sehn, was für Sachen man von jeher seit Christi Geburt aus der Bibel herausgebracht; und in wieferne er sich wohl im Herausziehn der Lehrsätze geirrt haben möchte, oder nicht. Dann glaubte er, würde er erst eine auf gehörige Ueberzeugung gegründete Dogmatik haben können.

Da er diesen seinen Plan einmal dem Pastor Petermüller in einem Briefe mittheilte, konnte dieser zwar nicht umhin, denselben zu billigen und zu loben; nur hielt er es für zu gefährlich, so lange Anstand zu nehmen, bis man sich ein Glaubenssystem bildete, oder sich davon eine gewisse Ueberzeugung verschafte: wie wenn er unterdessen stürbe, würde er da nicht halb als ein Heyde sterben? war sein Einwurf. Hiernächst wollte es ihm auch nicht gefallen, daß Julius noch nicht ganz und ausschliessend von dem lutherischen System überzeugt wäre, und dasselbe geradezu für wahr annehmen wollte. Wiewohl er nicht zweifelte, daß der mühsame Weg zur Ueberzeugung,

den Julius nehmen wollte, und der groſſe Fleiß und Gelehrſamkeit, welche er zu Hülfe nehmen wollte, ihn doch am Ende auf die gerade und reine Lehre Lutheri führen, und alſo nur die evangeliſche Wahrheit derſelben beſtätigen und verherrlichen würde. Endlich hatte er noch dies zu erinnern, daß Julius das Alte Teſtament ſo ganz mit Stillſchweigen übergienge, nur bloß vom Leſen des Neuen Teſtaments ſchriebe, und daraus die chriſtliche Lehre ſchöpfen wollte, als wenn dieſelbe nicht ebenſowohl aus dem Alten Teſtament geſchöpft werden könnte und müßte. Ja er ſähe es vielmehr als einen Mangel an, daß man bis jetzt noch keine Dogmatik hätte, worin alle Beweisſtellen lediglich aus dem Alten Teſtament genommen wären. Denn er getraute ſich ſicher zu behaupten, daß kein Lehrſatz in der chriſtlichen Lehre ſey, der nicht aus dem Alten Teſtament erwieſen werden könne. Julius antwortete ihm hierauf, was das erſtere beträfe, ſo glaubte er, daß Gott mit einer voreiligen und eingebildeten Ueberzeugung nichts gedient, noch weniger die Seligkeit daran gebunden ſeyn könne. Gar keine Meynung haben über manche Punkte, könne nicht ſchlimmer, ja nicht einmal ſo ſchlimm ſeyn, als eine irrige darüber haben. Je wichtiger die Sache wäre, deſto mehr Zeit, Fleiß und Ueberlegung erfordere ſie. Die Lehrpunkte, welche zur Seligkeit nöthig wären,

könnten von jedermann, selbst von den ungelehrtesten Leuten verstanden werden; und dies sey gerade einer der Haupt- und unterscheidenden Vorzüge der christlichen Religion, daß es eine Religion für jedermann sey; welches man von Mysterien der Griechen, und von der Moral ihrer Philosophen nicht sagen könne. Die Punkte aber, welche nicht so klar und offenbar wären, daß sie von jedermann verstanden werden könnten, die, worüber die Meynungen noch sehr verschieden wären, und welches gerade die wären, über welche er sich eine gegründete Ueberzeugung verschaffen wollte, gehörten nicht zum Wesentlichen der Religion, und man könnte sie immer nicht wissen, auch allenfalls eine irrige Vorstellung davon haben, ohne deswegen an seiner Seligkeit einigen Schaden zu leiden. Widrigenfalls, wenn es so gefährlich wäre, darüber zu irren, so würde Gott solche Irrthümer wohl verhütet, und uns in seiner Offenbarung mehr Licht darüber gegeben haben. Irrthum könne aber einmal nicht von der menschlichen Natur, ja nicht einmal vom Endlichen überhaupt, sey es auch noch so vollkommen, getrent werden, und es sey keine Religionsparthey, kein einzeler Mensch in der Welt, bey dem nicht Irrthum in sogenannten Glaubenspunkten anzutreffen sey. Aus eben diesem Grunde zweifelte er auch, daß seine Untersuchung ihn

geradezu zum Lutherthum führen würde; vermuthlich eben so wenig als zu irgend einem andern System. Es könne wohl seyn, daß er in manchen, ja in vielen, ja vielleicht in den mehrsten Stücken auf eben die Meynung geriethe, die im Lutherischen System angenommen wäre; aber in allen, das hielte er für unmöglich. Denn wenn zween Menschen über Dinge, die nicht wie mathematische Lehrsätze demonstrirt werden könnten, vollkommen einerley dächten, so müßte entweder einer von beyden, oder alle beyde gar nicht denken, sondern nur einer dem andern nachsprechen. Es komme alles auf Umstände und Vorurtheile an, worin man sich befinde; Luther würde unter jeden andern Umständen, unter jeder andrer Verbindung von Begebenheiten, Personen und Gedankenreihen, worunter er sich befand, anders gedacht haben, als in der, in welcher er gerade war. Da nun kein andrer Mensch gerade in den nehmlichen Umständen sich befindet, so sey es auch wohl nicht leicht möglich, daß ein andrer Mensch in allen Stücken gerade eben so denken sollte. Am wenigsten aber könne er Julius geradezu das Lutherthum für die allein wahre Religion halten, und ohne Untersuchung voraussetzen, ohne sich einer seltsamen Eigenliebe schuldig zu machen, als wenn die Religion, worin er gebohren wäre, um deswillen, weil er darin ge-

beren wäre, und weil seine Aeltern und Lehrer sie gehabt hätten, mehr Anspruch auf Wahrheit und Richtigkeit machen könnte, als jede andre, und als wenn jeder andre Mensch nicht das nehmliche Recht hätte, die Wahrheit und Untrüglichkeit seiner Religion vorauszusetzen, als wir. Was endlich das Alte Testament beträfe, so hielte er dasselbe zwar für Quelle des Judenthums, und für historische Stütze des Christenthums, aber keinesweges für die Quelle des letztern, und also würde er auch das letztere nimmermehr daraus schöpfen, noch seine Lehrsätze daraus beweisen. Dies hiesse die Quelle verlassen, und Wasser aus löcherichten Brunnen suchen. Es sey weit von ihm entfernt, dem Alten Testament die Göttlichkeit abzusprechen; er hielte vielmehr dasselbe eben sowohl für eine göttliche Offenbarung als das Neue Testament; aber jenes sey seiner Meynung nach eine Offenbarung für die Juden und für die Kindheit der Welt, dieses aber für die Christen und für das männliche Alter der Welt. Wenn ein Vater seinem sechsjährigen Kinde den Orbis pictus und den historischen Bildersaal schenkte, und hernach eben diesem Kinde, nachdem es sein fünf und zwanzigstes Jahr erreicht, den Herodot, Thucydides, Xenophon, Polybius, Arrian Dionysius von Halikarnaß, Diodor von Sicilien, Livius, die Byzantiner und so weiter gäbe, so würden doch wohl beydes unleug-

bar Geſchenke des nehmlichen Vaters ſeyn, beydes in der Abſicht gegeben, um Geſchichte daraus zu lernen, der Orbis pictus und hiſtoriſche Bildersaal dem Alter des ſechsjährigen Kindes ſo angemeſſen, als die andern genannten Bücher dem fünf und zwanzigjährigen Mann. Was würde man aber von dem halten, der nun verlangen wollte, der fünf und zwanzigjährige Mann ſollte neben dem Livius auch noch den hiſtoriſchen Bildersaal leſen, und daraus die Römiſche Geſchichte ſo gut als aus dem Livius ſchöpfen, auch dabey nicht unterlaſſen die Kupferſtiche anzuſehn? und wenn er dies nicht thätte, würde man ihm deswegen vorwerfen können, er verachte ein Geſchenk ſeines Vaters? worin er doch noch immer deſſen Güte und Fürſorge erkennt, daß er ihn ſchon in ſeinen frühern Kinderjahren zu einer Kenntniß der Geſchichte verhelfen wollen, und zwar durch weiſe erwählte Mittel, die ſeinem Alter und ſeinen Fähigkeiten angemeſſen geweſen. Aber er würde ſelbſt ſeinen Vater beleidigen, wenn er glaubte, dieſer verlange von ihm, daß er auch noch in ſeinen männlichen Jahren, das ihm nun unnütz gewordene Kindergeſchenk brauchen ſollte. Und dies ſey ſeiner Meynung nach der Fall beym Alten Teſtament. Wenn daſſelbe für die jetzige Welt erſt wäre geſchrieben worden, ſo könnte der größte Theil deſſelben keine göttliche Offenbarung ſeyn;

aber eben so wenig hätte für die Menschen zu Moses und der Propheten Zeiten stärkere Speisegebraucht werden können; vielmehr habe Gott darin ein Mittel erwählt, das seiner Weisheit vollkommen angemessen gewesen. Hierin versähen es immer die Freygeister bey ihrem Spott über das Alte Testament; sie sähen es nicht aus dem Gesichtspunkt an, woraus es angesehn werden müßte, und bedächten nicht, daß wenn Gott sich einem dreyjährigen Kinde offenbaren wolite, er so sprechen müßte, daß das dreyjährige Kind ihn verstünde; sondern sie sähen es immer für ein Buch an, das für alle Zeiten und für alle Menschen geschrieben sey. In dieser Meynung müsse man sie nicht bestärken, dadurch daß man noch jetzt die christliche Religion aus demselben schöpfen wolle, wodurch man derselben einen wesentlichen Schaden zufügte: weil sich dabey die Vernunftmässigkeit desselben so wenig vertheidigen lasse, als die Beurtheilungskraft des Mannes, der noch wollte, daß sein fünf und zwanzigjähriger Sohn aus dem Orbis pictus lernen sollte.

Peemüller ward über diese Antwort seines Messen sehr entrüstet, und schrieb ihm deswegen einen heftigen Brief, den Julius sehr glimpflich beantwortete, und ihn bat, wenn er ja über theologische Sachen keine Verschiedenheit der Meynungen dulden könnte, so möchte er ihm die Gewo-

genheit erweisen, solche in Zukunft gar nicht zu berühren; seine Gunst sey ihm zu lieb, als daß er sie gerne verscherzen möchte, und gleichwohl sey es ihm unmöglich, seine Meynung gegen ihn zurück zuhalten, wenn er durch ihn gleichsam aufgefodert würde sie zu sagen.

Im letzten halben Jahre hörte Julius endlich die Reformationsgeschichte, die Moral, und Homiletik, nebst einem Kollegium über die symbolischen Bücher. Daneben setzte er nicht allein sein Studiren zu Hause eifrig fort, wobey er auch nie unterließ, täglich eine Stunde einen so genannten griechischen Profanschriftsteller zu lesen; sondern er übte sich auch einigemal im Predigen, unter vielem Beyfall, den er jedoch mehr seiner reinen und vernehmlichen Stimme, als den vorgetragnen Sachen zuschrieb. Auch damit war sein Onkel gar nicht zufrieden, daß er durchaus keine Polemik hören wollte. Er glaubte aber, wenn er nur eine historische Kenntniß von den Meynungen der verschiedenen Religionspartheyen, und den Gründen worauf sich dieselben stützten, und daneben eine richtige Ueberzeugung von seiner eignen Meynung hätte, so würde er allen Gegnern künftig schon zu antworten wissen, ohne daß er nöthig hätte sich in einem Kollegio die Antworten vorkäuen zu lassen, und diese durch Hülfe des Gedächtnisses zu nutzen; die doch durch

den geringsten Fechterstreich des Gegners alle vereitelt werden könnten.

So zubereitet und mit solchen Planen, als vorher gemeldet worden, verließ Julius die Akademie, in der Absicht, nunmehr zwar das seinem sel. Onkel gegebene Versprechen, die Erziehung seiner Kinder über sich zu nehmen, zu erfüllen, aber auch zugleich alle Nebenstunden, die ihm dies Geschäft übrig ließ, zu seinem weitern eignen Studiren anzuwenden. Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen in Magdeburg bey seinen Aeltern, setzte er sogleich seine Reise über Berlin nach Stralsund fort, und hatte dabey den gemessensten Auftrag von seinem Vater, Berlin durchaus nicht eher zu verlassen, bis er nicht hinlängliche und zuverlässige Nachrichten von seinem Bruder eingezogen hätte. Als Julius nach Berlin kam, war die ganze Stadt von einer Entführungsgeschichte voll, die sich in diesen Tagen dort sollte zugetragen haben, und viel Aufmerksamkeit erweckte. Juliussen fiel hiebey gleich etwas von seinem Bruder aufs Herz, er erkundigte sich genau, wie der junge Mensch, dem sie begegnet seyn sollte, hiesse, wer er wäre, oder woher er wäre? konnte aber auf diese Fragen von keinem eine befriedigende Antwort erhalten, bis man ihm sagte, daß er dieselbe von dem Gastwirth in der Stadt Ruppin würde bekommen können, bey dem der

junge Mensch logirt hätte; der die ganze Sache wüßte, und auch in derselben als Zeuge gebraucht worden wäre.

Julius gieng also ungesäumt zu ihm, erkundigte sich bey ihm nach der Person des jungen Menschen, der ihm nunmehr der Beschreibung des Gastwirths nach, höchstwahrscheinlich sein Bruder zu seyn schien, und erhielt von ihm folgende umständliche Erzählung. Vor einigen Wochen kam ein junger Mensch zu Pferde bey mir an, der sehr wohl gebildet war, und mit seinem Pferde über vierzehn Tage in meinem Gasthofe blieb; wiewohl er selbst fast nicht anders als des Abends spät zu Hause kam, indem er sagte, daß er Verwandte dort hätte, bey welchen er speiste, und mit welchen er den Tag über in Gesellschaft wäre. Als er einmal des Abends zu Hause kam, erzählte er, ihm sey ein Unbekannter, da er nach dem Thiergarten hätte gehn wollen, im Quarree begegnet, der ihn starr und aufmerksam angesehn hätte, darauf wieder umgekehrt und hinter ihm hergegangen wäre. Im Thiergarten hätte er ihn beym Ermel gezupft, und zu ihm gesagt, er möchte sich in Acht nehmen, ihm stünde ein grosses Unglück bevor; er hätte aber weder seinen Namen sagen wollen, noch auch, worin das Unglück bestehn sollte. Am dritten Tag darauf kam er abermals zu Hause und erzählte,

daß ihm ein andrer Unbekannter unter den Linden begegnet sey, der gerade wie der erstere ihn angesehn hätte, umgekehrt wäre, und ihn nicht weit vom Opernhause angeredet, und so wie der erstere gewarnet hätte, er solle sich in Acht nehmen, ihm stünde eine grosse Gefahr bevor. Er that sehr ängstlich, und sagte darauf, da er nicht wissen könnte, was dies zu bedeuten hätte, so wollte er lieber allem Unglück zuvorkommen, und Berlin verlassen, so gerne er auch sonst noch einige Tage dageblieben wäre. Er ritt also fort, und es vergiengen zehn bis zwölf Tage, ehe man das geringste weiter erfuhr. Ohngefähr nach Verlauf dieser Zeit kam er unvermuthet wiewohl ohne Pferd in meinem Gasthofe wieder an, und erzählte folgende seltsame Geschichte von sich. Als er zum Thor heraus gewesen wäre, hätte er in einiger Entfernung hinter sich eine Kutsche kommen gesehn, und eine Strecke vor ihm wären vier zu Pferde gewesen, wovon zween etwas stärker und also voraus geritten wären, die andern beyden aber wären so langsam geritten, als wenn sie ihn mit Fleiß zu erwarten schienen. Er hätte anfänglich daraus nichts übels besorgt, endlich aber sey es ihm doch bedenklich vorgekommen, und er habe deswegen angefangen ebenfalls langsamer zu reiten. Hierauf sey die Kutsche bey ihm vorbey gefahren, worin bloß Mannspersonen gesef-

sen, und hinter derselben sey noch einer zu Pferde gewesen. Wie dies die beyden letztern Reuter gesehn, hätten sie stille gehalten, und die Kutsche erwartet; da er unmöglich langsamer reiten können, als die Kutsche gefahren, und auch neugierig gewesen wäre, zu wissen wer darin wäre, so wäre er nur in einer kleinen Entfernung von derselben geblieben. Dies hätte Gelegenheit gegeben, daß er auch die beyden letztern Reuter wieder eingeholt hätte, die ihn sogleich in ihre Mitte genommen hätten. Nach verschiedenen weit hergeholten Gesprächen, wozwischen sie ihn öfters scharf angesehn, hätten sie endlich den Wagen, der unterdessen eine kleine Strecke voraus gekommen wäre, wieder eingeholt. Darauf hätte einer zum andern gesagt, ja er ist es, der eine hätte ihn, der andere sein Pferd ergriffen, zween Männer wären aus dem Wagen gesprungen, hätten ihn vom Pferde gehoben, die Augen verbunden, und die Hände gebunden, und darauf in die Kutsche gebracht. Hierauf hätte man ihn eine lange Zeit gefahren; wie lange, könne er eigentlich nicht sagen, da er nicht hätte sehn, und also Tag und Nacht nicht unterscheiden können. Doch wäre es ihm vorgekommen, als wenn zehn bis zwölfmal die Pferde wären gewechselt worden, wobey man sich jedesmal kaum eine Viertelstunde aufgehalten. Fünf bis sechsmal hätte man ihm

Butterbrod, Kuchen und etwas Wein gereicht, und ein paarmal hätte er eine ziemliche Zeit geschlafen, aus welchen Umständen zusammengenommen er schlösse, daß er ohngefähr gegen drey Tage und Nächte gefahren wäre. Seine drey Geführten im Wagen hätten überhaupt wenig, und nichts anders als Italiänisch mit einander gesprochen. Endlich hätte der Wagen stille gehalten, er hätte vielerley Stimmen, mehrentheils weibliche sprechen gehört, man hätte ihn aus dem Wagen gehoben, einige Treppen herauf geführt, und in ein Zimmer gebracht, wo eine weibliche Stimme gesagt hätte, ja, er ist es, er ist es. Man hätte ihm darauf die Hände aufgelöst, die ihm von dem langen Binden ganz steif gewesen wärrn, und die Augen aufgebunden, worauf er sich ganz allein mit einem Lakeyen in einem prächtig meublirten Zimmer befunden hätte; der Lakey hätte aber kein Wort gesprochen, und auf alle Fragen, die er an ihn ergehn lassen, bloß mit der Hand gewinkt, als wenn er stumm gewesen wäre. Er hätte nachher ein Fenster geöfnet, und sich umgesehn, wo er entdeckt hätte, daß er sich im dritten Stockwerke eines schönen Schlosses befände, woraus er aber auf keine Art hätte entkommen können, da die Thür von aussen wäre verriegelt, und das Fenster mit einem Gitter versehn gewesen, und wenn dies auch nicht gewesen wäre, so würde er es doch nicht haben

wagen dürfen, von einer ſolchen Höhe herun ter zu ſpringen. Es hätte ihm unterdeſſen an nichts gefehlt, man hätte ihm des Morgens Chokolate, und des Mittags das ſchönſte Eſſen und den beſten Wein vorgeſetzt. Doch hätte er niemand weiter zu Geſichte bekommen, als den vorhin erwähnten ſtummen Lakeyen. Am vier ten Tage ſey endlich noch ein zweyter erſchienen, der ihm angekündigt hätte, ein kurzes Gebet zu verrichten, ſich zu ſeinem Tode zu bereiten, und ihm dann in ein anders Zimmer zu folgen. Als er da herein gekommen wäre, hätte er eine vor nehme Dame ſchwarz gekleidet geſehn, gegen wel che die andern ſämtlich viel Ehrerbietung bewie ſen, dieſe hätte ihn angeredet, und geſagt: nun es iſt gut Herr Graf, daß ich ſie hier habe, ich habe lange darnach verlangt; denken ſie nur nicht, daß ſie ihren Fuß wieder aus dieſem Zimmer ſetzen werden. In einer Ecke dieſes Zimmers hätte er einen ſchwarz beſchlagenen Stuhl geſehn, und daneben einen Menſchen mit einem Mantel ſtehend, aus welchem das Heft ei nes Schwerds hervorgeragt hätte. Er wäre der Dame zu Füſſen gefallen, hätte ſie flehentlich ge beten ſeines Lebens zu ſchonen, da ſie ſich ver muthlich in ſeiner Perſon irren würde; indem er kein Graf ſey. Die Dame aber wäre ſtandhaft dabey geblieben und hätte ihn verſichert, er ſolle

es sich nur nicht einfallen lassen, sie durch diese sonderbare Wendung täuschen, und seine Person verleugnen zu wollen. Endlich sey ein andres Frauenzimmer zu ihr getreten, und habe ihr einige Worte ins Ohr geflüstert, worauf sie ihn nochmals genau angesehn, und mit der Hand an seinem Hals herum gefahren wäre. Dann hätte sie die Hände zusammen geschlagen, und ausgerufen: Mein Gott! solche Aehnlichkeit habe ich in meinem Leben nicht gesehn. Sind sie wirklich nicht der Graf, so erzählen sie mir, wer sind sie, und woher sind sie? Er hätte ihr darauf seinen Lebenslauf kurz erzählt, an dessen Richtigkeit sie nicht hätte zweifeln können. Man hätte ihn wieder auf sein voriges Zimmer, und des Abends, da es finster geworden, wieder in einen Wagen gebracht, und mit verbundenen Augen fortgefahren. Diesmal aber wären nur zween Mannspersonen seine Gefährten gewesen. Man hätte ihn ohngefähr eben so lange gefahren als das erstemal. Endlich hätte der Wagen stille gehalten, man hätte ihn aussteigen lassen, und das Tuch von den Augen genommen, worauf die Kutsche in vollem Gallop davon gefahren. Da es stokfinstre Nacht gewesen, und er gar nicht gewußt hätte, wo er wäre, so hätte er sich an einen kleinen Hügel am Wege hingesetzt, bis es Tag geworden wäre, worauf er gesehn, daß er

ſich in der Nähe einer anſehnlichen Stadt befände. Er hätte ſich bey einigen vorbeygehenden Bauren erkundigt, wie die Stadt hieſſe; dieſe hätten aber geglaubt, er wolle ſie zum Beſten haben, und hätten ihm geantwortet, er würde ſelbſt wohl wiſſen, wo er wäre. Er wäre darauf nach der Stadt gegangen, und hätte gefunden, daß es Brandenburg wäre, hätte ſich da unverzüglich auf die Poſt geſetzt, und wäre ſo wieder nach Berlin gekommen.

Sehn ſie, fuhr der Gaſtwirth fort, ſo hat er es mir mit ſeinem Munde erzählt, wie ich es ihnen hier erzähle. Hier in Berlin wurde die Sache bald ruchbar, und es wurde auf mancherley Art darüber geſprochen, viele glaubten es, andre hielten es für eine Erdichtung. Die Sache kam vor den Gouverneur, der ſehr darüber aufgebracht war, und ſich vernehmen lies, in einem Lande und an einem Orte, wo die ſtrengſte und beſte Polizey herrſche, müßte weder dergleichen erdichtet werden, noch weniger wirklich geſchehn. Er ließ ihn alſo unverzüglich in Verhaft nehmen, und auf die Hauptwache bringen, wo er gegenwärtig noch ſitzt, und ſo viel verlautet, ſoll er noch in allen Verhören ſtandhaft dabey verharren, daß die ganze Geſchichte völlig wahr und gegründet ſey.

Julius gieng sogleich auf die Hauptwache, und nach erhaltner Erlaubniß, den Arrestanten der entführt worden, sprechen zu dürfen, gieng er zu ihm auf das Zimmer wo er sich befand. Er fand wirklich, wie er vermuthet hatte, seinen Bruder, der ihm unter vielen Thränen in die Arme fiel, und lange an seinem Halse hängen blieb, ohne ein Wort zu sagen. Julius fragte ihn endlich nach der Ursache seines dortigen Aufenthalts, und er erzählte ihm die ganze Entführungsgeschichte, völlig so, wie dieser sie schon von dem Gastwirth gehört hatte. Er versicherte Karln aber, daß er kein Wort davon glaube, und die ganze Geschichte nicht allein für eine Erdichtung hielte, sondern sich auch erinnere, sie völlig so, wie er sie ihm da erzählte, in irgend einem Roman, den er einmal angeblickt, gelesen zu haben; und bat ihn also, der Wahrheit die Ehre zu geben, und wenigstens ihm, seinem Bruder, alles zu gestehn. Karl blieb aber dabey, und wollte in keinem Wort von seiner vorigen Aussage abweichen. Julius hielt sich verbunden, seinem Auftrage gemäß, seinen Aeltern Nachricht von Karln und seinem Zustande zu geben, wobey er die ganze Geschichte, so wie sie Karl ausgesagt hatte, in seinem Briefe erzählte, und zugleich sein Urtheil hinzufügte, daß er sie für eine Erdichtung hielte. Indessen bäte er, daß ihm

seine Aeltern zu Karls besserer Verpflegung, und zur Bezahlung der Kosten, falls er bald losköme, etwas Geld übersenden möchten. Er erhielt dasselbe, mit ein paar drauzenden Briefen, sowohl von seinem Vater, als von seiner Stiefmutter, alles anzuwenden, daß er ihn je eher je lieber los mächte, und nicht eher von Berlin zu reisen, als bis er diesen Zweck erreicht hätte. Julius sahe nach Empfang dieses Briefs kein andres Mittel, zu dieser Absicht zu gelangen, als daß er selbst zum Gouverneur gieng. Er that dies und bat ihn, den Verhaft seines Bruders so viel möglich abzukürzen. Der Gouverneur wurde durch die Thränen des redlichen Jünglings gerührt, und versicherte ihn, sobald er nur das gehörige Licht über die Sache hätte, ihn loszulassen; ja wenn er so gar gestände, daß die ganze Geschichte, wie es ihm nicht wahrscheinlich wäre, eine Erdichtung sey, so wolle er es ihm als einen Jugendstreich vergeben, und ihn loslassen. Julius erfreut über diese Versicherung gieng wieder zu seinem Bruder, hinterbrachte ihm dieselbe, und bat ihn mit Thränen, sich doch nicht ins äusserste Unglück und seine Aeltern in unnennbaren Kummer zu stürzen, sondern die Sache aufrichtig zu gestehn; wozu endlich die Furcht Karln brachte, so daß er im nächsten Verhör alles, nebst der Ursache, die ihn zu dieser Erdichtung bewo-

gen, bekannte. Er hätte ein groſſes Verlangen gehabt, Hamburg zu sehn, und wäre daher von Berlin aus dahin geritten, ohne daß seine Aeltern etwas davon gewuſt hätten. Da er sich hier von allem Gelde entblößt gesehn, so wäre er genöthigt gewesen sein Pferd zu verkaufen, um dort zehren und hernach wieder zurück kommen zu können. Weil er sich nun vor dem Zorne seines Vaters wegen des eingebüßten Pferdes gefürchtet hätte, so hätte er seine Zuflucht zu dieser Erdichtung genommen, um dadurch den Verkauf desselben zu verdecken: welches er aber nimmer gethan haben würde, wenn er voraus gesehn hätte, daß die Sache so viel Aufsehn machen würde. Er hätte überhaupt keine Erdichtung fürs Publikum, sondern blos für seinen Vater machen wollen; und um dieselbe desto glaubwürdiger zu machen, und sich bey seinem Vater allenfalls auf das Zeugniß des Gastwirths berufen zu können, hätte er schon im voraus vorgebauet, und die Sache von den beyden Leuten die ihn gewarnet hätten, erdichtet. Er erhielt nach abgelegtem Geständniß einen nachdrücklichen Verweis und wurde darauf losgelassen, da denn beyde, Karl und Julius, an einem Tage, im Anfange des May aus Berlin reisten, jener zurück nach Magdeburg, und dieser nach Stralsund.

Auf dem Stettiner Postwagen, mit welchem er abreiste, befand sich unter andern Passagieren auch ein Portugiesischer Jude, der anfänglich etwas zurückhaltend schien, nach und nach aber, da er eins und das andre Urtheil von Julius hörte, etwas mehr Zutrauen zu ihm gewann, und sich endlich über allerley philosophische Materien in ein Gespräch mit ihm einließ. Julius freute sich über die schönen und richtigen Einsichten, welche Herr Ephraim Kalig, (so hieß der Jude) an den Tag legte, und wurde dadurch verleitet, mit ihm nach und nach auf theologische Materien zu kommen. Der Jude weigerte sich anfänglich, davon zu sprechen; es wären ungelehrte Christen da auf dem Postwagen, die sich nicht allein über das, was er nach seiner Ueberzeugung von der christlichen Religion sagen müste, ärgern, sondern die sich auch gegen ihn empören würden, so daß er allerley Ungemach von ihnen würde auszustehn haben. Er hielte es überdem für Pflicht, da die Religion für jeden Menschen die delikateste und heiligste Sache sey, vor keines Menschen Ohren, der zu schwach oder zu unverständig sey, etwas was wider seine Religion gesagt würde, tragen zu können, sich solche Reden entfallen zu lassen, die der andere für Spott oder Verachtung seiner Religion halten könnte. Julius wurde durch diese Antwort des Juden mit grosser Hochachtung

gegen ihn erfüllt, schämte sich selbst seiner Unbedachtsamkeit, und suchte dieselbe dadurch wieder gut zu machen, daß er das Gespräch auf andre Materien lenkte. In Oranienburg, der ersten Poststation jenseits Berlin, fanden sich noch drey neue Passagier, daß also der dortige Postmeister genöthigt war, ihnen einen Beywagen zu geben. Da diese Passagier grosse Lust bezeugten auf dem Hauptwagen zu sitzen, so räumte Ephraim und Julius ihnen ihren Platz ein, und setzten sich beyde allein auf den Nebenwagen. Sie setzten hier ihre philosophischen Gespräche fort, und unvermerkt kamen sie nun durch des Juden Veranlassung auf die christliche Religion und ihre Wahrheit: Ephraim gestand es ein, daß das Christenthum die vollkommenste und reinste Sittenlehre enthielte, demohngeachtet versicherte er, fest überzeugt zu seyn, daß weder Christus noch seine Apostel göttliche Gesändten gewesen wären. Julius fragte ihn, worauf sich denn diese seine Ueberzeugung gründete? Weil, sagte er, Christus ganz etwas anders gewollt hat, als nachher aus seiner Religion geworden ist. Wenn er nicht die Absicht hatte, ein weltlicher König werden zu wollen, und zwar ein König der Juden, wenn er wirklich ein blosses geistliches Reich aufrichten, und darin alle ohne Unterschied, Heyden und Juden, aufnehmen wollte, warum schränkte er sich denn bloß auf Judäa ein,

warum gieng er nicht selbst unter die Heyden und lehrte sie? warum entzog er sich so gar ausdrücklich den Heyden, und sagt, daß er nur zu den Juden gesandt sey? Es ist sichtbar, daß die Idee von einer solchen allgemeinen Religion nur erst hernach durch die Apostel entstanden ist, und diese also ganz von ihrem Lehrer abgegangen sind.

Julius erwiederte, mein lieber Freund, was sie da reden, scheint sich auf gar keine Kenntniß der Menschen und der Zeiten zu gründen. Ich will hier gar keine Beweise aus der Geschichte für das Christenthum brauchen, nicht einmal von seiner Ausbreitung und beständiger Erhaltung in dem kultivirtesten Theil der Welt reden, nichts von den an ihrem eignen Volk erfüllten Weissagungen Christi sagen, ob mir gleich jeder Einzelne den ich von diesem in seiner Art einzigen in der ganzen Welt zerstreuten Volk sehe, für meine Person der stärkste Beweis für die ganze biblische Geschichte ist, und also auch für das Christenthum. Ich will mich auch damit nicht aufhalten, daß sie sich selbst widersprechen, wenn sie der Moral Jesu die ihr gebührende Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie die vollkommenste und reinste sey, und gleichwohl den Urheber und Lehrer derselben, der ihr in seinem übrigen ganzen Leben gemäß handelte, für einen Betrüger halten wol-

len, der durch diesen seinen Betrug seine ganze Moral widerlegt hätte. Sondern ich will mich bloß darauf einschränken, auf ihre Zweifel, so viel sich hier auf dem Postwagen thun läßt, zu antworten. War Christus weiter nichts, als ein bloßer Zimmermanns Sohn, so würde der Einfall von einem solchen Menschen aus der niedrigsten Klasse des bürgerlichen Verhältnisses, sich zum Könige über das ganze Land aufwerfen zu wollen, so rasend, so schwärmerisch gewesen seyn, daß damit die reinste gesundeste Vernunft, die aus seiner ganzen Lehre hervorleuchtet, und selbst nach ihrem Geständniß hervorleuchtet, unmöglich bestehn könnte. Eins hebt das andre schlechterdings auf: entweder er kann die Moral nicht gelehrt haben, die er gelehrt hat, oder er kann den Gedanken nicht gehabt haben, ein weltlicher König werden zu wollen. Da ihm nun die erstere nicht abgesprochen werden kann, ohne allen historischen Glauben aufzuheben, da sie noch heutiges Tages im Christenthum vorhanden ist, so fällt das letztere von selbst weg. Alle seine Reden; gebt dem Kaiser was des Kaisers ist, des Menschen Sohn ist kommen, daß er diene, und nicht daß er sich dienen lasse, mein Reich ist nicht von dieser Welt, und tausend andere, ja alle seine Gleichnisse, worin er sein Reich beschreibt, zeugen davon, daß nichts weniger seine Absicht

gerissen, als ein weltliches Reich aufzurichten. Und in der That, wer diese Reden liest, und sie für wirkliche Reden Jesu hält, der müßte entweder den seltsamsten Verstand, oder den seltsamsten Vorsatz haben, oder auf das gelindeste zu reden, welches vermuthlich bey ihnen, mein Freund, der Fall ist, in den dicksten Vorurtheilen stecken, wenn er noch im Geringsten Jesu eine Absicht auf ein weltliches Reich zutrauen könnte. Es würde gar keine Kunst seyn, aus den Reden und Thaten Jesu einzelne Stücke heraus zu reissen, die die Absicht, welche man ihm andichten wollte, zu begünstigen schienen, zumal wenn sie so ohne ihren Zusammenhang auf einem Haufen da stehn: aber so verfährt kein ehrlicher Mann, wenn er den Zweck eines andern beurtheilen will, er nimmt vielmehr alles, was er von demselben weiß, zusammen, und übersieht es im Zusammenhange. Sie wissen doch, daß ein Prophet von zukünftigen Dingen nicht so deutlich und in so eigentlichen Ausdrücken reden kann, als der Geschichtschreiber von vergangnen; gleichwohl finden wir Weissagungen Christi von der Zerstörung Jerusalems und dem Untergange des Judenthums, durch feyerliche Zernichtung seines Tempels und öffentlichen Gottesdienstes, und alles dessen, was größtentheils das Wesen des Judenthums ausmacht, die fast eben so deutlich sind, als nur im

mer ein Geschichtschreiber von vergangnen Dingen sprechen kann. Sollte also der Christus, der die Vernichtung des jüdischen Staats und der jüdischen Religion vorherverkündigt, und mit dieser Vernichtung die eigentliche Entstehung seines Reichs verbindet, sollte der noch die Absicht haben können, ein weltliches Reich unter diesem Volk aufrichten zu wollen, und sollte er also wider sich selbst weissagen?

Ephraim. Mein lieber Herr, hinterher ist gut weissagen; was sie da lesen von der Zerstörung Jerusalems und des Tempels, das trift freylich mit dem Erfolg zusammen, aber das war keine Kunst, wenn es nachher geschrieben wurde, da der Erfolg geschehn war.

Julius. Wer einige Kenntniß der Geschichte hat, wird diese Behauptung wohl nicht unterstützen können. Er wird wissen, daß die Evangelisten ihre Nachrichten von den Reden und Thaten Jesu eine geraume Zeit vor der Zerstörung Jerusalems niedergeschrieben haben. Lassen sie uns nur bey dem einzigen Lukas stehn bleiben, der seine Apostelgeschichte mit der ersten Reise Pauli nach Rom, und seinem dortigen Aufenthalt schließt, da gar kein Grund abzusehn ist, warum er sie nicht weiter fortgesetzt hätte, wenn er später geschrieben hätte. Dies war aber noch geraume Zeit vor der Zerstörung Jerusalems: und noch

vor dieser Apostelgeschichte schrieb er sein Evangelium, worin jene merkwürdigen Weissagungen Christi stehn.

Ephraim. Woher wissen sie denn, mein Herr, daß ein Lukas, der vor der Zerstörung Jerusalems gelebt, das Evangelium geschrieben, und wenn dies auch wäre, daß nicht ein andrer nach ihm es verändert, und solche Stellen, wie die Weissagungen von der Zerstörung Jerusalems sind, eingeschoben habe?

Julius. Wer solchen Einwurf im Ernst für einen Einwurf halten kann, der kann auch gegen alles, wo er nur will, ja gegen die ganze Weltgeschichte Einwürfe machen. Indessen wird doch, um diesen Einwurf gehörig zu unterstützen, oder auch nur um die Widerlegung desselben zu verstehn, Kritik erfordert, und wer die nicht versteht, sollte Bedenken tragen, einen solchen Einwurf zu machen; weil es ihm sonst leicht gehn möchte, wie dem galonirten Herrn, den die Jungen, die dem Apelles die Farben rieben, auslachten, da er von Kontour und Kolorit sprechen wollte. Es würde ihnen vielleicht nur lange Weile machen, wenn ich einen kritischen Beweis für die Aechtheit der Evangelien und besonders dieser Stücke, die die Weissagungen von der Zerstörung Jerusalems enthalten, führen wollte. Ich will also hievon nichts mehr sagen, zumal da der ganze

Gedanke, daß Christus ein weltliches Reich habe stiften wollen, an sich so unerheblich, so wenig gegründet ist, und sich bey jedem aufmerksamen Leser des Neuen Testaments so leicht widerlegt, daß ich nichts weiter dagegen vorzubringen nöthig habe. Ich will ihnen statt dessen lieber ein paar Worte auf ihren andern Einwurf antworten, warum Christus sich blos auf Judäa eingeschränkt, warum er nicht, wenn seine Religion eine allgemeine nach seiner Absicht werden sollen, selbst unter die Heyden gegangen. Sie werden doch wohl ohne Zweifel so gut von ihrer eignen Religion denken, daß sie dieselbe für die wahre halten. Wir Christen sind darin mit ihnen einig, daß wir die jüdische Religion, bis zu ihrer völligen feyerlichen Aufhebung, und bis zur Zernichtung des jüdischen Staats und der Einführung des Christenthums in die Welt für die einzige von Gott autorisirte Religion halten. Eben hiebey offenbaret sich Gottes Hand bey der Einführung des Christenthums von mehr als Einer Seite. Einmal dadurch, daß es in dem Schooß der Religion entstand, die bis dahin die von Gott autorisirte war; dies ist ein so wesentlicher Umstand, daß es dem zufolge ganz unmöglich war, daß das Christenthum als wahre, als göttliche Religion aus dem Heydenthum seinen Ursprung hätte nehmen können. Fürs andere, daß es gerade zu der Zeit

entſtand, da es entſtand. Wäre es früher entſtanden, und das Judenthum noch lange daneben beſtanden, ſo würde man es nicht für göttlich haben halten können, da zwo verſchiedene göttliche oder wahre Religionen ſo wenig neben und mit einander beſtehn können, als am Himmel zwo Sonnen. Eher aber konnte Gott die jüdiſche Religion auch nicht aufheben, als bis die chriſtliche ihren Anfang genommen hatte; die letztere hätte dann in dem Schooß des zu allen Zeiten von Gott verabſcheuten Heydenthums entſtehn müſſen: und überhaupt geſchieht es in der ganzen Natur, wo irgend eine Veränderung vorgeht, nicht, daß das Alte eher weggeworfen wird, als bis das Neue oder wenigſtens der Anfang des Neuen da iſt; und Gott pflegt in der moraliſchen Welt nach eben der Analogie zu handeln, nach welcher er in der phyſikaliſchen handelt. Dieſer zufolge ließ Gott das alte, für die nicht mehr kindiſche, ſondern nun aufgeklärtere Welt unbrauchbare Judenthum, gerade nur ſo lange noch ſtehn, bis das Chriſtenthum in demſelben hinlänglich Wurzel gefaſt hatte, um ſich ausbreiten zu können, und nun vertilgte er es. Und mich dünkt, die Revolution, die mit dieſem Volke vorgegangen iſt, und die die einzige in ihrer Art in der ganzen Welt iſt und ſeit Anbeginn der Welt geweſen iſt, müßte ſchon jeden vernünfti-

gen Menschen auf eine besondre dabey obwaltende Absicht der göttlichen Fürsehung aufmerksam machen.

Ephraim. Sie sehn vielleicht darauf, daß wir nicht von unsern Besiegern verschlungen sind, daß unsre Nation noch überall vorhanden ist. Aber Mein! wir sollen ja selbst nach der Prophezeihung ihres Christus bis an das Ende der Welt übrig bleiben, da er versprochen hat, auf den Wolken des Himmels wieder zu kommen, und das Himmelreich anzufangen. Ich denke aber nicht, daß wir vor der Hand aussterben werden, es wird also mit der Wiederkunft auch wohl noch gute Zeit haben.

Julius. Was meynen sie damit?

Ephraim. Es heist ja ausdrücklich in ihrer Bibel: dies Geschlecht wird nicht vergehn, bis daß es alles geschehe.

Julius. Können sie Griechisch? mein lieber Herr.

Ephraim. Nein. Ich hätt es immer gerne gelernt, habe aber keine Gelegenheit dazu gehabt.

Julius. Nun so glauben sie es mir wenigstens zu, daß das Wort, was da im Griechischen steht, nicht eine Nation, sondern ein Zeitalter bedeutet. Dies Zeitalt wird nicht aussterben, sagt Christus, von diesen meinen Zeit-

genossen werden noch einige übrig seyn, wenn das alles geschieht.

Ephraim. Ich weiß wohl, daß einige von ihren Gelehrten so erklären; aber Mein, denn hätte ja ihr Christus vollends eine grobe Unwahrheit gesagt. Ist er denn wieder gekommen bis heut und diesen Tag?

Julius. Allerdings. Ich habe ihnen schon vorhin gesagt, daß Christus den eigentlichen Anfang des Himmelreichs oder des Christenthums in den Zeitpunkt setzt, wo Jerusalem erobert, und der Tempel zernichtet ward, den selbst ein heydnischer Feldherr, der ihn erhalten wollte, nicht erhalten konnte, weil Gottes Vorsehung in ihm das Judenthum zerstören wollte. Wenn Christus also vom Kommen zum Gericht, vom Kommen in sein Reich spricht, so versteht er darunter die grosse Revolution, die mit Judäa und dem Judenthum vorgehn sollte, und sein Gericht über dieses Volk. Und dazu paßt diese und mehrere Stellen vollkommen. Ungefähr sieben und dreyßig Jahre nachher, da Christus dieses sagte, wurde Jerusalem zerstört; damals waren noch genug von seinen Zeitgenossen übrig, zu denen er dies sagte. Hiemit stimmt eine andre Stelle vollkommen überein, wo es heißt: wahrlich ich sage euch, es sind etliche unter denen die hie stehn, die den Tod nicht schmecken werden, bis daß sie

des Menschen Sohn kommen sehn in sein Reich. Imgleichen die, wo er von Johannes sagt, er wolle daß er bleibe, bis er komme: und dieser war der alten Ueberlieferung nach auch gerade der einzige Apostel, der die völlige Aufhebung des Judenthums erlebte. Aber ich bin von meiner Beantwortung ihrer ersten Frage, warum Christus nicht unter die Heyden gegangen, wieder abgekommen. Meine ganze Antwort besteht in einigen kurzen Sätzen, wovon ich ihnen den einen schon vorgetragen habe; und die ich, wo möglich, hernach etwas weiter aus einander setzen will. Erstlich, der Lehrer und Stifter der neuen göttlichen Religion, muste unter den Trümmern der alten aufstehn, also unter den Juden seyn und lehren, nicht unter den Heyden. Fürs andre, sein Aufenthalt auf Erden konnte in dieser Qualität nicht von langer Dauer seyn: und also blieb nicht Zeit genug übrig mit Frucht beydes unter Juden und Heyden zu wollen. Drittens, würde höchstwahrscheinlich der Aufenthalt Christi unter den Heyden eine zweckwidrige Wirkung auf sie gethan haben. Wider meinen ersten Satz wird hoffentlich wenig einzuwenden seyn; der zweyte aber gründet sich freylich auf eine Voraussetzung die sie mir nicht zugeben werden; indessen wenn sie dies auch nicht wollen, so hören sie an, wie ich nach meiner Ueberzeugung mir die Sache vorstelle.

Ich halte nemlich Jesum für mehr als einen Menschen, und dies zu thun berechtigt mich das Neue Testament, sowohl die Ausdrücke die er von sich selbst, als die seine Apostel von ihm brauchen. Er war also eine ausserordentliche, eine wunderbare Person, und seine Erscheinung und Aufenthalt auf Erden selbst also nichts anders als ein Wunder, eine Stöhrung des ordentlichen Laufs der Maschine Gottes, eine gewaltthätige Wirkung auf den Verstand der Menschen. Nun ist, so viel wir aus der Analogie wissen, es der Weisheit und dem Gefallen Gottes zuwider, ein Wunder, das ist eine gewaltthätige ausserordentliche Wirkung, lange dauern, und den ordentlichen Lauf der Dinge auf eine lange Zeit unterbrechen zu lassen. Blieb Christus eine längere Zeit auf Erden und wirkte fort, so gab es doch nur zween Wege, auf welchen er die Menschen nach und nach zur Ueberzeugung bringen und unter ihnen wirken konnte; entweder durch unaufhörlich fortgesetzte Wunder, oder durch den ordentlichen moralischen Weg der Belehrung, des Unterrichts. So wenig eine Uhr, wobey entweder der Künstler selbst oder ein andrer sich hinstellen, und den Perpendikel hin und her werfen muß, ihrem Künstler Ehre macht, so wenig scheint es Gott angemessen, überall die Menschen durch Wunder zur Ueberzeugung zu bringen. Wenn er dies

gewollt hätte, so durfte er nur auf einmal allen Menschen unmittelbar das Christenthum eingeben, und die ganze Vorbereitungsanlage, die er seit Anbeginn der Welt durch seine Fürsehung dazu veranstaltet hat, war nicht nöthig. Hingegen war es seiner Weisheit vollkommen angemessen, der Maschine, die eines neuen Stosses bedurfte, diesen Stoß zu geben, und sie dann weiter ihrem ordentlichen hieraus entstehenden Lauf zu überlassen. Wenn Jesus also nicht unaufhörlich diesen gewaltthätigen Weg, die Menschen durch Wunder zum Christenthum zu bringen, einschlagen wollte, so blieb kein andrer als der durch Unterricht oder Belehrung übrig. Hätte es aber zu diesem wohl einer ausserordentlichen Person bedurft? und konnten nicht seine Apostel und ihre künftigen Schüler durch denselben eben so gut wirken? Ich will nichts davon sagen, daß die Abwesenheit immer mehr Achtung und Ehrfurcht einflößt, als die Gegenwart, noch von tausend andern Dingen. Ein längrer Aufenthalt Jesu auf Erden würde also zweckwidrig und unnütz gewesen seyn; sollte derselbe aber auf so wenig Jahre eingeschränkt werden, als er wirklich eingeschränkt wurde, so blieb wahrlich keine Zeit übrig, unter Heyden und Juden herumzuschweben, sondern da seine Jünger die eigentlichen Werkzeuge der Pflanzung des Christenthums seyn

ſollten, ſo war dieſe Zeit nöthig genug, um dieſelben hinlänglich zu unterrichten, und zu dem Geſchäft, wozu ſie gebraucht werden ſollten, gehörig vorzubereiten. Endlich aber hätte auch der Aufenthalt Chriſti unter den Heyden gar widrige Folgen haben können, und würde ſie wahrſcheinlich gehabt haben. Er hätte ſich entweder als bloſſer Menſch unter ihnen zeigen müſſen; und wozu dies? was würde er dadurch gewonnen haben? oder er hätte ſich als der auſſerordentliche, der er war, gezeigt, hätte Wunder verrichtet, und andre Spuren ſeines höhern Urſprungs gegeben. Was würden die Heyden nach ihren theologiſchen Vorurtheilen dabey gethan haben? Sie würden ihn für Merkur oder Jupiter gehalten, und nebſt ihren übrigen Göttern ihm geopfert, oder ſie würden ihn auch für einen Zauberer erklärt haben. Sie ſollten alle zur Idee eines einigen und unſichtbaren Gottes gebracht werden; war ein wunderthätiger übermenſchlicher Stifter dieſer Religion unter ihnen gegenwärtig, ſo würden ſie aufs neue dadurch zur ſinnlichen Vorſtellung der Gottheit, und zu einer andern Art von Vielgötterey gekommen ſeyn.

Ephraim. Vermuthlich doch wohl zu keiner ſchlimmern, als die ſie jetzt haben. Glauben ſie es mir, mein Herr, ich kenne viele vernünf-

tige Leute meiner Nation, die das unbedeutende und willkührliche vieler unsrer Cäremonien einsehn, die vielleicht sich entschliessen würden zum Christenthum überzutreten; und ich weiß nicht, was ich etwa selbst thäte, wenn sie nicht die greuelhafte Lehre von drey Göttern hätten, die dem wesentlichen Inhalt und ersten Grundsatz unsrer Religion schnurgerade entgegen ist, die selbst nicht einmal in ihrer Bibel gegründet ist, wovon ihr Paulus gerade das Gegentheil sagt, wenn er den Christus den erstgebohrnen aller Kreatur nennt, und sagt, daß er dem Vater unterworfen sey, auf daß Gott alles in allem sey. Sie können es uns wahrhaftig nicht verdenken, wenn wir sie Gojim nennen; sie verdienen es schon um dieser einen Lehre willen.

Julius. Ist es ihnen wohl bekannt, daß es viele Christen gegeben hat, und noch giebt, die die Lehre von der Dreyeinigkeit nicht annehmen, und die man deswegen Antitrinitarier nennt?

Ephraim. O ja! das weiß ich sehr wohl.

Julius. Nun so werden sie wenigstens hieraus sehn, daß einer auch ein Christ seyn, und gleichwohl in dem Punkt von der Einheit Gottes denken kann, wie sie. Aber fürs andere handeln sie wirklich unbillig, und ohne genugsame Kenntniß dessen, wovon sie reden, wenn sie den gröf-

sern Theil der Christenheit, wegen der Lehre von der Dreyeinigkeit, der Vielgötterey beschuldigen. Wenigstens müssen sie die Lehre selbst, wie sie ursprünglich ist und von Verständigen verstanden wird, von ungeschickten Redensarten unvernünftiger Leute unterscheiden, die eine Art von Frömmigkeit darin setzen, recht albern davon zu reden. Dieser Leute Thorheit muß nicht der ganzen Christenheit zur Last fallen.

Ephraim. Sie mögen zur Entschuldigung sagen was sie wollen, so werden sie niemals bewirken können, daß sich nicht die gesunde Vernunft eines jeden denkenden Menschen, der auch kein Jude ist, wider diese Lehre empöre. Und wenn ihre Apostel damals, als sie ihr System, ihr von der Absicht ihres Lehrers so weit abweichendes System machten, diese Lehre mit hinein gewebt und vorgetragen hätten, so hätten sie sich gewiß nicht schmeicheln dürfen, den geringsten Beyfall unter unsrer Nation zu erlangen.

Julius. Verzeihen sie, mein Herr, was sie da sagen, ist nicht allein unerwiesen und ohne den geringsten Grund, sondern ich muß auch noch hinzusetzen, ungerecht und unvernünftig. Wie, oder worin ist das System der Apostel von der Absicht Jesu verschieden? wollen sie dadurch wieder so etwas vom weltlichen Reich andeuten, so habe ich ihnen hierauf schon zur Gnüge geant-

wortet. Es macht überhaupt dem menschlichen Herzen keine Ehre, von einem Menschen lieber das Schlimmere als das Bessere zu glauben, und die schlimste Absicht bey seinen Handlungen und Unternehmungen vorauszusetzen; abscheulich ist es, wenn man dies gar bey einem rechtschaffnen Mann, oder gar bey dem Rechtschaffensten thut; und wenn man vollends demselben so eine Absicht andichtet, die durch alle seine Reden, Gesinnungen und Thaten widerlegt wird, so weiß ich gar keinen Namen, womit ich dies Verfahren belegen soll Und was den andern Vorwurf betrift, daß die Apostel das System selbst gemacht, die Auferstehung Christi, und die ganze Lehre von einer geistlichen Erlösung durch ihn erdichtet hätten, so begreife ich nicht, wie ein vernünftiger Mann, wofür ich sie doch nach ihren übrigen Aeusserungen halten muß, auf eine so widersinnige Behauptung gerathen kann. Halten sie denn die damaligen Fischer für klüger und aufgeklärter als unsre jetzigen? Und wenn dies nicht ist, wie es ihnen denn schwer werden möchte, zu beweisen, so versuchen sie es einmal, und lassen sie eine Gesellschaft Berliner, Hamburger oder Magdeburger Fischer die Köpfe zusammenstecken, und sehen sie zu, ob sie fähig seyn werden ein Religionssystem heraus zu bringen, und noch dazu das allervernünftigste und reinste Religionssystem, das

je in der Welt gewesen ist. In der That, wer das seinen Vorurtheilen zu gefallen glauben kann, der muß sich entschliessen können, jeden Widerspruch, jede noch so widersinnige Behauptung für wahr anzunehmen; der muß auch annehmen können, daß die ganze Algeber von einer Gesellschaft Bauern ohne alle Kenntniß erfunden sey. So moralisch unmöglich als das eine ist, ist auch das andre. Und wie erniedrigend ist diese Vorstellung für Gott und dessen Fürsehung? Das Christenthum ist doch ohne Zweifel das mächtigste Werkzeug in der Hand der göttlichen Fürsehung zur Aufklärung und Besserung der Welt gewesen; und Gott sollte sich, um eine partiale Aufklärung und Besserung in einem Theile Griechenlandes zu befördern, eines unbescholtenen rechtschaffenen Weisen, hingegen um eine allgemeine Aufklärung der ganzen Welt zu befördern, und eine noch gesundere und reinere Sittenlehre, als die Sittenlehre des Sokrates war, unter die Menschen zu bringen, einer Rotte Betrüger aus dem niedrigsten Pöbel bedient haben? Sollte nicht bey den mancherley Uneinigkeiten, die zwischen Paulus und den andern Aposteln waren, einer des andern Betrug in der Hitze des Zanks aufgedeckt haben, wenn Betrug verhanden gewesen wäre? Sollte es moralisch möglich gewesen seyn, daß Paulus, ein eifriger Verfolger der Christen,

den Betrug derer unterſtützt und befördert hätte, die er verfolgte? Erſcheint uns denn dieſer enthuſiaſtiſche von Eifer für ſeine väterliche Religion, für Wahrheit, Aufrichtigkeit und Tugend durchdrungene und glühende Paulus; als ein ſo leichtſinniger irreligiöſer Menſch, daß er ohne Bedenken ſeine väterliche Religion wegwirft, und einem neuen Syſtem anhängt, wovon er weiß, daß es Betrug iſt? Sollte eben dieſer Paulus ſo nachdrücklich verſichert haben, iſt Chriſtus nicht auferſtanden, ſo iſt unſer Glaube eitel, und es doch bey ſich ſelbſt mehr als zu gut gewußt haben, daß ſeine Auferſtehung weiter nichts als ein bloſſes Vorgeben ſey? Ich will nicht einmal fragen, was die übrigen Apoſtel für eine Abſicht oder Vortheil durch ihren Betrug hätten erreichen können; ich will bloß bey dem einzigen Paulus ſtehn bleiben. Es wäre doch wohl der ſonderbarſte Einfall von der Welt geweſen, wenn dieſer Mann, dem man doch einen hohen Grad der Vernunft nicht abſprechen kann, darauf gekommen wäre, einen hingerichteten Betrüger in der Welt groß und herrlich zu machen, ſich um deſſen willen geiſſeln, ſchmähen und verfolgen zu laſſen, ſich um deſſen willen von ſeiner ganzen Nation anfeinden zu laſſen, ſich um deſſen willen unzähligen Lebensgefahren auszuſetzen: ohne das geringſte dadurch zu erreichen, und ohne irgend eine Leidenſchaft dadurch zu befriedigen. Dabey überall Freudigkeit und

ein gutes Gewissen zu zeigen, überall wider Betrug, Lügen und alle Laster zu eifern, überall Wahrheit, Aufrichtigkeit und alle Tugend anzupreisen, und das in einer Sprache, der der gefühlloseste es ansehn kann, daß sie aus der Fülle des Herzens fließt. Wer sich einen solchen moralischen Widerspruch als möglich denken kann, der muß sich eben so gut bereden können, daß Cartouche der gewissenhafteste Mann gewesen, und daß Leibnitz und Neuton in ihrem vierzigsten Jahre bey einem Mädchenschulmeister das A. B. C. gelernt haben. So unmöglich das eine ist, ist auch das andere.

Ephraim. Aber Mein! wenn das mit der Auferstehung so ganz seine Richtigkeit gehabt hätte, warum ließ er sich denn nicht vor einem unsrer Priester oder Schriftgelehrten sehn?

Julius. Weil dies auf alle Fälle unnütz gewesen wäre. Entweder er hätte die Leute dadurch überzeugt oder nicht. Hätte er sie überzeugt, so würde diese Ueberzeugung für diese Leute von keinem moralischen Nutzen gewesen seyn, weil sie zu gewaltthätig war. Wenn Gott die Leute allenthalben mit der Nase auf die Wahrheit und das Gute stossen wollte, so würde alle Moralität in der Welt aufhören; und die Affen würden eben so viel Tüchtigkeit zum Himmelreich haben, als die Menschen. Auch zur Vermehrung

unſrer Ueberzeugung, und zur Minderung der Einwürfe der Zweifler und Unchriſten würde dies nichts beygetragen haben. Denn dieſe würden dann mit eben der Frechheit behauptet haben, daß die Jünger Chriſti, welche uns Schriften hinterlaſſen, dieſe Erſcheinungen Chriſti bey den Prieſtern und Schriftgelehrten erdichtet hätten, als ſie ſolches jetzt von den Erſcheinungen Chriſti bey ſeinen Jüngern ſagen. Hätten ſich aber Prieſter und Gelehrte durch Erſcheinungen des auferſtandenen Chriſtus nicht überzeugen laſſen, wie es ihrer Vorurtheile und irdiſchen Vortheile wegen höchſt wahrſcheinlich iſt, ſo würden dieſe Erſcheinungen für ſie nicht nur völlig unnütz geweſen ſeyn, ſondern ſie würden auch die elenden Leute nur noch unglücklicher, und ihre Verantwortung vor Gott nur noch ſchwerer gemacht haben. Auch für uns und unſre Zeitgenoſſen würde dies von gar keinem Nutzen geweſen ſeyn: unſre Spötter würden geſagt haben: da ſeht ihr, daß alle dieſe Erſcheinungen nur erdichtet oder vorgegeben ſind, wären ſie wahr geweſen, ſo würden die Phariſäer und Schriftgelehrten wohl zum Chriſtenthum übergetreten ſeyn. — Und die Wahrheit zu ſagen, was würde das Chriſtenthum an dieſen ſchlechten heuchleriſchen Leuten gewonnen haben; die daſſelbe vielmehr durch ihre ſchlechte Denkungsart gleich im Anfange würden ſtin-

kind gemacht haben? Die vermöge ihres geistlichen Stolzes, und des gänzlichen Mangels von Gefühl geistlicher Dürftigkeit, und der daher nöthigen Bekehrung und gänzlichen Umänderung der Gesinnung, zum Christenthum ganz untüchtig waren; das eine solche Sinnesänderung verlangte und voraussetzte.

Ephraim. Aber, mein Herr, wissen sie denn wohl, daß unser Geschichtschreiber Josephus von der ganzen Sache kein Wort sagt, ausser einer Stelle, die die Christen herein geschoben haben? kommt ihnen das nicht verdächtig vor?

Julius. Ganz und gar nicht. Daß die Stelle eingeschoben sey, will ich ihnen zugeben, aber Eintrag thut Josephi Stillschweigen dem Christenthum nicht; ich halte es vielmehr für das stärkste Zeugniß, was ein Jude von seinem Verstande und seiner Aufklärung dem Christenthum geben konnte. Sein Stillschweigen vom Christenthum rührt entweder daher, weil er nichts von der ganzen Sache wußte, oder weil er mit Vorbedacht nichts davon sagen wollte. Das erstere läßt sich ganz und gar nicht denken: zu einer Zeit, da schon so viele tausend Christen zu Rom, und über eine Million im ganzen römischen Reich war, sollte ein sorgfältiger und genauer Schriftsteller, in dem Lande, wo diese Parthey entstanden ist, nichts davon gewußt haben? Er schwieg

also, weil er nichts davon sagen wollte. Hievon lassen sich zweyerley Gründe denken; er wollte entweder nichts davon sagen, weil er die Sache zu unwichtig hielt, oder weil er sie seiner Nation für nachtheilig hielt. Das erstere findet bey seiner grossen Genauigkeit, jeden Aufstand, jede Begebenheit von einiger Erheblichkeit, die in seinem Volk vorgefallen, zu erzählen, nicht statt: denn bey dem grossen Aufsehn, was die Christen zu seiner Zeit schon machten: konnte ihm die Sache unmöglich unwichtig scheinen; wenigstens erzählt er tausend andre, die um ein Unendliches minder wichtig waren. Es bleibt also nichts anders übrig, als daß er sie deswegen nicht erzählt, weil er sie seiner Nation für nachtheilig hielt. Und ist dies nicht das redendste Zeugniß für's Christenthum?

Die Post befand sich jezt vor dem Thore von Zehdenik; es ist gut, sagte Ephraim, daß wir an der Station sind, wo ich mich von ihnen trennen muß, sie machten mich sonst noch wohl gar zum Christen. Ich zweifle nicht, erwiederte Julius, daß sie es werden würden, wenn sie das Neue Testament einigemal bedächtig und ohne Vorurtheil durchläsen. Dies ehrwürdige Buch, von unpartheyischen Augen angesehn, ist die beste Apologie fürs Christenthum. — — Ephraim nahm vor dem Posthause in Zehdenik

einen sehr zärtlichen und freundschaftlichen Abschied von Julius, und reiste nach Stretitz; Julius aber setzte seinen Weg über Prenzlow nach Stralsund fort, wo er gesund anlangte, und, seinem Versprechen gemäß, seinem ängstlichen Vater unverzüglich seine Ankunft meldete.

Stralsund, den 12 May 1760.

Bester Vater!

Sie werden nun hoffentlich das Vergnügen haben, meinen Bruder wieder bey sich zu sehn, und ohne Zweifel auch von ihm den ganzen Verlauf seiner Begebenheiten erfahren haben. Ich wünschte, daß er den beneidenswerthen Vorzug immer bey Ihnen zu seyn, den er vor mir zum voraus hat, recht erkennen und schätzen möchte. Vorgestern bin ich hier glücklich und gesund angelangt, aber mit welchen Empfindungen, weiß Gott am besten; da ich den nicht mehr sehe und dessen lehrreiche Gespräche nicht mehr höre, der mir sonst den Aufenthalt hier zum Paradiese machte. Ich weiß nicht, wie so leer und öde alles hier um mich ist; selbst den ehrlichen Lars vermisse ich, und es geht mir nahe, daß er nicht mehr hier im Hause ist. Er soll zwar noch dann und wann hieher kommen, aber selten; und nie ohne Thränen aus dem Hause gehn. Dagegen sieht man ihn alle Tage in der Nikolaikirche, wo er

vor der Kapelle, worin sein Herr begraben ist, steht, mit gen Himmel aufgehabnen Augen, und Thränen der Dankbarkeit weint. Meine Tante aber scheint ihren Verlust schon zum Theil vergessen zu haben, wenigstens äussert sie ihren Schmerz darüber nicht mit dem Grad der Lebhaftigkeit, womit ich ihn an ihrer Stelle äussern würde. Sie scheint mir so gar beynahe muntrer und heitrer zu seyn, als sie mir sonst vorkam. Auch die guten unschuldigen Kinder scheinen es nicht ganz zu empfinden, was sie verloren haben, wenigstens die jüngsten nicht. Sie freuten sich ausserordentlich, da sie mich wieder sahen; hüpften um mich herum und hiengen an meinem Halse und an meinen Lippen. Mit der künftigen Woche werde ich meinen Unterricht bey ihnen anfangen, und dadurch eine meiner heiligsten Pflichten erfüllen, die ich der Asche des besten und verehrungswürdigsten Mannes schuldig bin, den ich je gekannt habe. Empfehlen Sie mich meiner würdigen Frau Mutter bestens. Ich bin u. s. w. Julius Weissenfeld.

Die Hofräthinn spöttelte etwas darüber, daß Julius das Wörtchen von vor seinem Namen wegließ, indessen war es ihr gewissermassen lieb, daß er sich auf diese Art von den Vorrechten des Adels, den sie ihrem Mann gewiß

nicht um seinetwillen gekauft hatte, ausschlösse, und daß dadurch auch in Zukunft einmal alle Verbindung und Verwandschaft zwischen Karls und Julius Nachkommenschaft erlöschen würde. Hingegen ärgerte sie sich nicht wenig, wenn sie an Karln auch keine sonderliche Lust, sich Herr von zu nennen, bemerkte; sie äusserte dabey, er müsse wohl diese niederträchtige Denkungsart von seinem Bruder angenommen haben. Ungeachtet übrigens der Hofrath von der erdichteten Entführung Karls durch einen Brief von Julius bereits unterrichtet, und die ganze Stadt davon voll war, so war doch die Hofräthinn von der Liebe gegen ihren Karl so verblendet, daß sie, aller ihrer sonstigen Schlauheit ungeachtet, es noch immer fest glaubte, oder vielmehr glauben wollte, daß ihr Sohn wirklich entführt worden. Da Karl aber diese ihre Leichtgläubigkeit gewahr ward, machte er sich derselben zu Nutze, und blieb wenigstens im Hause seiner Aeltern dabey, daß die vorgegebene Geschichte wirklich wahr sey; um sich aber aus der Verlegenheit zu bringen, von andern des Gegentheils geziehen zu werden, äusserte er mehrmalen, daß er weder selbst gerne davon spräche, noch auch andre davon sprechen hörte. Sein Vater war zwar nicht so leichtgläubig als seine Mutter, mußte es seiner Frau zu gefallen doch aber auch glauben. Diese sprach

zwar aus Furcht vor ihrem Sohn in seiner Gegenwart nicht davon, wenn sie sich aber ohne ihn in einer Gesellschaft befand, so pflegte sie gerne darauf anzuspielen; doch so, daß sie allemal zu verstehn gab, es sey eine Sache, wovon man ihrer Wichtigkeit wegen, und um der Hyheit der Dame willen, die darin verwickelt sey, nicht laut reden dürfe. Uebrigens hielt sie es immer für eine grosse Ehre, die ihrem Sohn widerfahren sey, daß er ein solches Abentheuer erlebt hätte. Dagegen wurde dies für Andre, die die Sache besser wusten, ein neuer Stoff zum Spott über sie, so daß man sie auch schon hienach die gnädige Frau Mutter des entführten Junkers benannte.

Hofrath Weissenfeld war zwar eines grossen Kummers entledigt worden, da er theils die verunglückten Hefte seines Kommentars zum Theil wieder ersetzt hatte, theils, und dies gereichte ihm hauptsächlich zur Aufmunterung, daß Bischof seines Verhafts, worein er durch ihn und seine Unvorsichtigkeit gerathen war, wieder entledigt worden; nachdem in einem über ihn gehaltenen strengen Verhör befunden war, daß er bey dem Vorfall, der zuerst zu seinem Austreten Gelegenheit gegeben, vollkommen Recht gehabt, und unverschuldeter Weise zum Austreten gleichsam war gezwungen worden: und er hinlänglich dargethan hatte, daß

ihn bloß die Furcht das zweytemal dazu verleitet hätte. Sobald er losgelaſſen war, gab er ſein Verlangen zu erkennen, unter der Preuſſiſchen Armee Dienſte zu nehmen, und da es ſich gerade fügte, daß ein Freyregiment Huſaren errichtet wurde, ſo war er ſo glücklich, unter demſelben eine Rittmeiſterſtelle zu erhalten. So wie aber der Hofrath hiedurch auf der einen Seite eines groſſen Theils ſeiner Sorgen entledigt ward, ſo wurde er auf der andern Seite ſehr durch die Betrachtung beunruhigt, daß ſein Sohn ein Taugenichts wäre, an dem alles Geld was er bisher gekoſtet, umſonſt verſchwendet ſey. Dies ließ er täglich ihn ſowohl als ſeine Frau anhören, und nannte ihn faſt gar nicht anders als den Bärenhäuter. Seiner Frau, die ihm zwar hierauf nie etwas ſchuldig blieb, ſondern ſich vielmehr den ganzen Tag, ſo wohl wenn ſie allein waren, als in Gegenwart fremder Leute mit ihm herumzankte, fiel dies doch zuletzt unerträglich, und ſie ſann auf allerley Mittel, ihren Sohn auf irgend eine Art anzubringen. Das ehrenvolleſte und beſte ſchien ihr zu ſeyn, wenn ſie einmal einen Regierungsrath in ihm erblicken könnte. Daß er hiezu gelangen würde, bezweifelte ſie um ſo weniger, da er jetzt ein Edelmann ſey, und ihm alſo ſein Stand und ſein Geld ſchon beträchtliche Vorzüge vor andern gäben. Auſſerdem hätte

ſie nicht allein das gewiſſe Glück, ihn als Referendarius immer bey ſich zu behalten, ſondern auch die Hofnung, daß er dereinſt als Regierungsrath vielleicht in Magdeburg bliebe. Ferner hätte er vor vielen andern Referendarien den Vortheil voraus, daß ſeine Aeltern an Ort und Stelle wären, daß ihm Wohnung und Tiſch nichts koſteten, und er in aller Abſicht von ihnen leichter unterſtützt werden könnte. Eine Zeitlang wählte ſie aber doch noch, ob ſie ihn lieber bey der Regierung, oder bey der Kammer anbringen wollte; ſie wog die Titel ſorgfältig gegeneinander ab, und da ſchien ihr der Titel Regierungsrath doch vorzüglicher, als Kriegsrath. Ihr Mann muſte alſo auf ihr Verlangen ein Memorial an die Regierung entwerfen, und darin bitten, daß man ihn zum Referendarius annehmen möchte. Es wurde bewilligt unter der nöthigen Bedingung, wenn er leiſtete, was er zu leiſten hätte. Es kam zum alſo zum Examen; Karl zitterte, als wenn er hätte zum Gericht geführt werden ſollen, indeſſen verließ er ſich auf die Gewogenheit einiger Herrn Räthe, die ſeines Vaters gute Freunde waren, und hofte durch dieſe beym Examen wohl durchzukommmen, und was die Proberelation beträfe, ſo könnte ſein Vater dieſe für ihn machen. Doch ſchauderte ihn auch nicht wenig, wenn er an ſeine künftige Arbeit

dachte und ſich vorſtellte, daß er in Zukunft Geſchäfte verrichten müſte, die Genauigkeit, Fleiß und anhaltendes Sitzen erforderten; wie ihm andre Referendarien, die er kannte, ſeine künftigen Geſchäfte beſchrieben hatten. Allein dieſe letztere Beſorgniß fiel von ſelbſt weg, da ſein Examen ſo ſchlecht ausfiel, daß er nicht auf eine einzige Frage zu antworten wußte, und daher, aller Bitten ungeachtet, abgewieſen wurde. Ja dies wurde noch dazu eine Gelegenheit, daß ſeine Aeltern mit verſchiedenen angeſehenen Häuſern aufs ärgſte zerfielen. Seine Mutter ſchickte nemlich in dies oder jenes Haus beträchtliche Geſchenke, um dadurch den Streich noch abzuwenden, allein ſie wurden ihr mit derben Komplimenten zurückgeſchickt, und ihr dabey geſagt, man ſey bey der Regierung der Niederträchtigkeit nicht gewohnt, ſich durch Geſchenke blenden zu laſſen, um deren willen Unrecht zu thun, und ein unwürdiges Mitglied aufzunehmen. Beyde Aeltern wollten raſend werden für Zorn und Verdruß; Weiſſenfeld über ſeinen Sohn, daß er ein ſolcher Taugenichts wäre und nichts gelernt hätte, und ſeine Frau über die, welche ihn abgewieſen hätten; welches ſie einer bloſſen Kabale beymaß, keinesweges aber der Ungeſchicklichkeit ihres Sohnes, an deſſen Droiture ſie im mindeſten nicht zweifelte. Indeſſen wurde die Sache in der ganzen Stadt

ruchtbar, und das Weissenfeldische Haus fand sich aufs äusserste dadurch beschimpft, Karl durfte sich fast nirgends sehn lassen, und seine Mutter zog sich auch noch mehr als schon vorher geschehn war, zurück. Zu Hause wurde der unglückliche Zustand zwischen beyden Aeltern noch verschlimmert, und das Misverständniß unter ihnen ärger, so wie die Vorwürfe, die der Hofrath seiner Frau und seinem Sohn machte, und sein Toben über beyde zunahm.

Um diesem Uebel ein Ende zu machen, fiel die Hofräthinn darauf, sich der Freunde, die ihr Mann in Minden hatte, zu Nutz zu machen, und durch dieselben ihren Sohn bey der dortigen Kammer anzubringen. Der Plan war entworfen, der Hofrath muste hinschreiben, und erhielt bald die günstige Antwort, der Kandidat möchte nur dorthin kommen, und Praestanda praestiren, da er denn sogleich als Referendar angenommen werden sollte. Ueber die Einrichtung der Reise konnte man nicht einig werden; es schien dem Hofrath in aller Absicht bedenklich, ihn allein reisen zu lassen, wegen der Touren die er schon vorher gespielt, wenn er sein eigner Herr gewesen war; und er bestand deswegen darauf, daß seine Frau mitreisen sollte. Diese hingegen hielt es für unanständig, daß ein so grosser Mensch noch unter Vormundschaft und Aufsicht seiner Aeltern stehn

ſollte, und wollte daher haben, daß er allein reiſen ſollte. Karl hingegen ſelbſt verlangte, daß ſein Vater mit ihm reiſen möchte; weil er ſich von dieſem noch Unterſtützung beym Examen, oder bey dem was ihm ſonſt dort aufgegeben würde, verſprechen könnte. Hofrath Weiſſenfeld reiſte ſeit einigen Jahren, da ſeine Hypochondrie ſo ſtark geworden war, höchſt ungerne, weil er ſich vor Umwerfen und andre Unglücksfälle, die ſich auf Reiſen ereignen können, (ihm war aber können und wirklich ſeyn einerley, weil er ſich alles mögliche Unglück als wirklich bevorſtehend dachte) ganz entſetzlich fürchtete. Wenn er daher nur eine Meile über Land reiſte, ſo glaubte er ſchon ſich der offenbarſten Lebensgefahr auszuſetzen; alle Augenblicke, ſobald nur ein kleiner Hügel oder eine Pfütze kam, mußte der Kutſcher ſtille halten, und vorher unterſuchen, ob es auch gefährlich oder zu tief ſey. Gemeiniglich traute er auch dem Kutſcher nicht einmal, ſondern ſtieg ſelbſt aus und unterſuchte, oder gieng auch ſo lange zu Fuſſe, als die, ſeiner Meynung nach, gefährliche Paſſage währte. Wenn vollends der Weg durch einen Bach oder kleinen Fluß gieng, ſo war das Schreyen kaum auszuſtehn, das der Mann im Wagen machte, und der Kutſcher wollte ſich manchmal halb todt lachen über die andern poſſierlichen Auftritte, welche dar-

aus erwuchsen. Manchmal lief der Hofrath eine halbe Viertelmeile zu Fusse, um einen Steg zu finden, durch dessen Hülfe er über den Bach kommen konnte, während daß der ohne die geringste Gefahr durchpassirte Wagen auf der andern Seite halten und sein warten mußte. Zuweilen stellte er sich hinter den Wagen auf das Fußbret, um, wenn er ja sähe, daß die Pferde vorne zu tief herein kämen, noch bey Zeiten abspringen zu können. Aller dieser seiner grossen Aengstlichkeit und Abneigung gegen Reisen ungeachtet, mußte er sich doch zu der, seinem Bedünken nach unermeßlichen Reise nach Minden entschliessen; denn Karl wollte es, und Karl bedrohte seine Mutter, und diese wieder alles seines Todens ungeachtet ihren Mann. Karl las unterdessen in gröster Eile ein Kompendium der Pandekten durch, so viel er davon verstehn konnte, um daraus desto besser antworten zu können; ja um noch sicherer zu gehn, lernte er gar einige Paragraphen ganz auswendig, welche die Sachen enthielten worüber er vorher zu Magdeburg war befragt worden. Als der Tag zur Abreise näher kam, fieng die Hofräthinn an in ihres Mannes Klugheit ein starkes Mistrauen zu setzen, und zu besorgen, daß er etwas in Minden verderben möchte; um also auf alle Fälle bey der Hand zu seyn, und die

Maschine selbst in der Nähe regieren zu können, entschloß sie sich, selbst mit zu reisen. Auf Karls Bitten aber wurde die Reise noch um vierzehn Tage verschoben; weil er gehört hatte, daß er dort vermuthlich auch über Kameralsachen würde examinirt werden, und sich darauf ebenfalls etwas vorbereiten wollte. Weil er aber kein Buch kannte, das ihm dazu hätte behülflich seyn können, so gab ihm sein Vater das Universallexikon, worin er eine beträchtliche Anzahl in die Kameralwissenschaften schlagender Artikel ausgezeichnet hatte. Karl las zwar dieselben mit grossem Fleiß, allein die Geduld vergieng ihm öfters dabey, weil die Artikel zu lang, und mit vielen für ihn unverständlichen Dingen überladen waren; er blätterte also mehr darin hin und her, als er las. Die Reise nach Minden war ihm eine der unangenehmsten die er je gemacht hatte; nicht allein mußte er die höchstlästige Aengstlichkeit seines Vaters ausstehn, sondern auch ein immerwährendes Gezänke seiner Aeltern mit anhören, worunter sein Vater viele theils Verweise theils Sticheleyen auf ihn mischte. Sie kamen endlich nach einer Reise von sechs Tagen in Minden an, und nachdem sie einen Tag ausgeruhet hatten, machte die Hofräthinn mit ihrem Karl verschiedene Besuche, um ihn bekannt zu machen und zu empfehlen, ihr Mann war aber nicht zu bewe-

gen, zu sonst jemand, als zu einem alten Universitätsfreund, den er dort hatte, mit zu gehn. Dagegen gieng er heraus nach Todtenhausen, und besahe das Schlachtfeld zwischen Minden und Petershagen, wo im vorigen Jahre am 1sten August der Herzog Ferdinand mit der allirten Armee die Franzosen geschlagen hatte; er hatte den Plan der Schlacht mitgenommen, und ließ sich die Plätze zeigen, wo der Herzog, wo das Wangenheimsche und andre Corps vor der Schlacht gestanden, wo sie nach derselben ihr Lager aufgeschlagen, und wohin sich die Franzosen retirirt hätten. Ausserdem besahe er die Gegenden um Minden herum, welche der deutschen Alterthümer wegen merkwürdig sind, und ließ sich die Oerter zeigen, wo Schlösser Wittekinds gestanden haben sollen. Karls einnehmende Bildung fand in den Gesellschaften, wohin er kam, Beyfall; man kannte ihn nicht näher, und urtheilte also nach seinen Aeussertlichen, das wirklich gefallen mußte, und das fast jeden beym ersten Anblick für ihn einnahm, vortheilhaft von ihm. Er wurde indessen der Visiten auch bald überdrüßig, gieng statt dessen in der Stadt herum, auf den Wällen und an der Weser spazieren, besahe die Domkirche, die Martinskirche nebst einigen andern, und ließ sich im Wirthshause, wo sie logirten, das weisse Bier, das hier vorzüglich ist,

gut schmecken. Die Hofräthinn, die sich recht sorgfältig und mit Affectation bemühte, gefällig und herablassend zu seyn, zeigte dadurch nur um desto mehr Stolz, und mißfiel um so mehr, da diejenigen, gegen welche sie sich so betrug, ihr nicht allein gleich, sondern zum Theil noch vornehmer als sie zu seyn glaubten. Der Tag zum Examen kam auch hier, Karl blieb bey den meisten Fragen die Antworten schuldig, bey einigen, wo er glaubte mit bloßem bon sens fertig werden zu können, antwortete er nach Gutdünken; da es aber der Fälle nicht wenige giebt, wo Jurisprudenz und bon sens einander entgegen sind, so fügte sichs daher auch, daß diese Art seiner Antworten eben so sehr in die Queere kamen, als eine andere, wo ihm die Fragen zuweilen so zu seyn schienen, daß er sie aus dem Kompendio beantworten könnte, und daher gleich einen ganzen auswendig gelernten Paragraphen hersagte. Nach geendigtem Examen waren gleich die mehrsten der Meynung, daß er sogleich abgewiesen werden sollte; andre aber glaubten, es sey blos Bödigkeit von dem jungen Menschen gewesen, daß er sich nicht sogleich zu finden gewußt hätte; er schiene doch dem Ansehn nach ein muntrer guter Kopf zu seyn, der sich wohl routiniren würde: es käme darauf an, daß sich einer und der andere privatim mit ihm einließe, und man erst seine

Proberelation sähe. Zu seinem Unglück war sein Vater so eigensinnig, daß er durchaus die Proberelation nicht für ihn machen wollte; und alle Bitten, die Karl diesmal bey ihm anwandte, waren vergebens. Selbst die Hofräthinn konnte nichts ausrichten; sie unterstand sich aber auch nicht, zu stark in ihn zu dringen, um sich hernach nicht Karls Unwissenheit vorwerfen zu lassen. Es blieb also dabey, daß er sie selbst machen sollte. Er las die ihm mitgetheilten Akten vier bis fünfmal durch, nahm sich endlich einige Bogen Papier, machte einen Bruch darein und wollte anfangen zu schreiben; aber wie und mit welchem Worte wußte er nicht. Er zerkäuete eine Feder nach der andern, schnitt eine neue, und fieng dann an: „In Sachen Peter Götzens Appellanten, contra den Amtmann zu Hergtow, Appellaten, pto. defraudationis, und nun blieb der Bogen liegen, er las wieder und machte vor Unwillen ein paar erschreckliche Striche darauf, fieng dann wieder auf einem neuen an: In Sachen Peter — — käuete an der Feder, so daß ein beträchtlicher Dintenklecks aufs Papier fuhr. Die Feder wurde dann zerstaucht, und eine neue geschnitten, und abermals auf einem neuen Bogen angefangen; In Sachen — — Bey einer Pfeife Tabak würde es wohl besser fliessen, er stopfte eine, zündete sie an, und

ſetzte ſich nun mit der gelehrteſten Miene an den Tiſch, und fieng an, die erſte Seite der vor ihm liegenden Akten wörtlich ohne weitere Umſtände abzuſchreiben; die zwote und dritte Seite überſchlug er, und nun wollte er die vierte wieder mit der abgeſchriebnen erſten Seite zu verbinden ſuchen; aber alle Mühe, die er deswegen anwandte, war vergebens. Der Bogen wurde alſo wieder weggeworfen, zumal da der Eingang ihm ohnehin nicht gefallen wollte, und ein neuer genommen. Hierüber vergiengen einige Tage, während welcher Zeit ihn verſchiedene von denen, welche ihm wohl wollten, zu ſich baten, und den Diſkurs auf allerley in die Rechte und Kameralwiſſenſchaften ſchlagende Materien brachten, auch ihn ſelbſt hin und wieder um ſeine Meynung fragten; allein ſie ſahen aus allem, daß er der unwiſſendſte Menſch war, indem er nicht im Stande war, ihnen eine einzige Frage zu beantworten, die eine wirkliche erworbne Kenntniß vorausſetzte. Indeſſen war er dreiſt genug mit zu ſprechen, wo er glaubte, daß der Menſchenverſtand etwas thun, oder die Sache ohne Kenntniß des Rechts beurtheilt werden könnte. Seinem Vater vergieng endlich auch die Geduld, da er ſahe, daß Karl mit der Proberelation nicht von der Stelle kam, und kündigte an, daß er ſich nur zur Abreiſe bereit halten möchte.

Die Hofräthinn wollte aber durchaus nichts hier von wissen, und bestand darauf, nicht eher abzureisen, als bis ihr Sohn Referendarius wäre. Er mußte von neuem um einen Bescheid anhalten, der ihm dergestalt ertheilt wurde, daß er wegen nicht genugsam bewiesener Geschicklichkeit für jetzt nicht angenommen werden könne; man hoffe aber, daß wenn er sich noch ein oder zwey Jahre auf irgend einer Universität den Rechten widmen, und fleissig studiren würde, er sich ohne Zweifel die nöthige Fähigkeit erwerben könne, und möchte er nur nach dieser Zeit sich von neuem melden. Es blieb also für Karln weiter nichts übrig, als mit seinen äusserst misvergnügten Aeltern wieder abzureisen, wiewohl seine Mutter abermals geneigt war, wider alle Wahrscheinlichkeit zu glauben, daß eine blosse Kabale ihrem Sohn zuwider gewesen wäre. Noch ehe sie abreisten, kam ein dortiger guter Freund zu ihnen, und erbot sich, Karln zum Sekretär bey dem Herrn von Rechlersheim vorzuschlagen; worüber aber die Hofräthinn gewaltig aufgebracht wurde. Sie fragte ihn mit in die Seite gestemmten Händen, ob er einen Kavalier niederträchtig genug hielte, bey seines Gleichen Sekretär zu werden, zumal da ihr bekannt sey, daß der Herr von Rechlersheim einen ganz impertinenten Stolz besässe, und seinen Sekretär nicht

anders als seinen Kerl nennte? Ihr Sohn hätte Gottlob noch Vermögen genug, daß er von seinen Renten kavaliermässig leben könnte, falls er auch kein Amt annähme; ja sie müßte es für die empfindlichste und bitterste Beleidigung ansehn, daß man es wagte, ihr dergleichen Antrag zu thun. Der Hofrath kam eben vom Roncevals Berge, wie er ihn nannte, zurück, als der gute Freund, der seinem Sohn diesen Antrag gemacht hatte, weggegangen war. Er wurde sehr böse auf seine Frau, daß sie denselben so geradezu von der Hand gewiesen, und ihm dadurch das Unglück zubereitet hätte, den unnützen Buben noch länger auf dem Halse zu behalten, den er je eher je lieber los wäre. Bey dieser Gelegenheit fehlte es auch nicht an Verwünschungen des erkauften Adels, und an Vorwürfen wegen der Thorheit, die seine Frau dadurch begangen hätte. Kurz er ließ nicht nach, bis seine Frau darein willigte, daß Karl Sekretär würde. Er gieng sogleich zu seinem Freunde, um dem von dem geänderten Entschluß Nachricht zu geben, welcher sich darauf unverzüglich zu dem Herrn von Rechlersheim, der an eben diesem Tage in Minden eingetroffen war, begab, und Karln in Vorschlag brachte. Er ließ ihn zu sich kommen, und wurde gleich beym ersten Anblick auf eine sehr vortheilhafte Art für ihn eingenommen; man sprach

von allerley gemeinen Gegenständen, vom Wetter, von der bevorstehenden Erndte, vom Krieg, von Franzosen, von den Geiseln die weggeführt waren, und dergleichen Dingen mehr, und so lange dies Gespräch währte, hatte Karl, der dreist genug war, und keine unanständige Manieren hatte, den völligen Beyfall des Herrn von Rechlersheim. Als aber das Gespräch auf gelehrte Sachen, wovon dieser ein grosser Freund seyn wollte, und besonders auf juristische Materien kam, fieng Karl allmählig an zu verstummen, auch hin und wieder, wenn er besonders gefragt wurde, ungeschickte Antworten zu geben. Herr von Rechlersheim bat ihn hierauf, in ein Nebenzimmer zu gehn, und ein paar Briefe, deren Inhalt er ihm im Ganzen sagte, zu entwerfen; den einen französisch und den andern deutsch. Nach Verlauf einer Stunde gieng er zu ihm, um zu sehn ob die Briefe fertig wären, und Karl hatte in dem französischen noch weiter nichts als das Wort Monsieur, in dem deutschen aber ohngefähr fünf bis sechs Zeilen geschrieben. Mein lieber Freund, sagte Rechlertheim, wenn sie mein Sekretär werden wollen, so müssen sie hurtiger seyn; es wird Fälle geben, wo sie fünf bis sechs solcher Briefe in einer Stunde schreiben müssen. Karl zitterte bey diesen Worten, und wuste nicht was er sagen sollte, ob er sich

gleich für die Stelle bedanken, oder sich entschuldigen solte. Er sagte endlich, er wäre zu zerstreut und hätte seine Gedanken nicht recht beysammen. Rechlersheim lachte, und erwiederte, mein Sekretär muß die Gedanken beständig zusammen haben. Indessen will ich ihnen noch eine Stunde Zeit lassen, in dieser werden sie doch gewiß fertig werden. Als Karl sich allein befand, legte er die Uhr vor sich auf den Tisch, und wollte sich nun recht anstrengen, allein es floß beynahe noch weniger als vorher. Indessen war er doch so glücklich, in der gesetzten Zeit den deutschen Brief größtentheils zu vollenden, und einige Zeilen französisch zu schreiben. Denn er schrieb immer eins um das andere, und wenn es mit dem einen nicht weiter fort wollte, so nahm er das andre zur Hand. Da Rechlersheim wieder kam, wunderte er sich nicht wenig, daß die Briefe noch nicht fertig waren, und hernach noch mehr, daß beyde voll orthographischer und grammatischer Fehler waren, obgleich die Gedanken selbst ziemlich gut vorgetragen waren. Er erklärte ihm, er bedauerte es recht sehr, daß er einen so artigen jungen Menschen, der ihn durch sein gutes Ansehn so sehr eingenommen hätte, wegen des Mangels an Geschwindigkeit und grammatikalischer Richtigkeit als seinen Sekretär nicht brauchen könnte; empfahl ihm ferneres fleissiges Studi-

ern, und ließ ihn hiemit gehn. Weiter konnte die Beschimpfung ihres Sohns in den Augen der Hofräthinn gar nicht gehn, als sie bis jetzt gegangen war. Sich bis zum Sekretär bey seines Gleichen erniedrigen zu wollen, und auch hier abgewiesen werden, war das ärgste, was sie sich denken konnte. Da ihr Mann den letztern Schritt allein veranlaßt hatte, so fiel auch der ganze Zorn, den sie darüber empfand, auf ihn; und es ist ganz unbeschreiblich, was er deswegen von ihr anhören und ausstehn muste.

Sie langten also alle drey höchst misvergnügt in Magdeburg wieder an, wo der Hofrath durch seinen Patriotismus bald neue Ursache zum Verdruß bekam. Er befand sich in einer Gesellschaft, wo verschiedene Kriegsgefangene Oesterreichische Offiziers waren, unter welchen ein Major war, der mit vieler Zuversicht behauptete, daß in einer Zeit von höchstens acht Tagen, der König von Preussen mit seiner ganzen Armee gefangen seyn würde. Es nimmt sich so leicht nicht gefangen, versetzte Weissenfeld, Soubise dachte und sprach auch so. Der Major zog eine Landcharte aus der Tasche, und legte sie auf den Tisch, den genauesten Nachrichten nach, die ich habe, steht der König hier bey Liegnitz, dort steht Daun, da Lascy, da Beck, dort Ried, hier hinter Parchwitz Laudon, und da bey Au-

was sind zwanzigtausend Russen über die Oder gegangen. Sie sehn also, daß der König rund herum eingeschlossen ist: ich kenne die Gegend sehr genau; dort sind unwegsame Gebürge, und kurz, der König kann mit seiner Armee nirgends heraus, und wird sich halter! schlechterdings ergeben, oder alle seine Leute todt schiessen lassen müssen. Es kommt halter kein Mann davon. Weissenfeld widersprach zwar mit vieler Heftigkeit, und blieb dabey, die Weisheit des Königs würde ihm schon einen Ausweg verschaffen, und alle Anschläge seiner Feinde zu Schanden machen; indessen konnte er doch in sich die heimliche Besorgniß, daß die Demonstration des Oesterreichischen Offiziers gegründet seyn möchte, nicht vertilgen, und befand sich deswegen ein paar Tage hindurch in der äussersten Unruhe, bis endlich am dritten Tage eine Staffette eintraf, die die Nachricht brachte, daß der König am 15ten August in aller Frühe dem General Laudon entgegen marschirt sey, der sich eben zum allgemeinen Angrif in Marsch gesetzt hatte, ihn angegriffen, gänzlich geschlagen und den herrlichsten Sieg erfochten habe, wodurch alle Anschläge seiner Feinde vereitelt worden. Zween Oesterreichische Generals, fünftausend Gemeine und über achtzig Kanonen wären den Preussen in die Hän-

de gerathen. Weissenfeld war für Freuden ausser sich, er sprang und hüpfte wie ein Knabe auf einem Bein herum, und eilte sogleich zu seinem Freunde, um dort den Oesterreichischen Major aufzusuchen, und sich durch Auslassung seiner Freude an demselben zu rächen. Er traf ihn auch wirklich da, gieng gerade auf ihn los, und gratulirte auf eine hönische Art, zur Gefangennehmung des Königs, und zur erneuerten Soubisischen Komödie. Habe ich nun nicht Recht gehabt? setzte er hinzu, sie sehn heraus, daß ich allemal Recht habe. Der Offizier wurde aufgebracht, und ließ sich vernehmen, man solle erst warten, bis der Kourier käme, der die authentische Nachricht überbrächte, sonst könne es wohl wieder eintreffen, was ehemals geschehn sey, daß die Staffette käme, und der Kourier ausbliebe. Weissenfeld gerieth hierüber ebenfalls nicht wenig in Hitze, und es hielt abermals weiter nichts als die Dazwischenkunft und Vermittelung der Anwesenden die unangenehmsten Auftritte ab. Nachdem aber seine Hitze sich gelegt hatte, suchte er durch die niedrigsten Schmeicheleyen, und zu Munde reden, wie er zu thun pflegte, das Geschehene wieder gut zu machen. Der Kourier blieb würklich über acht Tage aus, und Weissenfeld befand sich deswegen in der äussersten Besorgniß, wozu noch der bitterste

Verdruß kam, den ihm die Oesterreichischen Offizier zufügten, denen sein Patriotismus bekannt war, die ihm überall wo sie ihn nur sahen, zurufen: nun Herr Hofrath, ist der Kourier noch nicht da? Endlich ward er auch dieser Sorge entledigt, da der Kourier wirklich eintraf, und es sich ergab, daß der zuerst abgesandte, den Feinden in die Hände gefallen war.

Sobald er sich aber mit dieser Angelegenheit nicht mehr so stark beschäftigte, fieng er wieder an über das künftige Schicksal seines Karls nachzudenken, und sich darüber gegründetere Sorgen zu machen. Er und seine Frau machten einander wechselseitig Vorwürfe, und einer maß dem andern die Schuld bey, daß aus Karln nichts geworden. Die Hofräthinn fieng nun selbst an zuweilen zu glauben, daß es ihrem Sohn wohl an Kenntnissen fehlen möchte, nur äusserte sie niemals etwas davon gegen ihren Mann, damit dieser nicht davon Gelegenheiten zu Lobreden auf Julius nehmen möchte, dessen Namen sie vor Neid kaum nennen hören konnte. Ja so oft ein Brief von Julius aus Stralsund eintraf, war allemal der heftigste Zank zwischen beyden Eheleuten unvermeidlich: so gar über den Dreyer, welchen der Briefträger erhielt, beschwerte sie sich, als über die wichtigste Ausgabe, und sie litte nicht, daß ihr Mann einen Brief an ihn

frankiren durfte, obgleich Julius die seinigen allemal frankirt hatte. Der Hofrath, der gerne oft Briefe von ihm haben wollte, schrieb daher manchen Brief heimlich, und schickte ihn, wenn seine Frau nicht zu Hause war, franko auf die Post. Ihr Haß gegen Julius wurde um ein merkliches gröſſer, da sie selbst es zu begreifen anfieng, daß er in seinem Fach wohl etwas mehr gelernt haben möchte, als Karl in dem seinigen. Indessen dachte und sagte sie, dies sey keine Kunst, da Julius so viel länger auf der Universität gewesen als Karl, und die Zeit, welche dieser auf derselben zugebracht, für gar nichts zu rechnen sey. An Kopf sey er doch allemal Juliussen unendlich überlegen, und es käme nur darauf an, daß er die zwey Jahre einbrächte, die Julius an Alter und Studiren auf der Universität vor ihm voraus hätte, so müßte noch immer ein ganz andrer Mann aus ihm werden. Diese Betrachtungen vermochten bey ihr so viel, daß sie den Entschluß faßte, Karln noch einige Jahre auf irgend einer Universität zubringen zu lassen; mit welchem Entschluß der Hofrath vollkommen zufrieden war. Allein welche Universität das Glück haben sollte, den jungen Kavalier unter ihre Alumnen zu zählen, darüber konnten beyde nicht einig mit einander werden. Der Hofrath erschöpfte fast seine ganze Geographie, um eine

Akademie für ihn auszusuchen. Halle, die vaterländische Akademie, wäre freylich die beste, aber von da ist der Bube einmal unter das Freykorps gegangen, und wenn er wieder dahin käme, könnte ihn von neuem die Lust anwandeln. Leipzig, gehört einem Feinde des Königs, der Krieg ist da herum, auch hat der Bube da zu viel Gelegenheit auszuschweifen. Jena, daherum stehn die Reichstruppen; Göttingen, da sind die Franzosen; Frankfurt, da hat der Henker die Russen, Duisburg, da sind wieder Franzosen; Königsberg, wieder Russen. Kurz keine von denen, welche er bisher durchgegangen war, wollte ihm zum Aufenthalt für Karin gefallen. Endlich fiel die Wahl auf Helmstädt, das in vielem Betracht den Vorzug behielt, und auch der Hofräthinn deswegen besonders gefiel, weil es nur sechs Meilen von Magdeburg wäre, und sie also in allen Ferien das Vergnügen haben könnte, ihren lieben Sohn bey sich zu sehn. Beyde Aeltern begleiteten ihren Sohn nach Helmstädt, hielten sich aber vorher einige Tage zu Walbek, einem nahe bey Helmstädt gelegenen Stifte auf, wo der Hofrath einen alten Universitätsfreund hatte, der ihm darin ähnlich war, daß er ebenfalls an einem Kommentar über die ganze Bibel arbeitete, und denselben nächstens der Welt, als den gröſten Schatz, den sie je erlangt hätte, mittheilen wollte.

Weil er aber doch viele Stellen anders erklärte als Weissenfeld, so fehlte es nicht an Stoffe zu mancherley Disputen unter ihnen, die manchmal so heftig wurden, daß sie von einem einstürzenden Pferdestall, und von einem schrecklichen Donnerwetter nicht das geringste hörten.

Weissenfeld gieng in Helmstädt mit seinem Sohn zu allen Professoren, empfahl ihn ihrer Fürsorge und Aufsicht aufs beste, pränumerirte Stube, Tisch und Kollegia, und reiste darauf ziemlich vergnügt mit seiner Frau wieder ab. Nach seiner Abreise besuchte Karl die pränumerirten Kollegia kaum zwey oder dreymal, als ihm auf einmal die Lust zur Jurisprudenz ganz verging, so daß er alle juristische Kollegia völlig aufgab, und statt zu studiren seine Zeit nach alter Art auf dem Billard und in den Weinhäusern zubrachte. Hier lernte er einen dänischen Edelmann, Herr von Rauchsart, kennen der ihn sehr lieb gewann, und an sich zog, über welche Bekanntschaft sich jedermann um desto mehr wunderte, da Rauchsart sonst einen so exorbitanten Stolz besaß, daß er mit Niemand Umgang hielt, ob er gleich ebenfalls nur ein neugebackener Edelmann war, und weiter keine Verdienste besaß, als daß er in Warschau gewesen war, und einen ziemlich ansehnlichen Bauch hatte. Indessen wollte er doch auch das Ansehn haben, daß er Genie besässe,

und ein Mann von Geſchmack wäre. Er theilte Karln ſeine Bücher mit und ermunterte ihn nicht allein zum Leſen derſelben, ſondern auch zum beſſern akademiſchen Fleiß. Dies machte auf dieſen wirklich einigen Eindruck; weil er aber ganz und gar keine Luſt zur Jurisprudenz hatte oder in ſich erwecken konnte, ſo fiel er darauf, ein Medicíner zu werden, ob ihm gleich Herr von Rauchart dies, als ein für einen Edelmann ganz unſchickliches Studium, ſehr widerrieth. Die Phyſik war ohnehin das einzige Kollegium geweſen, das er noch beſucht hatte. Er hörte ſie bey Herrn Beireis, und da dieſer faſt der einzige Profeſſor war, der ſeinen Beyfall hatte gewinnen können, ſo fieng er nun an, auch mediciniſche Vorleſungen bey ihm zu hören. Doch ohne ſich mit der Ordnung, in welcher die Theile der Arzneywiſſenſchaft ſtudirt werden müſſen, bekannt zu machen, oder ſich an dieſelbe zu binden, wohnte er weder anatomiſchen Vorleſungen bey, noch auch bekümmerte er ſich um die Phyſiologie, ſondern hörte ſtatt deſſen Pathologie, Semiotik und Anweiſung zum Rezeptſchreiben. Er war auch noch willens Materiam medicam zu hören, allein er befürchtete, er möchte ſich zu viel Kollegia auf den Hals laden. Von dieſem ſeinem geänderten Entſchluß aber meldete er ſeinen Aeltern kein Wort; wie er denn überhaupt höchſt ſelten ſchrieb, und

wohl vier bis fünf Briefe seines Vaters unbeantwortet ließ, ob gleich dieser ihm in allen Briefen die schärfsten Verweise über solche Nachlässigkeit gab, und zuweilen mit prophetischen Drohungen auf ihn einfuhr. Im übrigen befand er sich recht wohl, trank alle Mittage eine Bouteille Wein, und des Abends abwechselnd Mumme oder Duchstein; und reiste alle drey Wochen nach Braunschweig. In den Weihnachtsfeyertagen muste er auf Verlangen seiner Mutter nach Magdeburg kommen, wohin ihn Herr von Rauchhart begleitete, und der Frau Hofräthinn um ihres Sohns willen ein angenehmer Gast war. Karl fand zu seiner grossen Freude Lottchen Heinrichs in Magdeburg, die einen Besuch bey ihren dortigen Verwandten ablegte. Er machte dem Vorgeben nach ihren Verwandten, eigentlich aber ihr seine Aufwartung, und sie begegnete ihm zwar mit vieler Höflichkeit, aber immer noch mit eben der Zurückhaltung als vormals. Ueberdem hatte sich ein gefährlicher Nebenbuhler eingefunden, oder wenigstens hielt Karl ihn dafür; und dies war Bischof, der in dem vorigen Feldzuge ausserordentlich glücklich gewesen war. Er war kaum zu Felde gegangen, als ihm ein reicher Oesterreichischer Staabsoffizier von vornehmer Geburt in die Hände fiel, der ihm für die großmüthige und gütige Art, womit ihn Bischof

behandelt hatte; tausend Pistolen aufdrang. Bischof, der durch die Erfahrung schon vorsichtiger geworden war, dachte, wenn er das Geld bey sich behielte, so könnte sich bald eine Gelegenheit finden, da es ihm wieder abgenommen würde, und schickte es daher unverzüglich nach Berlin, wo er es in die Bank legte. Sein Regiment stieß zur Armee des Königs, mit welcher es durch die Lausitz nach Schlesien marschierte und der Schlacht bey Liegnitz beywohnte. In derselben verhielt sich Bischof so tapfer, und war bey seiner Tapferkeit so glücklich, daß er unter den Augen eines grossen Generals vier Kanonen eroberte; weswegen er wenig Tage nach der Schlacht zum Major avanzirte. Das Regiment blieb bey der Armee des Königs, und dies gab Bischoffen Gelegenheit, sich an dem merkwürdigen dritten November in der entscheidenden Torgauer Schlacht noch mehr hervorzuthun. Hier war er so glücklich, mit drey Eskadrons die er anführte, ein ganzes Regiment Oesterreichischer Kavallerie nicht allein ganz über den Haufen zu werfen, sondern auch gröstentheils zu Gefangnen zu machen. Er befand sich mit bey dem Angrif auf die Weinberge bey Siptiz, der die Schlacht gröstentheils entschied, wo er mit der grösten Wut auf ein Oesterreichisches Infanterieregiment, welches eine ansehnliche Batterie mit vieler Lebhaftigkeit

vertheidigte, einhieb, und nicht allein das Regiment gröſtentheils in die Pfanne haute, und den Ueberreſt deſſelben beynahe ganz zu Gefangnen machte, ſondern auch den wichtigſten Antheil an der Eroberung der Batterie hatte. Er lieferte ſelbſt auf ſieben Fahnen ab, die er von dem über den Haufen geworfenen Infanterieregiment, und einem daneben ſtehenden Bataillon erbeutet hatte. Seine Verdienſte waren zu offenbar, als daß ſie nicht hätten bekannt und belohnt werden ſollen. Er wurde bald darauf zum Major unter einem Feldregimente ernannt, und erhielt ein Geſchenk von tauſend Thalern. Als der Feldzug gänzlich geendigt war, und die Truppen endlich im Dezember in die Winterquartiere verlegt wurden, erhielt Biſchof Erlaubniß, ſeine Verwandten und guten Freunde beſuchen zu dürfen, und hielt ſich auf dieſer Reiſe als Durchreiſender acht Tage in Magdeburg auf. Er hatte zwar Lottchen Hinrichs bey ſeiner vormaligen Anweſenheit in Magdeburg auch geſehn und gekannt, aber er hatte ſie nie anders als mit Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit angeſehn; wenigſtens war er es ſich nie bewuſt geweſen, etwas für ſie empfunden zu haben. Da er ſie aber jetzt gleich am erſten Tage nach ſeiner Ankunft in Magdeburg ſahe, fühlte er, ich weiß nicht welche Veränderung in ſich; ſie kam ihm ganz anders vor

als vorher, ſein Herz klopfte ihm, wenn er ſie anſahe; er fühlte es ſelbſt, daß er durch ihren Blick etwas verwirrt wurde, und gleichwohl konnte er es doch nicht laſſen, wenn er auch mit andern, die ſich dick um ihn verſammelten, und kriegeriſche Vorfälle von ihm erzählen zu hören begierig waren, im tiefſten Geſpräch war, zwiſchen demſelben ſie von der Seite anzuſehn, und wenn er zuweilen bemerkte, daß ſie ſeiner Erzählung ebenfals ihre Aufmerkſamkeit ſchenkte, ſo nutzte er gleich die Gelegenheit, ſeinen Blick auf ſie zu heften. Lottchen ſchien endlich die beſondere Aufmerkſamkeit, welche er ihr widmete, und die Sehnſucht mit welcher er ſie anſah, zu bemerken, ſie wurde bey ſeinem Anſehn roth und ſchlug die Augen nieder. Er ergriff die Gelegenheit, da ſich der gröſte Theil der übrigen Geſellſchaft theils zum Kartenſpiel, theils zum Schach niedergelaſſen hatte, ſich neben Lottchen zu ſetzen und einen Stoff zum Geſpräch zu ſuchen. Ob gleich es ihm daran ſonſt nicht zu mangeln pflegte, ſo konnte er doch jetzt aller Mühe ungeachtet keinen finden. Er ſaß alſo eine Weile ganz ſtumm bey ihr, ſahe ſie dann und wann an, ſie ſchlug die Augen nieder und dann ſah er auch wieder vor ſich nieder, und ſpielte mit ſeinem Port d'Epee. Endlich faßte er ſie bey der Hand; ſie wurde roth und wollte aufſtehn: warten ſie doch, liebe Mam-

ſtill, fieng er endlich an, ich will ihnen noch etwas weniges aus dem Felde erzählen, wenn ſie es anhören wollen. Möchten ſie wohl ſo einer Schlacht von ferne beywohnen, und dies Getümmel und Gemetzel mit anſehn?

Lottchen. Ey! behüte Gott! um aller Welt willen nicht: ich wollte mich lieber im finſterſten Keller verſtecken.

Biſchof. Aber ich verſichere ſie doch, es muß aus der Ferne prächtig ausſehn. Wenn man ſo ſelbſt mit darunter iſt, ſo ſieht oder hört man nichts; es geht alles bunt durcheinander, unter und über, und von dem verwünſchten Kanonendonner ſind einem die Ohren ganz taub. Man muß ſchreyen, daß einen der Hals platzen möchte, wenn die Kerls das Kommando hören ſollen.

Lottchen. Das glaube ich wohl, Herr Major; aber mich dünkt, ſie haben eine gute Bruſt, ihnen kann es wohl nicht ſehr ſauer werden.

Biſchof. (indem er ihr die Hand drückte) Meynen ſie das? Ja meine Bruſt iſt wohl ſonſt recht gut geweſen, aber ſeit den erſchrecklichen Bleſſuren, die ich in der verwünſchten Roßbacher Schlacht bekommen habe, da ſo viel Pferde über mich weggiengen, hat ſie ſehr gelitten.

Lottchen. Schweigen sie still; ich kann es kaum anhören.

Bischof. Wie so? für Entsetzen, oder für Mitleid?

Lottchen. Beydes. Sie dauern mich recht sehr: sie müssen erschrecklich dabey ausgestanden haben.

Bischof. Ja das denke ich. Aber ihr gütiges Mitleid, Mamsell, was sie mir da beweisen, ist allein schon hinreichend, mir alles zu versüssen, und ich würde gerne alles noch einmal ausstehn, um nur das Glück zu haben, von ihnen bemitleidet zu werden.

Lottchen. Die Schmeicheley ist zu groß, Herr Major, sie machen mich stolz; so wichtig habe ich mich nie gehalten, am wenigsten in ihren Augen. — — Wollen wir nicht einmal sehn, was die Schachspieler machen? da können wir auch einen Krieg im Kleinen sehn, wobey man eher noch einmal lachen kann, als beym Grossen.

Bischof. Gönnen sie mir ihre Gegenwart noch ein wenig; ich habe das Schachspiel so sehr vergessen, daß ich jetzt beym Zusehn kaum etwas davon verstehn würde. Aber sagen sie mir einmal, wie gefällt ihnen mein zerfetztes Gesicht? nicht wahr, ich sehe gräßlich aus?

Lottchen. Das kann ich eben nicht sagen; mich dünkt, es sieht sehr ehrenvoll aus. Wenigstens gefällt es mir besser, als das mit Schönpflästerchen belegte Gesicht des Stuzers.

Bischof. Könnten sie aber wohl einen Mann mit einem solchen Gesicht heyrathen?

Lottchen. (die anfänglich ein wenig roth wurde, sich aber bald zum Lachen zwang) Wie kommen sie zu einer solchen Frage, Herr Major? Muß man denn bey jedem Gesicht ans Heyrathen denken?

Bischof. Man braucht just nicht ans Heyrathen zu denken, man kann sich aber doch wohl leicht die Frage selbst beantworten, ob man eine Person mit diesem oder jenem Gesichte heyrathen könnte, oder nicht.

Lottchen. Es kann wohl seyn, daß sie das können; ich aber kann und mag mich nicht mit solchen Gedanken unterhalten.

Bischof. Nun, wenn sie vom Heyrathen nicht sprechen wollen; könnten sie denn wohl eine Person mit einem solchen Gesicht, wie das meinige ist, küssen?

Lottchen. Daß weiß ich nicht, Herr Major; wie kommen sie zu so sonderbaren Fragen?

Bischof. Ich habe einiges Interesse dabey. — — Hier machte er eine Bewegung sie zu küssen; sie drehte aber den Kopf bey Seite,

wand ihre Hand los, und sagte im Aufstehn: ich hätte nimmer geglaubt, daß ein so martialischer Mann Neigung zum Küssen hätte. Sie trat hinter den Stuhl des einen Schachspielers, und sahe zu; Bischof stellte sich neben ihr, nahm ihre Hand und küßte sie und drückte sie an seine Brust; Lottchen zog sie abermals zurück, und fragte ihn, ob er Schach spielte. Ich habe es ehemals gekonnt, wie gesagt, aber jetzt ganz und gar wieder vergessen. Spielen sie es denn?

Lottchen. Ein wenig. Ists ihnen gefällig, nach Tisch eins mit mir zu machen?

Bischof. Mit vielem Vergnügen. Aber sie werden mir wenigstens die Königinn und beyde Springer vorgeben müssen, sonst bin ich den Augenblick matt. Nicht wahr, das heist doch matt, wenn man verliert?

Lottchen. Sie sind sehr aufgeräumt, Herr Major, und stellen sich mit Fleiß unwissend, um hernach desto mehr über mich zu triumphiren, wenn sie mich matt gemacht haben.

Bischof. In der That, ich werde kaum die Züge noch wissen, und wenn sie mir nichts vorgeben, so bin ich den Augenblick verloren.

Lottchen. Es ist nicht Spielgebrauch, jemand den man noch nicht spielen gesehn, etwas vorzugeben. Vielleicht ist der Fall gar umgekehrt, daß sie mir etwas vorgeben müßten.

Bischof. Nun, sie werden es sehn. Aber was soll denn der Preis des Spiels seyn?

Lottchen. Ich pflege Schach nicht um Geld zu spielen; die Ehre des Siegs ist Preis genug.

Bischof. Diese Ehre würde gegen einen so schlechten Spieler als ich bin, für sie ein schlechter Preiß seyn.

Lottchen. Aber wenn das wahr ist, daß sie so schlecht spielen, und weit schlechter als ich, so würde ich mir vollends ein Gewissen daraus machen, mit ihnen um Geld zu spielen, und ihnen das abzugewinnen.

Bischof. Ha, ha, ha, liebs Mamsell, so gewissenhaft müssen sie gegen einen reichen Major nicht seyn, der sechs tausend Thaler in der Bank zu Berlin stehn hat, seine eigne Eskadron hat, und alle Monate seine gute Gage richtig ziehe. Was ich übrig habe, geht doch vielleicht einmal verlohren, wenn ich wieder gefangen werden sollte; und da will ich doch immer lieber sehn, daß es in ihre, als in des Feindes Hände kommt.

Lottchen. Das kann vielleicht seyn, aber der Feind wird es mit weniger Bedenklichkeit hinnehmen, als ich. Ueberdem ist meine Börse so gespickt nicht, daß ich so viel daran wagen könnte, als sie vielleicht aussetzen werden.

Bischof. Wissen sie was, liebe Mamsell? da habe ich eine goldne Uhr; sie wird mir so nichts nutze: ich habe zu Hause noch eine silberne, die ist im Felde gut genug. Ich wünschte so, daß sie die Uhr zum Andenken von mir annehmen möchten; wenn ich verliere, so sollen sie die Uhr haben.

Lottchen. Und wenn ich denn verlöre?

Bischof. So sollen sie mir einen Kuß geben.

Lottchen. Das wäre ein schönes Spiel. Welche Proportion zwischen Gewinn und Verlust. Nein ich danke ihnen, Herr Major, auf ein solches Spiel lasse ich mich nicht ein.

Bischof. Wenn ich sie aber recht sehr bitte?

Lottchen. Durchaus nicht: sehn sie, hier habe ich schon eine Uhr; was soll ich mit der zwoten machen?

Bischof. Nun wenn sie die Uhr durchaus nicht in die Gefahr kommen lassen wollen, verloren zu werden; so sehn sie hier ein paar schöne goldne Medaillen, die mir nicht sauer geworden sind, ob ich sie gleich, weis Gott! auch niemanden abgepreßt habe; die will ich aufsetzen, und sie setzen einen Kuß dagegen.

Lottchen. Wenn sie nicht umsonst spielen wollen, so spiele ich gar nicht.

Bischof. Nun, nun, schon gut.

Beym Abendeſſen ſetzte ſich Biſchof neben Lottchen, und unterhielt ſie während dem Eſſen mit ſeiner Lebensgeſchichte, und beſonders mit den Feldzügen und Schlachten, welchen er beygewohnt hatte, und den Gefahren, welchen er dabey ausgeſetzt geweſen. Lottchen hörte mit vieler Aufmerkſamkeit zu, und ſchien groſſen Antheil an ſeinen Begebenheiten zu nehmen, wodurch Biſchof zu immer mehrern Erzählungen aufgemuntert wurde. Man brachte endlich eine Geſundheit auf, wobey die Reihe herum geküßt wurde: Lottchen weigerte ſich ihren Nachbar zu küſſen, ſo ſehr er auch bat, und ſo viel Fürbitten auch von der übrigen Geſellſchaft eingelegt wurden: einige von der Geſellſchaft und ſelbſt die Hofräthinn legten es ſo aus, daß er ihr nicht gleichgültig ſey, und daß ſie ihn eben deswegen nicht küſſen wolle, um nicht von andern damit vexirt zu werden, und vielleicht hatten ſie nicht ſehr Unrecht. Biſchof war indeſſen kaum vermögend ſeinen Verdruß zu verbergen, den ihm jedermann an ſeinem Geſichte anſah. Karl, deſſen Geſellſchaft und Geſpräch ſie ſo viel möglich zu meiden ſuchte, hatte ſich an der andern Seite neben ihr eingepflanzt, und ſie konnte dies wenigſtens nicht auf eine auffallende Art, der Höflichkeit wegen vermeiden, da die Geſellſchaft in ſeiner Aeltern Hauſe war. Er hatte es vorher ſchon mit der

gröſten Eiferſucht anzuſehn, daß Lottchen ſich etwas an Biſchofen zu attachiren ſchien, und daß dieſer ſo viel mit ihr ſprach, und ihr die Hand ſo herzhaft drückte. Deſto mehr freute er ſich, da Lottchen ihm den Kuß abſchlug, welches er für das gewiſſeſte Zeichen ihrer Abneigung gegen ihn hielte, die ſeiner Meynung nach gegen ein ſo häßliches zerſeztes Geſicht auch ganz natürlich war; und noch mehr freute er ſich über den Triumph, den er nun über Biſchofen gewiß davon zu tragen hofte, da er nicht daran zweifelte, daß Lottchen ihn, als ihren andern Nachbar gewiß küſſen würde. Allein er betrog ſich, ſie ſchlug es ihm mit gleicher Sprödigkeit ab, und alle Bemühungen, die er anwandte, waren vergebens. Nach dem Eſſen erinnerte Biſchof, der bisher ernſthaft, ſtill und böſe auf ſie zu ſeyn ſchien, ſie wieder an das verſprochne Schachſpiel. Sie ſetzten ſich hin, während daß die übrige Geſellſchaft hin und wieder in zerſtreuten Haufen ſtand und ſprach, und in vier Zügen war Biſchof Schachmatt. Sehn ſie nun, ſagte er, daß ich die Wahrheit geſagt habe, daß ich ein elender Spieler bin, dafür daß ſie mir nichts haben vorgeben wollen, müſſen ſie ſichs nun gefallen laſſen, die Medaille hier hin zu nehmen, ich habe ſie verloren und ſie haben ſie rechtmäſſig gewonnen. Lottchen wollte aufſtehn, und davon laufen, er

aber hörte nicht auf mit Bitten, sie muste diese und noch eine andre Medaille als ein Andenken annehmen. Sie fiengen noch ein Spiel an, worin Lottchen ihm die Königinn vorgab, und bald darauf gewahr wurde, daß er nur eine Maske gemacht hatte. Das Spiel währte länger, und Bischof that nicht allein Züge, die keinen Unwissenden verriethen, sondern gewann es auch wirklich. Nun wollte er aber auch seinen Gewinst einfodern, Lottchen weigerte sich zum Schein heftig, weil sie aber durch einen Seitenblick nach der übrigen Gesellschaft bemerkt hatte, daß keiner sonderlich auf sie Acht hatte, ließ sie es geschehn, daß er einen Kuß raubte. Karl allein, der sie beyde aus der Ferne beobachtete, hatte es gesehn, und dieser Kuß war für ihn ein zweyschneidig Schwerd, das durch seine Seele drang. Er faßte Rauchsärten bey der Hand, zog ihn von der übrigen Gesellschaft weg, und mit sich an den Schachtisch, um durch seine Gegenwart ähnliche Vorfälle zu verhüten. Es wurde ein gesellschaftliches Spiel, Schenken und Logiren genannt, in Vorschlag gebracht, und ein kleiner Zirkel geschlossen; Lottchen setzte sich, weil doch einmal bunde Reihe gemacht werden sollte, als ob es von ohngefähr geschähe, bey Bischofen nieder. Auf der andern Seite wollte sich Karl wieder anschliessen; weil aber zu Bischofs Lin-

ken noch ein Frauenzimmer fehlte, indem da zwo Mannsperſonen neben einander ſaſſen, ſo ſtand Lottchen plötzlich auf, bat Biſchofen einen Stuhl weiter zu rücken, und ſetzte ſich zwiſchen ihm und dem Referendar von Kabelsdorf. Gleich zu Anfange fügte ſichs, daß Biſchof Lottchen zum Geſchenk erhielt, und ihr das Logis in ſeinem Herzen angewieſen wurde; als er bald darauf ihr einen Namen ins Ohr ſagen ſollte, bediente er ſich der Gelegenheit und küßte ſie. Dies alles machte, daß Karl den allerunangenehmſten Abend hatte.

Den Tag darauf machte er ſich auf eine ſchickliche Art von Rauchkarten los, und gieng Lottchen zu beſuchen, um die Scharte des vorigen Abends auszuwetzen. Allein er ward von ihr nicht nur mit gleicher Sprödigkeit wie ſonſt empfangen, ſondern fand auch zu ſeinem äuſſerſten Verdruß Biſchofen ſchon dort. Am dritten Tage war die ganze Geſellſchaft, die Hofräthinn ausgenommen, als welche für Stolz nicht hingieng, im Lehmentſchen Hauſe zuſammen, und Biſchof war ebenfalls mit gebeten. Jedermann hatte ihn wegen einer gewiſſen Treuherzigkeit und Ehrlichkeit, die er blicken ließ, lieb, und war gerne in ſeiner Geſellſchaft, daher er auch alle Tage, ſo lange er in Magdeburg war, bald hie bald dorthin gebeten wurde.

Selbſt Lottchen ſchien ihm immer gewogner zu werden, ſo wie auch ſeine Neigung gegen ſie von Tag zu Tage zunahm. Er entſchloß ſich endlich, noch vor ſeiner Abreiſe von Magdeburg förmlich um ſie anzuhalten; nur wählte er noch zwiſchen einem ſchriftlichen und einem mündlichen Antrag, endlich zog er den erſteren vor. Er erklärte ihr darin ſeine aufrichtige Liebe, und daß er ſich unglücklich ſchätzen würde, wenn er ohne ſie leben ſollte. Er hätte dieſen Vorſatz, ihr ſein Herz und Hand anzubieten, und ſie um das ihrige zu bitten, reichlich und wohl erwogen, und gefunden, daß es auf alle Art ſein Glück ſeyn würde, wenn ſie ſeine Wünſche erhörte. Sie möchte daher nicht glauben, daß dies eine jugendliche bey ihm auflodernde Flamme ſey, ſondern ihm den Ernſt zutrauen, der zu einer ſo wichtigen Angelegenheit erfodert würde. Zugleich bat er um eine baldige Antwort und Entſcheidung ſeines Schickſals, weil er gerne in zwey Tagen fürs erſte wieder abreiſen wollte. Dieſen Brief überbrachte er ſelbſt, und bat ſich nochmals mündlich eine baldige Antwort aus. Er empfahl ſich bald, um ihr Zeit zu laſſen den Brief zu leſen, den ſie eingeſteckt hatte, und wartete nun ſehnlich auf eine Antwort. Da der letzte Abend ſeines Aufenthalts in Magdeburg erſchien, und er noch keine Antwort erhalten hatte, gieng er nochmals hin,

um Abſchied zu nehmen, und ſich bey dieſer Gelegenheit die Antwort ſelbſt zu holen: zugleich brachte er ihr die Nachricht, daß er geſtern die Ziehungsliſten der Amſterdamer Lotterie erhalten, und daraus geſehn hätte, daß er ſo glücklich geweſen, zwanzigtauſend Gulden zu gewinnen. Lottchen wünſchte ihm mit vieler Aufrichtigkeit und Theilnehmung Glück dazu. Darauf fragte er ſie, ob ſie den Brief, den er ihr überreicht hätte, geleſen hätte? Lottchen gerieth in Verwirrung, und ſchwieg eine Weile ganz ſtille, weil ſie nicht wuſte, ob ſie ja, oder nein ſagen ſollte. Das letztere verſtattete ihr jedoch ihre Aufrichtigkeit nicht, ſie erröthete ſehr und ſagte ja. Nun ſo müſſen ſie auch die Güte haben, mich von der ſchrecklichſten Unruhe zu befreyen, ſagte er, meine Erwartung zu endigen, und mir zu ſagen, was ich zu hoffen habe. Lottchen beſann ſich etwas, und bat ihn endlich, ſie mit einer Antwort zu verſchonen, ſie befände ſich nicht im Stande, ihm eine ſeinem Verlangen gemäſſe Antwort zu geben, und gleichwohl hätte ſie auch zu viel Achtung gegen ihn, als daß ſie ihm eine Antwort geben möchte, die ſeiner Erwartung vielleicht entgegen wäre. Er ergriff ihre Hand, küßte ſie auf das zärtlichſte, und ließ einige Thränen auf dieſelbe fallen; dabey wiederholte er die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnungen, und bat nochmals inſtändigſt,

Proberelation sähe. Zu seinem Unglück war sein Vater so eigensinnig, daß er durchaus die Proberelation nicht für ihn machen wollte; und alle Bitten, die Karl diesmal bey ihm anwandte, waren vergebens. Selbst die Hofräthinn konnte nichts ausrichten; sie unterstand sich aber auch nicht, zu stark in ihn zu dringen, um sich hernach nicht Karls Unwissenheit vorwerfen zu lassen. Es blieb also dabey, daß er sie selbst machen sollte. Er las die ihm mitgetheilten Akten vier bis fünfmal durch, nahm sich endlich einige Bogen Papier, machte einen Bruch darein und wollte anfangen zu schreiben; aber wie und mit welchem Worte wußte er nicht. Er zerkäuete eine Feder nach der andern, schnitt eine neue, und fieng dann an: „In Sachen Peter Götzens Appellanten, contra den Amtmann zu Hergtow, Appellaten, pto. defraudationis, und nun blieb der Bogen liegen, er las wieder und machte vor Unwillen ein paar erschreckliche Striche darauf, fieng dann wieder auf einem neuen an: In Sachen Peter — — käuete an der Feder, so daß ein beträchtlicher Dintenklecks aufs Papier fuhr. Die Feder wurde dann zerstaucht, und eine neue geschnitten, und abermals auf einem neuen Bogen angefangen; In Sachen — — Bey einer Pfeife Tabak würde es wohl besser fliessen, er stopfte eine, zündete sie an, und

ſetzte ſich nun mit der gelehrteſten Miene an den Tiſch, und fieng an, die erſte Seite der vor ihm liegenden Akten wörtlich ohne weitere Umſtände abzuſchreiben; die zwote und dritte Seite überſchlug er, und nun wollte er die vierte wieder mit der abgeſchriebnen erſten Seite zu verbinden ſuchen; aber alle Mühe, die er deswegen anwandte, war vergebens. Der Bogen wurde alſo wieder weggeworfen, zumal da der Eingang ihm ohnehin nicht gefallen wollte, und ein neuer genommen. Hierüber vergiengen einige Tage, während welcher Zeit ihn verſchiedene von denen, welche ihm wohl wollten, zu ſich baten, und den Diſkurs auf allerley in die Rechte und Kameralwiſſenſchaften ſchlagende Materien brachten, auch ihn ſelbſt hin und wieder um ſeine Meynung fragten; allein ſie ſahen aus allem, daß er der unwiſſendſte Menſch war, indem er nicht im Stande war, ihnen eine einzige Frage zu beantworten, die eine wirkliche erworbne Kenntniß vorausſetzte. Indeſſen war er dreiſt genug mit zu ſprechen, wo er glaubte, daß der Menſchenverſtand etwas thun, oder die Sache ohne Kenntniß des Rechts beurtheilt werden könnte. Seinem Vater vergieng endlich auch die Geduld, da er ſahe, daß Karl mit der Probereſation nicht von der Stelle kam, und kündigte an, daß er ſich nur zur Abreiſe bereit halten möchte.

habe es ihnen schon gesagt, erwiederte sie, daß ich mich nicht der Gefahr aussetzen kann, einen Bräutigam, den ich sehr lieben würde, sobald er mein Bräutigam wäre, im Kriege zu verlieren; und es würde für mich eben so schlimm seyn, als wenn er wirklich mein Mann wäre. Eben deswegen ist es mir unmöglich, eine Verbindung mit ihnen einzugehn; oder ihnen etwas zu versprechen. Sie müssen, sie müssen mir etwas versprechen, fuhr Bischof ungestüm fort, indem er sich vor ihr auf das eine Knie warf, und die Thränen ihm stromweise die Wangen herunter liefen. Lottchen wurde äusserst gerührt, und sagte endlich, nun wenn sie durchaus wollen, so will ich ihnen dies erklären, daß wenn es Friede wird, und mit uns beyden alsdann noch keine Veränderung der Gesinnungen und des äusserlichen Verhältnisses vorgegangen ist, ich alsdann nicht abgeneigt seyn werde, mich mit ihnen zu verbinden. Damit aber diese Erklärung bis dahin für uns beyde keine Verbindlichkeit habe, so stelle ich es in ihre völlige Freyheit, wenn sie unterdessen ein anderes Frauenzimmer antreffen, die ihnen so gefällt, daß sie sich mit derselben zu verbinden wünschen, eine solche Verbindung nach ihrem Belieben einzugehn, und mich zu vergessen; so wie ich mir dagegen ein Gleiches vorbehalte. Bischof wollte noch eine Vorstellung thun, sie

aber bat ihn, ihrer Ruhe zu schonen, und nun von der ganzen Sache für jetzt nichts weiter zu reden. Er sprang auf, umarmte und küßte sie auf das zärtlichste, und nahm unter den heissesten Thränen Abschied, worauf er den folgenden Tag zu seinen Verwandten in der Altenmark und nach Meklenburg reiste.

Karl reiste ebenfalls bald darauf wieder nach Helmstädt, höchst misvergnügt über die spröde Begegnung, welche ihm von Lottchen Hinrichs widerfahren war, und eifersüchtig, über die merklichen Vorzüge, welche sie Bischofen eingeräumt hatte. Er hatte aber Magdeburg kaum verlassen, so war sie auch schon gröstentheils aus seinen Gedanken verschwunden. Einige Wochen nachher erfuhr seine Mutter, was er bey seiner Anwesenheit in Magdeburg verheelt hatte, von einem durchreisenden Studenten, daß er in Helmstädt Medicin studire. Sie ward dadurch äusserst aufgebracht, und schrieb ihm einen Brief voller Verweise, daß er, als ein Kavalier, seiner Familie den Schimpf machen wollte, ein blos bürgerliches Studium zu treiben, das würde hernach einmal schöne Ehre seyn, wenn er als ein Edelmann, in den Hütten, und vor den Krankenbetten des niedrigsten Pöbels herumkriechen wollte. Sie hatte indessen nicht viel Bewegungsgründe nöthig, ihn von der Arzneykunde abzurathen, da

er derselben schon von selbst überdrüssig geworden war, besonders seitdem er der Secirung eines Kadavers beygewohnt hatte. Weil aber sein Freund Rauchhart den kommenden Sommer in Greifswald studiren wollte, und er grosse Lust hatte, mit ihm dahin zu gehn, so wandte er bey seiner Mutter vor, daß es ihm in Helmstädt an hinlänglicher Gelegenheit mangle, die Rechte gründlich zu studiren, und daß eben dies ihn auf den Gedanken gebracht hätte, die Arzneywissenschaft zu ergreifen. Er wollte indessen gerne ihrem mütterlichen Rath folgen, und die Rechte wieder vornehmen, nur müßten seine Aeltern ihm erlauben, auf eine andre Universität zu gehn. Er brächte dazu Greifswald in Vorschlag, aus verschiednen Gründen. Erstlich weil ihm der Ort schon von seinem ehemaligen Aufenthalt in Strassund her, bekannt sey, fürs andre, weil er da noch viele Verwandte seines seligen Onkl Wegners in der Nähe hätte, von welchen er mancherley Unterstützung haben könnte: drittens weil sein edler Freund, der Herr von Rauschart, der ihm bisher schon reelle Dienste geleistet, und gerade so wie seine Mutter, ihm gerathen hätte, das Studium der Rechtsgelehrsamkeit wieder zur Hand zu nehmen, ebenfalls dahin gienge, und ihn ferner thätig unterstützen könnte. Endlich viertens, weil er gehört hätte, daß zween dorti-

ge Professoren der Rechte Edelleute wären, nemlich ein Herr von Balthasar und von Aeminga, die vermuthlich ihre Kollegia recht für Edelleute lesen würden. Hiezu käme noch, daß zu Greifswalde ein Hofgericht sey, zu dessen Assessoren gröstentheils nur Edelleute genommen würden, und er also Hofnung hätte, wenn er dort studirte, bey demselben befördert zu werden. Alle diese Gründe machten auf die Hofräthinn tiefen Eindruck; am allermeisten aber der vierte; ein Edelmann, glaubte sie, müste ganz vortreflich lesen, und besonders so, wie es einem adlichen Zuhörer angemessen wäre. Sie willigte also ohne weiteres Bedenken darein, und wußte ihren Mann, der anfänglich einigen Anstand nahm, weil es eine feindliche Akademie war, leicht dahin zu bewegen, daß er ebenfalls seinen Beyfall gab. Beyde Aeltern reisten also Ostern selbst nach Heimstädt, um ihren Sohn von da abzuholen; die Hofräthinn, um bey dieser Gelegenheit einige kleine Schulden zu tilgen, die ihr Sohn, wie er sich gegen sie geäussert, dort unschuldigerweise gemacht hatte, der Hofrath aber, um seinen Freund in Walbek zu sprechen, und ihm eine Abhandlung vorzulegen, über einen biblisch-historischen Satz, worüber beyde mit einander das letztemal gesprochen hatten, und worüber sie beyde ziemlich einstimmig dachten. Weissenfeld gedachte sie irgendwo

in seinen Kommentar einzuschalten, da er aber an der Vollendung und wirklichen Ausgabe desselben durch den Tod gehindert wurde, so mußte es sich zum Glück fügen, daß er diese Abhandlung seinem Walbekischen Freunde mittheilte, der sie der Welt erhielt, dabey aber die Ungerechtigkeit an seinem verstorbenen Freunde begieng, daß er sie nach 15 Jahren unter seinem eignen Namen drucken ließ. *) Sie betraf den Satz, daß alle Europäer im Grunde Israeliten wären, oder eigentlich von den zehn Stämmen Israels abstammten, die bey ihrer Zerstreuung ausgewandert, und sich in dem damals noch wüsten Europa niedergelassen hätten. Liebhaber historischer Untersuchung, werden vielleicht nach dem Essen zur Erschütterung des Diaphragma einige Stellen aus dieser Abhandlung gerne lesen, um deren willen ich sie hier mittheile. Andre mögen sie als ein Narcoticum ansehn und gebrauchen.

„Zwischen den Jahren der Welt 3185 und 3445 sind die ersten bedrängten Zeiten gewesen, in welchen die Kinder Israel haufenweise werden aus ihrem Lande gewandert, und leere, auch sichere und ruhige Wohnplätze gesuchet haben. Wohin aber sollten sie wohl ziehen? Nach Aegypten?

*) Historisch-kritische Nachweisung, daß die Europäer Israeliten, und von den verlohrnen zehn Stämmen Abkömmlinge sind. Hamburg. 1776. 8.

Da waren sie schon verachtet und unwerth, auch das Land bereits besetzt, und ihre Sicherheit konnten sie da so wenig als in ihrem eignen Lande finden: denn wider Aegypten geschahen auch schreckliche Weissagungen durch die Propheten, auch hatten sie das Verbot Mosis wider sich. Tiefer ins Land? Daselbst rings um sie her wohnten ihre Feinde und Verfolger. Für diese alle mussten sie sich fürchten; auch konnten sie unter denselben nicht beysammen wohnen, sondern hätten müssen unter allerley Völker Asiens und Afrikens zerstreuet und unter deren Druck leben. Wo konnten sie denn also sonst hinflüchten, um bequemer, und ohne Furcht, auch beysammen zu wohnen? Nicht wahr? In leere Orte, in wüste und unbewohnte Länder. Wo aber waren die damals? Ich antworte: in dem ihnen zunächst angränzenden und übers Meer gelegnen Europa, welches noch zu Taciti Zeiten für eine wilde und grausame Wüste, gegen die mitternächtigen Gegenden zu, gehalten wurde, und woselbst man keine Spuren findet, daß es vor Israels Zeiten wäre bewohnt gewesen, wovon man vielmehr unzählige Merkmale antrift, daß es nicht gar lange vor Christi Geburt erst bevölkert, und spate hernach erst sey angebauet worden. Wo kriegten sie denn Kenntniß von diesem Lande? Antwort: durch die Tyrier und Sidonier, zween

Kaufmannsstädte, die in ihrem eignen Lande gelegen waren, welche ihre Schiffe auf dem Meere hatten, und vielleicht öfters an die wüsten Küsten Europens waren verschlagen worden, von denen sie Nachrichten mit sich nach Hause brachten, daß daselbst, nicht weit übers Meer, noch grosse und leere Länder wären, zu bequemen Wohnungen für grosse Völker. Ganze Schiffsladungen voll flüchtige Israeliten werden auf diese erlangte Nachricht, dem zukünftigen Zorne zu entrinnen, und die gegenwärtigen Bedrängnisse zu vermeiden, nach Europa hinüber geschiffet, und auf den Küsten sich niedergelassen haben, zuerst, wo sie ihnen am nächsten gelegen gewesen sind, als in Griechenland am Hellespont, an dem Bosphoro umher, wie auch in Dalmatien und Istrien ꝛc. hernach an den übrigen Küsten des schwarzen Meeres, und von Italien, ja, bis in Frankreich, Spanien, Portugal, England, Dännemark, Schweden, Pommern und Preussen; nachdem aber die Küsten um ganz Europa von ihnen besetzt, und nach und nach bevölkert worden sind, mögen sie tiefer in die Länder gedrungen seyn, und ihre Weiden und Wohnungen bis in die Mitte der Länder ausgebreitet haben. Und weil ihre Auswanderung in einer langen Reihe von 260 Jahren, mithin von Zeit zu Zeit geschehn ist, gar verschiedentlich, so mögen auch

daher die verschiedenen Völker und Sprachen, Gewohnheiten und Gebräuche entstanden seyn, die sich gerade auf diejenigen Zeiten beziehen, darinnen, und auf die Umstände, unter welchen sie ihr Vaterland verlassen und andere Länder und Wohnungen gesuchet haben, wie nicht weniger auch die verschiedenen Länder und Völker Asiens, durch welche sie sich ihrer Heimath heimlich oder öffentlich entzogen haben, oder mit Gewalt als Kriegesgefangene geführt sind. Die heilige Schrift beweisets schon, daß unter den verschiedenen Stämmen Israels sich verschiedene Mundarten eingeschlichen haben (Judic. 22, 6.) und es ist leicht zu vermuthen, daß die Israeliten diesseits des Jordans eine ganz verschiedene Mundart von denen, die jenseits des Jordans wohnten, werden gehabt haben. Weswegen wir in Europa leicht zehnterley verschiedene Mundarten auszurechnen vermögen, die von einander gar sehr unterschieden, doch aber in der Schreibart und den Buchstaben nach, unter einander sehr nahe verwandt bleiben, auch darinnen mit einander übereinkommen, daß sie alle von der Linken zur Rechten geschrieben werden; welchen Gebrauch die zehn Stämme mögen angenommen haben, nachdem sie von Juda und Jerusalem abgerissen worden. Wie denn die heilige Schrift selber

Zeugniß giebt, daß sie auf Gutachten und Anstiften ihrer Könige eine ganz andere Weise, so wohl in geistlichen als auch in weltlichen Sachen angenommen haben. Diese Transmigration der zehn Stämme in das leere Europa ist demnach tausend Jahr ohngefähr vor Christi Geburt angegangen. Und vor dieser Zeit findet man so wenig von Griechenlandes als Italiens Bevölkerung einige zuverlässige Nachricht, es müßten denn die fabelhaften Erzählungen der Alten das Alterthum dieser Völker noch weiter hinaus ziehen wollen; aber auf Fabeln ist gefährlich und betrüglich zu bauen. Rom selbst, als eine der ältesten Städte, ist nach meiner Rechnung zum höchsten 744 Jahr vor Christi Geburt gebauet, wenn man auch der alten fabelhaften Erbauung von Romulo und Remo beypflichten, und damit das Alterthum dieser Stadt aufs höchste treiben will, sonst könnte sie, der zuverlässigen Geschichte unbeschadet, noch einige Jahrhunderte später erbauet seyn. — Und obwol aus Dan. 11, 20 und 1 Makkab. 1, 1. es das Ansehen gewinnen möchte, als ob Griechenland nach dem Namen von Japheth Enkel, Chittim, genennet, mithin dieser auch der Erbauer davon sey, so ist doch daher noch keine unumstößliche Gewißheit zu nehmen: denn es kann seyn, daß unter Israels Söhnen sich einer gleiches Namens gefunden, der Griechen-

land zuerst angebauet hat; oder es kann eine aus Israel dahin geflüchtete Familie, oder erste Kolonie, den Namen, Chittim, geführet, oder angenommen, oder ihn dem Lande aus einem gewissen ominösen Gedanken beygeleget haben, welchen er hernach, bis auf eine gewisse, und an die Makkabäer gereichte Zeit, behalten hat: denn das Wort, Chittim, scheinet mehr einen geheimnißvollen Sinn, als einen Eigenhamsnamen abzugeben, sintemal es einen Pluralem anzeiget, und von chatat, trituravit, contrivit, hergenommen, soll es gewisse Zerstossene oder Zerbrochene anzeigen, wie denn das Königreich unter den zehn Stämmen Israels zu Samaria ein sehr Zerstossenes und Zerbrochenes geworden, wie der zerbrochene Rohrstab Aegypti; welches Gleichniß die heilige Schrift zu gebrauchen pfleget. — — Unsere ersten Götter waren Thuisko, vom Griechischen Θεὸς und Man, von dem gegebnen Man in der Wüsten, womit Gott die Kinder Israel 40 Jahr in dem wüsten Arabien ernähret hat. Und als die aus ihrem Lande Kanaan flüchtig gewordenen Israeliten diese Wüsten Europens bezogen, so werden sie sich wohl damit getröstet haben, daß Gott sie in dieser Wüsten auch wohl ernähren könne, gleichwie er die Kinder Israel, ihre Voreltern, 40 Jahre in der Wüsten Arabiens ernähret habe; daraus hat Tacitus ihnen

ihre beyden ersten Gottheiten, wovon sie in ihren Gedächtnisliedern sungen, unter dem Namen Thuisko und Mann nach seinen Begriffen angedichtet. So bekennen auch die übrig gebliebenen zwey Stämme, 1 Makkab. 12, 5 daß sie der Griechen in Europa Brüder sind; und ist uns diese Nachricht gewiß nicht ohne sonderliche und heilige Ursache in den Büchern der Makkabäer aufbehalten, und unserer Bibel mit einverleibet worden, allwo sie an einem heiligen Orte, als gleichsam ein geheiligtes Zeugniß aufbehalten ist, gleichwie das Gesetz und Zeugniß Gottes in der Zeugnißlade unter den Cherubim, in der Stiftshütte Mosis. Wer aber nichts thut, daß die Europäer die äußerliche Beschneidung am Fleisch, ihren Brüdern den Juden gleich, nicht haben. Denn diese, die am Fleisch geschieht, ist nicht die rechte, wie die heilige Schrift selbst bezeuget, und aus Mißbrauch und Mißverstand der Worte Gottes vielleicht nachher erst bey den Juden eingerissen, als die zehn Stämme bereits weg waren; und können sie diesen Mißbrauch wohl erst in der babylonischen Gefangenschaft gelernet und für nothwendig angenommen haben. Die verborgene Weisheit Gottes hat auch darinn ihr wunderbarliches Gespiel mit den Menschen, ihren Kindern, und mit seinen beyden auserwählten Kirchen des Alten und des Neuen Bundes auf Erden, daß für die Juden

das Alte Teſtament in ebräiſcher Sprache, von der Rechten zur Linken, für die Chriſten aber, als nunmehro wiedergefundenen zehn Stämmen Iſrael, das Neue Teſtament in der griechiſchen Sprache, von der Linken zur Rechten hat müſſen zuſammengeſchrieben werden, damit dieſes vielleicht ſeine wunderbarliche Beziehung auf das groſſe Evangelium Chriſti habe, welches wir leſen Matth. 25, 31. So kann auch Europa ſehr leicht nach den zehn Stämmen in zehn Hauptabtheilungen ertheilet werden, als 1. Spanien nebſt Portugal, 2. Frankreich. 3. Italien. 4. England. 5. Deutſchland. 6. Dännemark mit Norwegen und Schweden. 7. Polen. 8. Ungarn. 9. Griechenland nebſt Romanien. 10. Rußland. Die hin und her zerſtreuten Republiken in Europa können den zertheilten Stamm Levi vorſtellen. Und weil dieſe Länder alle von mächtigen Kaiſern, Königen und Fürſten regieret und gepfleget werden, ſo wird dadurch die Weiſſagung erfüllet, die wir leſen Jeſ. 49. 7. 23. 60, 16. Nächſtdem wird Europa gar füglich mit einer Jungfrau, ſeiner Figur nach, verglichen, und die heilige Schrift vergleicht Iſrael unter dem Bilde der Kirche Jeſu auch damit, vid. Jerem. 30, 4. Hoſ. 2, 14. Jeſ. 54, 1. Noch läſſet ſich aus denen, ſämtlichen Europäern, angebohrnen Gemüthsneigungen ganz deutlich ſchlieſſen, daß ſie

wirkliche Söhne Abrahams sind, weil sie mit diesen gleiche Gemüthsneigungen haben. Abraham war von Natur geneigt, seinen Wohnplatz öfters zu verändern, er gieng aus Ur in Chaldäa und wohnte im Lande Haran. Gleichwie etwa der Graf von Hohenzollern und Burggraf zu Nürnberg, Friedrich I. vor etwa 300 Jahren, den inwendigen unwiderstehlichen Trieb fühlte, die ganze verwilderte Mark Brandenburg vom Kaiser Sigismundo käuflich anzunehmen, und sich als ein gebohrner Franke, aus dem Geschlechte der Welfen, in das von seiner Geburtsstadt gar weit entfernte Land der Slaven, Wenden und Wandalen häuslich zu begeben, seinen Wohnsitz und sein Regierungsgeschäfte darinnen zu bauen, in welchem fremden und grausamen Lande gleichwol seine Nachkommen Israels Glück gehabt, und die königliche Krone ihrer Gerechtigkeit errungen haben.„

Aus dieser Probe wird man hoffentlich im Stande seyn, das Uebrige dieser Weissenfeldischen Abhandlung zu beurtheilen. Sie hatte seines Wasbekischen Freundes ganzen Beyfall, wie man unter andern daraus hinlänglich sehn kann, daß er sie in der Folge gar unter seinem Namen drucken ließ: doch mit einigen nicht unbeträchtlichen Veränderungen und Zusätzen, wie der Verfasser, der die Weissenfeldischen Handschriften

noch beſitzt, aus ihrer Vergleichung mit der gedruckten Abhandlung ſicher weiß. Doch gründen ſich dieſe Zuſätze in den Geſprächen, welche Weiſſenfeld mit ſeinem Freunde bey ſeinem diesmaligen Aufenthalt in Walbek über dieſe Gegenſtände hielt. Sie betrafen gröſtentheils die Art und Weiſe, wie die Iſraeliten ausgewandert ſind, welches beyde Herren höchſt wahrſcheinlich heraus brachten. Nemlich ein Theil wäre ſchon unter dem Jerobeam nach Griechenland ausgewandert, und hätte die uralte griechiſche Hofſprache Salomo's mit dahin gebracht. Zu Nadabs Zeiten hätten ſich Iſraelitiſche Bauern, Tagelöhner und Knechte heimlich aus dem Lande geſtohlen, und weil ſie nicht übers Meer zu Schiffe gekonnt, und die Paß zu Tyrus ihnen verlegt geweſen, ſie aber doch ihren Brüdern nach Europa hätten folgen wollen, von welchen ſie vielleicht gute Nachricht und Anlockung durch heimliche Briefe oder mündliche Beſtellungen möchten überkommen haben, ſo wären ſie durch Syrien und Kleinaſien zu Lande gegangen, hätten den daſigen Völkern vielleicht einen oder mehr Sommer hindurch ums Brod und geringe Belohnung gedient, und aus dieſem ſklaviſchen Haufen wären die Slaven geworden. Zur Zeit der Theurung des Elias möchten die Päſſe nach Tyrus und Sidon wieder offen geſtanden haben; da möchten groſſe

Schiffsladungen voll auf dem Adriatischen Meer an den Küsten hingeschifft seyn, bis sie endlich in Istrien, recht im Winkel zwischen Italien und Deutschland ans Land gestiegen, da hätten sie sich nun von dem Thisbiter und dem griechischen Namen Θεὸς, den Namen Thuisko gemacht, und von dem geregneten Man zu Mosis Zeiten, ihres Gottes erinnert, und sich damit in gewissen Memorienliedern in den Wüsten Deutschlands lange getröstet. Die Anlage zur deutschen Sprache hätten sie ganz wahrscheinlicherweise von der in Kanaan schon mehr veränderten uralt griechischen Salomonischen Hofsprache, die in Deutschland mitgebracht, aus welcher hernach die verschiedenen Zungen von Hoch- und Niederländisch, von Hoch- und Plattdeutsch, Holländisch, Dänisch, Schwedisch, Englisch, Schweizerisch entstanden wären.

So vergnügt Hofrath Weissenfeld bey seinem Freunde gewesen war, und so sehr ihn dessen völlige Beystimmung über seine Hypothese, oder wie er es nennte, Erweis von der Bevölkerung Europens, erfreut hatte, so misvergnügt war er in Helmstädt, und so unangenehm waren ihm die mancherley Nachrichten seinen Sohn betreffend, welche er da hörte; besonders diese, daß er abermal siebenhundert Thaler Schulden für ihn bezahlen sollte, die Karl in dem verstrichenen halben

Jahre gemacht hatte, nicht mit gerechnet zweyhundert Thaler, die seine Frau ohne sein Vorwissen mitgenommen und heimlich bezahlt hatte. Indessen war dies noch Kleinigkeit, und das Schnauben und Toben des Hofraths darüber noch erträglich, gegen den bald darauf über einen beträchtlichern Verlust erfolgenden häuslichen Sturm. Er hatte sich nemlich seit einiger Zeit mit verschiedenen Lieferanten eingelassen, die Korn und andre Bedürfnisse für die königlichen Armeen liefern, und ansehnliche Summen hergeschossen, deren Verwaltung einem Entrepreneur überlassen war. Er fieng erst mit tausend Thaler Zuschuß an, ein nicht unbeträchtlicher Gewinn, den er hiemit anfänglich machte, ermunterte ihn, nach und nach ansehnlichere Summen herzuschiessen. Allein wenig Tage nachher, als Karl nach Greifswald abgereist war, erfuhr er die schreckliche Nachricht, daß ein ansehnlicher Transport von den Feinden weggenommen worden, und der Entrepreneur sich darauf unsichtbar gemacht hätte. Alle Mühe und Nachforschen war vergebens, und der Hofrath sah endlich, daß sein Geld so wie der übrigen Interessenten ihres verloren sey, ob es gleich schwer hielt, ehe er sich davon überzeugen wollte. Er fand nach angestellter Berechnung, daß sein Verlust sich auf eilftausend Thaler belief, und dies hatte für ihn sowohl als für

seine Frau die traurigsten Wirkungen. Er war so unausstehlich, daß einige Monate lang alle Leute im Hause sich vor ihm verbargen, und keiner seiner Freunde es wagte ihn zu besuchen; und kam ja einer, so wurde er theils durch sein äusserst misvergnügtes Gesicht zurückgeschreckt, theils mußte er das unverständigste Zeug mit anhören. Ja gemeiniglich muste er sich auch noch mit ihm zanken, und sich dabey krank ärgern. Denn Weissenfeld, der an sich schon geneigt und gewohnt war, allen Menschen, selbst denen, um welche er zu andrer Zeit niederträchtig buhlte, auf die ärgerlichste Art zu widersprechen, und nur Widerspruch zu finden, die seltsamsten und abgeschmacktesten Dinge zu behaupten, oder auch wohl himmelschreyende Ungerechtigkeiten in Schutz zu nehmen, übte diese seine Gewohnheit dann besonders aus, wenn er übler Laune, oder ihm etwas Unangenehmes begegnet war. Der erste der beste, der ihm alsdann vorkam, muste das Opfer seines Misvergnügens werden, er brachte gleich einen Diskurs auf die Bahn, von dem er wuste, daß er jenem äusserst unangenehm war, und es verzogen kaum wenige Minuten, so hatte er es zum heftigsten Zank gebracht; zumal wenn er gerade auch einen heftigen Mann vor sich fand. Und heftige Leute waren ihm dann allemal die liebsten, weil sie sich am leichtesten und

am meisten ärgerten. Eben deswegen flohe ihn jetzt, da sein Unglück bekannt wurde, und seine Freunde sich leicht vorstellen konnten, was sie unter diesen Umständen in seiner Gesellschaft zu gewarten haben würden, Jedermann.

Beyde Eheleute machten sich ihr Unglück wechselseitig noch gröſſer; die Hofräthinn zog sich den Verlust des Geldes so sehr zu Gemüth, und den Gedanke, in Zukunft nicht mehr ihrem Stande gemäß leben zu können, und als eine arme Edelfrau noch mehr als bisher verachtet zu werden, gieng ihr so zu Herzen, daß sie in eine tiefe Schwermuth verfiel, die durch verschiedene Kränkungen, die ihrem Stolz von einigen Vornehmen widerfuhren, und selbst durch das Betragen ihres Mannes nach und nach so sehr überhand nahm, daß ihre Schwermuth nach Verlauf eines Vierteljahres in eine wirkliche Verrückung übergieng, wodurch der Gemüthszustand ihres Mannes gegenseitig ebenfalls unglaublich verschlimmert wurde. Alle Heilmittel, und alles Verfahren was man anwandte, um sie wieder zurecht zu bringen, war umsonst verschwendet. Endlich wurde der alte Vorsatz, den der Hofrath schon vor einigen Jahren hatte, Magdeburg zu verlassen, aufs neue in ihm lebendig. Er schämte sich seiner verrückten Frau und seines verminderten Vermögens in Magdeburg, wo er gebohren und erzogen

wär, und glaubte auch an einem andern Ort wohlfeiler leben zu können als hier. Gleichwohl hatte er nicht grosse Lust in eine entfernte Gegend zu ziehn, sondern er wollte wo möglich sich in einer nahe gelegnen Stadt niederlassen. Er wählte zwischen Halberstadt, Quedlinburg und Zerbst; endlich gab der Umstand, daß ein Halberstädtischer Arzt, den er von ohngefähr kennen lernte, sich erbot, seine Frau wieder herzustellen, für den ersten Ort den Ausschlag; er liess sein Haus öffentlich feil bieten, und schätzte sich glücklich es für zehntausend Thaler verkaufen zu können. Und so verließ er Lemsch, ziemlich mit Misvergnügen, weil ihm bald nach dem Verkauf des Hauses die ganze Sache wieder leid geworden; im Herbste des 1761sten Jahes seine Vaterstadt und zog nach Halberstadt, wo er sich im Westendorfe ein Haus für zweytausend Thaler gekauft hatte, das er bezog, und nun berechnete, daß er durch diesen Tausch doch vierhundert Thaler jährliche Einkünfte gewonnen hätte. Vielleicht war nur dieser einzige Zeitpunkt zu dieser Veränderung schicklich; denn wäre seine Frau ihres Verstandes mächtig gewesen, so würde sie nach ihrer Liebe zu Magdeburg, und besonders zu ihrem Hause, das sie ganz nach ihrem Wunsch vornehm und bequem eingerichtet hatte, wohl schwerlich je in diesen Tausch gewilligt, oder sich

bequemt haben, in ein nach dem garstigsten Geschmack gebauten hölzernen Hause, von drey Stockwerken, deren jedes anderthalb Fuß breit über das andre vorspringt, wie hier in Halberstadt und dem benachbarten Quedlinburg fast alle Häuser gebaut sind, zu ziehn. Und ohne ihre Einwilligung durfte der Hofrath keine Veränderung von irgend einiger Beträchtlichkeit vornehmen. — So aber wuste sie jetzt kaum, daß sie von einem Ort nach dem andern gekommen war. Den ganzen Tag über rief sie Lakaien und Kammerdiener, und auf ihr eignes Rufen antwortete sie sich selbst: was befehlen Ihro hochgräflichen Gnaden; und was andre dergleichen Reden mehr waren, die den Hauptgrund ihrer Verrückung deutlich genug errathen liessen.

Niemand war unterdessen übler daran als Karl, der nicht allein das Geld zur Bezahlung seiner neuen Greifswaldischen Schulden, warum er einigemal an seine Mutter schrieb, sondern auch seinen gewöhnlichen versprochnen Wechsel nicht erhielt. Er wuste zuletzt gar nicht mehr, was er machen, oder wie er dies Phänomen erklären sollte, da er auf vier seiner Briefe keine Antwort, und überhaupt in länger als einem Vierteljahr keine Zeile von seiner Mutter zu sehn bekam. denn von dem Unglück, das sie betroffen hatte, wuste er nicht das geringste, da sein Vater

gar nicht an ihn schrieb. Er wandte sich endlich an diesen, nachdem er gesehn, daß alle seine Briefe an seine Mutter vergeblich waren, ohne jedoch etwas von Schulden und deren Bezahlung zu äussern; er bat vielmehr bloß um seinen ordentlichen Johanniswechsel von 75 Rthr. denn so viel hatte ihm sein Vater auf Verlangen seiner Mutter vierteljährig bestimmen müssen, wozu sie heimlich noch fünf und zwanzig Thaler zuzulegen versprach, so daß er seine richtigen vierhundert Thaler jährlich hätte, und wie ein Kavalier standesmäßig leben könnte. Karl war zwar etwas vorsichtiger geworden, hauptsächlich durch die Aufsicht des Herrn von Rauchsart, der ihn sorgfältig vom Spiel, und besonders vom Pharao, dem er sehr ergeben war, zurück hielt; indessen beliefen sich doch seine Schulden beym Pferdeverleiher und auf dem Weinhause allein schon auf hundert und funfzig Thaler; ohne zu rechnen, was er seit Johannis, da er seinen Wechsel nicht erhalten hatte, seinem Haus- und Speisewirth schuldig geworden, und was ihm Rauchsart unterdessen zur Bestreitung der täglichen Ausgaben baar vorgeschossen hatte. Allein auch von seinem Vater erhielt er auf seine beyden ersten Briefe gar keine Antwort. Er wuste nicht mehr, wie er sich heifen sollte, und wollte schon in eine Art von Verzweifelung fallen, weil er sich

von seinen Aeltern ganz verlassen glaubte, als ihm Julius von Stralsund aus das Unglück meldete, was seiner Mutter begegnet war. So sehr es ihn auch schmerzte, so war es ihm doch bey weitem nicht so schrecklich, als der Gedanke, daß er von seinen Aeltern vorsetzlich verlassen worden. Er schrieb nun an seinen Vater den dritten Brief, und bat zugleich seinen Bruder, zu seinem Besten ebenfalls an seinen Vater zu schreiben. Der Hofrath schickte ihm endlich das ihm bestimmte Geld für zwey Quartale, schrieb ihm aber dabey einen heftigen Brief, voll der bittersten Klagen und der schärfsten Verweise; worin er ihn den ungerathnen und verlohrnen Sohn nannte, der das ganze Glück seiner Aeltern zerstört hätte. In der That leitete er allen Verlust, den er von jeher erlitten, von Karln her, und ungeachtet dieser an dem letzten grossen ganz unschuldig war, so pflegte er doch zu sagen, wenn er nicht schon vorher durch Karln und um Karls willen so manches tausend Thaler verloren hätte, so würde er nicht nöthig gehabt haben, sein Geld in die Gefahr eines Handels zu wagen, das er aus keiner andern Absicht gethan hätte, als um dadurch das Viele, was er verlohren hätte, wieder zu gewinnen.

Er sann nun auf neue Mittel, wodurch er sowohl diesen letzten Verlust, als alle vorige wie-

der ersetzen wollte; und da war das erste, worauf er verfiel, sein Kommentar. Er hatte es schon vorher sonst oft überrechnet, wenn er ihn auf Pränumeration drucken liesse, wie viele tausend Thaler er dabey gewinnen könnte: er war aber sonst nie willens gewesen, ihn eher drucken zu lassen, als bis das ganze Werk völlig ausgearbeitet wäre; jetzt aber, da er es für hohe Zeit hielt, sein ansehnliches verfallenes Vermögen wieder zu repariren, hatte er diesen Entschluß geändert, und beschlossen, mit dem Druck des Werks, so weit es fertig wäre, den Anfang zu machen. Er liess zu diesem Ende ein Avertissement drucken, worin er sein Werk mit den ausgesuchtesten Lobsprüchen erhob, und es der Welt als einen Schatz anpries, der besser und kostbarer wäre als alles Gold; und er versprach sich selbst von dieser Anpreisung die herrlichsten Wirkungen und die reichste Ernte. Hinter dem Avertissement liess er eine grosse Anzahl Namen von Männern aus allen Städten Deutschlandes drucken, die er zu Kollekteurs ernannte, denen er es in den Briefen, welche er an sie erliess, für eine grosse Ehre anrechnete, daß sie gewürdigt worden, ein so wichtiges Werk zu befördern, und daß ihre Namen bey Gelegenheit desselben mit gedruckt und mit genannt würden. Da er aber nicht viel Bekanntschaft mit der neuesten Litteratur hatte, so gieng es ihm damals,

wie in unsern Tagen dem Herrn Rektor Mayer in Hildesheim, daß nemlich unter seinen Kollekteurs manche waren, die gar nicht existirten, andre die längst todt waren, noch andre die über funfzig Meilen von dem Orte entfernt waren, wo sie Kollekteurs seyn sollten. Dies war mit eine von den Ursachen, warum sein Unternehmen so schlechten Fortgang hatte, und weswegen er über dreyßig Briefe mit Avertissements retour erhielt. Von den übrigen Kollekteurs wollte ein grosser Theil sich keine Mühe um Pränumeranten geben, weil sie sahen, daß es ein abgeschmacktes fantastisches Werk werden würde; andre fanden sich durch den Stolz, mit welchem sie in dem Briefe aufgefodert waren, das Werk zu befördern, beleidigt, und thaten eben deswegen keinen Schritt zum Besten desselben. Nur einige wenige liessen sich bereit und willig finden, unter andern Herr Ziegra, Joh. Rudolph Anton Piderit, die Gebrüder Wichmann, damals Kandidaten, Johann Peter Andreas Müller, und ein gewisser andrer Mensch, der heuer in den neuesten Religionsbegebenheiten mit unparteyischen Anmerkungen so ermüdend von neuen Reformatoren kakelt, und dabey noch manche Ideen anbringt, die er aus dem Weissenfeldischen Avertissement und aus den Briefen des Hof-

rathe erborgt hat. Die Bemühungen dieser Männer aber reichten, wie leicht zu erachten, nicht zu, auch nur eine mittelmäßige Zahl von Pränumeranten zusammen zu bringen; und als der Pränumerationstermin verlaufen war, fand der Hofrath deren in allem nicht mehr als siebzehn. Man wird sich die Verlegenheit nicht groß genug vorstellen können, worin er sich befand, als er sahe, daß die Sache so ganz wider seine Erwartung ausgefallen war. Statt zweytausend, die er wenigstens gehofft hatte, nur siebzehn; ein gar erschrecklicher Abfall. Sollte er nun seinen Kommentar, worauf er so viele Mühe gewandt hatte, und wovon er sich und der Welt so grossen Vortheil versprochen hatte, auf ewig in seinem Pult begraben, oder dem Vulkan opfern? dies war ein Gedanke, den er auch nicht auf einen Augenblick ausstehn konnte. Gleichwohl aber war es auch hart, für siebzehn Pränumeranten die Kosten des Drucks daran zu wagen. Es würden sich freylich wohl unendlich mehr Käufer finden, glaubte er, wenn das Werk nur erst heraus und bekannt wäre; denn daß sich jetzt im Voraus nicht mehrere gefunden hätten, davon maß er die Schuld nebst der Blindheit des Publikums der Unthätigkeit und Ungefälligkeit seiner Kollekteurs bey: indessen war ihm doch immer bey dem Gedanken des

Vorschusses der Druckerkosten etwas hange. Er hielt es also für das sicherste, das Werk den Buchhändlern anzubieten, mit einem geringen Vortheil zufrieden zu seyn, und weiter keinen Gewinnst zu suchen, als das Honorarium. Um Zeit zu sparen, und nicht erst nach erhaltner abschlägiger Antwort an einen andern zu schreiben, schrieb er an sechszehn Buchhändler auf einmal. Zugleich hofte er hiraus den Vortheil zu erhalten, wenn sich, wie er gewiß glaubte, mehrere zu dem Verlag dieses herrlichen Werks bereit erklären, daß er darunter denjenigen aussuchen könnte, der sich die vortheilhaftesten Bedingungen gefallen liesse. Das Formular seiner Briefe war dieses.

Ewr. Hochedlen werden aus einem gedruckten Avertissement wahrgenommen haben, was massen ich einen grossen vollständigen Kommentar über die ganze heilige Schrift in einigen und zwanzig Quartbänden herauszugeben willens bin, ein Werk, dessen Gleichen die Welt bisher nicht gesehen hat, und welches alles was bisher über die Bibel deutsch, lateinisch, französisch oder englisch geschrieben ist, überflüssig machen wird, so daß die Besitzer desselben aller andern werden entbehren können; weswegen zu hoffen steht, daß keiner das Geld, was dieses Werk kostet, achten werde. Ich habe es so eingerichtet, daß es nicht

allein den Gelehrten brauchbar und nüzlig, sondern auch den Ungelehrten nüzlich und verständlich seyn wird, kurz, daß es für jedermann ein Schatz seyn wird, der kostbarer ist als alles Gold. Ich war zwar anfänglich willens, dieses unvergleichliche Werk, zu dessen Ruhm ich mehr sagen könnte, wenn es nicht meine eigne Arbeit wäre, auf Pränumeration herauszugeben, allein ich habe gefunden, daß die vielen merkantilischen Geschäfte, worin ich mich dadurch verwickeln würde, mich an der völligen Beendigung des Werks hindern, oder doch mehr als ich wünschte, verspäten würden. Ich habe daher diesen Vorsatz wieder aufgegeben, zumal da ich eingesehn habe, daß es billig ist, daß man dem Buchhändlerstande, der für den Geist so wohlthätig ist, auch von den Produkten des Geistes einigen Vortheil zufliessen lasse. Da mir nun bekannt ist, daß Ewr. Hochedlen sich bisher durch die Herausgabe und Beförderung vieler wichtigen Werke bereits ein grosses Verdienst um das Publikum erworben haben, und dieses Verdienst ohne Zweifel noch fernerhin werden vermehren wollen, so wüßte ich unter allen ihrer Zunft keinen, dem ich mit mehrerm Vertrauen den Verlag dieses Werks anbieten möchte, als eben ihnen. Sie sollen dabey sehn, daß ich nicht im Geringsten vom Eigennuz regiert werde; denn ungeachtet ich nach gemachtem Ueber-

schlag, wenn ich das Werk selbst drucken liesse, dabey wohl so viel gewinnen könnte, daß ich für den Bogen drey bis vier Louisd'or bekäme, ich auch meine Arbeit sowohl nach dem innerlichen Werth, als auch nach der Mühe und Zeit, die ich darauf gewandt, wohl mit Recht so hoch schätzen kann, so verlange ich doch von Ihnen nicht mehr als einen Louisd'or pro Bogen, darzu Sie sich im Stande befinden, dem Publikum das Werk desto wohlfeiler zu lassen. Sie sehn daraus, wie uneigennützig ich bin. Uebrigens wünschte ich, daß in der nächsten Ostermesse, des bald bevorstehenden 1762sten Jahrs wenigstens die beyden ersten Bände herauskämen, und hernach von Messe zu Messe mit zween Bänden fortgefahren würde. In Erwartung einer baldigen geneigten Antwort verharre ich mit der vorzüglichsten Achtung

Halberstadt, den 12. Nov. 1761.

Ewr. Hochedlen
ergebenster Diener
Elias von Weissenfeld
Hofrath.

Von neun Buchhändlern erhielt er gar keine Antwort, die übrigen antworteten gröstentheils folgendermassen:

Ewr. Hochwolgeb. sage unterthänigen Dank für Dero geneigtes Andenken, womit Sie unsre Handlung beehrt haben; muß aber dabey recht sehr bedauern, daß auf die beyden nächsten ja noch auf einige folgende Messen, bereits so stark mit Verlagsartikeln versehn bin, daß mich nicht mit noch mehrern überhäufen kann. Bin übrigens zu allen Diensten bereit und verharre

Ewr. Hochwolgeb.

unterthäniger Diener

M.

Aliud ejusdem argumenti.

Es ist eine besondere Gnade von Ewr. Hochwolgeb. daß Dieselben Dero gelehrten Kommentar meiner Handlung zum Verlag geneigtst anbiethen. Ich zweifle im Geringsten nicht, daß dies ein sehr gelehrtes und unschätzbares Werk seyn werde: weil aber der Geschmack des Publikums leider so verdorben ist, daß Sachen von solcher Grösse und Wichtigkeit nicht viel gesucht werden, und unser einer sich nach diesem Geschmack richten muß, wenn man nicht augenscheinlich zu Grunde gehn will, so bedaure ich recht herzlich, daß ich von der mir angebotenen Ehre nicht profitiren kann. Sollten Ewr. Hochwolgeb. einmal Belieben finden, im Fach der schönen Wissenschaften etwas zu arbeiten, und Dieselben woll

ten mich dabey mit Ihrem geneigten Andenken beehren, so werde ich mit vielem Vergnügen aufwarten. Verharre übrigens u. s. w.

Aliud ejusdem materiae.

Ewr. Hochwolgeb. geneigtes vom 12ten hujus ist mir richtig zugekommen, und danke vielmal vor das gütige Andenken dessen dieselbe mir würdigen. Weilen aber dermalen mich nicht im stande befinde die Kosten daran zu wenden, welche ein so groses Werk erfodern würde, so muß mich vor den gemachten Antrag gar schönstens bedanken. Wenn Dieselben etwas von meinen Verlagsbüchern, wovon das Verzeichniß angebogen habe, bevehlen, oder sonst einiger Bücher benöthiget sind, so werde mit vielem Vergnügen aufwarten. Verharre u. s. w.

Noch ein anderer.

Ewr. Hochwolgeb. geehrtes vom 12ten dieses habe richtig erhalten. Ich habe das Avertissement verschiedenen der hiesigen Herren Gelehrten gezeigt, welche mir sämtlich nicht zu einem mit so vielen Kosten verbundnen und gleichwohl mißlichen Unternehmen rathen wollten. Da ich nun überdem nicht gerne Werke in Verlag zu nehmen pflege, die auf Pränumeration angekündigt sind, indem ich es ein für allemal verschworen habe, so werden Dieselben es nicht ungeneigt nehmen, wenn ich mich für Dero gütigen An-

treg für diesmal bedanke. Kann ich ein anderesmal zu dienen im Stande seyn, so wird es mit vielem Vergnügen geschehn. Ich bin u. s. w.

Die übrigen Antworten, die der Hofrath erhielt, kamen mit der einen oder der andern hier gelieferten fast völlig überein. Er befand sich nun in einer noch grössern Verlegenheit als vorher. Gott weiß, sagte er, wie doch so manche schlechte Schriftsteller ihre Verleger finden mögen, da ich zu so einem wichtigen Werk keinen finden kann. Soll ich etwa an andre Buchhändler schreiben; da muß ich befürchten, daß es mir eben so geht als mit diesen, warum ich schon geschrieben habe. Daß doch die Leute alle so toll und verblendet sind, und ihren eignen Vortheil nicht kennen wollen! Und sollte ich meine schöne herrliche Arbeit so ungenutzt im Staube liegen lassen; das ist unmöglich. Lieber alles daran gewagt; es wird sich wohl geben; es werden sich wohl Liebhaber finden, wenn das Buch nur erst heraus ist. Er beschloß also, den Anfang zu machen, das Werk auf seine Kosten drucken zu lassen; und glaubte fest, daß der Himmel mit Fleiß die Buchhändler so hartherzig gemacht hätte, um ihm den Vortheil allein zuzuwenden. Um aber nicht zu viel zu wagen, theilte er die Materie, die zum ersten Theil bestimmt war,

und ließ nur zwey Alphabet drucken; freylich verloren die siebzehn Pränumeranten die Hälfte ihres Geldes dabey, die auf vier Alphabet pränumerirt hatten, allein was war daraus zu machen. Die fertigen zwey Alphabet, welche er einem benachbarten Buchhändler in Kommission gab, kamen ihm gleichwol auf 500 Thaler zu stehn, und sie würden ihm höher gekommen seyn, wenn er nicht selbst den Muth verloren hätte, eine stärkere Auflage zu machen. Um aber doch dem Buch, das es einmal auf Pränumeration angekündigt war, mehr Ansehn zu geben, und es nicht in den Verdacht zu bringen, als ob niemand darauf hätte pränumeriren wollen, ließ er unter der Rubrik vieler Städte Deutschlandes ausser den siebzehn genannten Pränumeranten über vierhundert Ungenannte vordrucken. Die Messe war geendigt, und der Buchhändler kam wieder zurück und meldete, daß er zweyhundert und funfzig Exemplare verrechnet hätte. Weissenfeld war für Freuden ausser sich; da sieht mans offenbar, sagte er, was für furchtsame Leute die Buchhändler sind; Gott hat mich segnen wollen, darum hat er sie mit Blindheit geschlagen. Wenn schon auf der ersten Messe soviel Exemplare abgegangen sind, da das Buch noch gar nicht bekannt ist, wie reich wird nicht die Erndte in den folgenden seyn? Wenn ich doch nur nicht so ein

Narr gewesen wäre, und eine so kleine Auflage gemacht hätte! Nun habe ich mein Geld schon beynahe wieder, bis auf das bischen Rabatt noch: ja wenn ich nur dem Kommissionär nicht noch dazu so viel für seine Mühe geben müßte. Warum mag er mir aber das Geld nicht gleich mitgeschickt haben? sollte er das wohl gar unterschlagen wollen? — — Gleich setzte er sich hin und schrieb an den Kommissionär, und bat sich das Geld für die verrechneten zweyhundert und funfzig Exemplare aus: wunderte sich aber nicht wenig, da dieser ihm meldete, daß es nicht allein gar nicht Mode sey, gleich in der ersten Messe die verrechneten Bücher zu bezahlen; sondern daß es sich auch gar wohl zutragen könnte, daß in der nächsten Messe ein grosser Theil der Exemplare wieder zurückgegeben würde, wenn gar kein Anschein zum Absatz da sey. Nun das wird wohl keine Noth haben, sagte der Hofrath, und ließ rasch den zweyten Theil seiner Schrift drucken. Allein wie ein Missethäter, der Pardon gehofft hat, erschrickt, wenn wider alle seine Erwartung der Stab über ihn gebrochen wird, so erschrack der Hofrath, als er nach geendigter Michaelismesse ersahe, daß alle in voriger Messe verrechnete Exemplare bis auf vierzehn noch wieder zurückgegeben worden, und von dem zweyten Theile nicht mehr als sechs Exemplare abgegangen

wären; so daß selbst die Pränumeranten des ersten Theils den zweyten nicht verlangt hätten. Nun waren tausend Thaler dazu verloren, und die ganze Auflage der beyden ersten Theile war Makulatur.

Der Schmerz, den er hierüber empfand, war unbeschreiblich, und griff ihn so sehr an, daß er zusehends abzehrte, und nach und nach in Tiefsinn, ja gar in eine ansteckende Krankheit fiel, die gefährlicher zu werden schien, als man anfänglich geglaubt hatte. Bey der Hofräthinn hatte unterdessen die gebrauchte Kur so gut angeschlagen, besonders die Eiskappen, und das kalte Wasser, welches ihr alle Morgen auf den Kopf über eine wachstuchne Kappe gepumpt wurde, daß sie sich zu Anfang des Sommers so weit wieder hergestellt fand, daß sie eine Reise ins Aachner Bad thun konnte, von wo sie zu Anfange des Herbstes völlig gesund wieder zurück kam. Ihrem Mann gereichte es zur grossen Freude, nicht sowohl daß sie wieder gesund geworden war, denn er hätte vielleicht lieber gesehn, wenn sie gestorben wäre; sondern daß seine Weissagung eingetroffen war, da er sich immer, wenn seine Bekannten sich ihrentwegen besorgt stellten, auszudrücken pflegte, sie dürften nur unbesorgt seyn, Unkraut vergienge nicht, und seine Frau würde also auch nicht sterben. Eben so machte sich auch

gegenseitig seine Frau nicht viel daraus, als er zehn Wochen nach ihrer Zurückkunft, in die vorhinerwähnte Krankheit verfiel. Hätte ihr Mann ein Amt gehabt, von dessen Einkünften sie einen Theil ihres Unterhalts nehmen muste, so würde sie ohne Zweifel seinen bevorstehenden Tod mehr beherzigt haben, so aber glaubte sie in seiner Person nichts zu verlieren, da sie dieselbigen Renten nach seinem Tode zu beziehn hätte, die sie bey seinem Leben genoß; und noch dabey den Vortheil hatte, daß die Kosten wegfielen, die sein Körper erforderte.

Weit mehr wurde sie durch die Wochenlichen, die sie von ihrem Karl bekam, beunruhigt. Ihr erstes Geschäft nach ihrer Wiedergenesung war seine aufs äusserste verfallnen Finanzen wieder herzustellen. Mit dem größten Unwillen hörte sie, daß ihr Mann ihm seit Weihnachten des verwichnen Jahrs keinen Heller mehr geschickt hätte. Sie packte also, ohne weiter etwas zu sagen, oder sich vorläufig nach seinen Umständen zu erkundigen, vierhundert Thaler ein, und schickte sie an ihn nach Greifswald. Vier Wochen waren verlaufen, ohne daß die geringste Antwort erfolgt wäre. Sie ward darüber unruhig, und ließ einen zweeten Brief abgehn; statt der Antwort von ihrem Sohn aber, erfolgte eine vom Prorektor, worin ihr dieser meldete, daß ihr Sohn

bereits seit acht Wochen nicht mehr in Greifswald sey. Man wäre genöthigt gewesen, ihn nicht allein Schulden halber, sondern auch wegen verschiedener wichtiger Verbrechen in Verhaft zu nehmen, woraus er entsprungen und davon gegangen sey. Man hätte also die vierhundert Thaler in Beschlag genommen, um das von einen Theil seiner Schulden zu bezahlen; da diese aber hiemit noch nicht zur Hälfte bezahlt werden können, so ersuchte man die Hofräthinn nächstens noch siebenhundert Thaler zu überschicken, wenn sie verschiedene unangenehme Folgen vermeiden wollte, die man ihr näher entwickelt vorlegte. Die Hofräthinn sank beym Lesen dieses Briefs in Ohnmacht, und man fieng an zu besorgen, daß ihr voriger trauriger Zufall sich wieder einstellen würde. Um ihrer zu schonen, hatte man ihr nicht gemeldet, worin eigentlich die Verbrechen ihres Sohns bestanden hätten. Acht Tage nachher aber erhielt sie folgenden Brief vom Herrn von Rauchbart, der ihr alles entdeckte.

Hochwohlgebohrne Frau Hofräthinn
Gnädige Frau,

Ewr. Hochwohlgeb. muß ich die unangenehme Nachricht geben, daß Ihrem Herrn Sohn eine Reihe widriger Begebenheiten theils ohne, theils durch sein Verschulden zugestossen sind. Der An-

fang und die erste Ursache seines Unglücks ist wohl ohne Zweifel daher zu leiten, daß er von Dero Herrn Gemahl, aller seiner Bitten ungeachtet, nicht einen Pfennig bekommen konnte. Er sahe sich daher genöthigt, ungeheure Schulden zu machen, und ich selbst habe ihm, so lange ich gekonnt, nach allen Kräften assistirt, und ihm zweyhundert Reichsthaler baar vorgeschossen, weil ich den guten Menschen wie meine Seele liebte. Zuletzt aber, da ich ihm auch nicht mehr helfen konnte, gerieth er auf unordentliche Wege, suchte sich durchs Spiel zu helfen, und kam dadurch noch tiefer hinein. Er vergaß sich immer mehr und mehr. Zuerst fieng er an den Leuten Gänse und Hühner zu stehlen, und sie sich braten zu lassen, weil ihm keiner mehr etwas zu essen geben wollte. Er sahe dies selbst nicht für Diebstahl an, sondern für ein Studentenstückchen, dessen er sich wohl gar bey andern rühmte. Allein dies gieng bald weiter, er wurde gewohnt zu nehmen, was andern gehört, und ließ sich durch diese Gewohnheit verleiten, auch andern Studenten und selbst Professoren Geld und Bücher zu stehlen, damit er zum Spiel, Trunk und andern täglichen Ausgaben, wozu ihm niemand mehr borgen wollte, etwas haben möchte. Endlich gieng es gar so weit, daß er von der öffentlichen Bibliothek eine beträchtliche Anzahl Bücher nahm und sie ver-

kapste. Er muste ganz mit Blindheit geschlagen seyn, daß er nicht bedacht hatte, wie bald dies würde verrathen werden. Kurz es währte nicht lange, so war er entdeckt, wurde in Verhaft genommen, und auf das so genannte Tabudat, ein Gefängniß, das ärger ist, als das gewöhnliche Karzer, gebracht. Alle Umstände liessen es voraussehn, daß es zuletzt zu seinem äusserstem Schimpf mit ihm ausschlagen würde; ich nahm mir also vor, ihn zu befreyen, es koste auch was es wolle. Ich eröfnete diesen Anschlag einigen andern, wovon sich zween erboten mir beyzustehn, und seine Flucht befördern zu helfen. Weil bey der Nacht alle Zugbrücken aufgezogen waren, so sahen wir uns bey Tage nach einem Boot um, worauf wir eine Strecke den Rick herunter fahren, ihn alsdann ans Land setzen und weiter bringen wollten. Nach zwölf Uhr Nachts giengen wir nach dem akademischen Gebäude, worin das Gefängniß war; durch unsäglisches Klettern und Kriechen arbeitete ich mich so weit durch, daß drey Thüren nach einander umsonst verschlossen waren, muste aber meine beyden Gefährten sowohl, die nicht durchkonnten, als die mitgenommene Laterne zurücklassen. Endlich gelangte ich an die innerste Thür, in welcher ein Loch, ohngefähr einen Fuß ins Gevierte ist, um das Essen dadurch zu reichen. Ich sowohl als

meine Gefährten hatten die Vorsicht gebraucht, uns zu verlarven, damit, wenn uns jemand begegnete, er uns nicht erkennen möchte: ja wir wollten von Ihrem Herrn Sohn selbst nicht erkannt seyn, damit er uns nicht verrathen könnte, wenn er ja nicht durchkäme. Dies gereichte aber zu seinem äussersten Schrecken. Stellen Sie sich ihn vor in einem finstern Gemach, im vierten Stockwerke unter dem Dache, wo während der ganzen Zeit seines dortigen Aufenthalts keine Seele zu ihm gekommen war, ausser dem Mann der die Aufsicht über ihn hatte, daß er also keinen lebendigen Menschen vermuthen konnte, der zu ihm käme, am wenigsten um Mitternacht; daß er nun auf einmal ein Gepolter unter, über und um sich hört, und endlich gar beym blassen Schimmer seiner Lampe eine scheußliche Larve durch das Loch seiner Gefängnißthür erblickt, durch welche ihm zugerufen und gewinket wird, daß er folgen solle. Er lag auf einem alten Bette, den Arm unter dem Kopf, und hatte seine Lampe vor sich stehn; plötzlich richtete er sich auf, Angst und Verzweifelung war auf seinem Gesicht abgemahlt, er sprang von seinem elenden Lager auf, that einen lauten Schrey, fiel auf seine Knie und fieng vor Angst an zu beten. Zwischen durch rief er wieder, hebe dich weg Satan, du hast keinen Theil an mir. Ich ver-

ſicherte ihn, ich ſey nicht der Teufel, ſondern ein lebendiger Menſch wie er, er möchte nur alle Umſtände beyſeite ſetzen, und thun was ich ihm ſagte. Er blieb aber dabey, daß er durchaus nicht fortgienge, es möchte ihm gehen wie es wollte, er wollte ſeine Strafe leiden, die er verdient hätte. Da ich endlich weiter in ihn drang, und ihn verſicherte, daß ich in der beſten freundſchaftlichſten Abſicht da ſey, ihn zu retten, und ihn ſicher fortzubringen, ſo bequemte er ſich, reichte mir ſeine Kleider durch, und ließ ſich darauf von mir ſelbſt durchziehn. Ich brachte ihn eben den mühſamen Weg herunter, den ich herauf gekommen war, wir löſchten unſre Laterne aus, giengen durch die Stadt und ans Waſſer, um uns unſerm Plan gemäß in das Bot zu ſetzen. Allein zum Unglück hatte der Beſitzer des Bots am Abend die Ruderzapfen ausgezogen, ſo daß ohne dieſelben das Bot mit den ungeheuern Rudern nicht zu regieren war, und da wir alle unſre Kräfte anwandten, war endlich einer meiner Gefährten ſo unglücklich ins Waſſer zu fallen, und muſte, da wir ihm wegen der Dunkelheit der Nacht, und des Unvermögens das Bot zu regieren, weder zu Hülfe kommen konnten, noch auch Lärm machen durften, vor uns ertrinken. In meinem ganzen Leben werde ich dieſe unglückliche, ſchreckliche Nacht

nicht vergessen. Wir sahen uns endlich genöthigt wieder ans Land zu treten, und einen andern unvorbereiteten Weg zu suchen. Wir giengen ans Mühlenthor, wo ein Bär über den Graben geht, zu beyden Seiten mit einem Stacket versehn. Ich flieg herunter ins Wasser und kletterte an der andern Seite des Stackets wieder herauf, und zog Ihren Herrn Sohn sowohl, als meinen noch lebenden Gefährten nach. An der andern Seite machten wir es wieder so, und so kamen wir glücklich durch. Ich gab darauf Ihrem Sohn etwas Reisegeld, und bezeichnete ihm den Weg, den er nehmen sollte. Einige Tage nach dieser Begebenheit empfand ich die schrecklichste Unruhe; nicht allein schwebte mir der Mensch beständig vor Augen, der auf die unglücklichste Art, in einer Lage, wo er sich nicht zum Tode bereitet hatte, plötzlich aus der Welt gerissen wurde, sondern auch mein Gewissen machte mir, ob ich gleich aus Freundschaft gehandelt hatte, quälende Vorwürfe, und sagte mir, daß ich nicht Recht gethan, Ordnung im gemeinen Wesen auf eine gewaltsame Art zu stören, und die Obrigkeit an der Ausübung ihrer Pflicht zu hindern. Und ob ich gleich vorher, da ich die Moralität der vorzunehmenden Handlung überdachte, mit diesem Punkt bald fertig wurde, weil ich glaubte der Obrigkeit selbst einen Dienst

zu thun, indem ich sie an der Ausübung einer unangenehmen Pflicht hinderte; so verschwand doch diese Sophisterey, die ich mir selbst vorgemacht hatte, nach geschehener That bald; ich sahe, daß ich die Personen, welche die Obrigkeit ausmachen, mit dem Amt der Obrigkeit vermischt hatte; und überdem fühlte ich, auch ohne deutliche Vorstellung, sehr stark, daß ich Unrecht gethan hatte, und dies Gefühl wurde in mir so mächtig und machte mich so unruhig, daß ich unmöglich länger an dem Orte bleiben konnte, wo ich gesündigt hatte, und mich daher wenig Tage nachher plötzlich entschloß, ebenfalls abzugehn. Ob ich gleich um Ihres Herrn Sohns willen mir ein unruhiges Gewissen gemacht habe, so kann ich doch nicht aufhören ihn zu lieben, und ihn beständig um und bey mir zu haben; wie er denn auch noch jetzt bey mir ist. Ich habe auch gute Hofnung ihn durch meine Freunde vielleicht in Kurzem auf eine oder die andre Art anzubringen. Darf ich indessen um gütigen Ersatz meiner Auslage bitten, die ich bisher für ihn gehabt, und die sich jetzt ohngefähr auf 230 Reichsthaler belaufen? Es wird von Ihro Gnaden abhangen, ob Sie die Gewogenheit haben wollen, zugleich einen kleinen Wechsel für Ihren Herrn Sohn, zu seinem fernern Taschen-

gelde beyzufügen. Mit dem tiefſten Reſpekt verharre ich u. ſ. w.

L * * den 9. Nov. 1762

v. Rauchkart.

Da die Geſundheitsumſtände ihres Mannes eben ſehr ſchlimm waren, als ſie dieſen Brief erhielt, und ſie beſorgen mußte, daß alles, was nach deſſen Tode Karl nöthig haben würde, von ſeinem Erbtheil allein ihm gegeben werden müßte, anſtatt daß es jetzt, ſo lange ihr Mann noch lebte, von der ganzen Maſſe abgieng, und alſo Julius dazu mit beytragen muſte, ſo ſäumte ſie nicht, ſogleich das verlangte Geld nach beyden Orten abzuſenden, dergeſtalt, daß ſie für Karln noch zweyhundert Thaler beyfügte, die ſie mit an Herrn von Rauchkart ſandte, und ihn inſtändig bat, ja ferner genaue Aufſicht auf ihn zu haben, auch wo möglich ſeinem Verſprechen gemäß für ſeine Beförderung zu ſorgen. Es vergiengen kaum vier Wochen, als ſie ſo wohl von Rauchkarten abermals, als auch von ihren Sohn einen Brief erhielt, worin ihr gemeldet wurde, daß ihr Karl Sekretär beym . . . . . iſchen Geſandten am ſpaniſchen Hofe geworden, und nächſtens dahin abgehn würde, zu welchem Behuf ihm fünfhundert Thaler Reiſegeld ausgezahlt worden. Dieſe Nachricht war die angenehmſte,

welche die Hofräthinn je in ihrem Leben bekommen hatte, sie vergaß darüber ihre verlorne Tochter und ihren todtkranken Mann; ja sie ärgerte den letztern noch dazu, indem sie mit einer Art von Hohngelächter vor sein Bett trat, und ihm die Vernichtung seiner Weissagung, daß aus Karln nichts werden würde, ankündigte. Des Verdrusses ungeachtet, den der Hofrath über das Betragen seiner Frau empfand, freute er sich dennoch ebenfalls nicht wenig, über das seinem Sohn wider alle Erwartung zugewachsene Glück; und zwar um so mehr, da ihm auf seinem Krankenlager der Gedanke an das künftige Schicksal seiner beyden jüngsten Kinder viele ängstliche Besorgniß und quälende Unruhe machte, die ihn noch härter würde angegriffen haben, als wirklich geschah, wenn er sich nicht dann und wann mit fremden Gedanken, und Dingen die sich gar nicht für das Krankenlager schickten, beschäftigt und zerstreut hätte. Hieher gehörte ein System einer neuen Orthographie, worüber er schon sonst gebrütet hatte, und das er jetzt recht in Ordnung zu bringen bemüht war. Unter andern wollte er das B und Pf ganz aus der deutschen Sprache verbannen, und dafür lauter F geschrieben wissen. Umsonst stellte man ihm vor, daß Pf und F zwo ganz verschiedene Aussprachen wären, die nur von Weibern, Kin-

dern, Unwiſſenden, und in ſchlecht ſprechenden Provinzen mit einander verwechſelt würden, daß das harte Pf der Männlichkeit der deutſchen Sprache vollkommen angemeſſen wäre, der wir keine italiäniſche Weichlichkeit zu geben ſuchen müßten, daß die Deutlichkeit dabey leiden und das Unterſcheiden der Wörter ſchwerer werden würde, daß alle Etymologie dabey verloren gienge, daß wir unſern Kindern und Nachfolgern die unſelige Mühe machen würden, zweyerley Orthographie zu lernen, welches keine Kleinigkeit ſey, da man jetzt ſchon ſehe, wie unangenehm es blos wegen der verſchiedenen Orthographie ſey, Bücher aus dem ſechszehnten Jahrhundert zu leſen, ja endlich, daß man nicht allein alle auswärtige Namen, die man nach dieſer Orthographie formen wollte, ganz verkennen würde, ſondern daß es auch die Genealogien ganz verwirren, und zu unzähligen Erbſchaftsproceſſen Gelegenheit geben würde, wenn einer, deſſen Vorfahren ſich Pfuhl, Pfenniger, Pfannenſchmidt, Pfeiffer geſchrieben, nun anfangen wollte, ſich Fuhl, Fenniger, Fannenſchmidt, Feiffer zu ſchreiben. Umſonſt ſtellte man ihm vor, daß es wirkliche Unvollkommenheit einer Sprache ſey, wenn ſie viele Wörter hätte, deren Bedeutung man nicht anders als aus dem Zuſammenhang, oder wenn ſie einzeln genannt würden, vermittelſt Ueberſetzung in eine

andre Sprache unterſcheiden könne, daß hingegen eine Sprache um deſto vollkommener ſey, je weniger ſie ſolcher Wörter hätte, oder wenn ſie ja einige hätte, die in der Ausſprache gleich klängen, je mehr ſie ſolche im Schreiben durch verſchiedene Buchſtaben unterſchiede, daß alſo die deutſche Sprache dadurch wirklich vollkommener wäre, daß ſie Vetter und Vetter, ſiel und viel im Schreiben unterſcheiden könnte, als wenn ſie dies mit einerley Zeichen ſchreiben müßte: er blieb wie gewöhnlich bey ſeiner Meynung, und ließ ſich nicht überzeugen.

Karl langte endlich ſelbſt in Halberſtadt an, ſeine Mutter weinte für Freuden eine Viertelſtunde an ſeinem Halſe, ohne ſeiner Aufführung in Greifswald mit einem Worte zu erwähnen; vielmehr überſchüttete ſie ihn mit Liebkoſungen und Lobeserhebungen. Selbſt ſein kranker Vater, der ihm ſonſt ſeit einiger Zeit ſo viele Verweiſe und Vorwürfe gemacht hatte, ſagte ihm jetzt nichts unangenehmes, ſondern lobte ihn wider ſeine Ueberzeugung auf die übertriebenſte Art. Karl eröfnete, da er kaum einige Stunden da geweſen war, ſeiner Mutter, daß er Willens ſey, jetzt da er nun ein Amt hätte, den ſehnlichſten Wunſch, den er ſeit langer Zeit gehabt hätte, zu erfüllen, und ſich eine Frau zu nehmen. Er eröfnete dabey, daß ſeine Abſichten auf Lottchen

gerichtet wären, und so sehr ihn auch ihr dortiges Betragen gegen ihn zurückscheuchen könnte, so glaubte er doch, daß dieß nur daher entstanden sey, weil sie ihn für einen wilden jungen Menschen gehalten, und daß sie es jetzt, da er ein ansehnliches Amt hätte, wohl ändern würde. Seine Mutter erschrack über diesen Gedanken ausserordentlich: du wolltest in deinen jetzigen Jahren schon heyrathen, mein Sohn? sagte sie, und noch dazu eine bürgerliche? füge mir doch um Gotteswillen dieß Herzeleid nicht zu, welches der größte Kummer seyn würde, den du mir machen könntest; beschimpfe unser Haus nicht, und gieb diesen Entwurf auf, wenn du mich noch im geringsten lieb hast. Karl stellte dagegen vor, daß dieß in seinen Augen eine Kleinigkeit sey, da er ja selbst ein gebohrner Bürgerlicher wäre, seine Liebe gegen Lottchen wäre zu groß, als daß er sie unterdrücken könnte. Seine Mutter aber blieb dabey, daß sie durchaus nicht darin willigen würde; und änderte auch sogar ihre Meynung nicht einmal, als sich Karl den Tag darauf krank stellte. Da er dieß sahe, stellte er sich, als ob er, durch ihre Vorstellungen bewogen, seine Absicht ganz aufgegeben hätte, nahm sich aber nichts desto weniger vor, seine Reise über Halle zu nehmen, und ohne seiner Mutter Einwilligung, daselbst

ohne alle Umschweife Lottchen, die sich jetzt wieder bey ihren Aeltern befand, um ihre Hand zu bitten. Nach einem Aufenthalt von acht Tagen trat er seine Reise an, seine Mutter nahm den zärtlichsten Abschied von ihm, und sein Vater ertheilte ihm nach patriarchalischer Art seinen Segen, unter Vergiessung einiger Thränen, und mit hinzugefügter Weissagung, welche die Umstände dießmal ziemlich wahrscheinlich machten, daß dieß das letztemal sey, da er ihn in dieser vergänglichen Welt sähe. Karl selbst schien ziemlich gerührt, indessen giengen ihm doch die Reden seines Vaters nicht sehr zu Herzen, und zwar um so weniger, weil er sich in seinen Gedanken lediglich mit Lottchen beschäftigte. Zu seinem äuserſten Mißvergnügen erfuhr er aber in Halle, daß Lottchen bereits mit einem Major versprochen sey, dessen Namen man ihm aber nicht zu sagen wußte. Er zweifelte keinen Augenblick, daß dieß Bischof sey, indessen wollte er doch gerne gewiß davon seyn, zumal da seine Wünsche ihn die ganze Sache bezweifeln liessen. Er erkundigte sich genauer, und man sagte ihm, daß dieser Major nicht allein vor einem Jahre in die Russische Kriegsgefangenschaft gerathen, sondern auch einige Zeit darauf nach Siberien geschickt sey. Karl wagte es also, ließ sich bey Lottchens Ael-

vern anmelden, und ward feyerlich um sie an. Ihr Vater gab ihm eine Antwort, die fast so gut als abschlägig war, oder ihm doch gewiß wenig Hofnung ließ; indessen sagte er zuletzt, er wollte sich in die Sache gar nicht mischen, und die Entschliessung seiner Tochter auf keine Art bestimmen, er möchte nur sie selbst sprechen. Karl erfreut wollte sogleich auf ihre Stube gehn, allein man sagte ihm, daß sie nicht zu Hause wäre: er muste also bis den folgenden Tag Geduld haben. Um sie deste gewisser zu treffen, und weil seine Ungeduld ihn nicht bis zum Nachmittag warten ließ, erschien er schon des Vormittags. Er fand sie im Trauerhabit, und einer etwas melancholischen Miene, und ward von ihr mit weniger Verachtung als sonst empfangen, woraus er sogleich für sich die günstigsten Schlüsse zog. Nach allerley vorläufigen allgemeinen Gesprächen, bey welchen er viel verliebtes Wesen, sie aber vielen Ernst blicken ließ, fragte er sie nach der Ursache ihrer Trauer. Hier ist sie, sagte sie mit freymüthigem Ernst, und hob ein an ihrer Uhrkette hängendes kleines Portrait in die Höhe, küßte es, und zeigte es ihm. Kennen sie den Mann? er war, einige soldatische Hitze und Dreistigkeit abgerechnet, der beste, der rechtschaffenste Mann, den ich gekannt habe. Karl that erstaunt; mein Gott!

ſagte er, das iſt ja, wenn ich nicht irre, der Major Biſchof. Ja, ſein liebes Bild iſt es, fuhr ſie fort, aber er, der edle Mann, iſt nicht mehr unter den Lebendigen, um deſto trauriger und zugleich deſto ſchätzbarer iſt mir dieß theure Andenken, das mich an den Mann erinnert, den ich aus wahrer Hochachtung geliebt habe, und der ſich gröſtentheils durch gute Handlungen ſeine widrigen Schickſale zugezogen hat. Die auſſerordentliche Hochachtung, mit welcher ſie von ihm zu ſprechen fortfuhr, war Karln nicht allein äuſſerſt unangenehm, ſondern ließ ihn auch nicht viel Gutes von der Erreichung ſeiner Abſicht hoffen, wenigſtens ſahe er faſt keine Möglichkeit, wie er bey der Lage der Seele, worin er Lottchen fand, auch nur mit einiger Hofnung eines glücklichen Erfolgs ſeine Abſicht eröfnen dürfte. Er ſuchte das Geſpräch auf etwas anders zu lenken, allein ſo oft er dieß verſuchte, antwortete ſie entweder gar nicht, oder verkehrt darauf, und fieng dann gleich wieder an, von Biſchofen zu ſprechen. Karl ſuchte ſie alſo von einer andern Seite zu gewinnen; er ſtellte ſich, als ob er ihn ſelbſt ſehr hochſchätzte, und den ſtärkſten Antheil an ſeinem Schickſal nähme, und bat ſie, ihm daſſelbe zu erzählen.

Ach es ist traurig und schrecklich, sagte sie, und gleichwohl spreche ich so gerne von ihm, daß ich selbst die Gedanken, welche die Wunden meines Herzens aufs neue aufreissen und erweitern, gerne habe. Der edle Mann hat gegen die Russen vor Kolberg im vorigen Winter Wunder der Tapferkeit gethan, und sich so gehalten, daß ihm das ganze Korps, Vornehme und Geringe das Zeugniß gegeben haben, er sey der brawe ste Offizier. Seine Tapferkeit ließ ihn oft sein theures Leben in die offenbarste Gefahr wagen, bis er endlich das Unglück hatte, in die Gefangenschaft zu gerathen. Wie es ihm dabey gegangen ist, mögen sie von ihm selbst hören. Hier zog sie einen Brief aus der Tasche und fieng an zu lesen. Ein Kapitain, Namens Feige, ein Deutscher von Geburt, muste mich nebst andern Kriegsgefangnen eskortiren. Unterwegs muste ein Bauer Vorspann geben, dem von allem seinem Vermögen weiter nichts übrig geblieben war, als ein Pferd und ein Ochse. Das erstere war alt und elend, und der 73jährige Greis gieng, um es zu schonen, nebenher und fuhr. Als sie drey Meilen zurückgelegt hatten, und frischen Vorspann erhielten, wollte der Alte mit seinem Wagen wieder nach Hause, aber der Hauptmann sagte ihm, er könnte mit seinem Wagen gehn wohin er wollte, nur das Pferd und den

Ochsen würde er behalten. Der Alte stand mit entblößtem Silberhaar da, und bat auf das beweglichste, ihm doch den letzten Rest seines kleinen Vermögens zu lassen; umsonst. Er fiel auf seine Kniee, die Thränen flossen über seine dürren Wangen: ich bitte sie, um unsers Gottes und Jesu willen, Herr Hauptmann, erbarmen sie sich doch eines blutarmen alten Mannes, lassen sie mir doch wenigstens nur den Ochsen, wenn sie ja das Pferd brauchen wollen. Ja ja, Bäuerchen, erwiederte der Barbar, mit höhnischem, hölliſchem Lächeln, das hast du wohl nicht gedacht, als dein Oechslein noch ein Kalb war, daß du ihn für die Russen auffüttern solltest. Gieb dich nur zufrieden, dein Ochse soll mir und meinen Leuten recht gut schmecken; wenn du mir ein gut Wort giebst, sollst du auch ein Stück von der Leber haben, so kannst du sagen, daß dich die Russen einmal traktirt haben. Verstehst du mich, Bäuerchen? sieh da liegt ein Ziegelstein, da trockne dir deine Thränen mit ab. Hiemit klopfte er ihm auf die Schulter und drehte sich um. Ach Gott erbarme dich, sagte der Alte und stand auf. Er wagte es noch einmal, faßte den Rock des Unmenschen und küßte ihn. Hund! wo du mir nicht den Augenblick aus den Augen gehst, fuhr jener auf, so soll dich tausend Schock Schw . . . . regieren; Unteroffizier, gebt dem

Hand gleich dreyßig Prügel. Hier konnte ich mich nicht mehr halten, mein Blut wallte in meinen Adern; wäre ich mit dem Hauptmann Feige allein gewesen, so würde ich ihn, ob ich gleich unbewafnet war, auf der Stelle zu Boden geschlagen haben; so aber muste ich ihn als den Anführer eines Kommando betrachten, wider welchen eine Gewaltthätigkeit zu verüben, ohne Zweifel die schrecklichste Todesstrafe würde nach sich gezogen haben. Ich bat ihn also, so sauer mir auch bey einem solchen Unmenschen das Bitten ward, flehentlich, des unglücklichen Greises zu schonen, und ihn nicht noch bitterer zu kränken. Der Hauptmann schlug ein lautes Hohngelächter auf; es löst wohl, als wenn der Herr Major nicht gut prügeln sehn könne, wir müssen ihn dazu gewöhnen, gebt dem alten Hund noch zehn mehr. Ich wollte aus der Haut fahren; selbst der Unteroffizier, ein gebohrner Russe, schauerte zurück, und als er dem zitternden und flehenden Greise einen Schlag versetzt hatte, warf er den Stock weg, und sagte: ich schlage nicht weiter, es mag aus mir werden was da will. Feige rief ein paar Kosaken, befahl ihnen, den Unteroffizier in Fesseln zu legen, und ihm zuerst funfzig Prügel zu geben, und hernach dem Bauer eben so viel. Während daß diese hiemit beschäftigt waren, und dem Unteroffizier bereits funfzehn Prügel gege-

ten hatten, wurden sie einen Trupp gewahr, der aus dem benachbarten Busch kam: einige riefen, es wären Preussen, andre, es wären Russen. Feige zitterte für Furcht, ließ sogleich inne halten, und lief über Hals und Kopf davon, ohne weiter etwas zu sagen, als daß er überlaut schrie, die Preussen, die Preussen. Der größte Theil seines Kommando lief hinter ihm her, nur einige wenige, die zu unentschlossen oder zu herzhaft zur Flucht waren, blieben bey den Kriegsgefangnen zurück, nebst dem gefesselten Unteroffizier. Der Zug kam uns näher, und die bey uns gebliebnen Russen jauchzten für Freuden, da sie erkannten daß es Russen wären. Es war der General * * mit zwey Regimentern Infanterie. Er wunderte sich, uns mit so geringer Bedeckung da zu finden. Wir erzählten ihm alles was vorgegangen war, die unmenschliche Barbarey des Hauptmann Feige und seine Flucht. Er wurde sehr entrüstet darüber, besonders über das letztere, und schwur ihm eine nachdrückliche Strafe zuzubereiten. Er gab uns indessen einen Hauptmann mit funfzig Mann von seinem Regiment, und ließ uns dadurch weiter eskortiren. Ich war kaum drey Wochen in Rußland und an dem Orte meiner Bestimmung, als eines Morgens ein Kerl zu mir kam, und mir ein Kompliment brachte von einem Hauptmann, der mein

Landsmann wäre, der vor ein paar Tagen mit seiner Familie da angekommen, und gefährlich krank wäre, mit Bitte, daß ich ihn doch besuchen möchte. Ich gieng hin, und fand zu meinem Erstaunen eben diesen unmenschlichen Feige, auf einem elenden Strohlager, blaß, hager und abgezehrt, und zwey seiner Kinder bey ihm, ebenfalls krank, das dritte saß mit seiner Frau auf einer hölzernen Bank neben dem Lager. Er klagte mich, als den Urheber seines Unglücks an; ich hätte ihn bey dem General * * verklagt, darüber wäre er vom Regiment gejagt worden, und hätte dadurch sein ganzes Brod verloren, da er durch nichts in der Welt im Stande wäre sich etwas zu erwerben. Auf der Reise nach Pohlen wäre er den beyden Kosaken, durch die er den Unteroffizier hätte prügeln lassen, in die Hände gefallen, die ihn bis aufs Hemde ausgeplündert hätten. In dem ersten Russischen Ort hätte er seine Frau, die ihm nach Deutschland hätte nachreisen wollen, gefunden; sie wäre wieder mit ihm umgekehrt, und da sie bis Smolensk gekommen, wäre er mit zweyen seiner Kinder in eine gefährliche Krankheit gefallen, und in den Zustand gerathen, worin ich ihn da sähe. Er bäte mich also aufs flehentlichste, als Landsmann mich seiner anzunehmen, und durch einen kleinen Allmosen ihm das Unglück zu erleichtern, das er gro-

stenthells durch mich hätte. Ich erwiederte, ich wollte ihm in seinem jetzigen Zustande seine Barbarey, wodurch er sich denselben zugezogen, nicht vorwerfen, er würde es von selbst als eine göttliche Strafe erkennen und sich bessern; allein ich fühlte mich gar nicht verbunden, ihm aus dem Grunde, weil ich sein Verfahren pflichtmäßig angezeigt hätte, jetzt etwas zu geben, zumal da vermuthlich mehr seine Flucht, als meine Anzeige seine Abdankung bewirkt hätte. Indessen würde ich es für Pflicht halten auch einen boshaften Unglücklichen nach meinen Kräften beyzustehn, und sein Unglück so viel mir möglich zu mindern, wenn ich mich jetzt nur selbst im Stande befände dies zu thun. Mir wäre alles das Meinige genommen, und ich hätte weiter nichts als den kärglichen Kriegsgefangnensold. Damit er aber sähe, daß ich ihm nicht bloße Worte gäbe, und es an meiner Bereitwilligkeit nicht läge, wenn ich ihm nicht nachdrücklich helfen könnte, so wollte ich ihm hier mein ganzes gegenwärtiges Vermögen geben; und hiemit reichte ich ihm einen Rubel, den einzigen, den ich in meiner Tasche führte. Wäre es mir möglich, künftig von meinem kleinen täglichen Sold etwas zu ersparen, so wollte ich seiner eingedenk seyn. Nach vier Tagen schickte

er wieder, und ließ mich von neuem ansprechen, ich hatte nicht mehr als ein Zehnkopekenstück, das ich ihm überschickte. Drey Tage darauf ließ er mich wieder zu sich bitten, und da ich kam, bat er mich wieder auf das flehentlichste ihm etwas zu geben; ich stellte ihm die Unmöglichkeit und meine eigne Dürftigkeit vor, er aber ließ nicht nach, bis er mich durch seine Thränen so erweicht hatte, daß ich ihm ein erspartes Zwanzigkopekenstück gab. Ein paar Tage darauf schickte er wieder und ließ sich etwas ausbitten; um des ewigen Bettelns los zu werden, gieng ich zu ihm und versprach ihm alle Tage fünf Kopeken zu schicken, als den dritten Theil meines täglichen kümmerlichen Soldes: wofür er sich in den lebhaftesten Ausdrücken bedankte. Nicht lange darauf ward er wieder gesund, und kam zu mir, und verlangte mit mir zu essen; ich gab ihm was ich hatte, ein paar Kartoffeln und Brod, welches er begierig verschlang. Hinterher wollte er Brandwein haben, ich erwiederte, daß ich diesen weder zu geniessen, noch im Hause zu haben pflegte. Was? in Rußland seyn, sagte er, und keinen Brandwein trinken? nun so geben sie mir wenigstens ein Zehnkopekenstück, daß ich mir ein Maaß dafür kann holen lassen. Ich erwiederte, ich hätte ihn ja gebeten, mir nichts weiter abzufordern, als die fünf Kopek

ken, die ich ihm täglich versprochen hätte, so lange er krank wäre; die wollte ich ihm auch heute noch geben, und legte ein Fünfkopekenstück vor ihm auf den Tisch. Was Herr? fuhr er auf, so dumm müssen sie mir nicht kommen. Sie sind nur einen pas weiter als ich, und wollen mich so stolz wie einen gemeinen Bettler abfertigen? das sollen sie mir nicht umsonst gethan haben. Er reiste den Tag darauf ab, und nach Petersburg. Vierzehn Tage nachher wurde ich in Verhaft genommen, und man kündigte mir an, daß ich nach Siberien transportirt werden sollte. Ich fragte nach der Ursache, und erfuhr endlich, daß der Hauptmann Feige bey Hofe angezeigt hätte, daß ich mit den Feinden des Reichs und des Throns eine gefährliche Korrespondenz führte. Ich verlangte die strengste Untersuchung, um mich rechtfertigen zu können, allein sie ward mir abgeschlagen, und ich muste ohne alle Gnade mich bequemen nach Siberien zu gehn.

So weit reiche die Nachricht, die mein theurester ewig geliebter Bischof, mit seiner eignen lieben Hand gegeben hat. Sein Schicksal ist wahrhaftig traurig, versetzte Karl, und das wider sein Verdienst. Ach wollte Gott dies wäre alles, fuhr Lorchen fort. Hier fieng sie an die Hände zu ringen, und in einen

Strom von Thränen auszubrechen. Weinen sie nicht, meine Theureste, sagte Karl, sie haben vielleicht nur ungegründete Nachrichten. Nennen sie mich nicht ihre Theuerste, erwiederte Lottchen, ich war nur Eines Mannes Theureste, und werde mich nie von einem andern so nennen lassen: meine Nachrichten sind leider! mehr als zu gegründet, ein Offizier der mit ihm gereist ist, hat es mir erzählt. Als am 5ten May der Friede zwischen unserm und dem Russischen Hofe zu Stande kam, hofte ich schon, daß mein Geliebter auch mit andern die Freyheit erhalten würde; allein der gute Monarch lebte und regierte nicht so lange, daß seine Gnade sich auch auf ihn erstrecken konnte. Der heisse Dank meines Herzens war der jetzt glorreichst regierenden Kaiserinn vorbehalten, wenn ich nur ihrer Gnade hätte geniessen können. Sie schenkte meinem Bischof, und einigen andern Preussischen Offizieren, die sich noch in Siberien befanden, die Freyheit und Erlaubniß nach Hause zurückzukehren. Ihrer vier reisten zusammen, und hatten das Unglück zwölf Meilen diesseits Tobolsk von einer herumstreifenden Räuberbande angefallen zu werden. Nur einer entrann; mein Bischof wurde auf der Stelle, und die andern beyden auf der Flucht niedergemacht, und eben dieser Entronnene ist es, von dem ich die

schreckliche Nachricht habe. Was mein Herz seitdem gelitten hat, weiß Gott am besten; tausend und aber tausendmal habe ich schon gewünscht, daß es doch auf ewig möchte vor der Liebe, wogegen ich es so lange verwahrt hatte, verwahrt gebliben seyn, da ich ihre Süssigkeit nur so kurze Zeit empfunden habe, und jetzt zeitlebens ihren Schmerz empfinden werde. Karl saß eine ganze Weile stumm, unentschlossen und gedankenvoll; endlich fieng er an, ich wünsche nicht, daß diese Weissagung erfüllt, oder wenn es gar Vorsatz ist, daß derselbe ausgeführt werde. Lottchen weinte, und antwortete ihm kein Wort, und da er sich immer mehr auf eine versteckte Art seine Absicht merken ließ, sagte sie endlich, er würde ihr die gröste Gefälligkeit erweisen, wenn er sie ihrem Schmerz überliesse, sie könnte unmöglich ihre Gedanken mit einem andern Gegenstand, als mit eben diesem Schmerz beschäftigen, und dabey könnte ihre Gesellschaft ihm nicht anders als unangenehm seyn. Er möchte es ihr also nicht ungütig nehmen, wenn sie ihn bäte, sich zu ihren Aeltern zu verfügen, und sie allein zu lassen.

Karl sahe endlich wohl ein, daß er bey gegenwärtigen Umständen seiner Absicht mehr hinderlich als förderlich seyn würde, wenn er sich das geringste weiter davon merken liesse, und

reiste also unverrichteter Sachen wieder von Halle ab. Einige Wochen nachher erhielt seine Mutter von ihm einen kläglichen Brief, aus Frankfurt am Mayn, worin er ihr meldete, daß er das Unglück gehabt hätte, bestohlen zu werden, und alles sein Reisegeld einzubüssen; er bat sie auf das flehentlichste, ihm diesen Verlust sobald als möglich zu ersetzen. Seine Mutter wußte sich weder zu rathen noch zu helfen, es war gerade kein Geld vorräthig, und sie sahe sich also genöthigt, gegen Verpfändung einer Obligation von einem Juden fünfhundert Thaler aufzunehmen, die sie ihrem Sohn unverzüglich nachsandte. Er bezahlte davon noch einen kleinen Spielrest; denn auch das übrige war ihm nicht gestohlen, sondern er hatte es im Spiel verloren, und setzte seine Reise nach Paris fort. Von hieraus empfieng die Hofräthinn drey Wochen nach Empfang des ersten Briefes den zweyten, gleiches Inhalts.

Allerbeste, theureste, ewig geliebte Mutter.

Ich bin zum Unglück geboren, dazu geboren, auch Ihnen unaufhörlich Kummer zu machen, und Sie um alles Ihrige zu bringen. Mein Stand und Charakter erforderte es, mich hier bey Hofe vorstellen zu lassen, und bey den Ministern und in andern vornehmen Gesellschaften mich bekannt machen zu lassen. Hier konnte ich Ehren

halber ein Spiel, das in Vorschlag gebracht wurde, weder vermeiden noch ausschlagen. Es wurde, wie hier in vornehmen Gesellschaften üblich ist, und Sie leicht werden erachten können, sehr hoch gespielt, und ich war so unglücklich nicht allein mein ganzes Vermögen zu verspielen, sondern auch noch zwölfhundert Thaler dazu schuldig zu bleiben. Dies ist leider noch nicht alles, einer von denen, welchen ich schuldig blieb, verlangte gleich auf der Stelle Bezahlung, und da ich ihm diese nicht leisten konnte, hat er mich hier ins Gefängniß setzen lassen, woraus ich nicht eher los kommen werde, als bis ich alles bezahlt habe. Erweisen Sie mir noch die einzige Liebe, die letzte welche ich von Ihnen in meinem ganzen Leben verlange, und retten Sie mich aus diesem Unglück; sonst muß ich hier verschmachten und für Elend vergehn. Sie können mir ja das, was Sie mir zu schicken die Güte haben werden, von meinem künftigen Erbtheil abrechnen. Anbey muß ich Ihnen eine Nachricht melden, die Ihnen unangenehm und angenehm zugleich seyn wird, und das letztere vielleicht in solchem Maaß, daß Sie mir darüber das Herzeleid vergeben, was ich Ihnen verursache: unangenehm, weil Sie neue Kosten davon haben, angenehm aber, weil Sie ein verlornes Kind wieder finden. In eben dem Gefängniß, worin

ich mich befinde, und worin eine beträchtliche Anzahl Unglücklicher Schulden halber itzt, fand ich zu meinem gröſten Erſtaunen einen jungen Menſchen, der mir ſehr bekannt vorkam. Ich hatte nicht nöthig ihn lange anzuſehn, um zu erkennen, daß es Roſalinde war. Sie klagte mir, daß ſie hier in Paris funfzehnhundert Thaler ſchuldig ſey, weswegen man ſie ins Gefängniß geſetzt hätte, dabey verſicherte ſie, daß, wenn ſie aus dieſem Gefängniß erlöſt würde, ſie entſchloſſen wäre, wieder zu Ihnen zurückzukehren. Sie würde dieſes ſchon längſt ſelbſt an Sie geſchrieben haben, wenn ſie ſich nicht ihres dortigen Verhaltens wegen ſo ſehr ſchämte, daß ſie alles Herz und Vertrauen zu Ihnen darüber verloren hätte. Da ſie in der ganzen Zeit ihrer Abweſenheit nicht geſchrieben hätte, auch nichts von Ihnen und Ihrer Geſinnung gegen ſie wüßte oder gehört hätte, ſo hätte ſie es nicht wagen wollen, mit einem Briefe dieſer Art den Anfang an Sie zu ſchreiben zu machen. Dieß habe ich Ihnen zu melden für meine Schuldigkeit erachtet, und ich hoffe, wie geſagt, ganz gewiß, daß es Ihnen angenehm ſeyn werde. Ich überlaſſe es Ihnen nun gänzlich, was Sie thun wollen, und verharre u. ſ. w.

N. S. Was macht mein kranker Vater? lebt er noch? faſt muß ich das Gegentheil befürchten, wenigſtens habe ich viel ſchreckliche Ahndungen deswegen.

So unangenehm der Hofräthinn dieser Brief auch war, wegen der ungeheuren Ausgabe, die ihr dadurch verursacht wurde, so versetzte sie doch die Nachricht, welche sie darin von ihrer Tochter erhielt, in die allerlebhafteste Freude. Nur war sie in einiger Verlegenheit, auf was Art sie das Geld übermachen sollte; ihre beyden Kinder waren im Gefängniß, und sie befürchtete, daß es gar nicht einmal an sie gelangen möchte, wenn sie es gerade an einen von ihnen addressirte. Hiezu kam, daß sie selbst wohl einsahe, daß sie ihrem Karl eine solche Summe durchaus nicht anvertrauen könnte, und von ihrer Tochter wuste sie nicht einmal, unter welchem Namen sie in Paris wäre. Endlich hielt sie nach einiger Ueberlegung fürs Beste, Juliussen, der verschiedener erheblichen Ursachen wegen seine Station in Stralsund verlassen hatte, und sich jetzt zu Hause befand, mit so vielem Gelde nach Paris zu schicken, als hinlänglich wäre, beyde aus dem Gefängniß zu erlösen, und nach dem Ort ihrer Bestimmung zu bringen. Zugleich gab sie ihm den Auftrag, Karln bis Madrit, oder wenigstens bis an die Spanische Gränze zu begleiten, und genaue Aufsicht auf ihn zu haben, daß ihm nicht etwas Aehnliches als zu Frankfurt am Mayn und zu Paris geschehn war, wieder begegnete, und alsdann Rosalinden mit zurückzubringen.

Julius hatte die ganze Zeit über, da er in Stralsund gewesen war, sich bemüht, die grosse Verbindlichkeit, welche er dem seligen Kammerrath schuldig war, durch die fleissigste und sorgfältigste Erziehung seiner Kinder zu erfüllen. Er fand sie ein wenig verwildert, als er hin kam, weil sie seit dem Tode ihres vortreflichen Vaters nicht die genaueste Aufsicht gehabt hatten. Dennoch ungeachtet glückte es ihm, sie ohne strenge Mittel wieder auf den rechten Weg zu bringen. Heinrich besonders war gewohnt worden, alles zu bekommen, was er haben wollte, und wenn er es nicht erhielt, warf er sich entweder auf die Erde, oder erhub ein entsetzliches Geschrey. Seine Mutter hatte das sehr gemeine Vorurtheil, er würde den Jammer kriegen, wenn er sich zu sehr erboste, und um dies Unglück zu verhüten, räumte sie ihm alles ein, was er wollte. Julius wurde dies zu seinem grossen Misvergnügen, bald nach seiner Ankunft, gewahr; er entdeckte es der Kammerräthinn offenherzig, und setzte hinzu, daß er es sich zur gröbsten Gefälligkeit von ihr ausbäte, ihn völlig bey der Erziehung ihrer Kinder nach seiner Ueberzeugung handeln zu lassen, und den Mitteln, die er zu ihrer Besserung anwendete, keine Hindernisse in den Weg zu legen. Er bäte besonders darum, daß wenn er den Kindern einmal etwas verböte, oder zurück

lanzen abschläge, die Kammerräthinn ihnen solches nie erlauben möchte, und umgekehrt sie davon nicht abhielte, wozu er sie angewiesen hätte. Sie versprach es, und unterschied sich auch wirklich durch die genaueste Erfüllung dieses Versprechens, und durch Besiegung manches Anfalls von Schwachheit, die sie daran hindern wollte, auf eine vortheilhafte Art von dem grossen Haufen der Aeltern, denen der Hofmeister es fast nie recht machte, die seine besten Entwürfe durch beynahe kindische Schwachheit vereitelt, und durchaus nicht wollen, daß er ihren Kindern auch nur ein sauer Gesicht machen soll; die ihn, wenn es geschehn ist, auf die impertinenteste Art anfahren, und wohl gar die Unverschämtheit besitzen, dies in Gegenwart der Kinder zu thun, welche sie auch wohl durch Ertheilung eines Spielzeugs oder einer andern ihnen angenehmen Sache, über einen Verweis, oder Strafe die sie bekommen haben, oder auch über ein untersagtes schädliches Vergnügen zu trösten pflegen; ohne zu bedenken, daß sie ihren Kindern dadurch alle Achtung gegen den Mann benehmen, der an ihrer statt, oder mit ihnen gemeinschaftlich das Geschäft der Erziehung besorgen soll, und dazu ganz unumgänglich die uneingeschränkteste Achtung nöthig hat.

Julius suchte, was jeder vernünftige Erzieher suchen muß, bey seinen Eleven nicht blos

Achtung und Furcht, sondern auch Liebe zu erlangen; er war davon überzeugt, daß diese im Grunde nicht dadurch erhalten wird, wenn man den Kindern in allen Stücken zu Willen ist; weil sie gröstentheils schlau genug sind, oder richtiger zu reden, Gefühl genug haben, unsre Schwachheit von unsrer Liebe zu unterscheiden. Sie lieben den im Grunde weit mehr, der ihnen einmal etwas abschlägt, und die andre Bitte bewilligt, als den, welcher nicht stark genug ist, ihnen irgend etwas zu versagen: weil sie sehn, daß jener abschlagen kann wenn er will, und daß es also Güte und Wohlwollen von ihm ist, wenn er giebt; da sie sich hingegen über diesen schon eine Art von Herrschaft anmassen, und es gewissermassen für Schuldigkeit oder Nothwendigkeit halten, daß er thut was sie wollen. Allein er war auch eben so sehr überzeugt, daß Liebe noch weniger durch Eigensinn, mürrisches Wesen, Unbiegsamkeit, Unerbittlichkeit und ungegründeten Abschlag erhalten wird. Er bemühete sich also allemal, so oft er den Kindern etwas versagte, was sie haben wollten, dahin, ihnen den Grund zu zeigen, warum er es ihnen versagte. Vielleicht wäre dies weniger nöthig, bey Kindern die ihr Erzieher von der Wiege an unter seinen Händen hat, und sie also an blindes Vertrauen und blinden Gehorsam gewöhnen

kann; wiewohl nach Julius Meynung es auch bey diesen besser wäre, sie so oft es geschehn kann, den Grund sehn und fühlen zu lassen, warum man so oder so mit ihnen verfährt. Das Ba! Ba! welches die Ammen und Wärterinnen den Kindern zurufen, wenn sie etwas nicht angreifen sollen, glaubte er, würde von weit besserer Wirkung seyn, wenn man ihnen dann und wann einen heissen Teller, oder sonst etwas das Schmerzen ohne Schaden verursachte, hinstellte, und indem sie dies angriffen, das Ba! Ba! dazu sagte, so würden sie, durch das Gefühl überzeugt, bald mit diesem Ton der Warnung den Begrif des Schädlichen verbinden, und uns in der Folge leicht glauben, daß wir blos, um sie für Schaden und Schmerz zu bewahren, sie warnten, und ihnen dies oder jenes versagten. Aber noch weit nöthiger hielt er es bey Kindern, die schon etwas heran gewachsen sind, und uns und unsre Gesinnungen gegen sie noch nicht aus der Erfahrung kennen, um sicher überzeugt seyn zu können, daß Liebe die Quelle unsers Verfahrens gegen sie ist. Die Gründe aber, welche Julius zum Beleg, und zur Rechtfertigung seines Verfahrens gegen seine Eleven brauchte, waren selten aus der Ferne, selten aus der weiten Zukunft hergenommen, sondern sie lagen gemeiniglich in der Nähe und vor ihren Augen; und wenn

ſo gleich ihrer eigentlichen Natur nach entfernter waren, ſo ſuchte er ſie doch von einer Seite vorzuſtellen, die näher ſchien.

Fritze hatte einen ſtarken Hang zum Spiel; Julius ſahe, daß dieſe Leidenſchaft entweder gar nicht, oder doch nicht leicht auszurotten ſeyn würde; er ſuchte ihr alſo eine Richtung zu geben, die dieſelbe nicht allein unſchädlicher, ſondern auch von einer andern Seite nützlich machte. Er lenkte ſie nehmlich auf das Schachſpiel welches er ihn lehrte, und ſelbſt, ſo oft Fritze den Tag über fleiſſig und artig geweſen war, des Abends mit ihm ſpielte. Dieſer fand bald einen groſſen Gefallen an dieſem Spiel, ja einen weit gröſſern als an jedem andern, und jener erreichte dadurch theils den Vortheil, daß Fritze, um das Vergnügen zu haben, am Abend mit ſeinem Vetter ein Schachſpiel machen zu können, den Tag über fleiſſig und artig war, theils daß er die Luſt an Spielen verlor, wobey der Geiz intereſſirt iſt mit allen ſeinen Gefährten und Begleitern; anſtatt daß beym Schach weiter kein Zweck für ihn war, als ſich und ſeinen Mitſpieler von ſeinem Scharfſinn, von ſeiner Geſchicklichkeit Plane anzulegen und auszuführen, und von ſeiner Vorſichtigkeit zu überzeugen, und im Gegentheil wenn er verlor, ihm weiter nichts übrig blieb, als ſeine Ungeſchicklichkeit und Un-

vorſichtigkeit anzuklagen. Die Hauptabſicht aber, welche Julius dabey hatte, war, den Verſtand und das Nachdenken des Knaben zu ſchärfen, und ihn an Ueberlegung und Vorſichtigkeit zu gewöhnen. Selbſt Heinrich, der ſonſt immer ſehr zerſtreut war, und an allem was Nachdenken erforderte, nicht viel Geſchmack fand, bekam zu dieſem Spiel Luſt, weil er ſahe, daß ſein Bruder es mit ſo vielem Vergnügen mit ſeinem Vetter ſpielte.

Eine andre Unterhaltung, die Julius als eine Uebung, Verſtand und Nachdenken zu ſchärfen, mit Fritzen anſtellte, war das Dechifriren, welche Uebung er ebenfalls von mehr als Einer Seite nutzbar zu machen ſuchte. Er und Fritze ſchrieben an einander Briefe in Chifren, welche der andre allemal entziefern muſte; ſeine Briefe enthielten immer moraliſche Grundſätze, oder merkwürdige Umſtände aus der Geſchichte, oder andre gemeinnützige Dinge. Hier iſt einer davon zur Probe.

Shllpmlpdethvedſrhdelmkthesmwweghieulx hwldktehgpmlſewntmhbepmlwdktvuhgulſbuhrbdktu lrdwembwnntuktulſbuhrbdk. ſbhdktentbhgtmbe hlrdhshldſwehlphlwkthlrm vsnlmktwdhpdethvedſr hdewehzhl. sdnnwerumbwnldhpmbwulſbuhrb dktwhelwnpuweruldhpmnwhesmwxugktmuwtmzhl snbbhl.

dhvguhthgpmlwdktmlxmwfuehfhsnhtlexhwen bhdktehgsdgxhwulw. dhphtgfuehwsdgmlulwtmz hlxhwenbdhzhgtmzhlulwmlxhghphlwkthl. dhbdh zhgwdhulwtmzhlxhwenphtgfuehwetulwdhulw.

Shllsdgxmwchgznehlhetulwnpmkteulwxmww hnzhrmuposnmlfhlhtphpdluehlulwxmfhfhltulxhgee gmugdfhweulxhl.

hwdwerhdlhfgnhwwhghvghuxhdlxhgshbembw xdhshllpmlvdlxhexmwwpmlwdktfhzhwwhgrtmonxh gxmwwpmldpfuehloufhlnpphltme.

Julius lehrte seinen Fritz bey Gelegenheit verschiedene Bücher kennen, die diese Kunst betreffen, als Breithaupti Artem decifratoriam, Conradi Cryptographiam denudatam, Trithemii Steganographiam, und andre mehr, und Fritz wandte alle seine Kräfte an, das erstere, welches er in Händen hatte, unter Julius Beyhülfe zu verstehn, und für sich zu übersetzen, welche Gelegenheit dieser auf eine vortheilhafte Art nutzte, jenem eine beträchtliche Wortkenntniß im Lateinischen beyzubringen. Nach Verlauf von anderthalb Jahren schritt Julius zu einer andern stärkern Uebung, den Verstand und die Schließkraft seines ältesten Eleven zu schärfen, fort, vermittelst der Buchstabenrechnung, wozu er ihm durch allerley Lustexempel zuerst Neigung beybrachte. Mit dem Unterricht in der lateinischen

Sprache versuhr er so, daß er Fritzen ein interessantes Stückchen Geschichte, oder eine Fabel aus dem Phädrus erzählte, und wenn er merkte, daß Fritz begierig zuhörte, so empfahl er ihm den Phädrus, oder den Geschichtschreiber, bey dem das erzählte Stück stand, den Nepos, Eutropius, Justin, Sallust, Curtius oder Cäsar selbst nachzulesen, da würde er alles ausführlicher und besser erzählt finden, als er Julius es erzählen könnte. Fritz setzte sich hin und schlug alle Wörter, die er nicht wuste, in seinem Wörterbuch auf, und wenn dies geschehn war, setzte er sie zusammen, und machte eine ordentliche Uebersetzung des vorliegenden Stücks. Wenn dies geschehn war, las Julius sie durch, und wenn, wie im Anfang gemeiniglich geschah, die Uebersetzung bloß lexikalisch und nach der lateinischen Wortfolge oder Verbindungsart gemacht war, so nahm Julius deutsche Redensarten, die der gebrauchten ähnlich waren, übrigens aber im gemeinen Leben vorkommen, und ließ Fritzen urtheilen, ob man sich im Deutschen wohl so ausdrücken könnte oder würde? z. E. Fritz übersetzte pro victore se gesit, er hat sich für einen Sieger betragen. Julius fragte: pflegen wir wohl im Deutschen zu sagen: Du hast dich für ein artiges Kind betragen? Warten sie

einmal, lieber Herr Vetter, sagte Fritz, ich will einmal nachdenken. — — — nein, so sagen wir nicht. — — Nun, wie sagen wir denn? — — du hast dich als ein artiges Kind betragen. — — Recht, mein Lieber, wie hättest du also setzen müssen? — — er hat sich als ein Sieger betragen. Wenn Julius seine Absicht erreicht hatte, so machte er allemal die Anwendung davon, daß er Fritzen zeigte, daß nicht zwey Sprachen in der Welt durchaus und überall einerley Wendungen hätten, daß jede ihr Eigenthümliches hätte; daß ein Wort der einen Sprache, welches ein Wort der andern in sehr vielen Fällen ausdrückte, dasselbe nicht immer ausdrücken könne. Hiebey zeigte er ihm den Unterschied der Wörter, und der Bedeutung eines Worts in verschiedenen Fällen, und machte ihm den Begrif, den es in verschiedenen Verbindungen hätte, durch Beschreibung deutlich. Zugleich ließ er ihn die Grammatik nachschlagen, und die Regeln nachsehn, nach welchen der Lateiner gerade diese Wortverbindung und keine andre brauchte.

Am meisten beschäftigte Julius seine Eleven mit der Geschichte, nicht nur, weil es sein Lieblingsstudium war, sondern weil er es auch als das dem kindlichen Alter angemessenste und nützlichste ansah; indem sie das daraus Vorgetragne nicht nur leicht verstehn, und in den frühesten

Jahren schon verstehn können, sondern weil sie es auch fast durchaus gerne hören. Ueberall verband er damit die Erdbeschreibung, und zeigte ihnen die Länder, Städte und Flüsse, die in seinen Erzählungen vorkamen, auf der Landcharte. Selten las er etwas vor, und wenn er es that, geschah es mehr in der Absicht, den Kindern ein Muster im guten, deutlichen, accentmässigen Lesen zu geben, als sie durch Vorlesen Geschichte zu lehren. Oft mußte eins der Kinder vorlesen, und damit er sie sämtlich in Aufmerksamkeit erhielte, so mußte theils der Lesende den Ton den Sachen gehörig angemessen setzen, theils die beyden Zuhörenden über das Vorgelesene ihre Anmerkungen machen. Noch öfter mußten sie für sich lesen, und ihm dann das Gelesene erzählen; welches er besonders von Fritzen forderte: und wenn dieser falsch erzählte, so berichtigte er dessen Erzählung, oder half ihm ein. Am allerhäufigsten aber erzählte er selbst, und zwar in einem muntern, unterhaltenden Ton, als wenn er ihnen lauter Begebenheiten erzählte, die er selbst erlebt hätte. Er betrachtete die Geschichte besonders aus dem Gesichtspunkte, wie sie uns die Wege zeigt, welche die göttliche Fürsehung genommen hat, um das ganze menschliche Geschlecht durch Aufklärung des Verstandes, und eine reine Erkenntniß und Verehrung des Schöpfers glücklich

zu machen. Er bemerkte derohalben immer bey jeder folgenden Begebenheit, wie die vorhergehende nöthig gewesen, um diese zu bewirken, und wie sich alle Begebenheiten in der Welt, sie seyen groß oder klein, in dem einen Hauptzweck concentriren, das menschliche Geschlecht aufzuklären, und zur immer bessern Erkenntniß Gottes zu bringen.

Hier ist die Skizze davon, die er in einer Stunde Fritzen und Emilien vorlegte, und in den folgenden Stunden ausmahlte.

Gott schuf unsern Erdball mit allem was darauf ist, auf einmal, durch seinen bloßen Willen. Wann, das wissen wir nicht, vermuthlich aber schon vor vielen tausend Jahren. Unter den gleich im Anfange erschaffnen Dingen war auch ein Menschenpaar, durch deren Kinder, Enkel und Urenkel nach und nach die Welt bevölkert wurde. Alles was aus den vorhandnen Dingen entstehn konnte, erschuf Gott nicht, also auch keine Kenntnisse. Die Menschen sollten sie nach und nach durch den Gebrauch ihrer Sinne und ihres Verstandes lernen. Beyde waren noch ungeübt; die ersten Menschen waren wie Kinder, ihre Seele war zu schwach und ihr Verstand noch nicht vorbereitet, Gott in dem Maaß zu kennen, wie er von Menschen erkannt werden kann. Gleichwohl sollte nach Gottes Absicht das Menschengeschlecht

mit der Zeit hiezu gelangen. Die thierische Lebensart der ersten Menschen, und die dadurch erwachsene totale Verschlimmerung würde bald auch den wenigen guten Samen zur Aufklärung und Erkenntniß Gottes, der unter einem oder dem andern Stamm oder Familie übrig, und vielleicht von einer ursprünglichen nähern, doch dem kindlichen Alter der Welt angemessenen, also nicht weit gehenden Anleitung Gottes herzuleiten war, erstickt, und mithin den ganzen grossen Zweck Gottes mit dem Menschengeschlecht vereitelt haben. Durch grosse Ueberschwemmungen vertilgte Gott, die schlimme, nicht zu bessernde Race, und ließ einige wenige gute übrig, die an Aufklärung und Gotteskenntniß weiter waren als der erste Mensch, und also auch eine bessere Nachkommenschaft über die Welt verbreiten konnten, als dieser. So nimmt der Gärtner dem Baum die wilden Zweige, damit sein Saft ungetheilt in das Pfropfreiß gehe, und durch dieses in tausend fruchtbringende Zweige ausschlage. Hätte Gott nicht die Welt im Allgemeinen bessern wollen, so wäre diese grosse Revolution nicht nöthig gewesen; hätten vom ersten Menschen schon so gute Abkömmlinge entstehn können, als von den Erretteten, so war sie ebenfalls nicht nöthig. Er hatte wenigstens den Vorrath von Erfahrung der in einigen Tausend Jahren gesammelt war, zum Voraus. Gott wollte

dereinſt durch ein höheres Weſen allgemeine Aufklärung und reine Gottesverehrung auf Erden verbreiten, ich meyne durch Chriſtum. Ihr fragt vielleicht, warum er das nicht gleich that? Um ſchwache Speiſe zu geben, war keines vom Himmel nöthig und die ſtarke Speiſe die Chriſtus gab, war für die Kindheit der Welt viel zu ſtark. Aufklärung und Kenntniß und Milderung der Sitten muſte erſt allgemein werden, ehe Chriſtus erſcheinen konnte. Wohlan, wir wollen ſehn, durch welche Mittel die göttliche Fürſehung dieſe nach und nach veranſtaltet hat. Wären die Menſchen zuſammen in einem Bezirk, in einem Winkel der Erde wohnen geblieben, ſo konnten ſie weiter nichts beobachten, als was in dieſem Bezirk war, und ſo klein der Kreis ihrer Beobachtung war, ſo klein würde auch der Kreis ihrer Kenntniſſe geweſen ſeyn. Ihre anwachſende Zahl und vielleicht auch Disharmonie zwang ſie, ſich zu zertheilen; ein Stamm zog in dieſe Gegend, der andre in eine andre. Sie hatten noch wenig Begriffe, als ſie auseinander zogen, alſo hatte ihre Sprache auch wenig Wörter; ſie gehörte gar nicht zu einer der jetzt bekannten Sprachen, aber ſie war das Fundament von allen. Die wenigen Begriffe, welche ſie hatten, werden noch jetzt in allen oder doch in den meiſten Sprachen auf ähnliche Art ausgedruckt, ja dieſe Wör-

ter würden noch ähnlicher seyn, wenn nicht die Zeit sie entstellt hätte. Jeder fand nun in seinem Kreise neue Begriffe, und muste dazu Wörter haben; da die Stämme der Menschen zertheilt waren, so konnten sie nicht mit einander Abrede darüber nehmen, und also entstanden verschiedene Sprachen. Aber was das wichtigste ist, da die Menschen immer weiter und weiter über dem Erdkreis verbreitet wurden, so lernte auch das ganze Geschlecht zusammen genommen, den ganzen Erdkreis kennen. Der eine beobachtete und lernte in diesem Theil desselben etwas, was der andre in einem andern nicht wußte: und dieser hatte dagegen Gelegenheit etwas zu erfahren, was den andern verborgen war. Die Summe aller Kenntnisse, welche also unter alle Menschen vertheilt war, fieng schon an beträchtlich zu werden, wenn es gleich wenig war, was jeder einzele Mensch, jedes einzelne Völkchen wuste. Es kam nun nur darauf an, diese Kenntnisse näher zusammen zu bringen und zu koncentiren, damit sie das Fundament eines grössern schönern Baues werden konnten. Gottes Fürsehung, die alles, selbst das Schlimme zum guten Zweck anwendet, bediente sich des Eigennutzes und der Habsucht der Menschen, um Schiffahrt und Handel stehn zu lassen, und dadurch Kommunikation zwischen den zerstreueten Menschen zu eröffnen. Die

Phönicier befuhren mit ihren Schiffen fast alle Küsten Europens, und lernten von dem einen Volke dies, und von dem andern etwas anders, und theilten gegenseitig auch unvorsetzlich den Völkern, die sie besuchten, einen Theil ihrer Kenntnisse mit. Die Griechen hatten vermöge ihres glücklichen Klima eine offene fähige Seele, zu Schlüssen und Erfindungen disponirt: hier fiel der Same den Phönicier ausstreuten in ein gutes Land, und trug hundertfältige Frucht. Nach und nach entstanden unter ihnen, nachdem mechanische Künste schon zu einiger Höhe gelangt waren, Dichter, Weltweisen und Gesetzgeber, durch welche moralische Begriffe angelegt, erweitert, vervollkommt, und der Handlungsart der Menschen eine gewisse regelmässige Richtung gegeben wurde. Alles Vorbereitung auf die künftige allgemeine Verbesserung. Auf der andern Seite erzeugte und erhielt die göttliche Fürsehung unter einigen Familien die Idee von einem einzigen wahren und unsichtbaren Gott, den mächtigsten Schritt zur moralischen Verbesserung der Menschen. Von diesen Familien entsproß ein ansehnliches Volk, dem jene Idee durch Ueberlieferung mitgetheilt wurde. Um sie bey demselben unverfälscht und unvermischt von dem Aberglauben der Vielgötterey zu bewahren, war es nöthig, demselben eine solche Verfassung zu geben, wodurch es von allen

übrigen Völkern aufs strengste abgesondert wurde. Das Gute, was hiedurch bewirkt wurde, überwog die Unvollkommenheit, daß nun durch die Absonderung dieses Volks auch ihre Religionsbegriffe nicht so leicht unter die übrigen Völker verbreitet werden konnten. Um indessen auch dies zum Theil zu bewirken, ließ die Fürsehung es geschehn, daß dies Volk, nachdem der Begrif von einem wahren Gott fest genug Wurzel unter ihm geschlagen hatte, von einem mächtigern überwunden und in andre Länder geführt wurde. Es fehlte nun noch zur leichtern Verbreitung der künftigen allgemeinen Aufklärung durch Christum, daß die ganze kultivirte Welt einerley Sprache hätte, oder wenigstens verstünde, damit in derselben überall gelehrt werden könne; und daß auch der hohe Grad von Kultur, der sich schon bey den Griechen fand, andern Völkern mitgetheilt würde. Das erstere und vorläufige Mittel hiezu waren die Reisen der griechischen Philosophen, nach Aegypten und asiatische Länder, die vielen Kolonien, welche die Griechen überall anlegten, und die Kriege der Griechen mit den Persern. Die letztern brachten bey Gelegenheit ihrer Züge nach Griechenland schon vieles mit nach Hause, was sie vorher nicht wusten und nicht kannten. Endlich aber erfolgte die grosse und merkwürdige Revolution, da die Fürsehung sich des Ehrgeizes

Alexanders bediente, um die Griechen über ganz Asien zu führen, den kultivirten Theil desselben, der ihrer höhern Kultur fähig war, ihnen zu unterwerfen, und dadurch nicht allein die unter ihnen herrschende Aufklärung allgemeiner, sondern auch ihre Sprache von der Donau bis an Indus bekannt, und in dem größten Theil der dazwischen gelegnen Länder herrschend zu machen. Der Beyfall, welchen griechische Philosophie und Gelehrsamkeit unter Römern fand, nöthigte auch diese, sich auf die griechische Sprache zu legen, und durch sie wurde sie in alle ihre Provinzen verbreitet. Nun konnte, wer griechisch verstand, in Aegypten, Syrien, Armenien, Natolien, Grichenland, und in alle kultivirte Provinzen des Occidents reisen, reden und lehren, und er wurde überall verstanden. Allein doch würde die künftige Ausbreitung des Christenthums unendlich mehr Schwierigkeiten gefunden haben, wenn der kultivirte Erdkreis unter verschiednen Herren gestanden hätte, deren verschiedene politische Verhältnisse untereinander, eine solche Kommunikation, als das Christenthum nöthig hatte und mit sich brachte, nicht würden verstattet haben. Daher fügte es die Fürsehung, daß sich das Reich der Römer vom atlantischen Meer bis an den Euphrat ausbreitete, und nur noch von Barbaren rundumher begränzt wurde. Gerade zu der Zeit, da dies Reich alles

was es je besessen hat, in sich vereint hatte, da es auf den höchsten Gipfel nicht allein seiner Macht und seines Glücks, sondern auch seiner Kultur gestiegen war, erschien Jesus Christus, und lehrte unmittelbar diejenigen, welche Lehrer des ganzen Erdbodens werden sollten. Durch diese wurde Christenthum, reine, der menschlichen Natur aufs vollkommenste angemessene Religion und Verehrung des höchsten Wesens, und alle Aufklärung, welche diese mit sich brachte, durch alle Provinzen und Länder des römischen Reichs gebracht; sie faßte darin bald Wurzel, und wuchs hernach allmählig, wie alles unter Gottes Hand wächst, körperliches und geistiges. Auch die barbarischen Völker sollten Theil an diesem Licht haben, vermuthlich würden andere grössere Absichten Gottes gehindert worden seyn, wenn er auch diese von den Römern hätte wollen unterjochen lassen. Wir können dieses aus den Erfolgen nur unsicher muthmassen. Gott kehrte es also um, und führte barbarische und rohe Völker, Gothen, Vandalen, Franken, Heruler, Longobarden in kultivirte Länder, wo sie von den Ueberwundnen Kultur und Christenthum annahmen. Andre Völker blieben im Orient übrig, die für das sanfte Christenthum zu rauh und wild waren, Araber, Türken, Mogolen, Tataren, auch diese sollten nach Verhältniß ihres Seelenvermögens gebes-

ſtrt werden, und beſonders zur Erkenntniß der wichtigen Wahrheit gelangen, es iſt nur Ein Gott, allmächtig, ewig, gerecht und allgütig; daher ließ die Vorſehung den Muhammed aufſtehn, und bediente ſich ſeines ſchwärmeriſchen Ehrgeizes zur Erreichung dieſes groſſen Zwecks. Auch dieſer wilden Völker führte ſie einen Theil in chriſtliche mehr aufgeklärte Länder, vermiſchte ſie mit Chriſten, und eröfnete ihnen durch Kriege und Staatshandlungen Gemeinſchaft und Verkehr mit angränzenden chriſtlichen Ländern, damit ſie durch dieſe aus der Barbarey, woraus ihre Religion allein ſie nicht zu reiſſen vermochte, nach und nach gezogen würden. Noch einen andern Zweck erreichte die Fürſehung hiedurch; vor dieſen Barbaren floh eine groſſe Menge griechiſcher Gelehrte in die Abendländer, und vereinigte ihre Kenntniſſe mit den Abendländiſchen, und ſo wurde aus zwey kleinern Flüſſen ein groſſer Strom; der Occident erhielt dadurch ſo viel Licht, daß die Reformation durchbrechen, die durch menſchliche Leidenſchaften entſtellte Religion reinigen, und den ſtärkſten Schritt zur gröſten Aufklärung der Welt, der ſeit der Pflanzung des Chriſtenthums geſchehn war, thun konnte. Noch lag ein ganzer Theil der Welt in der niedrigſten Kindheit, verbunden mit der unmenſchlichſten Barbarey, die keine Kultur, wenigſtens keine baldige zuließ. Gott

brauchte Neugierde und Goldburst der Menschen, um auch diesen Theil mit dem schon zur hohen Kultur gestiegnen in Verbindung zu bringen, und so wie er sich ehemals eines sinnlosen Elements bedient hatte, bediente er sich jetzt der Grausamkeit hartherziger und unmenschlicher Spanier, um Millionen nicht zu bessernder Menschen auszurotten, damit die übrigen und ihre Nachkommen desto leichter und eher aufgeklärt werden könnten.

Dieser allgemeine Entwurf machte schon Fritzen auf die nähere Ausführung äusserst begierig; Julius behielt bey derselben immer den nehmlichen Gesichtspunkt bey, so daß er bey jeder grossen Begebenheit, bey jeder merkwürdigen Revolution, bey jedem Kriege zeigte, wie viel derselbe zur Kultur und Aufklärung eines einzeln Volks oder des ganzen Menschengeschlechts beygetragen, und welche Stelle man demselben in dem göttlichen Erziehungsplan dieses Geschlechts einräumen müßte. Er besaß dabey die Gabe, seine Erzählung durch so viel kleine für Kinder interessante Umstände, die er mit einstreuete, so anziehend zu machen, daß sie ihm mit Vergnügen stundenlang zuhören, und das Gehörte den Tag darauf mit grosser Fertigkeit wieder erzählen konnten.

So viel Freude ihm übrigens Fritze durch sein Genie, und durch die Fertigkeit, womit er alles

fernte, durch den Fleiß den er darauf verwandte, und durch sein sonstiges gutes Herz machte, so viel Besorgniß hatte er auch seinetwegen, da er bey ihm Hang zur Wollust entdeckte, und von der Richtigkeit dieser Entdeckung immer mehr überzeugt wurde. Da sich dieser Hang noch zur Zeit durch weiter nichts äusserte noch äussern konnte, als durch eine starke Neigung zum zweyten Geschlecht, und besonders zu schönen Personen, so wurde es Juliussen um desto schwerer dagegen zu arbeiten, und zwar so dagegen zu arbeiten, daß durch die Medicin der Krankheit keine neue Nahrung gegeben würde. Er wachte darüber, daß Fritz sehr mäßig essen und trinken, und keine zu nahrhafte Speisen geniessen muste, er ließ ihn selten oder nie allein, suchte ihn so viel möglich beständig zu beschäftigen und zur Arbeit zu gewöhnen, und flößte ihm daneben die äusserste Bescheidenheit, Blödigkeit und Zurückhaltung gegen das zweyte Geschlecht ein. War er mit ihm in einer Gesellschaft, wo er merkte, daß Pfänderspiele gespielt, oder sonst geküßt werden würde, so entfernte er sich den Augenblick mit Fritzen aus der Gesellschaft. Ueberdem erzählte er ihm bey aller Gelegenheit wahre und erdichtete Beyspiele von Menschen, die sich durch zu genauen Umgang mit dem zweyten Geschlecht unglücklich gemacht hatten. Und weil er auch wuste, daß Fritz noch

immer die stärkste Ehrfurcht gegen seinen seligen Vater hatte, so brachte er ihm die Meynung bey, daß dieser sich beständig unsichtbar um ihn befände, auf alle seine Handlungen Acht hätte, und alles sähe, was er auch im Verborgnen thäte. Weil er aber befürchtete, daß alles dieses nicht zureichen möchte, eine so schwer zu überwindende Neigung, wobey man gleichsam mit der Natur selbst zu kämpfen hat, zu bezwingen, so suchte er ein Uebel durch ein anderes, weniger gefährliches zu vertreiben, und wandte deswegen alles an, den Ehrtrieb in Fritzen zu verstärken, und demselben zugleich unvermerkt die Richtung zu geben, daß er ein Mittel wider die Wollust wurde.

Der Erfolg aller dieser Bemühungen war so, daß Julius voraussahe, daß wenn er Fritzen nur bis zum achtzehnten Jahr unter seiner Aufsicht hätte, dieser alsdann Festigkeit genug erlangt haben würde, allen Reizen und Verführungen der Wollust hinlänglich zu widerstehn. Allein die Umstände wollten es anders, Fritze und seine Geschwister sollten nicht länger als ins dritte Jahr das Glück von Juliussen geführt und unterrichtet zu werden, und dieser nicht länger das Vergnügen geniessen, seine theuerste und liebste Pflicht zu erfüllen. Gewisse Vorfälle, deren Erzählung anstössig seyn könnte, und die man zugleich aus Schonung gegen eine sonst nicht böse Person verschweigt, über

deren Charakter sie ein nachtheiliges Licht werfen konnten, nöthigten Julius, die Verbindung in dem Hause seines theuren Onkels aufzuheben und Stralsund ganz zu verlassen. Sein Vater hatte dies zwar schon vorher verschiedenemale von ihm verlangt, und ihn zu bewegen ihm seinen nahen Abschied aus der Welt vorgestellt, allein er hätte zwar, um seine Pflicht als Sohn zu erfüllen, eine Reise in Gesellschaft seines ältesten Eleven nach Halberstadt gemacht, wäre aber doch, wenn er da nicht mehr nöthig gewesen, wieder zurückgekehrt, wenn die vorhin erwähnten dringende Vorfälle sich nicht ereignet hätten: so aber brauchte er die Krankheit seines Vaters nur zum Vorwande der gänzlichen Trennung. Er sorgte indessen für einen guten und redlichen Nachfolger, von dem er hoffen konnte, daß er seine Stelle völlig wieder ersetzen würde. Dies war einer seiner Freunde, der das Unglück hatte mit einem Auge blind zu seyn, und eine sehr häßliche Bildung zu haben, übrigens aber ein sehr rechtschaffner und geschickter Mann war, der überdem eine sehr schöne Gabe zu unterrichten und mit Kindern umzugehn hatte. Diesem empfahl er seine Eleven und besonders Fritzen auf das nachdrücklichste und dringendste, nahm von allen den rührendsten und zärtlichsten Abschied und reiste darauf zu seinem Vater nach Halberstadt.

Die Reisegesellschaft bestand aus sechs Personen, unter welchen sich besonders ein Mann von

mittlern Jahren und Gröſſe, nicht nur durch sein kränkliches Ansehn, sondern auch durch sein melancholisches Wesen auszeichnete. Er saß hinten im Wagen neben Julius, welcher sich alle Mühe gab ihn aufzuheitern, allein ohne Erfolg, bald hatte er nicht Lust zu sprechen, bald konnte er für Husten und Räuspern nicht. Als sie vier Meilen mit einander gereist waren, wurden sie etwas vertrauter, und der Fremde fieng nach und nach an, sich eins und das andre aus der Ferne vernehmen zu lassen, und stieß Seufzer und einzelne Verwünschungen aus, die ohngefähr die Ursache seiner Leiden andeuteten. Julius, der etwas vermuthete, konnte doch anfänglich nicht anders als in allgemeinen Ausdrücken antworten, die indessen so eingerichtet waren, daß manches davon auf die persönlichen Umstände des Fremden zu passen schien, und dieser sich endlich so getroffen und gerührt fand, daß er ein völliges Vertrauen zu Julius faßte, und sich ihm ganz entdeckte.

Mein ganzes Unglück, die unselige Quelle aller meiner Leiden ist, ich weiß nicht welches von beyden ich nennen soll, Liebe oder Wollust. Ich glaube, daß mir dies Uebel angeboren ist, wenigstens erinnere ich mich, daß ich schon in meiner frühern Kindheit nicht ohne unreine Empfindungen gewesen bin, selbst zu einer Zeit, wo die Na-

kur bey mir noch nicht zur Reife gekommen war. Meine Aeltern und erſten Lehrer hatten mir aber ſo gute Grundſätze eingeprägt, daß ich vielleicht ſtark genug geweſen ſeyn würde, die Leidenſchaft nie zum Ausbruch kommen zu laſſen, wenn mir nicht jene ſehr frühe durch den Tod wären entriſſen, und dagegen ſchon in jungen Jahren ſo ſtarke Gelegenheit zur Verführung gegeben worden. Die Armuth und Hülfloſigkeit, worein ich durch den Tod meiner Aeltern verſetzt wurde, nöthigte mich, die Schule zu M** zu beſuchen, weil ich wuſte, daß dort dürftige Schüler mancherley Gelegenheit hätten, ihr Auskommen zu finden. Ich wurde in das Chor aufgenommen, und weil ich eine gute Stimme hatte, auch ſchon vormals durch meinen Vater, der ein Kantor war, in der Muſik unterrichtet war, und daher ſehr gut treffen konnte, ſo gelang es mir bald, daß ich Präfectus wurde, und eine gute Einnahme bekam. Allein eben dieſe Einnahme wurde auch bald Reiz und Gelegenheit für mich zur Ausſchweifung. Ich war unverſtändig genug zu glauben, daß der Genuß des Branteweins meinen Baß verbeſſern würde, und brauchte ihn anfänglich bloß als ein Mittel dazu, bald aber kam es ſo weit, daß ich ihn aus Trieb und Neigung trank, ſo wie viele andre meiner damaligen Mitſchüler. Die traurigen Folgen davon empfinde ich jetzt in meinem ſechs und drey-

[illegible] Schwindsucht, und ein [illegible] Magen, macht mich zum unzweifelten Kandidaten des Grabes, das ich gleichsam jeden Augenblick offen vor mir sehe; und jeder Blutauswurf, der leider sehr oft bey mir sich ereignet, erinnert mich mit der erschrecklichsten Reue und den grimmigsten Bissen meines Gewissens an die Jahre meiner Jugend. Alle Arzneyen, die ich schon in ungeheurer Menge gebraucht habe, sind umnütz und vergebens verschwendet, und wenn ich nach einem Aderlaß mein Blut ansehe, das eine ganz unnatürliche Farbe hat, so schaudert mir die Haut. Mein Magen will keine Speise mehr vertragen oder verdauen, selbst die weichsten und gesundesten nicht, daher ist es wohl ganz natürlich, daß ich so ein Schattenbild bin, wie sie hier sehn. Allein dies ist noch mein Unglück und mein Kummer nicht ganz. An eben dem Orte, wo ich Schüler war, befand sich ein gottloses Weibsbild, die Schwester eines Kirchenknechts, eine verbuhlte Person, die mich auf alle Weise an sich zog, und mich zuerst auf den unglücklichen Weg der Wollust führte. Ich war unverständig genug mich glücklich zu schätzen, daß ich als ein junger Mensch, der sonst von Erwachsenen nicht sehr geachtet wurde, die Ehre hatte mit einer erwachsenen Person so genau umzugehn. Sie trug endlich darauf an, daß ich mich fröm-

lich mit ihr verloben möchte. Ihr schlechter Stand, ihr gemeiner Anzug, ihre niedrigen Geschäfte, (sie gieng mit Eimer und Handkorb auf der Strasse) machten mich zwar anfangs etwas stutzig, doch dachte ich bald, daß ich Ebst ja auch nicht von viel besserm Herkommen sey; und da ich mich gewiß vor der Hand an keine vornehmere wagen durfte, und es doch ein süsses Glück seyn müßte, in so jungen Jahren schon eine Braut zu haben, so entschloß ich mich zu dem unglückseligen Schritt, der ebenfals eine Quelle meiner vielfachen Leiden geworden ist. Er war kaum geschehn, als ich erfuhr, daß die Nichtswürdige mit einem andern Schüler, und vielleicht wohl gar noch mit mehrern ein eben so genaues Verständniß unterhielte als mit mir; es kam zu dem heftigsten Gezänke, und wir brachen wirklich auf eine Zeitlang mit einander. Und wollte Gott, wir hätten auf ewig gebrochen! so aber ließ ich mich bald wieder in das Netz ziehn, das die Sirene mir stellte, und wetteiferte sogar mit meinem Nebenbuhler um ihre Gunst, und um das Glück sie zuerst zu besitzen. Ich verließ endlich die Schule und bezog die Akademie. Hier setzte ich nicht allein meinen Briefwechsel mit ihr fort, sondern meine Imagination war auch durch den Umgang mit ihr so krank, und mit so vielen unreinen und wollüstigen Bildern angefüllt worden, daß ich auch hier-

bald auf Ausschweifungen verfiel, so sehr ich auch anfänglich dagegen kämpfte. Alles was mir aber meine Vernunft dagegen vorstellte, wurde durch meine erhitzte Leidenschaft, die nun einmal Nahrung erhalten hatte, und unersättlich nach mehrerer hungerte, sehr bald durch eine Menge sophistischer Schlüsse wegräsonnirt. Die ersten Schritte hielte ich gemeiniglich für erlaubt, und kannte kein Gesetz, das dieselben verböte, für die folgenden glaubte ich mich schon hüten zu können; allein kaum war der erste Schritt geschehn, so folgte der zweete und dritte bald nach, ich ward überräubt, und wie durch eine unwiderstehliche Gewalt hingerissen. Kaum waren sie geschehn, so war unmittelbar die bitterste Reue und der unseligste Gemüthszustand da. Allein was half sie mir? Sobald wieder eine neue Gelegenheit da war, so war das Andenken meiner Reue verschwunden, und ich eilte mir eine neue zu bereiten, und dadurch zugleich die vorige zu erneuern. Verflucht ist die Tyranney der Wollust, und unselig der Mensch, der einmal so bestialisch wird, sich in ihre Sklaverey zu begeben, die wahrhaftig tausendmal ärger ist, als die allerhärteste körperliche Sklaverey nur immer seyn kann. Jenes Ungeheuer gleicht der Spinne, die ihren Raub so fest bestrickt, daß er sich nicht wieder loswickeln kann, und ihn nicht eher fahren läßt, als bis sie ihn

ganz aufgesogen hat. Bey jedem Dienst, worein man sich begiebt, steht es frey die Probe zu machen, und wenn er uns nicht gefällt, kann man wieder heraus treten: aber das findet hier nicht statt, hier gilt keine Probe; unglücklich wer sie machen will! er bleibt ewig darin. Ein Thor, der sich einbildet, seine Leidenschaft werde einmal gesättigt werden, und Ueberdruß bekommen: sie wird durch jeden neuen Genuß stärker, und er immer mehr ihr Knecht. So brachte ich also meine Zeit auf der Akademie, wenn gleich nicht ganz unfleissig, dennoch in Absicht meines Herzens und meines ganzen Glücks auf die unseligste Art zu, und die Ursache davon finde ich in nichts anders, als in der ersten unerlaubten Vertraulichkeit, die ich auf der Schule unterhielt. Ich mag ihnen nicht mit einer genauern Erzählung meiner Laster oder vielmehr meines Unglücks beschwerlich fallen: kurz ich kam nach vollendeten akademischen Jahren an eine Schulanstalt, und freute mich nicht wenig, von vieler Gelegenheit und Verführung zum Bösen befreyt zu seyn. Allein ich lernte bald aus meinem Beyspiel, daß ein Herz, das einmal sich begeben hat dem Laster zu fröhnen, sich selbst betrügt, wenn es die Schuld dadurch zum Theil von sich abwälzen will, daß es sie auf die Gelegenheit und Verführung schiebt. Freylich bot sich hier die Ge-

legenheit nicht selbst an, aber meine leidige Imagination rief so oft alle alte Bilder in mir zurück, daß ich gereizt wurde, aufs neue Gelegenheit zu suchen, und in Ermangelung eines würdigern Gegenstandes mich mit der Pförtnermagd bekannt machte. Ich hatte das Unglück, daß ein kleiner Schüler, der auf dem Nebenzimmer sich befand, meine Vertraulichkeit mit ihr gewahr wurde, der die Sache bald auf der ganzen Schule bekannt machte. Und nun war ich auf einmal um Ehre und Ansehn; meine Strafen und Ermahnungen fruchteten nichts mehr; ich wurde ein Spott aller jungen Leute, der Grössern sowohl als der Kleinern; besonders aber der letztern; und dies gieng soweit, daß ich mich sogar erniedrigen muste, die Grossen um Schutz gegen die Kleinen zu bitten. Endlich aber wurde es mir doch unerträglich, und ich sahe mich genöthigt, die Schule mit Schimpf und Schande zu verlassen. Demohngeachtet war ich wider alles mein Verdienst und Würdigkeit so glücklich, ein mittelmässiges Aemtchen zu erhalten, das ich aber nach meinen damaligen Umständen für mein grösstes Glück ansehn muste; und nun that ich den letzten entscheidenden Schritt zu meinem Unglück, und heyrathete meine Xanthippe, die sich bald aus einem Engel (das sie wenigstens meinem Vorurtheil nach war) in einen

Teufel verwandelte. Anstatt der süssen und glatten Worte, die ich sonst aus ihrem Munde hörte, statt aller tändelnden Schmeicheleyen, muste ich nun täglich ein Zeuge ihres Tobens und Lärmens seyn. Ueber alles zankte sie mit mir; bey der geringsten Widerwärtigkeit, die ihr begegnete, muste ich die Schuld tragen. Ich war gleich anfangs schwach genug, ihr aus Liebe in allem nachzugeben, dadurch kam es bald dahin, daß ich ihr Knecht wurde, und ihrem Willen in allen Stücken gehorchen muste. Sie hatte einige hundert Thaler im Vermögen, ich einige Schulden; sie hatte mein Hochzeitkleid von ihrem Gelde bezahlt; dies warf sie mir bey aller Gelegenheit, in den erniedrigendsten und schimpflichsten Ausdrücken vor. Hiezu kam noch, daß die Veränderung ihres Standes einen unbändigen und ganz unbeschreiblichen Stolz in ihr erzeugte, den sie gegen das Gesinde, gegen meine Freunde, ja gegen alle Menschen bewies. Den Mägden, welche zum Theil ihr vormals gleich gewesen waren, und einerley Geschäfte mit ihr verrichtet hatten, begegnete sie so hart und grob, daß sie selten eine länger als vier Wochen behalten konnte: und diesen Leuten fiel diese Begegnung eben deswegen um so viel unerträglicher, weil sie sie in ihrem vorigen schlechten Zustande gekannt hatten. Meinen Freunden bewies sie

so viel Impertinenzen, und sagte ihnen aus Mangel an Erziehung und Lebensart so viel Sottisen, daß sie fast alle von mir zurückgescheucht wurden; selbst gegen meine nächsten Blutsverwandten verhetzte sie mich, und stiftete unauslöschliche und unversöhnliche Feindschaft zwischen mir und ihnen. Ihr Stolz machte sie in der ganzen Stadt bey allen Menschen verhaßt; und weil ich oft die Bolzen verschiessen muste, die sie gedreht hatte, so traf dieser Haß in vielen Fällen sie nicht allein, sondern ich muste mit darunter leiden. That ich ihren Willen nicht, so war im Hause beständiger Krieg, der mich noch viel härter angriff. Meine an sich schwache Gesundheit nahm zusehends ab, und die ihrige ebenfalls, und so wurde unser beyderseitiges Hausleiden fast täglich grösser. Unter allen Schmerzen, unter aller Krankheit die sie erduldete, und wobey ich noch immer das innigste Mitleid mit ihr hatte, ließ sie dennoch nicht ab, mich täglich auf das bitterste zu betrüben und zu quälen; bis mir endlich die Last der Leiden zu schwer wurde, und ich mich genöthigt sahe, mit Aufopferung meiner ganzen Ehre, Amt, Brod, und Weib zu verlassen. Wollte Gott, daß ich auch die Sünde hätte verlassen können, aber diese verfolgt mich, meines elenden und kranken Körpers ungeachtet, noch immer

allenthalben wo ich gehe oder bin. Noch strenger verfolgt mich mein böses Gewissen; schon mehr als einmal bin ich der Verzweifelung nahe gewesen: Gott weiß, wie ich mir helfen soll. Können sie mir nicht das Geringste von Rath oder Trost geben?

Mein lieber Freund, erwiederte Julius, wie gerne thäte ich das, wenn ich könnte. Ich halte sie wirklich für einen der unglückseligsten Menschen, die ich je gekannt habe; aber ich halte auch zugleich alles ihr körperliches und äusserliches Unglück geringe, gegen das, daß sie, wie sie selbst klagen, sich einmal dem Laster ergeben haben, und eben deswegen noch von demselben verfolgt werden. Ehe sie sich von demselben nicht losgerissen haben, können sie kein glücklicher Mensch werden, und wenn sie bey dem gesundesten Körper Krösus Reichthum besässen. Die Scheußlichkeit der Leidenschaft darf ich ihnen nicht erst schildern, um sie dadurch von ihrem Dienst abzuhalten; sie kennen sie, ihrer eignen Erzählung nach, aus der Erfahrung mehr als zu gut: nur das eine will ich ihnen sagen, wachen sie ja um Gottes willen über ihre im Grunde verdorbne Imagination, die Mutter alles Uebels, und räumen sie ihr nicht das Geringste ein. Sobald sie anfängt die ersten Züge eines sinnlich angenehmen verführerischen Bildes zu entwerfen,

so denken sie ja nicht, ich will mir einige Augenblicke wenigstens das Vergnügen machen, diesen Bildern nachzuhängen, es bleibt, wie sie selbst wissen nicht dabey, und wollen sie alles weitere, den bald entstehenden Tumult der Leidenschaft vermeiden, so brechen sie gleich im ersten Augenblick ab, und beschäftigen sie ihre Gedanken mit der zunächststehenden sie befindlichen Sache. Noch besser ist es, wenn sie die Entstehung ihres Gedankenspiels in seiner ersten Quelle aufsuchen, und diese selbst zu vermeiden suchen: giebt ihnen etwa eine oder die andere einzelne Person Gelegenheit dazu, so vermeiden sie allen Umgang mit derselben, selbst ihre blosse Gegenwart und Anblick müssen sie fliehen. Ist es etwa mit ihnen so weit gekommen, daß sie kein Frauenzimmer ansehn können, ohne dadurch auf unreine Gedanken geleitet zu werden, so heften sie nie ihren Blick stark auf irgend Eine: und seyn sie beständig wachsam und aufmerksam auf sich, daß wenn ihre Augen ja verweilen wollen, sie dieselben aufs schleunigste entfernen. Werden sie durch Erzählungen oder Lesen gereizt, wird ihre Einbildungskraft durch gewisse Beschreibungen erhitzt, so müssen sie eine gleiche Schüchternheit und Sorgfalt beweisen.

Hiernächst will ich ihnen rathen, kehren sie gleich zu ihrem Weibe zurück, ehe noch ihre Tren-

mung bekannt wird, vielleicht ist noch alles zu redressiren. Ein böses Weib ist freylich wohl nächst dem Laster das grösseste Unglück in der Welt, allein bedenken sie, daß sie dies Unglück verdient haben, sehn sie es als eine göttliche Strafe und zum Theil als eine natürliche Folge ihrer vorigen Thorheit und Unordnung an; und lassen sie sich jede Härte, die sie von ihr ausstehn müssen, zur immer stärkern Reue und Besserung führen. Jede göttliche Strafe ist Glück für uns, und je früher wir sie fühlen, desto grösser ist dies Glück: ich wünschte, daß sie es auch dafür erkennen möchten. Hierzuchst kann ihnen eben dies böse Weib Gelegenheit seyn, sich in der Geduld, Gelassenheit und Standhaftigkeit zu üben, welches grosse Tugenden, und Quellen vieler andern sind.

Ja, mein lieber Freund, unterbrach ihn der Fremde, das habe ich lange und oft genug versucht; das ist aber auch leider meine Sache nicht. Ich habe ein sehr hitziges und lebhaftes Temperament, das geringste was mich verdrießt, kann mich gleich in Feuer und Flammen setzen. Also hat auch vermuthlich der Zorn seinen Antheil an dem elenden Zustand ihres Körpers, fuhr Julius fort; aber ich dächte, das was sie ausgestanden haben, hätte sie doch wohl gelassener machen sollen. — Wer kann aber so himmel-

schreyende Bosheiten und Ungerechtigkeiten erdul-
den, als ich von meinem verdammten Weibe
ausgestanden habe? versetzte jener. Sie hat
mir unzähligemal die Worte im Munde umge-
dreht, um nur mit mir zu zanken, sie hat mir
oft die gröbsten Unwahrheiten auf den Kopf Schuld
gegeben, sie hat mir das Gesicht zerkratzt, sie
hat meiner in der härtesten Krankheit nicht ge-
schont, — — sie hat — — sie hat —
sie ist ein Teufel — — hier gerieth er in eine
solche Wut, daß er schäumte und an allen Glie-
dern zitterte. Es währte nicht lange, so stürzte
ein Strom von Blut aus seinem Munde, und
traf zum Theil einen auf der vordern Bank
sitzenden Hamburgischen Kaufdiener, der dadurch
ebenfalls in den heftigsten Zorn gerieth, und
nicht allein in die gröbsten Schimpfwörter aus-
brach, sondern auch durchaus Hand an den un-
seligen Kranken legen wollte. Julius schlug
sich zwar ins Mittel, und that ihm alle nur
mögliche Vorstellungen; allein er richtete nicht
allein nichts damit aus, sondern es hatte auch
den Erfolg, daß jener nur immer aufgebrach-
ter wurde, und von seinem Sitz aufsprang, um
beyden eins zu versetzen. Indem er aber dies
that, bekam der Wagen einen Stoß, er stürzte
herunter und sein Fall gerieth so unglücklich, daß
er einen Arm zerbrach. Auf sein erbärmliches

Schreyen hielt der Postillion stille, denn es war stockfinstere Nacht. Die übrigen Passagiere, welche aus einem Prediger und einigen Schiffern bestanden, schliefen theils, und theils hatten sie nicht Lust herunter zu steigen. Der unglückliche Entwichene befand sich noch immer in dem erbärmlichsten Zustande, und sein Blutsturz hielt noch an. Julius, der seinetwegen in der äussersten Besorgniß war, und ihn fest hielt, zog ihn von der Bank herunter und legte ihn hinten in den Postwagen, stieg darauf herunter, und hob mit Hülfe des Postillions, den Kaufdiener, der ein starker und grosser Mensch war, mit vieler Mühe auf den Wagen, und legte ihn neben den Schwindsüchtigen. Der Kaufdiener war durch seinen Fall auf diesen noch mehr erbittert worden, schalt und fluchte, und stieß den Unglücklichen mit seinem linken Ellnbogen zu verschiedenen malen heftig auf die Brust, daß ihm der Othem stehn blieb und er kaum noch einige Zeichen des Lebens von sich gab. Julius hatte sich unterdessen, weil er hinten im Wagen den beyden Patienten Platz machen muste, vorne bey den Prediger hingesetzt, der bisher ganz unnatürlich geschnarcht und so fest geschlafen hatte, daß er von allem was vorgegangen war, nicht das geringste gehört hatte: bis er endlich über das unaufhörliche Röcheln,

Winseln und Schreyen der beyden Leute erwachte. Er wunderte sich nicht wenig, da er bey der angehenden Morgendämmerung statt des orthodoxen Hamburger Kausdieners, der ihm einen ganzen Jahrgang Dispositionen von verschiedenen Hamburgischen Predigern, grossentheils polemischen Inhalts, zu seinem innigen Vergnügen erzählt, ihn auch mit einigen Texten, die er noch bey sich führte, beschenkt hatte, den heterodoxen Julius neben sich sitzen sah, und konnte sein Misvergnügen darüber nicht bergen. Julius hatte sich nemlich von ohngefähr im Wirthshause zu Reinberg, (an welchem Orte sie, weil es eben Sonntag war, einen korpulenten Pastor über die Zahl und Eintheilung der zehn Gebote predigen, und zugleich die Frage, warum gerade zehn Gebote wären, dadurch beantworten hörten, daß zehn die vollkommenste Zahl sey) vernehmen lassen, daß ihm die Eintheilung der zehn Gebote, welche die Reformirten machten, weit besser gefiele, und daß dieselbe weit richtiger und gründlicher sey, als die in der lutherischen Kirche übliche: da es allerdings zwey verschiedene Dinge wären 1) andere Wesen statt des wahren und einigen Gottes, oder auch in Gemeinschaft mit demselben anzubeten, und 2) zwar den wahren Gott, aber unter einem unvollkommnen, körperlichen, Gott entehrenden Bilde anbeten; hinge-

gen das, was nach unsrer Eintheilung das neunte und zehnte Gebot sey, schlechterdings nicht zu unterscheiden sey. Dies eine mal genug, um Julius bey seinem geistlichen Reisegefährten in den übelsten Kredit zu bringen, der auch seit der Zeit kein Wort wieder mit ihm sprach; vielmehr dem Kaufdiener, wenn der mit ihm sprechen wollte, ins Ohr sagte: „einen ketzerischen Menschen meide.„ Dem zufolge wurde er auch äusserst misvergnügt, da er entdeckte, daß Julius neben ihm saß; und es währte lange, ehe er sich überwinden konnte mit ihm zu sprechen. Endlich trieb ihn seine Neugierde doch zu fragen, was mit dem Kaufdiener vorgegangen, und wer da hinten im Wagen so keichte und röchelte. Julius erzählte ihm etwas von der Geschichte des unglücklichen Passagiers, und die Veranlassung zum Fall des Kaufdieners. Der Pastor bezeugte über das Unglück des letztern sein inniges Mitleid, und verfluchte dagegen den erstern bis in den Abgrund der Hölle. Sie halten ohne Zweifel diesen für einen grössern Sünder? unterbrach ihn Julius. Freylich, sagte der Pastor, das versteht sich. — Julius versetzte, so muß ich nach meiner Logik und ich setze hinzu nach meiner Empfindung noch mehr Mitleid mit ihm haben. Denn jemehr ein Mensch Sünder ist, um desto unglücklicher ist er, und je unglücklicher

er iſt, deſto mehr verdient er unſer Mitleid. Der Paſtor drehte ſich um, und würdigte ihn keiner Antwort. Sie kamen unterdeſſen in Anklam an, und Julius ſorgte vor allen Dingen dafür, daß beyde Patienten in ein gutes Wirthshaus gebracht wurden. Beyde befanden ſich äuſſerſt ſchlecht, der Zorn und die Wut, worin ſich der Kaufdiener noch immer befand, hatte eine Inflammation an dem zerbrochnen Arm erzeugt, und er hatte dazu das Unglück gehabt, beym Fallen in der Nacht ſeine geſpickte Börſe zu verlieren, und war alſo jetzt faſt ohne Geld. Der Schwindſüchtige hatte ebenfalls nur wenige Thaler bey ſich, und beyde waren in der äuſſerſten Beſorgniß, wovon ſie ihre Kur und ihren Wirth bezahlen ſollten. Julius ſprach den Paſtor um Beyhülfe wenigſtens für den Kaufdiener an, und erbot ſich nach ſeinem Vermögen ebenfalls dazu herzugeben. Allein dieſer antwortete, was ihn die fremden Leute angiengen, er brauchte ſein Geld ſelbſt; der Kaufdiener würde wohl reiche Aeltern haben, an die könnte er ſchreiben, daß ſie ihm etwas ſchickten; und ſo ſetzte er ſich auf die Poſt und reiſte weiter. Julius aber blieb einen Poſttag dort, um für die Kranken ſo viel ihm möglich zu ſorgen. Allein ſeine Sorgfalt war wenigſtens in Anſehung des Schwind-

ſüchtigen vergebens; er wurde zuſehends elender. Julius verließ ihn nicht, und ſuchte ihn ſo viel möglich mit Reue und guten Geſinnungen für die Ewigkeit zu erfüllen; und ob er gleich in der vorigen Nacht gar nicht geſchlafen hatte, ſo wachte er doch die ganze folgende Nacht bey ihm und dem Kaufdiener abwechſelnd. Der Schwindſüchtige erlebte den Morgen nicht, zwiſchen zwey und drey Uhr gieng er in dem traurigſten Zuſtande in die Ewigkeit. Julius ließ ihn begraben, und machte von ſeinem Gelde ſo viel Zuſchuß, daß die Begräbnißkoſten davon beſtritten werden konnten. Dem Kaufdiener, bey dem man faſt ſtündlich den kalten Brand befürchtete, ſchenkte er drey Louisd'or, um davon Wirth und Chirurgus, ſo weit es zureichte zu bezahlen, und ſetzte darauf ſeine Reiſe über Berlin weiter fort.

In Berlin ſetzte ſich ein Offizier mit ihm auf die Poſt, in deſſen Geſichtszügen er beym Schein der Laterne viel Bekanntes zu finden glaubte, und noch mehr in ſeiner Sprache. Da die übrigen Paſſagiere aus drey armeniſchen Kaufleuten und zwo Judenweibern beſtanden, mit welchen beyde nicht ſprechen konnten, ſo wurden ſie deſto geſprächiger unter ſich. Beyde wunderten ſich nicht wenig, da am Potsdamer Thor, beym Examen des Unteroffiziers, einer den andern ſei-

nen Namen nennen hörte; besonders wurde in Julius das Gefühl der lebhaftesten Dankbarkeit rege, da er seinen alten Wohlthäter Bischof antraf. Dieser erzählte ihm sein ganzes Schicksal, was er seit der Zeit erfahren hatte, und was grösstentheils voll von ausserordentlichen und schrecklichen Begebenheiten war. Julius pries die Wege der Fürsehung, die ihn so wunderbar besonders in der letzten Gefahr erhalten, da er von Räubern überfallen worden, und von ihnen sechs Wunden bekommen hatte, sie hatten ihn als einen Todten ausgezogen, und liegen lassen. Wie lange er in der Ohnmacht gelegen, wuste er selbst nicht zu sagen. Als er wieder zu sich selbst gekommen, hatte er sich in der Hütte eines sibirischen Bauers befunden, der ihn in seinem elenden Zustande angetroffen, und auf seinen Schultern dahin getragen hatte. Dieser gute Mensch, der sich selbst in der äussersten Dürftigkeit befand, hatte ihn mit Beyhülfe seiner Nachbarn vier Wochen lang verpflegt und ihn so lange bey sich behalten, bis ihn ein in einem nahen Flecken wohnhafter Chirurgus so weit wieder hergestellt hatte, daß er ohne Gefahr seine Reise weiter fortsetzen konnte. Bischof dachte zu edel, um sich seiner Dankbarkeit zu rühmen; es ist aber doch Pflicht des Geschichtschreibers zu erzählen, was er Juliussen ver

ſchwieg. Er war nemlich kaum in Berlin angekommen, als er von ſeinen Zinſen, die ſein Kommiſſionär unterdeſſen geſammlet hatte, einen Wechſel für dreyhundert Thaler kaufte, und dieſen ſeinem armen Erretter und Wohlthäter nach Sibirien übermachte. Beyde reiſten zuſammen nach Magdeburg, weil Biſchof da ſein Lottchen zu finden hofte; Julius ſetzte ſeine Reiſe von da unverzüglich nach Halberſtadt, und Biſchof die ſeinige nach einigen Tagen nach Halle fort. Weil er hier erfuhr, daß ſein Schickſal ſchon durch ſeinen entkommnen Reiſegefährten bekannt geworden, und daß Lottchen ihn für todt hielte, ſo brauchte er die Vorſicht, ſie nicht plötzlich durch ſeine perſönliche Gegenwart zu überraſchen, ſondern er ließ ihr vorher durch einen Freund ſeine Errettung und ſeine baldige Ankunft melden, und gieng ſodann ſelbſt zu ihr. Sie hatte der Nachricht, daß er noch lebte, nicht völlig Glauben beygemeſſen, und eben deswegen machte die Ueberraſchung einen heftigern Eindruck auf ſie, als er gewünſcht hatte. Die Freude und der Ausguß der Liebe von beyden Seiten war unbeſchreiblich; nur der kann es ſich vorſtellen, der ſelbſt tugendhaft geliebt hat, und durch das Schickſal von ſeinem geliebten Gegenſtande getrennt geweſen iſt. Sie beſchloſſen ſogleich das Glück, ſich auf immer feyerlich zu

vereinigen, nicht länger aufzuschieben, und nach Verlauf von vierzehn Tagen verband sie der Prediger öffentlich mit einander. So wie Bischof ein Muster eines treuen und gefälligen Ehegatten wurde, so war Lottchen die zärtlichste und liebreichste Gattinn, die ihr gröstes Glück darin suchte, überall den Wünschen ihres Mannes zuvorzukommen.

Julius war im Begrif, den Auftrag seiner Aeltern, oder vielmehr seiner Stiefmutter auszurichten, Karls und Rosalindens Erlösung nach Paris zu überbringen, und alsdann jeden von ihnen an den Ort seiner Bestimmung zu begleiten; als die Krankheit seines Vaters so bedenklich wurde, daß er sich genöthigt sahe, noch einige Tage in Halberstadt zu bleiben, um den Ausgang abzuwarten. Es blieb nicht lange unentschieden, die Zufälle des Hofraths wurden von Tage zu Tage schlimmer, bis er endlich unter den heftigsten Schmerzen diese Welt verließ, nachdem er noch vorher die ihm ausserordentlich erfreuliche Nachricht von dem am 15 Februar zu Hubertsburg zwischen Preussen, Oesterreich und Sachsen geschlossnen Frieden erfahren hatte. Er empfand sonst in den letzten Tagen seiner Krankheit die schrecklichsten Gewissensbisse, über den vielen Verdruß, welchen er unzähligen seiner Mitmenschen verursacht hatte, über die beleidigenden Ur-

theile, die er von so vielen gefällt hatte, und die unchristliche Art, womit er Dinge behauptet und andern widersprochen hatte, bloß um sie nur zu kränken und ihnen etwas unangenehmes zu sagen. Mehrmalen fieng er an sich selbst als den abscheulichsten Menschen zu verdammen, und in Gottes Namen das schrecklichste Urtheil über sich selbst auszusprechen, und gleichwohl litt seine Eigenliebe in der ernsten Todesstunde es nicht, daß ihm Peemüller das sagen und vorhalten durfte, was sein innerer Richter ihm so laut zurief. Ja selbst mit diesem kämpfte jene lange; noch immer suchte er sich selbst zu täuschen, und sich zu überreden, er sey besser als er war, und alle üble Gedanken und Thaten, und alle mögliche traurige Folgen derselben, welche ihm sein Gewissen so lebhaft vermahlte, seyen weiter nichts als Auswüchse seiner durch die Krankheit verwirrten Phantasie oder vielmehr seiner Hypochondrie, auf deren Rechnung er vieles schrieb. Sein Tod war traurig, er starb nicht allein, wie gesagt, unter harten körperlichen Schmerzen, sondern auch unter der größten Seelenangst, beynahe ohne Trost und Hofnung. Alles Zureden der Anwesenden war vergebens; jeder von seinen Bekannten strafte ihn schon durch seine bloße Gegenwart; er erkannte in jedem einen von ihm vielfach Beleidigten, den er oft und vorsetzlich geärgert, und dadurch von der Summe seiner Tage ihm

vielleicht einige geraubt hatte. Sein Beyspiel war eine neue Bestätigung der bekannten Erfahrung, daß ein eigenliebiger Mensch am schwersten zu bessern ist. Auch zu seinem Verderben hatte eine verkehrte Erziehung, die er in seiner Jugend genossen, übel angebrachtes und unzeitiges Lob, womit man zu freygebig gewesen war, thörichte Nachsicht, oder vielmehr Nachlässigkeit in der Aufsicht und Zucht sehr vieles beygetragen. Er erinnerte sich noch wenig Stunden vor seinem Tode, daß seine Mutter es mit Lachen angesehn, daß er als ein dreyjähriger Knabe nicht nur seine Wärterinn, sondern auch seinen Vater ins Gesicht geschlagen; der Gedanke, daß seine Frau es eben so gemacht, und er gegen seine Kinder eben so nachläßig gewesen, sich so wenig um ihre Erziehung bekümmert, und tausend Ungerechtigkeiten seiner Frau gegen Julius hatte hingehen lassen, und dagegen zu schwach gewesen war, Karls und Rosalindens Verzärtelung Einhalt zu thun, die beyde jetzt die Folgen davon empfinden musten, kam dazu, und erzeugte bey ihm eine Menge Verwünschungen des zweyten Geschlechts, dem er alles Uebel in der Welt zuschrieb. Unter seinen handschriftlich nachgelassenen Schriften, fand man unter andern auch eine Brochüre, der er den Titel gegeben hatte, gereimte Ausfälle auf ungereimte Einfälle; die

Reime waren aber, wie man leicht erachten kann, ganz erbärmlich.

Nach seinem Tode liessen die Gerichte sein ganzes Vermögen revidiren und versiegeln, und also mußte die Reise, welche Julius thun sollte, Karln und Rosalinden zu erlösen, unterbleiben, weil das dazu bestimmte Geld mit versiegelt wurde. Nach Verlauf der gesetzmässigen Zeit wurde das Testament eröfnet, und befunden, daß der Hofrath seiner Frau, zu Julius grosser Beeinträchtigung, den Nießbrauch seines sämtlichen Vermögens vermacht hatte. Sie hatte gar gesucht ihn dahin zu vermögen, daß er sie mit Juliussens völliger Ausschliessung zur Universalerbinn einsetzen sollte, allein ihre desfalls angewandte Bemühungen waren vergebens. Doch tröstete sie sich damit, daß sie ohnehin und für sich im Stande seyn würde, Juliussen beynahe völlig auszuschliessen, da sie den Kunstgriff gebraucht hatte, nicht allein alles Silberzeug was von Juliussens Mutter vorhanden war, umarbeiten und ihren Namen darauf stechen zu lassen, sondern auch den schwachen Hofrath dazu bewogen hatte, daß alle ausstehende Kapitalien auf ihren Namen ausgeliehen waren. Juliussens Freunde suchten ihn zwar dahin zu bewegen, daß er das ungerechte Testament umstossen, und eine gerichtliche Klage gegen seine Mutter erheben sollte, allein

er war zu gewiſſenhaft, ſeines verſtorbnen Vaters Schwäche aufzudecken, und gegen ſeine Stiefmutter zu proceſſiren; er ließ es alſo fürs erſte dabey bewenden, und begnügte ſich damit, daß andre es durchſetzten, daß ſeine Stiefmutter nichts von den Kapitalien in die Hände bekam, ſondern daß dieſelben Gerichtswegen adminiſtrirt, und ihr bloß die Zinſen davon jährlich ausgezahlt wurden. Sie proteſtirte zwar heftig gegen dies Verfahren, und berief ſich beſonders mit vielem Troz darauf, daß die hinterlaſſenen Kapitalien nicht ihrem Manne gehört hätten, ſondern ihr Eigenthum wären. Allein dies half nichts; man brauchte gegen ſie den Grundſatz, daß ein Weib nichts erwerben könne, und legte ihr auf zu beweiſen, daß es ihr väterliches Vermögen ſey, oder daß ſie es ſonſt geerbt hätte, und da ſie dies nicht konnte, behielt es bey der einmal getroffenen Verfügung ſein Bewenden.

Sie ſahe ſich alſo völlig auſſer Stand geſetzt, ihre beyden zu Paris im Gefängniſſe ſchmachtenden Kinder zu erretten, da das ganze hinterlaſſene Vermögen ihres Mannes nur noch aus ſechszehntauſend Thalern beſtand, und ſie alſo jährlich nicht mehr als achthundert Thaler einzunehmen hatte. Sie gab ſich indeſſen Mü-

he, durch einen Kaufmann in Berlin, der ihr Freund war, einen Pariſer Banquier dahin zu vermögen, daß er für ihre Kinder Bürgſchaft machte; allein da dieſer nicht dazu zu bewegen war, ſo blieb ihr weiter nichts übrig als die traurige und faſt hofnungsloſe Ausſicht, ihre Kinder in der Ferne im Gefängniß zu laſſen, und ſich unterdeſſen aufs genaueſte einzuſchränken, bis ſie von ihrer jährlichen Einnahme ſo viel erſparen könnte, ihre Kinder damit loszukaufen. Der Kummer, den ſie hierüber empfand, der Schmerz, daß ſie ſo tief geſunken und gebeugt war, die Vorwürfe, die ſie ſich unaufhörlich ſelbſt machte, daß ſie hauptſächlich und allein an ihrem und ihrer Kinder Unglück Schuld ſey, die häufigen Biſſe ihres unruhigen Gewiſſens, die ſie über die an Julius begangnen Ungerechtigkeiten empfand, machten ſie zu einer der Unglückſeligſten aller Sterblichen. Ihre Tage floſſen unter Gram, Sorgen und Unruhe dahin, ſie ſahe bald mehr einem Todtengerippe als einem Menſchen ähnlich, und verfiel oft in eine ſo unſelige und ſchreckliche Gemüthskrankheit, daß ihr Zuſtand jeden hätte zum Mitleid auffordern müſſen. Gleichwohl hatte nicht einmal jemand Mitleid mit ihr; jedermann haßte und verabſcheute ſie; alle flohen ſie, ſie hatte keinen Freund, keinen Zuſpruch, keinen

Troſt. Der einzige, welcher noch zuweilen zu ihr kam, war Peemüller, und dieſer war ihr bis in den Tod verhaßt, und ſein Beſuch gereichte ihr mehr zur Qual als zur Aufmunterung, weil er ſie unaufhörlich mit Vorwürfen plagte, und ſie nie verließ, ohne die Anmerkung gemacht zu haben, daß der Ungerechte und Boshafte, in ſeiner Ungerechtigkeit und Bosheit ſelbſt ſchon hier auf Erden ſeine Strafe hätte; und daß Aeltern, welche ihre Kinder verzärtelten, und darin die Liebe gegen ſie ſetzten, wenn ſie in allem ihren Willen thäten, nicht allein ſich und ihren Kindern Unglück und Verderben, und tödtende Vorwürfe und Gewiſſensangſt bereiteten, ſondern auch durch dies Verhalten die ärgſte Satire auf ihren eignen Verſtand machten; und zwar um ſo viel mehr, je mehr Erziehungsgeſchicklichkeit ſie ſich ſelbſt beygelegt hätten. Sie wünſchten, daß ihre Kinder allen gefallen möchten, und gleichwohl machten ſie aus ihnen Gegenſtände des allgemeinen Haſſes. Denn jedermann haßte und verabſcheuete ein verzogenes, unartiges und eigenwilliges Kind, wenn er ſich's gleich, der Aeltern zu ſchonen, nicht allemal merken lieſſe.

Juliuſſen wurde nicht lange nach ſeines Vaters Tode eine Profeſſur an dem Gymnaſio zu** angetragen, allein er ſchlug dieſelbe aus, weil

er sich anheischig gemacht hatte, der Führer und Erzieher des siebzehnjährigen Grafen von B** zu werden, und denselben auf seinen Reisen durch England, Frankreich und Italien zu begleiten. Die Dankbarkeit gegen den seligen Wegner war in seinem Herzen unauslöschlich, und obgleich die Umstände es nicht erlaubt hatten, sein Versprechen ganz zu erfüllen und in dessen Hause zu bleiben, so suchte er es doch noch zum Theil in Erfüllung zu bringen, und machte es deswegen zur Bedingung, daß er Fritzen, den ältsten Sohn des Kammerraths, der jetzt dreyzehn Jahr alt war, auf des Grafen Kosten mitnehmen dürfte; welches dieser gerne bewilligte. Er trat also in Beyder Gesellschaft noch in diesem Jahre die Reise an.

Ende des zweyten und letzten Theils.

a. R.

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!

4 A 9225